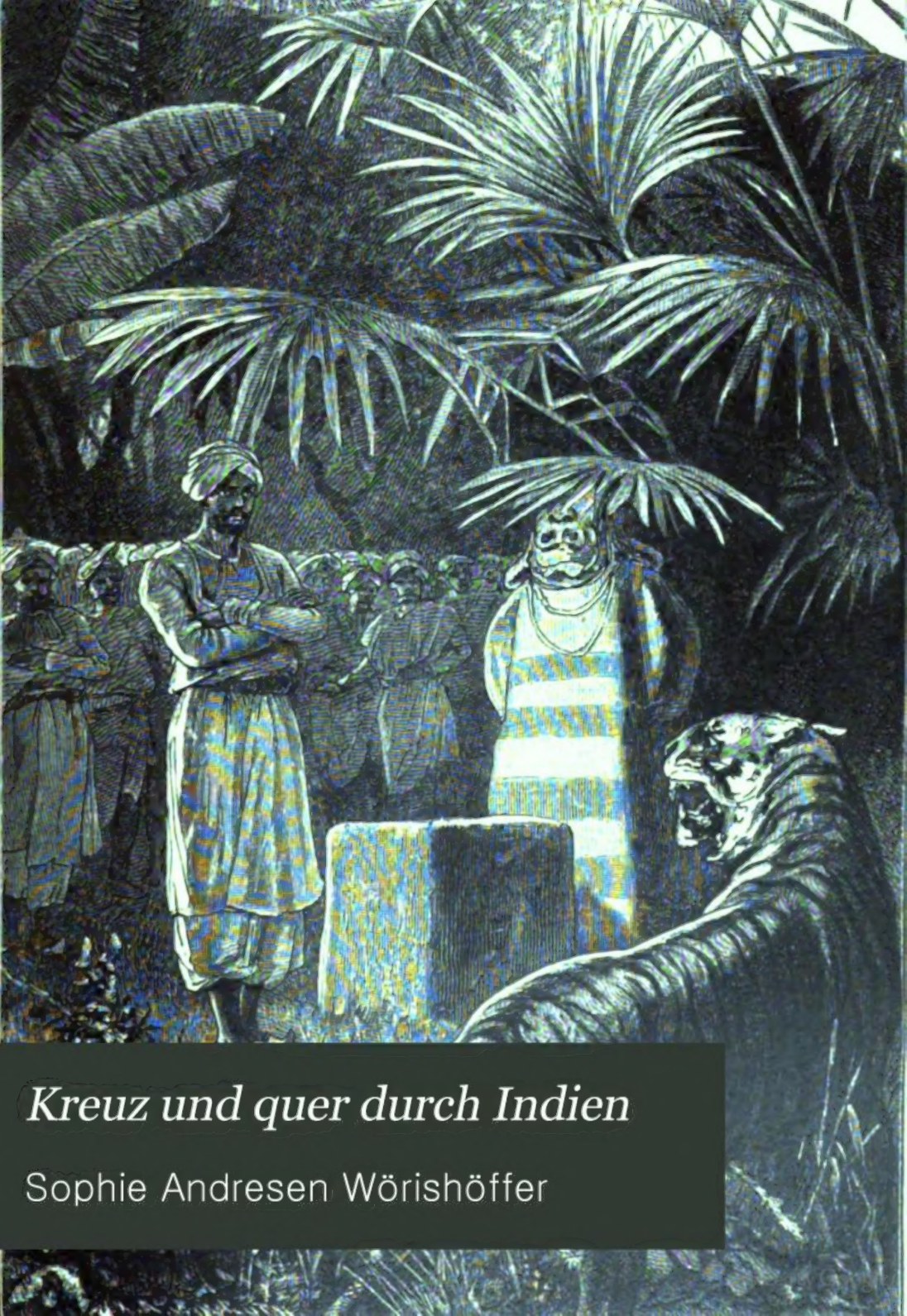


Kreuz und quer durch Indien

Sophie Andresen Wörishöffer

Digitized by Google

Arnold Eug. Mettler
St. Gallen

Kreuz und quer durch Indien.

Digitized by Google

Walter Schnaase, aus: Das Schloss von Chambord, Lithographie, 1845, 21,5 × 31,5 cm, Kunsthalle Bremen, Kupferstichkabinett

Kreuz und quer durch Indien.

Irrfahrten

zweier junger deutscher Leichtmatrosen

in der

Indischen Wunderwelt.

Von

Sophie
S. Wörishöffer,

Verfasser von: „Robert der Schiffsjunge", „Das Naturforscherschiff", „Auf dem Kriegspfade", „Onnen Visser", „Durch Urwald und Wüstensand", „Lionel Forster", „Ein Wiedersehen in Australien", „Die Diamanten des Peruaners", „Unter Korsaren".

Dritte Auflage.

Mit 17 Abbildungen.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1890.

Digitized by Google

238
W8A
C93

Digitized by Google

733102-254

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Im Hafen von Bombay. Oskars Befreiung von der Dschonke. Die Flucht vor Dewitschand Oskars Geschichte. Ankunft auf Elephanta.

Zweites Kapitel.

Die Cobra Capella. Nach dem Siwatempel. Chamäleon, Vogelspinne, Skorpion und rote Schlange. Die Fakire vor dem Tempel. Die Gaukler-gesellschaft im Tempel. Der Vertrag mit Tippoo. Nach Bombay. Dschumbo, der Elefant. Das Schlangenfest in Bombay. Die Versammlung am Götzen-bild. Abreise ins Innere. Houdins Geschichte.

Drittes Kapitel.

Die Wölfe. Edelfalke und Geier. Im Dorfe der Rajoten. Bowands des Parsen Tod und Bestattung. Das Schauspiel der Dorfjugend. Tippoo als Geistertänzer.

Viertes Kapitel.

Die Bettelkäfer. Schlangenfütterung. Die Erscheinung des Tigers. Das Gottesurteil. Harit-Zebs Tod Die Bedrohung durch die Dorfbewohner. Glückliches Entkommen.

Fünftes Kapitel.

Im Felsentempel. Dschumbos Kampf mit den Tigern. Houdins und Richards Freundschaftsschwur. Eßbare Vogelnester. Das Pokafest. Das Gewitter. Belagerung durch die Anakonda. Die Rettung.

Sechstes Kapitel.

Antilopenjagd mit gezähmten Leoparden. Das Fürstenschloß. Der ge-zähmte Tiger. Rhinozeros-Zweikampf. Die Versammlung der Thugs. Das Fest im Park. Habads Tod durch die Brillenschlange. Die Witwenverbrennung.

Siebentes Kapitel.

In Zentralindien. Der Sklavenmarkt. Hühnerjagd. Die schwarzen Panther. Bei Tukallah dem Fakir. Selbstpeinigung am Krokodilteich.

Achtes Kapitel.

Der Udgirihügel. Im Tempel des Schlangengottes. Das Dorf der Zwerge. Am heiligen Strome. Das Bad im Ganges. In Puri. Der Tempel des Dschagannath. Baulambal der Bettler. Das Wagenfest des Dschagannath. Baulambals Tod. Die Cholera.

Digitized by Google

Der Knabe ſchüttelte den Kopf. „Das weiß ich ja, Steuermann. Sie könnten mir die Sache aber unter der Hand geſtatten; ich muß hinaus.“

„Aber wozu denn, Junge? Ich thue es auf keinen Fall, das laß dir geſagt ſein. Könnte da ſo ohne weiteres meine ganze Stellung verſcherzen, irgend einer Thorheit wegen, — du kennſt ja den Alten, er ſchießt mit der Piſtole dazwiſchen, wenn ſich jemand widerſetzt.“

Richard ſchwieg; nach einer Pauſe nahm der Steuermann das Geſpräch wieder auf. „Was haſt du denn am Lande noch zu ſuchen, Junge, he?“

„Ans Land will ich überhaupt nicht gehen. Steuermann, laſſen Sie mich allein auf eine einzige Stunde hinaus, ganz allein, — Sie helfen damit vielleicht ein gutes Werk fördern.“

Der brave Hamburger vergaß vor Erſtaunen, den Mund zu ſchließen. „Ein gutes Werk, Junge? Potz Kringel und Krummbrot, bei dir rappelt es!“

Richard ſtand auf, er trat hart an ſeinen Vorgeſetzten heran. „Darf ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, Steuermann? Etwas, das ich erlebt habe?“

Der andere nickte. „Schieß los!“ ſagte er.

„Gut. Ich will's kurz machen, Steuermann. Sie wiſſen, daß ich in letzterer Zeit mehrere Male auf Urlaub an Land geweſen bin, nicht wahr? Nun wohl, die Friſt bis zum Abend war mein, ich konnte alſo thun und laſſen was ich wollte, deshalb bummelte ich im Hafen zwiſchen den Schiffen ein wenig herum, hauptſächlich da hinten, wo die chineſiſchen Dſchonken*) liegen; es machte mir Spaß, ihre verrückten Segel und Taue aus Binſen zu betrachten. Ganz in der vorderſten Reihe befindet ſich ein großes altes Schiff, ſtarrend von Schmutz, mit allerlei ſchauderhaften Fratzenbildern bemalt und voll von gelben Geſichtern, die nichts Gutes zu weiſſagen ſcheinen, — mehrere Male, wenn ich am Abend hart unter dem Bug des unheimlichen Fahrzeuges dahinſtreifte, hörte ich deutlich das Wimmern einer Menſchenſtimme, zuweilen ſogar das Geräuſch von Schlägen, alles im Innern der Dſchonke.“

Steuermann Peters runzelte die Stirn. „Der verdammte Heide prügelt ſein Weib oder ſeine Leute,“ ſagte er, „es iſt De-

*) Fahrzeuge von den verſchiedenſten Größen, mit zwei Maſten und zwei Segeln aus Binſenmatten.

Digitized by Google

witſchand, der alte Fuchs, von dem behauptet wird, daß er mit allem, was Seeräuberei treibt, heimlich befreundet ſei. Laß du ihn laufen, Junge, dich kümmert's ja nicht, weſſen Rücken er mit dem Bambus traktiert."

Die Augen des Knaben blitzten. „Doch vielleicht," rief er, „doch vielleicht, Steuermann. Geſtern abend war ich wieder da, eines der Fenſter ſtand ein wenig offen, ſo daß ſich die Stimmen des Chineſen und deſſen, den er mißhandelte, deutlich unterſcheiden ließen. Der letztere iſt jedenfalls ein Deutſcher."

„Unmöglich!" rief entſchieden der Steuermann. „Deutſche Seeleute fahren auf dieſen ſchmutzigen berüchtigten Dſchonken niemals."

„Es iſt aber doch, wie ich ſage, Steuermann. Die Stimme rief ganz vernehmlich ein: ‚Ich thue es nicht und wenn er mich auf dem Fleck tötet!' — Dazwiſchen erklang freilich mehr als ein halberſtickter Schmerzensſchrei."

Der Steuermann ſah auf das dunkle Meer hinaus. „Schlimm genug, wenn ſich die Sache ſo verhalten ſollte," ſagte er ſehr ernſt. „Wir können uns aber durchaus nicht hineinmiſchen, zumal da unſer Alter den Dewitſchand ganz genau kennt und ſchon vielfache Handelsgeſchäfte mit ihm abgeſchloſſen hat. Vergiß, was du entdeckteſt, Richard; man muß ſo oft im Leben weder hören noch ſehen, um nur ſich ſelber durchzuſchlagen. Dies iſt auch ein ſolcher Fall."

In den Augen des Knaben ſchimmerte der Glanz zorniger Erregung. „Ach, hätte Deutſchland eine Flotte," ſagte er, die geballten Fäuſte ſchüttelnd, „ſolche Abſcheulichkeiten dürften nicht mehr vorkommen. Unter den Batterien eines Kriegsſchiffes würde es der ſchmutzige Heide nimmermehr wagen, einen Deutſchen zu mißhandeln."

Der Steuermann zuckte die Achſeln. „Gott beſſere es," verſetzte er. „Vorläufig können wir dem armen Schelm, wer er auch ſein möge, nicht helfen."

Damit war die Unterredung beendet; der Steuermann ging in ſeine Kajütte und Richard blieb allein auf dem Taubündel ſitzen. Eintönig plätſcherten die leichten Wellen gegen den Kiel, von fern drang das Geräuſch der großen Stadt herüber, eine milde kühle Luft fächelte nach dem heißen Tage die Stirn des Knaben. Ob es denn ſo ganz unmöglich war, auch ohne die Erlaubnis des Steuermannes vom Bord zu kommen? Freilich, das Boot konnte

er nicht lösen, aber es wimmelte ja im Hafen von Fahrzeugen aller Art, für wenige Pence fand sich ein Hindu, der ihm seinen Kahn überließ, ohne lange nach dem Woher und Wohin zu fragen. Richards Herz schlug schneller, er horchte.

Alles still. Die Matrosen saßen im Logis und spielten Karten, den Kajüttsjungen hatte der Kapitän mit sich in die Stadt genommen, — auf dem Verdeck war im Augenblick keine lebende Seele.

Richard schlich leisen Fußes zum Fallreep, den zum Wasser zur Erleichterung der Besteigung des Schiffes herabhängenden Tauen. Etwas in ihm trieb unwiderstehlich vorwärts, er konnte es nicht über sich gewinnen, den deutschen Landsmann im Bauche des Chinesenschiffs seinem Schicksal zu überlassen, er mußte an Bord dieses verrufenen, spukhaft aussehenden Schiffes gelangen, es koste, was es wolle. Die Flut kam erst um vier Uhr morgens, der Kapitän vielleicht auch nicht früher, da blieb also Zeit in Fülle, um heimlich wieder in die Koje zu kriechen, und wenn es Gottes Wille war, mit dem geretteten Fremden.

Er kletterte am Fallreep bis zum Wasserspiegel und spähte umher. Aus dem Schatten der nächsten Schiffe löste sich sofort ein kleines Boot, und die Stimme eines Eingebornen fragte in schlechtem Englisch, ob der Sahib fahren wolle.

„Pst! — Komm hierher, Kamerad."

Der Hindu brachte lautlos das Boot bis dicht unter den Bug der „Hansa". „Sahib befiehlt?" flüsterte er.

„Kannst du mir deinen Kahn auf ein paar Stunden leihen, Freund? Hier ist Geld, aber ich muß allein fahren. Bei der Landungstreppe findest du morgen den alten Kasten unversehrt wieder."

Der Hindu ergriff begierig die Münzen. „Well, Sahib. Brahmas Augen sollen die Leuchte deines Weges sein und der Gesang der Bulbul dein Herz erfreuen."

„Danke schön, mein Bester. Und jetzt trolle dich gefälligst!"

Die erhobene Rechte diente für diesen letzten Satz als nicht mißzuverstehender Dolmetscher. Der Hindu sprang gewandt auf den nächsten, an einem Pfahle schaukelnden Kahn und war schon nach Sekunden in der Finsternis verloren gegangen, — mit langen Ruderschlägen schoß sein Fahrzeug, von den kräftigen Armen des jungen Hamburgers getrieben, über die Wellen dahin und links um den Ankerplatz der deutschen Schiffe herum bis zur Stelle, wo die Dschonken lagen.

Dunkle ſchmale Waſſerſtraßen führten nach allen Richtungen durch das Gewirre der ſchwimmenden Koloſſe, Boote ſchoſſen vorüber, Lichter glänzten und Menſchenſtimmen ſangen, nur von den chineſiſchen Schiffen erklangen wenige oder gar keine Laute. Weiber und Kinder auf denſelben mochten ſchlafen, die vielen Hunde zuſammengerollt hinter den Maſten kauern oder ihre Herren in den Straßen von Bombay begleiten, kurz, dieſer Teil des Hafens war verlaſſen und öde, Richard gelangte bis unter den Bug des ſchwarzen alten Fahrzeuges, ohne irgend etwas Verdächtiges wahrgenommen zu haben.

Eine Schlange mit offenem Rachen, um ein fabelhaftes vierfüßiges Rieſentier gewunden, ein unentwirrbarer Knäuel gelb- und rotbemalter Glieder ſchmückte als Wappentier die plumpe Wand der Dſchonke, — Richards Herz klopfte heftig; das war das Schiff, welches er ſuchte. Seine Augen, längſt an die herrſchende Dunkelheit gewöhnt, ſandten muſternde Blicke über das Deck dahin, — vier menſchliche Geſtalten ließen ſich deutlich erkennen. Drei davon kehrten der Seite, an welcher er ſich befand, den Rücken, der vierte Mann aber ſtand an den Maſt gelehnt und ſchien zu ſchlafen oder in quälende Gedanken verſenkt, wenigſtens bewegte er kein Glied und der Kopf hing auf die Bruſt herab.

Die drei anderen aßen; ſie hielten eine ihrer ſcheußlichen Mahlzeiten aus Würmern oder Ratten, und waren damit ſo eifrig beſchäftigt, daß ihnen für nichts anderes Zeit blieb. Richard wollte eben die im Abendwind ſchaukelnde Fallreepstreppe erklettern und unter einem vom Zaun gebrochenen Vorwande das Deck des Chineſenſchiffes betreten, als ihn ein Laut von den Lippen des am Maſt lehnenden Mannes aufhorchen ließ. Dem tiefen ſchmerzvollen Seufzer war ein Wort hinzugefügt, ein einziges, aber — ein deutſches.

„Waſſer!“ — —

Vor Richards Blicken erſchienen bunte Farben. Das war der Unglückliche, den Dewitſchand in ſeiner Kajütte zu peitſchen pflegte. Ob er laut ſchreien, ob er zu Waſſer und zu Lande alles Lebende aufrufen ſollte, um den bedrohten Landsmann aus der Mörderfauſt des chineſiſchen Gauners zu befreien?

Im erſten Augenblick wollte er es, aber ſeine Beſonnenheit kehrte doch bald zurück. Es waren mindeſtens zwanzig Dſchonken zur Stelle; ehe daher die Hafenpolizei erſchien, hatten befreundete Hände den armen Schelm ſo ſicher verborgen, daß ihn kein menſch-

liches Auge wiederfand; wenn es sein mußte, sogar auf dem Grunde des Meeres. Nur List konnte zum Ziel führen, das unterlag keinem Zweifel.

Die drei Chinesen aßen noch immer, Richard hob daher behutsam das eine seiner beiden Ruder aus dem Wasser und hielt es hoch in der Luft, — der Deutsche mußte unbedingt das Zeichen sehen.

Augenblicke vergingen so, dann kam der erste Erfolg, — Richard war wenigstens bemerkt, obwohl er im gleichen Augenblick eine neue erschreckende Entdeckung machen mußte. Anstatt am Mast der Dschonke zu lehnen, befand sich der Deutsche auf diesem Punkte als Gefangener; Hanfschnüre umwanden alle seine Glieder, er konnte nicht einmal eine Hand bewegen.

Richards Empörung stieg; er legte den Finger auf die Lippen. „Keinen Laut!“

Dann erkletterte er geräuschlos und sicher das Fallreep, zog sein Messer aus der Tasche und begann, nachdem er es zwischen die Zähne genommen, auf Händen und Füßen über das Deck der Dschonke zu kriechen. Drüben an der andern Seite des Schiffes hatten die Chinesen ihr Abendessen beendet; sie schwatzten jetzt durcheinander und einer sang mit blecherner mißtönender Stimme ein Lied, — Richard sandte für dies Konzert ein Dankgebet zum Himmel empor, es war vielleicht für ihn und seinen unbekannten Schützling das Mittel zur Rettung.

„Schmutziges Gesindel!“ dachte er, so oft seine Hände den unsauberen schlüpfrigen Boden des Schiffes berührten, „ich möchte euch mit dem Tauende unseres Steuermannes Bekanntschaft schließen sehen. Aha, auch Schweine an Bord, — gleich und gleich gesellt sich gern, ihr Herren Langzöpfe!“

Neben der Kombüse mußte der Stall aufgebaut sein, die Spitznasen stritten in ihrer bekannten melodischen Sprachweise mit einander, der Chinese sang noch immer fort und in den Segeln rasselte und flüsterte der Wind, — Schritt um Schritt, wie der Indianer auf dem Kriegspfade, kroch Richard vorwärts.

Gottlob, es schien sich an Bord kein Hund zu befinden.

Deutlicher und immer deutlicher trat aus der Finsternis die Gestalt des jungen Mannes am Mittelmast hervor; er konnte nur wenig älter sein als Richard selbst, aber Aussehen und Kleidung zeugten von den erlittenen Mißhandlungen klarer, als alle Worte. Der leinene Anzug hing in Fetzen von einem abgemagerten Körper

herab, das Geſicht war blaß und das Haar verworren, die Augen unnatürlich groß. Eine bittende Gebärde zeigte dem tapferen jungen Landsmann die Schnüre, welche an Hals und Händen das Fleiſch zerriſſen.

Statt aller Antwort nahm Richard das Meſſer aus dem Munde und begann zuerſt die Arme des Gefangenen zu befreien, dann den Kopf, alles langſam und leiſe, um nicht etwa den Verdacht der wachehaltenden Chineſen zu erwecken.

„O — Gott lohne dir's!“ flüſterte der Fremde.

„Still — ich bitte dich!“

Unabläſſig ſägte und trennte das ſcharfe Meſſer. An einem einzigen Haar hing Tod und Leben, ein zufälliger Blick ſchon konnte den Chineſen zeigen, was ſich hinter ihrem Rücken zutrug, kein Augenblick durfte verſäumt werden.

Jetzt fiel die letzte Feſſel; nahe, ganz nahe beugte ſich Richard über den Befreiten. „Mache es wie ich, Freund, krieche hinter mir her bis zum Fallreep.“

Aber der andere ſchüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht, meine Glieder ſind wie abgeſtorben. Was fangen wir nur an?“

Richard überlegte nicht lange. „Wollt' ich dich tragen, ſo würden uns die Chineſen hören,“ ſagte er, „es bleibt uns nichts übrig, als folgendes: Wenn ich mein Boot glücklich erreicht habe, läßt du dich über Bord ins Meer fallen. Ich ziehe dich unbeſchadet wieder heraus.“

„Und wir ſollten die Dſchonke verlaſſen, ohne den ſchurkiſchen Kerlen einen Denkzettel zu geben? Drei ſind nur an Bord!“

„Mit denen ich es doch allein nicht aufnehmen könnte, und du zählſt ja nicht mit. Mache es, wie ich dir ſage.“

Der andere ballte die Fauſt. „Ja, ja,“ ſtammelte er, „aber ich hätte gern das verfluchte Schiff in Brand geſteckt.“

Richards Blicke warnten ihn. „Ich gebe dir ein Zeichen,“ flüſterte er, „bis dahin rege kein Glied.“

Sie trennten ſich, und der junge Deutſche legte den gefahrvollen Weg über das offene Deck ebenſo raſch und ſicher wieder zurück, wie er vorher gekommen war. Im Boote angelangt, gab er das Zeichen mit dem Ruder.

Mit ſchneller Bewegung, lautlos wie eine Schlange, rollte ſich der Befreite bis zur Schanzkleidung; mit einem entſchloſſenen Ruck ließ er ſich ins Meer fallen.

Richard hatte das Ruder ſchon bereit, er zog kaum einige

Sekunden ſpäter den Geretteten aus dem Waſſer und hob ihn ins Boot. „Gott ſei geprieſen,“ murmelte er, „das wäre gelungen!“

Die Wellen bewegten ſich, wie eine Möwe ſchoß der ſchlanke Kiel hindurch, in unbeſtimmten Umriſſen verſchwand das Räuberſchiff den Blicken. Die Chineſen hatten ſich um nichts bekümmert; ſie mochten wohl ihren Gefangenen für ſicher gefeſſelt halten, und ließen ſich in ihrer Ruhe durch das Geräuſch des Sturzes nicht beeinträchtigen. War irgendwo ein Menſch in das Waſſer gefallen, ſo mußte er entweder ertrinken oder zuſehen, wie er wieder herauskam, das kümmerte ſie wenig.

„Hurra!“ rief Richard. „Wir haben geſiegt!“

Der andere fiel ihm mit beiden Armen um den Hals. „Ich will dir danken, ſo lange ich lebe!“ rief er leidenſchaftlich. „Biſt du auch ein Hamburger?“

„Alſo du auch?“

„Freilich, freilich. Ich heiße Oskar Winter!“

„Und ich Richard Wittenberg. Aber ſage mir, wie kamſt du als deutſcher Seemann auf die Chineſendſchonke? Und weshalb hat man dich wie einen Gefangenen behandelt?“

„Ach — das erzähle ich dir alles ſpäter. Es wird doch in Bombay eine Hafenpolizei geben, oder beſſer noch, ein deutſches Konſulat?“

„Erſteres gewiß,“ verſetzte Richard. „Du willſt natürlich Schutz ſuchen?“

„Ich will den Spitzbuben Dewitſchand ans Meſſer liefern, womöglich ſoll er baumeln und das Höllenneſt, ſein Schiff, in Flammen aufgehen.“

Das war mit dem Tone des Haſſes, der wildeſten Rachſucht hervorgeſtoßen; Richard ſchüttelte den Kopf. „Werde erſt ruhiger,“ verſetzte er. „Vor allen Dingen müſſen wir ſehen, unbemerkt ans Land und in eine geſchloſſene Sänfte zu kommen. Bedenke, wenn uns Dewitſchand zufällig in den Weg laufen ſollte.“

Ein Schauder rann über Oskars ganzen Körper. „Ich wäre verloren“, keuchte er, „der Schuft würde mich morden.“

„Stehſt du in den Liſten als ſein Untergebener?“

„Als Decksjunge, ja!“

„Dann hat er das Recht, dich verhaften zu laſſen, wo du ihm begegneſt. Wir müſſen auf unſerer Hut ſein!“

Das Boot näherte ſich der Hafenmauer; man ſah einzelne Geſtalten auftauchen und dann mehrere und immer mehrere; Herren

und Damen zu Pferde, Kutſcher nach europäiſchem Muſter, dazwiſchen Hindus im weißen Gewande mit rotem Turban, Türken mit grüngoldenem Turban, eingeborne Frauen mit dem Naſenring, Parſi, Chineſen, Juden und Europäer aller Länder. Durch die Straßen trugen geſchäftige Hindu den goldgeſchmückten Palankin, eine bunte Menge drängte ſich an den Dämmen und Spazierwegen, Geräuſch und reges Durcheinander der Stimmen erfüllte rings die abendliche Luft, in der alles Lebende nach der erdrückenden Hitze des Tages neu aufatmete.

„Hier müſſen wir anlegen," meinte Richard. „Es iſt die Bootstreppe. Soll ich nach dem Polizeigebäude fragen?"

Statt aller Antwort berührte Oskar den Arm ſeines neuen Freundes, er ſah ſtarr auf eine Gruppe von Männern, die ſich eben der Treppe näherte und zum Waſſer hinabzuſteigen begann, ſein Geſicht war todesblaß.

„Dewitſchand!" flüſterte er.

„Wo?"

„Der kleine alte Chineſe da. Er hat uns bemerkt."

Es war wirklich ſo. Die Schlitzaugen des Gelben bohrten ſich aus nächſter Nähe in die des jungen Deutſchen, der Zopf geriet in ſchwingende Bewegung, die Hand ballte ſich zur Fauſt.

„Hölle und Teufel," rief er in engliſcher Sprache, „das iſt mein Decksjunge. Er hatte Bordarreſt, er will entlaufen, — wo iſt die Polizei?"

Ein paar uniformierte Geſtalten näherten ſich raſchen Schrittes, ihnen voran ſtürzte der Chineſe die Stufen hinab und in das nächſtbeſte Boot, deſſen Führer an den Stufen auf Fahrgäſte wartete. „Vorwärts!" ſchrie er, „vorwärts, ich bezahle was ihr verlangt!"

Aber der Hindu mußte ſein Fahrzeug erſt von der Kette löſen; es vergingen einige Minuten, bevor er die Riemen ins Waſſer tauchte, und dieſe kurze Friſt hatte Richard benutzt um mit allen ihm zur Verfügung ſtehenden Kräften das Boot aus dem Bereiche der Gefahr zu bringen. Einen Silberſtreif hinter ſich laſſend, glitt es hinaus in das Dunkel, verfolgt von den Flüchen und Verwünſchungen des Chineſen, der ſich vergebens bemühte, den Führer ſeines eigenen Kahnes zu größerer Eile anzuſpornen.

„Ich bezahle doppelt," ſchrie er, „dreifach, zehnfach. Laßt mir den Burſchen nicht entkommen, er iſt ein Dieb, er beſtiehlt mich."

Aber anſtatt zu größerer Schnelligkeit der Verfolgung zu gelangen, ſah er dieſelbe plötzlich abgeſchnitten. Hinter dem Hinduboot, das ihn trug, ſchoß das der beiden Poliziſten durch die Fluten, vor ihm verſperrten zahlreiche Kähne den Weg. Vornehme Europäer mit ihren Damen, die der allgemeinen Sitte abendlicher Waſſerfahrten huldigten, junge Mädchen und Kinder, alles nahm Partei für die Flüchtlinge.

„Ein paar arme weiße Knaben," ging es von Mund zu Mund, „was mag der Heide mit ihnen vorhaben?"

„Einer blutete an Hals und Händen?"

„Laßt uns ihnen einen Vorſprung ſchaffen!"

Und die Boote ſchoben ſich zuſammen; wo das des Chineſen durchſchlüpfen wollte, da mußten erſt zwei andere ausweichen, und das koſtete viel Zeit. Halb aus Mitleid für die beiden Bedrohten, halb zum Spaß hielten dieſe Gondelfahrer aus den vornehmſten Kreiſen Bombays den Chineſen ſo lange in ihrer Mitte zurück, bis die herrſchende Finſternis den Weg zum Boote der beiden jungen Deutſchen erfolgreich verlegte. Es war unmöglich, zwiſchen Hunderten von Fahrzeugen gerade das eine herauszufinden.

Die ganze Angelegenheit vollzog ſich ſchnell wie der Gedanke. Ehe eine Viertelſtunde verging, hatte Dewitſchand die Verfolgung aufgegeben. Er tobte und fluchte, er ballte in raſendem Zorne die Fauſt, aber ſeine ohnmächtige Wut konnte den beiden Knaben nicht mehr ſchaden. Das Boot derſelben befand ſich außer Hörweite der Landungstreppe.

Oskar berührte Richards Arm. „Er nannte mich einen Dieb, der Schurke! Er ſagte, ich habe ihn beſtohlen, — hörteſt du es nicht?"

„Leider," verſetzte der Angeredete. „Wir ſind in eine böſe Lage geraten. Sahſt du neben dem Chineſen den großen Mann mit dem Vollbart?"

„Das war doch nicht dein Kapitän?" rief Oskar.

„Er ſelbſt. Wir ſind nun beide als Flüchtlinge und Gott weiß was ſonſt noch, angemeldet."

Oskar ſchüttelte den Kopf. „Du nicht, Freund. Überlaſſe mich meinem Schickſal, ſetze irgendwo den Kahn an Land und begib dich zu deinem Schiffe zurück."

„Damit mich der Chineſe für an Bord ſeines Schiffes begangene Gewaltthätigkeit vor Gericht ſtellt, nicht wahr? Dieſe Engländer machen in ſolchen Fällen gewaltig kurzen Prozeß, weißt du.

Ich bleibe bei dir, namentlich da du doch ſchwach und krank biſt, — irgendwo finden wir wieder ein Schiff, das uns in den Schutz deutſcher Behörden zurückbringt. Mein Steuermann iſt ein ehrlicher Kerl, er wird für mich zeugen, wenn ſpäter das ganze Abenteuer bei den Behörden in Hamburg zur Sprache kommt."

Oskar ſeufzte. „In Hamburg!" wiederholte er.

„Gewiß. Über kurz oder lang werden wir ja doch dort im Hafen wieder Anker werfen. All mein bißchen Geld habe ich in der Taſche, meine Papiere auch, — laß dann die paar Stücke Zeug nehmen, wer ſie mag. Vorwärts — und den Kopf oben gehalten!"

Oskar nickte. „Dich hat niemand beleidigt, niemand mißhandelt," ſagte er. „Aber mir iſt die Haut von den Knochen geſchunden, mich hat der Chineſe bis aufs Blut gepeinigt, — und das alles ſoll ungerächt bleiben?"

„Gewiß nicht. Dieſelbe Thür, durch welche die Sünde hinausgegangen iſt, läßt auch die Strafe herein, — Dewitſchand wird der ſeinigen nicht entfliehen können, ob du nun die Sache mit anſiehſt, oder nicht."

„Aber gerade das hätte ich ſo ſehr gewünſcht!" rief leidenſchaftlich der andere. „Es iſt nicht allein meinetwegen, wenn ich den Seeräuber an den Galgen bringen möchte, er hat eine Unthat begangen, die zum Himmel ſchreit, er iſt ein Mörder!"

„Aber ſage mir," fuhr er tiefatmend fort, „wohin fährſt du? Es drängt mich, dir meine Geſchichte zu erzählen."

„Nach Elephanta," antwortete Richard, „nach der Höhlenſtadt. Wir müſſen bis an den Morgen rudern, aber dafür wird uns in den Felſentempeln auch ſo leicht niemand finden. Ich war ſchon dort, die unterirdiſchen, zerklüfteten Wege ſind mir nicht mehr unbekannt, die Bettler vor den Thoren haben Lebensmittel in Fülle. Das iſt fürs erſte alles, was wir zu wiſſen brauchen."

Oskar ſeufzte. „Ich glaube, dir verurſacht das Abenteuer nur ſehr wenig Kummer," ſagte er. „Du biſt es vielleicht ganz zufrieden, einmal einen Zug durch das Innere des Landes, anſtatt durch das Weltmeer zu unternehmen."

Richard ruderte emſig; auf ſeiner offenen Stirn ſammelten ſich Tropfen, ſo kräftig trieb er das kleine Boot durch die Wellen. „Zu Hauſe bangt um mich kein Herz," verſetzte er, „ich bin frei wie der Vogel in der Luft. Mir kann's nicht leicht zu bunt werden."

„Du haſt alſo keine Eltern, keine Geſchwiſter mehr, armer Schelm?“

Ein Kopfſchütteln war die Antwort.

„Aber doch noch Onkel und Tanten, Vettern und Baſen, — davon beſitzt jeder Menſch eine große Anzahl.“

„Ich nicht, Oskar. Mein Daheim, alles was ich von Familie und Freundſchaft kennen lernte, umſchließen die grauen Mauern in der Admiralitätsſtraße!“

„Ach, — du biſt ein Waiſenkind?“

„Ja. Ich wurde drei Jahre nach einander Klaſſenerſter; das gab allemal aus einer Stiftung eine hübſche Summe, — die verwendete ich, um mir eine Ausrüſtung für die See zu kaufen. Die Heuer der erſten Reiſe liegt in Hamburg bei der Sparkaſſe, — die erſte Planke für das Schiff, welches ich einmal beſitzen werde.“

Er lachte wohlgemut. „Man muß dem Leben immer die gute Seite abgewinnen, du; bei dem Kopfhängen kommt gar nichts heraus. Jetzt laß mich deine Wunden ſehen!“

Er fand die Quetſchungen und Schrammen an dem Körper ſeines Genoſſen zwar ſehr zahlreich, aber doch nicht gefährlich. Das ärgſte verband er mit dem Taſchentuch, dann wurde die Fahrt kräftig fortgeſetzt.

„So, Oskar, jetzt erzähle mir von deinen Schickſalen!“

„Ach — das iſt eine Geſchichte, wie ſie nicht oft vorkommt, wenigſtens was meine Erlebniſſe zur See betrifft, das übrige iſt einfach genug. Ich bin in der Steinſtraße als Sohn eines armen Schreibers geboren; mein Vater iſt von guter Herkunft, aber das Elend hat ihn gebrochen. Sieben Kinder, — das war zu viel für den Tiſch des Abſchreibers, ob auch die Mutter vom Morgen bis zum Abend nähte und ſtickte, um ein paar Pfennige mitzuverdienen. Als ich konfirmiert war, blieb mir nur der Schiffsdienſt übrig; der Vater hatte kein Geld, um mich etwas anderes lernen zu laſſen, und ſo ging ich denn zur See, obwohl nicht beſonders gern. Ich gäbe noch heute Jahre vom Leben dahin, könnte ich ein Baumeiſter werden!

„Aber das ſind alte Geſchichten,“ unterbrach er ſich, „die Hauptſache kommt erſt. Zwei Reiſen nach Singapur und nach der Kapſtadt gingen glücklich von ſtatten; ich war ſo ſeelenfroh, konnte ich der armen Mutter ein Sümmchen ſchicken, damit ſie einmal ihre müden Augen eine Zeitlang ausruhte, ich hatte mich halb und halb mit meinem Schickſal verſöhnt, da, auf dieſer letzten Reiſe

geſchah etwas, das plötzlich eine vollkommene Umwälzung aller Verhältniſſe zu bringen verſprach. Das Glück ſuchte mich, ich hielt es ſchon in der Hand, es war mein, — und Dewitſchand hat mir's geſtohlen."

Er ſchluchzte krampfhaft. „Dewitſchand hat mir's geſtohlen!" wiederholte er.

„So wird er früher oder ſpäter den Raub wieder herausgeben müſſen!" rief Richard. „Das Unrechte ſiegt immer nur für kurze Zeit."

„Hier nicht. Hier iſt alles verloren!"

Oskar ſuchte ſich gewaltſam zu faſſen. „Mein Schiff ging nach Ceylon," fuhr er fort, „die Reiſe war glücklich, aber vor Point de Galle packte uns ein Taifun und warf den Schoner in die Tiefe des Meeres, während von der Mannſchaft einzelne gerettet wurden, darunter ich ſelbſt. Der Kapitän war ertrunken, mein Hab und Gut dahin; es blieb mir, da im Augenblick auf deutſchen oder engliſchen Schiffen keine Stellung zu erlangen war, nichts anderes übrig, als nach einem belebteren Hafen unter Segel zu gehen, und ſo geriet ich in Dewitſchands Hände. Seine Mannſchaft war an den Blattern zur Hälfte geſtorben und ein Erſatz, wenigſtens was Chineſen betraf, in Point de Galle nicht zu haben, er mußte daher, ſo ungern es geſchah, weiße Leute an Bord nehmen. Ich dachte, daß ja die kurze Fahrt von Ceylon hierher wohl zu ertragen ſei, und ſo ließ ich mich als Deckſjunge einſchreiben, obgleich ich auf dem Schoner ſchon Leichtmatroſe geweſen war. Aber der geldgierige Schurke kam ja billiger davon, wenn er dem, der Matroſendienſte verrichtete, nur die Löhnung des Jungen bezahlte!

„Außer mir war in Point de Galle noch ein Mann an Bord gekommen, den ich gleich von Anfang her für einen Deutſchen hielt, obwohl er nur engliſch ſprach und mir auch von ſeiner Lebensgeſchichte wenig oder nichts erzählte, ein älterer Mann mit einem ernſten milden Antlitz und gütigem Weſen, vielleicht ein hoher Vierziger, deſſen Haar in dem heißen Klima vor der Zeit ergraute, deſſen Herz aber jung und friſch geblieben ſchien, wenn auch das Auge von überſtandenen ſchweren Leiden ſprach. Mr. Gould hatte in Point de Galle erfahren, daß ich bei dem Schiffbruch des Hamburger Schoners mein bißchen Hab und Gut eingebüßt, er fragte mich nach den Verhältniſſen meiner Eltern, nach dieſem und dem aus Hamburg und ſagte zuletzt, er beabſichtige von Bombay aus dorthin zu gehen.

„‚Dir will ich eine gute Stellung verſchaffen, Kind,‘ ſagte er mir einmal unter vier Augen, ‚ich kenne viele deutſche Kapitäne. Aber laß es den Chineſen nicht hören, er hat ein Fuchsgeſicht und wird dich gutwillig kaum von Bord laſſen.‘

„‚Aber ich habe nur bis Bombay geheuert!‘ rief ich erſchrocken.

„‚Das leugnet er, wenn es ihm beſſer paßt. Die Söhne des himmliſchen Reiches ſind, ſo weit ſie das Meer befahren, alle Schurken. Hätte ſich nur eine andere Gelegenheit geboten, ſo wäre ich garnicht auf ein chineſiſches Fahrzeug gegangen, aber in dieſer Jahreszeit kann man monatelang warten, bis deutſche oder engliſche Schiffe nach Point de Galle kommen. Verlaß dich nur ganz auf mich, Junge!‘

„Er ſprach in dieſer Weiſe viel mit mir, ich lernte ihn immer näher kennen und mehr und mehr hochſchätzen. ‚Ich bin reich,‘ ſagte er einmal, ‚über ſiebzehn lange, ſchwere Jahre habe ich in den Sandfeldern des inneren Ceylon Diamanten geſucht, zuerſt mit ſehr geringem Erfolg, dann Schlag auf Schlag vom Glücke begünſtigt. Wenn du ſo gern ein Baumeiſter werden möchteſt, Junge, dann helfe ich dir dazu — und für deinen alten Vater wird ſich ja wohl auch noch ein Plätzchen auftreiben laſſen, das ihn beſſer ernährt als die Lohnſchreiberei.‘

„‚Es iſt immer ein ſchlimmes Ding,‘ ſetzte er ſeufzend hinzu, ‚ein gar ſchlimmes Ding, einen Knaben in eine Laufbahn hineinzutreiben, die ſeinen Wünſchen nicht entſpricht.‘

„Dabei ſah er ſehr ernſt aus, ich erkannte ihn im Augenblick gar nicht, ſo verändert war ſein Geſicht.

„‚Dir helfe ich!‘ verſprach er nochmals, ‚dir und den Deinigen. Laß uns nur erſt einmal den Boden von Hamburg unter den Füßen haben.‘

„Mir ſchwebte die Frage, ob er dort geboren ſei, ſchon auf den Lippen, aber ich wagte doch nicht ſie auszuſprechen. Gewiß war Mr. Gould ein ſehr unglücklicher Mann trotz ſeines Reichtums, er litt auch an Kopfſchmerzen und ſtarker Schlafloſigkeit; ich ſah ihn oft des Nachts an Deck auf und ab gehen, wobei er dann immer ſeine Kajütte verſchloß. War er nicht drinnen, ſo trug er den Schlüſſel in der Taſche.

„Gewiß befanden ſich in einem ſchmalen eiſernen Kaſten, welcher ihm gehörte, Diamanten von großem Werte; er behütete den Schatz, wie eine Mutter ihren Säugling; man kann ſagen, daß er den Behälter nicht aus den Augen ließ.

„Für mich war dieſe Zeit die denkbar glücklichſte. Mr. Gould wollte mir zur Erreichung meines Lieblingswunſches die Hand bieten, er wollte meinen armen alten Vater aus ſeiner bedrängten Lage herausheben, — ach, wie freute ich mich, wie dankte ich Gott. Es lag in dem Plane des gütigen Mannes, ein großes überſeeiſches Handelshaus zu gründen, ſoviel hatte ich ſchon erfahren, — da würde es ja gar nicht ſchwer werden, einen gewandten und gut beſoldeten Schreiber anzuſtellen. Das Glück ſchien endlich für uns aufgegangen, ich konnte kaum erwarten, das kleine Haus in der Steinſtraße wiederzuſehen und Mr. Gould dort einzuführen. Welch ein Freudentag ſollte das ſein!

„Und dann trat Dewitſchands Verbrechen zwiſchen mich und die Erfüllung meiner liebſten Hoffnungen, dann hat mir der Verfluchte alles, alles geraubt.

„Es war während einer entſetzlich heißen Nacht. Plötzliche Nebel huſchten über die See, ein Gewitter grollte in der Ferne, und das Waſſer lag totenſtill um den Bug der Dſchonke, wie Blei drückte die Luft auf jedes Gehirn. Meine Kameraden im Logis ſchliefen, die Thür ſtand halb offen, der unerträglichen Schwüle wegen, auf dem Verdeck befand ſich keiner der Chineſen, nur hinter der Kajütte ſaß einer am Steuerrad, aber natürlich ohne das, was auf dem Schiffe vorging, beobachten zu können. Mr. Gould wanderte wie gewöhnlich zwiſchen den Maſten und all den unſauberen Bauten am Deck auf und ab, mitunter beugte er ſich auch über die Schanzkleidung, ſtützte den Kopf in die Hand und ſah unbeweglich hinab auf den Waſſerſpiegel.

„Zuweilen konnte ich ihm gerade ins Geſicht ſehen, zuweilen verſchwand er für einige Minuten; gewiß war es ihm wieder einmal ganz unmöglich zu ſchlafen.

„Dichte Nebel umlagerten das Schiff; wie durch einen Schleier erkannte ich, daß ſich die Thür der Kapitänskajütte öffnete, daß Dewitſchands ſpitzes Geſicht hervorlugte, gleich dem des Fuchſes, der auf Raub ausgeht, — ſeine Bewegungen ſetzten mich in Erſtaunen, nicht ſein Kommen ſelbſt. Kein tüchtiger Kapitän läßt die Nacht verſtreichen, ohne mehrere Male nach dem Rechten zu ſehen; auch dann nicht, wenn er eine vollkommen zuverläſſige Mannſchaft beſitzt.

„Dewitſchand öffnete Zoll um Zoll die Thür, — an den Wanten ſtand Mr. Gould, — plötzlich, mit einem einzigen Sprunge, katzengleich ſtürzte der Chineſe hervor, packte den ahnungsloſen

Mann und warf ihn über Bord, alles in einem einzigen Augenblick, alles unter dem wallenden dichten Nebelschleier, der die Gestalten verzerrte und verlängerte, bis sie nichts Menschliches mehr hatten. In der nächsten Sekunde schloß Dewitschand die Thür seiner Kajütte und war verschwunden.

„Ich hatte alles gesehen; wie der Blitz sprang ich auf und schlug mit geballten Fäusten gegen die Thür. ‚Hilfe, Hilfe!‘ rief ich. ‚Mr. Gould ist ermordet worden! Ein Boot! — Um Gotteswillen, ein Boot!‘

„Nichts regte sich. Dewitschand ließ weislich mehrere Minuten verstreichen, ehe er an Deck erschien. Seine Leute sollten glauben, daß ihn erst mein Geschrei aus dem Schlafe erweckt habe, — nach längerer Frist kam er hervor und sah sehr erstaunt von einer Seite zur andern. ‚Du bist es, Junge? — Was treibst du hier, Taugenichts?‘

„‚Mörder!‘ rief ich außer mir, ‚Mörder! Sie haben den armen Mr. Gould über Bord gestürzt!‘

„Sein gelbes Gesicht wurde fahl. ‚Der Junge hat den Teufel im Leibe!‘ schrie er, ‚ihn plagen böse Träume und dann nennt er andere Leute Mörder. Hinunter mit ihm in den Raum, legt ihn in Ketten!‘

„Die gelben Schurkengesichter umringten mich von allen Seiten. Vielleicht wußte mehr als einer aus diesem Gezücht, daß ich die Wahrheit sprach, aber sie nahmen doch sämtlich Partei für ihren Anführer, sie schienen taub zu sein, so oft ich flehentlich bat, ein Boot auszusetzen, — fünf Minuten später lag ich, an Händen und Füßen gefesselt, in einem dunkeln Behälter, aus dem man die Schweine entfernt hatte, weil sie ohne Luft und Licht gestorben sein würden. Obgleich aber meine eigene Lage entsetzlich war, dachte ich im Augenblick doch nur an den armen Mr. Gould. Wie schändlich hatte ihn Dewitschand ermordet!

„Das Schiff glitt in langsamer Fahrt durch die Wellen, auf dem Verdeck regte sich nichts, — die Elenden hatten den vortrefflichen Mann im Wasser umkommen lassen, er mußte, obgleich ein tüchtiger Schwimmer, doch schon längst ertrunken sein.

„Bei dem Gedanken habe ich das Bewußtsein verloren. In der verpesteten, mit den schrecklichsten Dünsten erfüllten Luft ließ sich ohnehin kaum atmen, — es waren Folterstunden, die ich da unten verbrachte.

„Am Morgen kam Dewitschand. In einer Hand trug er einen

Waſſerkrug, in der andern einen vielfach geknoteten Strick aus Binſen. Voll Bosheit und Tücke beobachteten mich die kleinen Augen, er murmelte als einzigen Gruß ein paar Worte in ſeiner Sprache, die ich natürlich nicht verſtand, die aber genau wie eine Verwünſchung klangen.

„Dann trat er mir näher. ‚Ich bin gekommen, dich um etwas zu fragen,‘ ſagte er. ‚Biſt du durſtig?‘

„Ich antwortete ihm nicht, aber meine trockenen Lippen, meine heiße Stirn mochten ihm alles ſagen; er hielt mir mit ſataniſchem Vergnügen den Krug dicht vor das Geſicht. ‚Du willſt trinken, nicht wahr, Burſche? Sieh hier das klare ſchöne Waſſer, es iſt dein, wenn du eingeſtehſt, daß in dieſer Nacht ein Traum deine Sinne verwirrte. Du ſahſt, wie der weiße Mann über Bord fiel, — er iſt nicht in ſeiner Kajütte, alſo muß ein Unglück geſchehen ſein! — und im Erſchrecken darüber bildeteſt du dir ein, man habe ihn ermordet. Nicht wahr, ſo iſt es? Soll ich die Mannſchaft rufen, Weiße und Chineſen, willſt du ihnen allen beſtätigen, was ich ſoeben ſagte?‘

„Seine Augen funkelten, ich ſah, wie ſehr er das Eingeſtändnis von meinen Lippen erſehnte, und aus Haß ſchwieg ich.

„‚Sprich!‘ ziſchte er. ‚Du haſt einen Traum gehabt, Burſche!‘

„Ich ſah ihn an, aber über meine Lippen kam keine Silbe.

„Da ſchlug er mich, bis das Blut herabfloß. ‚Wirſt du ſprechen, Hund von einem Chriſten!‘ rief er.

„Ich lachte.

„Und ſo wiederholte ſich derſelbe Auftritt an jedem Morgen; Dewitſchand begann, je mehr wir uns dem Hafen von Bombay näherten, deſto entſchiedener von ſeiner Forderung abzulaſſen. Die Haltung der weißen Matroſen mochte ihm Furcht einflößen, er ſchien ſehr unruhig.

„‚Du brauchſt nur eins zu thun,‘ ſagte er mir, ‚dann iſt's genug. Schwöre bei dem Chriſtengotte, daß du von dem, was du geſehen zu haben glaubſt, keinem Menſchen ein Wort ſagen wirſt, und es iſt alles gut.‘

„Wieder lauerte er. ‚Schwöre, ſchwöre, — oder du ſtirbſt aus Mangel an Luft und Licht.‘

„Aber ich blieb ſtandhaft. Das Verlangen nach Rache, nach Genugthuung für meinen armen gemordeten Freund war ſtärker als alle Körperqualen. Dewitſchand ging bis zur Bitte, bis zu Schmeichelworten, er wand ſich wie ein Wurm — ich lachte nur.

„Unterdeſſen kamen wir hierher nach Bombay, die Dſchonke warf Anker und die beiden weißen Matroſen, welche mit mir an Bord gekommen waren, wurden abgemuſtert. Sie ſchienen äußerlich von meinem Schickſal nichts bemerkt zu haben, aber ſchon vorher hatte ſich der eine des Nachts zu mir geſchlichen und im Dunkel meine Hand gedrückt. ‚Du kennſt die engliſchen Geſetze, Oskar, weißt wie Meuterei und Gewaltthätigkeit zur See beſtraft werden! ſolange wir in den Schiffsliſten ſtehen, iſt es uns unmöglich, dir zu helfen, aber vom Lande aus befreien wir dich und an Deck ſollſt du wenigſtens jetzt ſchon kommen, dafür laß mich ſorgen.‘

„Wie er die Sache angefangen hat, weiß ich nicht, genug, Dewitſchand holte mich heute aus dem abſcheulichen Käfig hervor, ließ mein Geſicht und meine Hände waſchen und mich an den Maſt binden. ‚Da du wahnſinnig biſt,‘ ſagte er, ‚ſo muß man ſich deiner verſichern. Ich werde übrigens einen Arzt an Bord bringen.‘

„Dieſe letzte Drohung erſchreckte mich ſehr. Ich mochte wohl einem Geiſteskranken gleichen, nach einer ſo ſchweren Prüfungszeit konnte es kaum anders ſein, — was würde dann mein Los werden? Mir graute und ich ſah während des ganzen Tages voll Sehnſucht auf das Meer hinaus, ohne indeſſen von meinen Kameraden irgend ein Lebenszeichen zu erhalten; ſie ſind ſicher in eine Branntweinſchenke geraten und betrunken liegen geblieben.

„Was weiter geſchah, weißt du, — deine edelmütige That hat mich erlöſt.“

Richard nickte zufrieden. „Laß alles fahren dahin,“ ſagte er, „ein Menſchenleben iſt mehr wert als Hab und Gut. Wir bleiben bei einander bis uns der Weg auf ein deutſches Schiff führt, — ſei es früher oder ſpäter.“

„Nur eins beklage ich für dich,“ ſetzte er hinzu, „daß dein Wohlthäter ſterben mußte. Dewitſchand wird ſeine Strafe erhalten, aber dadurch läßt ſich Mr. Gould nicht wieder von den Toten erwecken.“

Oskar hob die Hand. „Zuweilen denke ich auch unwillkürlich, daß er doch noch leben könnte,“ ſagte er. „Weißt du, in dem Augenblick, als ich ſo wie außer mir über das Deck ſtürzte und mit beiden Fäuſten an Dewitſchands Thür ſchlug, da glitt im dichten Nebel ein Schiff hart an der Seite der Dſchonke vorüber, ſoviel ſich im Fluge erkennen ließ, ein engliſches Kriegsſchiff, — ich habe Stimmen und ein Raſſeln von Ketten gehört; erſt ſpäter, nachdem ſich die furchtbare Aufregung legte, fiel mir das alles

wieder ein. Vielleicht iſt ein Boot ausgeſetzt worden! Die See war ſpiegelglatt und Mr. Gould konnte ſchwimmen wie ein Fiſch. Freilich, den eiſernen Kaſten hat Dewitſchand auf jeden Fall erbeutet."

„Aber es iſt in demſelben doch kein Vermögen enthalten geweſen!" rief Richard. „Papiere, etliche beſonders ſchöne Edelſteine, Wechſel und Briefe, nur kein bares Geld. Das ſchleppt doch ein beſonnener Mann niemals mit ſich herum, am allerwenigſten auf der See."

„Gott gebe es," nickte Oskar. „Ich wünſche dem liebenswürdigen Fremden auch ohne eigennützige Hoffnungen alles Beſte."

Sie hatten ſich während dieſer Unterhaltung der Inſel Elephanta genähert und endlich im erſten Schimmer des jungen Tages die Landungsſtelle erreicht. Das ungeheure, mehr als lebensgroße, aber im Zerfall begriffene Steinbild eines Elefanten lag hart am Ufer, mehrere Boote ſchaukelten ſich an Pflöcken und lungernde Bettler und Hindu richteten ſofort ihr Augenmerk auf die beiden Ankömmlinge.

„Der weiße Sahib will den Tempel des Siwa beſuchen, — ſoll ſein Diener ihn auf dem Rücken an das Land tragen?"

„Der Sahib blutet, — ſein Diener kennt heilkräftige Kräuter. Soll er Waſſer herbeiholen und Brot — und Früchte?"

„Bringe uns nur erſt einmal ans Ufer, Freund!"

Zwei Hindu ſtiegen bis an den Gürtel ins Waſſer und trugen die beiden Deutſchen auf den Strand, dann erkundigte ſich Richard nach den Verhältniſſen der Inſel. „Liegen hier immer Boote?" fragte er.

„Immer, Sahib. Mögen dich die Götter hundert Jahre alt werden laſſen."

„Hm, das iſt ein zweifelhafter Wunſch, mein braver Geſelle. Einſtweilen ſage mir, ob du einige Schillinge verdienen möchteſt?"

Der Hindu ſchnalzte mit der Zunge. „Die dunkeläugige Göttin begleite dich auf allen deinen Wegen, Sahib. Gebiete über deinen Diener!"

„Gut denn. So nimm ein Boot, binde das, in welchem wir hierher kamen, daran und bringe es bis zur Landungstreppe in Bombay. Es gehört nicht mir, daher muß ich es rechtzeitig wieder abliefern. Wenn du zurückkommſt, bezahle ich dich!"

„Dein Diener wird alles ausrichten, Sahib. Haſt du ſonſt noch Befehle?"

„Hm, kennſt du dich im Hafen einigermaßen aus, Burſche?“

„Wie in der Hütte meiner Mutter, Sahib. Auf welches Schiff ſoll ich gehen?“

„Auf keines, aber ſage mir, ob die „Hanſa“, eine hamburgiſche Brigg, noch an ihrem früheren Platze vor Anker liegt.“

„Brahma ſegne dich; dein Diener wird gehorchen.“

Er knüpfte gewandt die beiden Fahrzeuge zuſammen und ruderte davon, während ſein Kamerad die jungen Leute in eine nahe am Ufer gelegene Hütte führte und dort zunächſt Oskars Wunden mit gequetſchten Blättern und ſauberen Leinenſtreifen regelrecht verband. Der viereckige Bau aus rohen Pfählen mit Wänden von Stroh gewährte zwar nur einen ſehr mangelhaften Schutz gegen Wind und Wetter, aber das warme Klima ließ die Durchſichtigkeit des Daches und der Mauern mehr komiſch als unangenehm erſcheinen; unſere beiden Freunde frühſtückten ſtehend, da ſich keine Sitzgelegenheit vorfand, und nahmen dann das Mattenlager gemeinſchaftlich in Beſitz. Die Natur machte ihre Rechte geltend, — ſchon nach wenigen Minuten ſchliefen ſie feſt.

II.

Es war faſt Mittag als der Indier aus Bombay zurückkehrte. Sein Bruder, ſein Weib und die nackten braunen Kinder hatten unterdeſſen ihre Zeit im Freien verbracht, um den Schlaf der beiden Weißen nicht zu ſtören; als dieſe letzteren aber gegen zwei Uhr nachmittags völlig neugeſtärkt hervorkamen, da begann das Mahl, bei dem der Bambus als Napf und die Finger als Gabel dienten. Richard erkundigte ſich zunächſt nach ſeinem Schiffe, vielleicht in der ſtillen Hoffnung, aus ſicherem Verſteck dem Kapitän ſchreiben zu können, aber was er gefürchtet hatte, das traf ein, — die Hanſa war unter Segel gegangen.

Äußerlich ließ er ſich, ſeinem Genoſſen zuliebe, nichts merken, ſondern fing an, Land und Leute einer eingehenden Beobachtung zu unterziehen. „Ganz Indien duftet wie ein Kuhſtall!“ ſagte er in deutſcher Sprache. „Begreifſt du das, Oskar?“

„Sieh dir einmal den Thürpfoſten an, und das Herdfeuer und die Stirnen unſerer würdigen Gaſtfreunde, bis herab zu der des Säuglings, dann wird dir das Rätſel ſchon klar werden.“

Richard lachte. „Überall ein grün-bräunlicher Fleck, etwa wie gekochter Sauerampfer aussehend! Die heilige Kuh wird eigentümlich verehrt, das muß ich sagen.“

„Und dieser Reis ohne Fleisch oder Milch schmeckt abscheulich, das ist ganz gewiß. Wir wollen uns an die Banianen halten.“

Noch während des Mahles, das auf Matten vor der Hütte eingenommen wurde, näherte sich eines der Kinder seiner Mutter und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr. Die Frau sprang auf, unruhig, wie es schien, ängstlich, sie scheuchte die Kleinen, als ihr diese folgen wollten, eilends zurück und warf sich am Eingang der Hütte mit gefalteten Händen auf die Kniee, dabei immer leise Worte vor sich hinmurmelnd, während die beiden Männer so ruhig sitzen blieben, als sei nichts Besonderes vorgefallen.

„Was hat sie nur?“ rief Oskar.

„Ich will es jedenfalls mit ansehen!“

Und dem auf den Knieen liegenden Weibe näher tretend, überblickte Richard das Innere der Hütte. „Eine Schlange!“ rief er, „so wahr ich lebe, eine Cobra Capella, eine Brillenschlange von der größten Sorte!“

Und einen Stein ergreifend, wollte er das gefährliche Tier mit geschicktem Wurfe zerschmettern, aber ebenso schnell waren die beiden Männer aufgesprungen und ihm in den Arm gefallen. „Die Cobra ist heilig, Sahib, du darfst sie nicht berühren. Alle ihre Freunde und Brüder würden kommen, um die Kinder des armen Hindu zu töten, wenn er ihr ein Leid geschehen ließe. Das Weib Anar-Rambos betet zur Schlange, der Sahib wird gleich sehen, daß sie antwortet.“

„Wer, — die Cobra?“

„Ja. Verkriecht sie sich unter dem Lager deines Dieners, so kündigt sie dadurch ein Unglück an, hebt sie aber den Kopf und geht hinaus, denn bedeutet das dem Hause des armen Hindu viel Geld, Gesundheit und Freude!“

Richard ließ den Stein fallen. „Wie ihr wollt,“ sagte er, „aber werden dann diese Bestien niemals getötet?“

„Von den Hindu nicht.“

Die Schlange war während dieses kurzen Zwiegespräches in der Hütte umhergekrochen und das Weib ihr, auf den Knieen liegend, betend und seufzend von Stelle zu Stelle nachgerutscht; jetzt aber änderte sich die Szene. Das widerwärtige Tier rollte den Schweif tellerförmig zusammen, hob den Oberkörper auf und drehte den

ſpitzen Kopf nach allen Seiten, dann ſchoß es, wie der Pfeil vom Bogen, urplötzlich zur Thür hinaus und verſchwand zwiſchen den Gebüſchen vor derſelben.

Ein Freudenſchrei brach über die Lippen der Hindu.

„Die dunkeläugige Göttin will dem Hauſe Anar-Rambos das Glück ſchenken!“ riefen ſie.

Die Kinder tanzten laut jubelnd, das Weib lief mit ſchnellen Schritten zu einem windſchiefen Schuppen in der Nähe und kam bald darauf wieder zum Vorſchein, in beiden Händen einen Korb tragend, deſſen Inhalt die Geruchsnerven der beiden jungen Leute ſofort auf das empfindlichſte beleidigte.

„Heilige Kuh,“ rief Richard, „du biſt fürchterlich!“

Das Hinduweib fügte mit gewandter Hand dem braunen Klex auf den Stirnen ſämtlicher Familienglieder noch einen kleinen Nachſchub hinzu, während der Thürpfoſten förmlich eingeſalbt wurde, und die vier Ecken des ſteinernen Feuerherdes je eine Verzierung aus dem ſeltſamen Bauſtoffe erhielten, den man unbekümmert um ſeine Heiligkeit von heute, ſobald er getrocknet war, morgen als Brennmaterial verwandte.

Die Brillenſchlange war abgezogen, ohne jemand gebiſſen zu haben, dafür mußten alle Hausgötter ihr Opfer erhalten.

„Über Nacht bleiben wir in dem großen Siwatempel“, entſchied Richard. „Hier unter den Gebüſchen iſt mir's unheimlich.“

„Mir wahrlich auch. Wüßten wir nur erſt einmal, was aus uns werden ſoll!“

„Wir müſſen einen anderen Hafen erreichen, das iſt alles. Schlimmſten Falls als Laſtträger oder Elefantentreiber. Morgen wird in Bombay das große Schlangenfeſt gefeiert, dazu kommen die frommen Hindu aus der ganzen Umgegend; wir werden leicht irgend eine Gruppe von Leuten finden, denen wir uns anſchließen können.“

„Du wollteſt alſo wieder hinüber zur Stadt?“

„Das wohl kaum, aber die Straße von Bombay nach Puna iſt lang, dahin gehen wir morgen und — das Weitere überlaſſen wir Gott.“

„Wie weit iſt es denn bis zum Siwatempel?“

„Zwei Stunden höchſtens. Jetzt werde ich mit dem vortrefflichen Anar-Rambo abrechnen und dann machen wir uns auf den Weg. In dem alten Gemäuer gibt es Spinnen von Rieſengröße,

Eidechſen und Vögel, aber doch keine Giftſchlangen oder heilige Kühe, — was mir wahrhaftig ein großer Gewinn zu ſein ſcheint.“

Der Hausherr wurde herbeigerufen, und nun zeigte ſich's, wieviel ſeine reichlichen Segenswünſche im Grunde wert waren; er ſtellte unverſchämte Forderungen und feilſchte um jeden Penny. Richards ſchmaler Geldbeutel hatte die Hälfte ſeines Inhalts herausgegeben, als man ſich endlich trennte und die beiden jungen Freunde allein in das Innere der Inſel vordrangen. Vierfüßige Tiere gab es auf dem etwa ſieben Kilometer großen Fleck Landes ſchon damals nicht mehr, die Sache war alſo wenig gefährlich und außerdem unterhaltend; Richard ſang ſogar mit heller Stimme ein deutſches Lied.

Mehr und mehr verdichtete ſich das Gebüſch am Wege zum förmlichen tropiſchen und aus dieſem Grunde vielgeſtaltigen Walde, in welchem Palmen und Banianen (indiſche Feigen) aber vorherrſchend blieben, immer die letztere aus der Krone der erſteren hervorwachſend. Irgend ein Vogel trägt die Frucht hinauf in das dichte Blätterwerk und läßt dann den Kern fallen; die außerordentliche Fruchtbarkeit des Klimas bringt ihn ſchnell zum Treiben und nun ſenkt der junge Stamm ſeine zahlreichen Luftwurzeln hinab zur Mutter Erde, die dem werdenden Bäumchen durch dieſe feinen Kanäle die nötige Nahrung zuführt und es üppig aufſchießen läßt, ein Rieſe des Waldes, auf dem Kopfe des anderen ſtehend.

Wo ſich eine ſolche Familie angeſiedelt hatte, da gingen Richard und Oskar wie im Schatten einer dichten Laube, deren grünes, von Blüten durchzogenes Dach den gefiederten Sängern aller Arten ein willkommenes Verſteck bot. Der Pfau, der Faſan und eine große Anzahl beſonders ſchön gefärbter Hühnerarten, Papageien und zahlloſe kleinere Vögel wiegten ſich auf den Zweigen, aber auch Schlangen und Käfer ſchoſſen häufig durch das Gebüſch, Inſekten aller Art, Bienen und Fliegen von ganz ſtahlblauer Farbe. Beſonders eine kleine Art Vögel erregte das Intereſſe der beiden jugendlichen Wanderer; ſo winzig ihre Körperchen auch ſchienen, ſo dreiſt und kampfluſtig waren die kleinen Geſellen trotzdem. Das Männchen umkreiſte fortwährend ſein kugelförmiges, oben offenes Neſt, und wehe dem unvorſichtigen Inſekt, das ſich dieſem, aus Moosfäden erbauten, in die Gabel zweier Äſte gehängten Palaſte zu nähern wagte, es wurde ohne Erbarmen von dem ſpitzen Schnabel des beleidigten Hausherrn erfaßt und geſpießt.

Scharlachne, große Blumenglocken der Bignonia hingen von

allen Zweigen herab, reife Tamarinden schaukelten im Wind, der ganze Wellen eines beinahe betäubenden Wohlgeruches mit sich führte. Die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen durch das Laubdach, Moskitos schwärmten um die Stirnen der Weißen herum, — jede Bewegung kostete Ströme von Schweiß.

„In den Felsenhöhlen ist es kühl," tröstete Richard seinen fast ermatteten Gefährten, „aber wir können ja auch hier erst ein wenig ausruhen."

Sie streckten sich in das Gras, nachdem vorher mehrere Bewohner desselben ausgetrieben worden waren, die große Vogelspinne mit dem aus zwei getrennten Teilen bestehenden Körper, der von harten braunroten Borsten starrt, und den zehn, mit langen Haken bewaffnete Beine tragen, goldig glänzende Käfer und schnelle Eidechsen. Überall schien in jeder Blattfalte, auf jedem Halm und jeder Rinde ein kleines oder kleinstes Tier zu leben; es kroch und flog, es summte und schwirrte, während Ingwer- und Zimtbäume, Cardenia und Pfefferſträuche ihre starken Wohlgerüche der heißen Luft mitteilten.

Weiter gegen die Küste hin floß ein Bach, den mannshohes Schilf umstand, von Lianen durchrankt und durchzogen, belebt von zahllosen Geschöpfen, die einander bekämpften und bekriegten, wobei sowohl in der Luft als auf dem Erdboden Schlachten geliefert wurden, die dem Beobachter ebenso merkwürdig als teilweise komisch erschienen.

„Sieh das Tier da!" flüsterte Richard. „Wie mag es heißen?"

Oskar folgte der angedeuteten Richtung. „Ein Chamäleon," versetzte er, „hier wohl auch Anoly genannt. Du wirst gleich sehen, wie es in der Erregung die Farben verändert."

An einer dichten Ranke schaukelte sich ein Geschöpf von etwa sechs Zoll Länge, mit stark ausgebildetem Wickelschwanz und hohen dünnen Kletterbeinen. Der Körper schien, seitlich eingedrückt, der Form nach einem Katzenbuckel zu gleichen, die Beine waren mit Füßen wie die eines Menschen versehen, aber sämtliche Farben, welche diesen häßlichen Körper schmückten, außerordentlich schön.

Große goldglänzende, raublustige Augen sahen aus dem plumpen Kopfe hervor, der Rücken war smaragdgrün, der Bauch weiß und der Kopf scharlachrot; am Halse hing ein Lappen wie bei dem Hahne, die Beine spielten vom Grünen ins Braune hinüber. So beobachtete die große Anoly gespannten Blickes einen Gegenstand,

den die beiden jungen Leute bis jetzt nicht ſehen konnten, der aber bald zum Vorſchein kam.

In den Blättern am Boden raſchelte es, die Halme bogen ſich, ein halberſtickter Schrei aus der Kehle eines Vogels durchzitterte die Luft, dann wurde alles ſtill, und am unteren Ende der Ranke, auf welcher die Anoly ſaß, erſchien eine der braunen ſcheußlichen Vogelſpinnen, die ſich nur langſam fortbewegte. In ihren vorderen Fangarmen trug ſie einen kleinen Vogel, aus deſſen durchbiſſener roſenroter Kehle das Blut in Tropfen hervorſickerte; Zoll um Zoll ſchleppte die Räuberin das arme, noch zitternde Opfer mit ſich, höchſt wahrſcheinlich, um es in einem Aſtloche des Tamarindenbaumes zu verſtecken und mit Muße auszuſaugen.

Aber ſie hatte ohne die Anoly gerechnet. Das häßliche Tier ſaß regungslos in ſcheinbar träger Ruhe, ſobald aber die Spinne bis auf etwa einen Fuß Entfernung von ihm herangekommen war, öffnete es das große Maul und ſchnellte blitzartig die ſeltſame, dünne, unten mit einem Wulſt verſehene Zunge hervor. Der Wurf war ſehr geſchickt ausgeführt, einige der langen behaarten Spinnenbeine umgarnt und ſo das eine Raubtier von dem anderen beſiegt. Die Vogelſpinne wand ſich unter dem Griffe der Eidechſe, ſie ließ den getöteten Vogel fallen und wollte gewaltſam ihre Glieder befreien, aber während dieſes verzweifelten Ringens war das Chamäleon näher gerückt und zog nun im ſelben Maße wie es an den ſcheußlichen Körper ſeiner Gefangenen herankam, die lange Zunge ein, um endlich mit einem ſchnellen Ruck die umgarnten Beine abzubeißen. Jetzt war die Spinne hilflos; ſie hielt ſich mittels der Hinterbeine krampfhaft an der Ranke feſt, aber ohne vom Fleck kommen zu können. Das eine nach dem anderen biß die Anoly ihre ſämtlichen Glieder in aller Ruhe ab.

„Haſt du die prachtvollen Farbenſpiele bemerkt?“ flüſterte Oskar.

„Alle, alle. Zuerſt, während ich das Tier beobachtete, ging das Scharlachrot der Kehle in grau über, dann wurde es weiß und endlich braun, wie die Ranke, worauf es ſaß. Nach erfochtenem Siege kehrten Goldgrün und Rot langſam zurück.“

„Sieh dorthin,“ rief Oskar. „Schon wieder ein neues Bild!“

Am Stamm der Tamarinde erſchien ein zweiter roter Kopf, aber größer als der des Chamäleons; boshafte Augen lugten nach allen Seiten, braune, derbe Schultern ſchoben ſich langſam vorwärts.

„Ein Skorpion!“ rief Richard. „Möglicherweiſe iſt auch er heilig, aber hier ſoll mich niemand hindern, ihn zu töten.“

Er ergriff einen Stein und wollte eben das giftige Gewürm zerſchmettern, als ihn Oskars leiſe Stimme davon zurückhielt. „Wir können einen neuen Zweikampf beobachten, da, — aus den Zweigen der Tamarinde wickelt ſich eine Schlange hervor.“

„Wieder eine Cobra?“

„Nein, die rote Schlange der Dſchungeln. Siehſt du ſie noch nicht?“

Unmittelbar über dem Kopfe des Skorpions hing an einem Aſt ein dunkelroter ſchuppiger Schlangenleib, der ſich immer tiefer herabſenkte und eben das Chamäleon ergreifen zu wollen ſchien, als dieſes die Gefahr bemerkte und vor Schreck ins Gras fiel. Blitzſchnell ſchoß die Schlange herab, glitt mit erhobenem Kopfe züngelnd über den Boden und packte den Skorpion, ehe Sekunden vergingen. Ein einziger Biß tötete ihn vollſtändig.

Dann öffnete die Schlange den Rachen ſo weit als möglich und ſog unzerkleinert, ohne es zu zerkauen, ihr Opfer ein. Je mehr vom Körper des Gewürms verſchwand, deſto ſtärker dehnte ſich der des roten Würgers aus; als der Skorpion verzehrt war, ſtreckte ſich die Schlange zuſammengerollt ins Gras, um zu verdauen.

Richards Stein erreichte ſie jetzt ungehindert. Ein einziger geſchickter Wurf machte ihrem Daſein ein Ende.

Hoch oben im Blau ſchwebte der weiße Falke, Affen lugten aus den Baumwipfeln hervor und vom Fluſſe her ſtiegen in ganzen Scharen langſchnäbelige ſchwarze Reiher in die Luft empor; Richard mahnte zum Aufbruch.

„Wir müſſen die Felſenhöhlen erreichen,“ ſagte er. „So unter dem Raubgeſindel ohne Waffen oder Feuer im offenen Walde die Nacht zu verbringen, wäre doch wohl bedenklich.“

Langſam wanderten ſie weiter. Seltſam geformte Blumen hingen ohne Stengel oder Blatt in der Luft, Tiergeſtalten, Vogelköpfe, Schmetterlinge, meiſt aus dürrem, blitzgeſpaltenem Stamme hervorſehend, glühend in den ſatteſten prachtvollſten Farben des ganzen ſchöngeſchmückten Indiens, — das Geſchlecht der Orchideen, denen aus blattloſer gewundener Ranke die purpurne, weiße oder farbige Blume ſprießt, geheimnisvoll wie ein Märchen, prächtig, keiner anderen der Erde entſtammten Blüte gleich. Ein leiſer Hauch kräuſelte die ſonderbaren Kelche, Inſekten ſaßen darin wie dunke, glänzende Augen.

Von fern lichtete ſich der Wald; graues, verwittertes Geſtein, zerklüftet und uralt, ſchwoll mählich zum Berge, deſſen oberer Rand die höchſten Bäume um das dreifache überragte. Als die jungen Leute näher traten, ſahen ſie eine wohlerhaltene Reihe niedriger Steinſäulen, von einem durchbrochenen, mit vieler Bildhauerarbeit geſchmückten Gitter umgeben, dahinter ein undurchdringliches Dunkel, das den Zugang zum Innern des Felſentempels verhüllte.

Wie ein grünes ragendes Thor aus Tauſenden und Abertauſenden von Zweigen, wölbten ſich vor dem Steingitter die Baumkronen mit ihrer Blütenlaſt, ihren wehenden Ranken voller Knoſpen und Glocken, ihrem ſinnenſchmeichelnden Duft; bis an das mooſüberzogene Geſtein bogen ſich die Äſte, buntfarbige und weiße Sternblumen herabſchüttelnd auf die Tempelſäulen aus ferner Vorzeit, die Stufen, welche zum Allerheiligſten eines gläubigen Volkes führten. Was Kunſt und frommer Wahn erſchaffen, das ſchmückte hier die Natur mit der ganzen verſchwenderiſchen Fülle ihrer höchſten Schöne.

„Da hinein?“ fragte Oskar. „Und ohne Licht?“

„Du wirſt gleich ſehen, daß wir Fackeln bekommen können. Ich ſagte dir ja, die Bettler haben und verkaufen alles.“

Einſam ſchien die Umgebung, ſtill und feierlich unter dem blauen wolkenloſen Himmel, kein Geräuſch ſtörte den Frieden rings umher, langſamen Schrittes gingen die beiden deutſchen Knaben durch das Säulenthor, deſſen erſtes Entſtehen in das elfte Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung fällt. Rechts und links waren Niſchen in den Stein gehauen — und in dieſen wurde es urplötzlich lebendig.

Die religiöſen Bettler, die Fakire oder Selbſtpeiniger, welche in ganz Indien eine zahlreich vertretene Klaſſe bilden, dieſe ſonderbaren Erſcheinungen ſahen aus allen Ecken und Winkeln des alten Baues hervor.

Ein Bild ihrer Kleidung zu geben wäre nicht wohl möglich. Weiße Stoffe umgaben ſie hier und da, einen Teil der Arme, der Bruſt und der Schenkel freilaſſend, wieder andere dicht umhüllend; an den nackten Füßen fanden ſich Sandalen und am Halſe hingen doppelte und dreifache Schnüre aus Thonperlen, ebenſo bedeckte eine Art von Krone oder Geſtell aus dieſen kleinen Kugeln den Kopf, ihn in einer Höhe bis zu zehn Zoll überragend und breit und unförmig auf die Bruſt herabfallend. Dieſes äußere Anſehen war faſt bei allen gleich, deſto verſchiedener die Form der Selbſtpeinigung, welcher ſich jeder einzelne hingab.

Hier ſaß ein älterer Mann mit grauem Haar und ſtumpfem

Blick, den rechten Arm zum Himmel erhoben, dort einer in langſam ſchwingender Bewegung, und wieder am dritten Orte einer, der in jeder Hand eine mit Stacheln beſetzte Kugel trug. In einer der inneren Niſchen lag ein noch junger Mann auf einem Bette, das mit Hunderten von ſpitzen Nägeln durchfurcht war, — jede noch ſo leiſe Bewegung mußte ihm Blutstropfen koſten.

Die Stimmen aller dieſer Fakire oder Selbſtquäler baten zugleich um ein Almoſen.

„Laß mich antworten," ſagte Richard in deutſcher Sprache. „Die Kerle wiſſen alles was vorgeht, haben Helfershelfer die Menge und können uns vielleicht nützen."

„Meine Freunde," fuhr er dann auf engliſch fort, „wir ſind ärmer als ihr ſelbſt. Wir können euch durchaus nichts ſchenken, aber wenn ihr uns einige Lebensmittel verabfolgen wollt, ſo ſollen dieſelben ehrlich bezahlt werden."

Der auf dem Bette liegende Mann ſchloß die Augen und murmelte Gebete. Er ſchien ſehr zu leiden, vielleicht war es ein ſchweres Verbrechen, das er mittels dieſer entſetzlichen Selbſtqual zu ſühnen ſuchte. „Geh," ſagte er in den Pauſen ſeiner hergeſeufzten Gebete, „geh, Faringi, — ich haſſe deine Farbe."

Ein anderer deutete auf das Innere der Höhle. „Tanz und Luſtbarkeit," murmelte er. „Da drinnen ſind Leute, deren Seelen Ahriman mit Feuer verbrennen wird. Siehſt du ihre Fackeln? Eine Bande von Gauklern entweiht den Tempel."

Fern aus dem tiefſten Grunde des Felſenganges hervor ſchimmerte rot und züngelnd eine Flamme, ganz fern wie ein lohender Punkt in ſchwarzer weiter Finſternis. Der Fakir ballte die Fauſt. „Den alten Göttern wollen ſie die Macht nehmen, der Sivatempel wird zur Schlafſtelle für Bajaderen und Gaukler," rief er leidenſchaftlich. „Geh, Faringi, und möge das Geſtein euch alle zerſchmettern."

„Ein frommer Wunſch," lachte Richard. „Es iſt nur gut, daß er ſich nicht erfüllen wird. Komm, wir wollen ſehen, was dieſe Bettler heute abend ſo gewaltig in Harniſch verſetzt hat' — neulich waren ſie ſo zahm wie die Lämmer, wollten mir alle möglichen Früchte und Lebensmittel verkaufen."

Oskar zögerte. „Da, wo das Licht glänzt, müſſen ſich auch Menſchen befinden," ſagte er, „Wer weiß, in welche Geſellſchaft wir kommen!"

„In die einer Gauklertruppe, du hörſt es ja. Vielleicht ziehen

wir mit dieſen Leuten nach Madras oder Kalkutta, — da iſt ja alles, was wir wünſchen. Mein Schiff iſt fort, du wirſt polizeilich verfolgt, Geld haben wir nur ſehr wenig, — was bleibt uns daher wohl übrig, als auf irgend eine ehrliche Weiſe erſt einmal von hier fortzukommen und einen andern Hafen zu erreichen? Wer auch in dem Felſentempel hauſen möge, ärger wird er dir nicht mitſpielen, als es Dewitſchand that."

Oskar atmete tiefer. „Du haſt mich gerettet und damit deine eigene Laufbahn zerſtört."

„Das bereue ich keineswegs. Komm jetzt, die Leutchen da drinnen können doch keine Menſchenfreſſer ſein."

Immer breiter und breiter wurde, je tiefer die beiden Deutſchen eindrangen, der hohe gewölbte Gang, aber auch immer finſterer, bis gegen die Mitte hin eine Anzahl von an den Pfeilern befeſtigten Fackeln einen ebenſo ſeltſamen als fremdartigen und phantaſtiſchen Auftritt beleuchteten.

Zuerſt Dämmerung, wallender und ziehender Rauch, der bläuliche Schleier über die ganze Umgebung ſenkte, über lebende atmende Menſchen und ſteinerne Götterbilder, Geſtalten aus ferner Vorzeit, wie ſie die reiche Einbildungskraft des Morgenlandes erſchaffen, weit über Lebensgröße hinaus, ſonderbar und gewaltig. Zuerſt Dämmerung, wallender ziehender Rauch, dann mehr und mehr Helle, mehr und mehr Glanz, vor dem ſcheue weiße Eulen und kleines gleitendes Getier in die fernſten Winkel flüchteten. Der Gang wurde zum Vorſaal, Säulen erhoben ſich hoch und rieſenhaft, offen lag das Allerheiligſte, des Tempels Innerſtes, wo in grauer Vorzeit die buddhiſtiſchen Mönche zuerſt zuſammentraten, um eine Macht, ein geſchloſſenes Ganze zu bilden und unter den Augen ihrer Götter die religiöſen Vorſchriften zu beraten.

Ein weiter Raum zeigte ſich den Blicken; ſechsunddreißig Rieſenſäulen, auf viereckigen Sockeln ſtehend, unten neun Meter im Umkreis haltend, nach oben verjüngt, trugen die Laſt der Felſendecke; ſechzehn Wandpfeiler zeigten die Bildniſſe altindiſcher Göttergeſtalten.

Alle anderen überragend, ſtand in der Mitte des Gewölbes das ungeheure Standbild der oberſten Gottheit, ſechs Meter hoch, mit drei Köpfen von verſchiedenem Ausdruck, Brahma, der Schöpfer, Wiſchnu, der Erhalter und Siwa, der Zerſtörer, dann noch ein kleineres dreiköpfiges Steinbild, das der Göttin Timurti und zahlloſe andere. Auf einer freien Wandfläche in halberhabener Arbeit

zeigte ſich eine ſeltſame Darſtellung, die Hochzeit Siwas des Zerſtörers, mit der Göttin Parvati. Im Vordergrunde der Bräutigam, vierthalb Meter hoch, neben ihm die bedeutend kleinere Braut und hinter der letzteren ihr Vater, Himavat, der Geiſt der Berge, auch der Gott des Mondes. Um das Haupt des Götterfürſten zog ſich ein Strahlenſchein, während Himavat ein Gefäß in der Hand hielt. Ein ganzer Reigen tanzender und lächelnder Kindergeſtalten bildete den Hintergrund des ſeltſamen Bildes.

Von jedem Pfeiler herab grinſte außerdem ein Fratzenbild, ein Tierkopf, ein Drache oder fabelhafter Vogel; manche in geduckter Stellung, manche im Kampfe mit anderen, aber alle von außerordentlicher Häßlichkeit, die jedoch vollkommen beabſichtigt geweſen ſein mußte, da die Arbeit überall von den Händen bedeutender Künſtler ausgeführt war.

Ein einziger Rundblick konnte unmöglich genügen, um alle dieſe Einzelheiten zu erfaſſen, namentlich da die lebende Gruppe auf dem mittleren freien Raume zunächſt die Aufmerkſamkeit der Ankommenden feſſelte.

Fackeln, aus einem wohlriechenden Harz beſtehend, ſteckten in Ringen an den Säulen; Rauchwolken umzogen Götter und Menſchen, zuckende Lichter fielen auf ſeltſame Formen und bunte grelle Farben. Auf Matten lag ein Nachteſſen aus Früchten und gebackenem Reis beſtehend, um die Schüſſeln hatte ſich eine ſeltſam ausſehende Geſellſchaft rings auf den Boden gelagert. Die Hauptperſon ſchien ein Zwerg von der Größe eines achtjährigen Kindes mit breiten Schultern, großen Händen und einem verſchmitzten, außerordentlich häßlichen Geſicht: Tippoo der Schlangenbändiger, deſſen Turban aus dunklem Stoff nach beiden Seiten hin den mißgeſtalteten Körper weit überragte und dadurch die Ungeheuerlichkeit ſeines Ausſehens noch verſtärkte. Rechts und links aus den faltigen Maſſen des Gewebes erhoben ſich zwei kleine hölzerne, geſchnitzte Palmbäume; um den Hals des ſonderbaren Mannes lief eine Perlenſchnur, während der weiße Kittel, um den Leib von einem bunten Tuche zuſammengehalten, nur bis auf die Knöchel herabreichte und keinerlei Verzierungen aufwies. An den Füßen befanden ſich Sandalen.

Neben Tippoo kauerte am Boden ein rieſenhafter Neger, zwei Chineſen, mehrere Knaben und noch ein Hindu, der jedenfalls das beſtausſehende Mitglied der Geſellſchaft war, ein älterer, großer und kräftig gebauter Mann mit ernſtem Geſicht, Hondin, der Elefanten-

führer. Außer dieſen Männern waren acht oder zehn junge Mädchen vorhanden, die bekannten indiſchen Bajaderen, Straßentänzerinnen, welche bei keiner Feſtlichkeit fehlen dürfen.

Die Blicke der Verſammelten richteten ſich forſchend und neugierig auf die beiden Ankömmlinge, beſonders Tippoo und Hondin muſterten heimlich ihre Geſichter und ihre Kleidung, dann flüſterten ſie miteinander, ſprachen aber kein Wort, das einer Begrüßung ähnlich geweſen wäre. Scheinbar bemerkte niemand die Fremden.

Richard trat dem Kreiſe der Gaukler und Tänzerinnen näher. „Guten Abend, Leute," ſagte er freundlich, „iſt es erlaubt, hier bei euch Platz zu nehmen?"

Tippoo nickte. „Siwas Tempel hat Raum für viele," gab er zur Antwort. „Mögen die Faringi ſich ſetzen."

Auf den Matten wurden Plätze freigemacht und eine Schüſſel mit Reis den jungen Leuten hingeſchoben. „Wir ſind arme wandernde Künſtler," ſagte Tippoo, „wir leben von dem, was uns mitleidige Menſchen ſchenken, daher iſt das, was ſich auf unſerem Tiſche findet, einfach und ſchlecht. Die dunkeläugige Göttin ſegne den beiden Faringi jeden Biſſen und laſſe ſie hundert Jahre leben."

Unſere Freunde dankten höflich. „Wir werden das Genoſſene bezahlen," antwortete Richard. „Lieb wäre es uns, wenn wir die Nacht in eurer Geſellſchaft verbringen dürften, — es iſt zu ſpät, um nach Bombay zurückzukehren."

„Die jungen Faringi ſind Seeleute?"

„Ja. Aber im Augenblick ohne Heuer. Wir reiſen nach Madras."

Tippoo und Hondin wechſelten ungeſehen einen ſchnellen Blick. „Wir auch," antwortete der erſtere.

„Ah — gleich von hier aus? Morgen wollt ihr jedenfalls in Bombay zum Schlangenfeſt eure Künſte zeigen?"

„Ja. Nach zwei Tagen geht es weit ins Land hinein, ganz weit gen Oriſſa. In der heiligen Stadt wird das Wagenfeſt des Dſchaggganath gefeiert; da fallen für arme wandernde Spielleute aus den Händen frommer gläubiger Pilger immer einige kleine Gaben ab."

Jetzt waren es Richard und Oskar, die einander anſahen. Vielleicht fand ſich hier die Gelegenheit, erſt einmal aus der Nähe von Bombay fort und in eine andere Hafenſtadt zu kommen! „Soll ich den Vorſchlag machen?" fragte Richard.

„Das ist ja auch morgen noch früh genug. Dieser Zwerg hat ein abscheulich falsches Gesicht."

Richard zuckte die Achseln. „Wie du willst," sagte er.

Tippoo hatte ihn fortwährend beobachtet. „Die Faringi wollen morgen in Bombay das Schlangenfest ansehen?" fragte er.

„Wohl kaum, mein Guter," war die ruhige Antwort. „Diese Felsentempel sind weit anziehender, als das Treiben auf den Straßen der großen Stadt. Von hier aus gehen wir nach Puna, um auch den Karlitempel zu sehen."

Ein verschmitztes Lächeln umzuckte den Mund des Schlangenbändigers, er rückte plötzlich dem jungen Deutschen näher. Die beiden Palmen auf seinem Turban gerieten in schwingende Bewegung, das eine Auge verschwand unter dem faltigen Lid, das andere blinzelte vertraulich.

„Die Faringi sind Flüchtlinge," schmunzelte er, „es hat ihnen auf den Schiffen der Engländer nicht gefallen, — sie flüchteten nach Elephanta hinüber."

Richard erfaßte im Fluge seinen Vorteil. „Will etwa der Hindu uns verraten," sagte er, „will er den Engländern beistehen?"

Ein zischender Ton war die Antwort, ein Blick, aus dem Haß und Bosheit funkelten. „Ich will den jungen Faringi helfen," rief Tippoo, „ich will sie nach Madras bringen, — ihre Spur soll hier auf Elephanta verloren gehen, die englische Polizei wird sie nicht finden."

Richards Herz klopfte schneller. „Wie wolltest du das anfangen, Freund Tippoo?" fragte er.

„Die Faringi können Mitglieder meiner Truppe werden, Trommel schlagen, die Schellen klingen lassen, — sie können in Bombay schon morgen Geld verdienen und der Polizei ins Gesicht lachen!"

„Hm, — das wollen wir uns erst überlegen. Glaube übrigens nicht, mein Bester, daß einer von uns irgend ein Verbrechen begangen hätte; darin würdest du irren."

Tippoo zuckte die Achseln. „Ich will euch helfen — und den Engländern soviel als möglich schaden," versetzte er. „Weiter bekümmere ich mich um nichts."

Die Fackeln begannen herabzubrennen, das Mahl war verzehrt und der riesige Neger schnarchte schon wie ein Bär. Hinter dem Schatten der Pfeiler bereiteten sich die Tänzerinnen ihr Lager aus Matten, — es schien alles schlafen zu wollen.

Zuweilen flackerten die Lichter hoch empor und goſſen einen roten flutenden Schimmer über das große Steinbild an der Wand, dann zog und wallte die duftende Wolke zum Ausgang und fern, ganz fern, ſchimmerte durch die Säulen des Felſenthores das verglühende Sonnengold. Tief im Grunde des indiſchen Heidentempels, allein mit dem wandernden zigeunerhaften Volke der Gaukler, — auch ein mutiges Herz konnte bei dieſem Gedanken wohl heimlich beben. Richard nahm dankend die gebotenen Tücher und Decken aus der Hand des Zwerges, aber er ſchlief nicht, als langſam die Lichter erloſchen. Hinter einem der großen viereckigen Sockel liegend, wachten beide junge Leute, obwohl ſie nicht miteinander ſprachen; ihre Gedanken umſchwebten die letzten, für ſie ſo verhängnisvollen Ereigniſſe in Bombay.

Richard hatte zwei Stunden ausbleiben, dann an Bord der Hanſa zurückkehren und ſeinen Kapitän mit offenem Geſtändnis um Verzeihung bitten wollen, er würde ſich auch einer Beſtrafung um der guten Sache willen ruhig unterzogen haben, — aber wie ganz anders war jetzt alles gekommen. Als Dewitſchand auf der Bootstreppe erſchien und den noch blutenden, kranken Landsmann bedrohte, da mußte er zunächſt für deſſen Sicherheit ſorgen, — während er aus allen Kräften über die Bai ruderte, verließ das Schiff den Hafen, die Polizei fahndete auf ihn und er war gleichſam vogelfrei geworden. Hier, inmitten der Gauklertruppe, fiel ihm der Gedanke an ſeine Lage zum erſtenmale ſchwer aufs Herz; die Zukunft ſchien dunkel wie das Grab, wie die ſtille tiefe Felſenburg um ihn her.

Oskar fieberte, ſeine Stirn war heiß, er flüſterte halb ſchlafend, er ſeufzte tief, wie in quälenden Gedanken.

Richard beugte ſich über ihn herab, liebevoll, wie eine Mutter über ihr krankes Kind. Ihm, dem Stärkeren, war jener von Gott gewiſſermaßen anvertraut, der Gedanke gab ihm alle, vorhin etwas erſchütterte Spannkraft der Seele plötzlich zurück. „Sei ruhig," ſagte er mit treufeſtem Händedruck, „ſei ruhig, Oskar. Wir haben nichts Unrechtes gewollt, noch gethan, das muß uns genügen. Du weißt ja: Und wenn die Welt voll Teufel wär', und wollten uns verſchlingen, ſo fürchten wir uns nicht ſo ſehr, — es muß uns doch gelingen."

„Amen!" flüſterte Oskar. „Du willſt alſo mit Tippoo abſchließen, wir werden indiſche Gaukler?"

„Für den Augenblick, ja. Hier können wir uns unmöglich

lange verborgen halten; Dewitschands Dschonke aber bleibt vielleicht noch Wochen und Monate im Hafen liegen."

„Ja, ja, du hast recht wie immer. O Himmel, wenn das mein Vater wüßte!"

„Er würde dir raten, den Kopf oben zu behalten. Bessere Leute wie wir gerieten schon ohne ihr Verschulden in noch schlimmere Lagen und kamen unbeschadet hindurch, weil sie sich zu dem bequemen konnten, was der Augenblick von ihnen forderte. Das müssen wir eben auch."

Oskar seufzte nur, dann verfiel er wieder in das unruhige Halbwachen, während Richard vor sich hin sah und grübelnd die verhüllten Geheimnisse der nächsten Zukunft zu durchdringen suchte. Alles schlief ringsumher, der Neger schnarchte laut, die Luft war selbst hier im steinernen Gewölbe unangenehm warm und drückend, einzelne Moskitos hatten von draußen her den Weg gefunden, Eulen schossen an den Wänden dahin, — auch im Freien herrschte jetzt völlige Finsternis.

Stunde nach Stunde verging, da raschelte es leise zwischen den Decken, wo die Gaukler schliefen. Richards Herz schlug schneller, seine Hand fuhr nach dem Messer in der Tasche, aber ebenso rasch ließ er sie auch wieder sinken. Was gab es, das die fremden unheimlichen Männer ihm und seinem Genossen stehlen konnten?

Aber dies Warten und Horchen in völliger Finsternis war schrecklich.

Einer der Männer mußte sich erhoben haben; an den in gerader Linie stehenden Säulen hingehend, verließ er die innere Halle des Tempels, ohne eine feindselige Absicht an den Tag zu legen; Richard verfolgte die leisen Schritte bis an das Thor, dann sah er urplötzlich weit draußen ein Licht aufblitzen.

Tippoo, der Zwerg, stand neben den Nischen, in welcher die Fakire ihr Dasein verbrachten. Der mit den beiden stachelichten Kugeln und der mit der langsam schwingenden Bewegung saßen im Umkreise des Fackellichtes, sie sprachen beide sehr eifrig in den Schlangenbeschwörer hinein, endlich zog der eine sogar einen Pergamentstreifen hervor und gab ihn dem Gaukler, in dessen Turban er verschwand.

Richard sah alles, von den wiegenden Bewegungen des einen Büßers bis zu dem Kugelspiel des anderen, zu dem schnellen Griff, mit welchem der Zwerg das Papier in Sicherheit brachte. Geheimnisvolle Beziehungen mußten zwischen den Fakiren und dem Schlan-

genbändiger ſtattfinden, obwohl ſie offenbar ſtritten und irgend einen Gegenſtand von Wichtigkeit unter einander erledigten.

Endlich nahm der Zwerg zum zweitenmale den ungeheuren Turban vom Kopf, holte aus einem Verſteck desſelben Geld hervor und gab es dem Manne mit den Kugeln. Dieſer ſchleuderte die Münzen mit wilder Bewegung auf den Fußboden, Tippoo zuckte die Achſeln, dann erloſch das Licht und alles war vorüber.

Sie hatten um irgend etwas gehandelt und ſich dabei nicht einigen können, wenigſtens ſchien es ſo.

Eine unheimliche Geſellſchaft. Richard bezwang nur mit Mühe das aufſteigende Grauen; er hielt ſich wach bis gegen Morgen und verfiel erſt in unruhigen Schlaf, als die Fackeln der Gaukler ſchon wieder brannten und von draußen her das Sonnenlicht auf den Eingang herabſchien.

Tippoo bot den beiden jungen Leuten die Überreſte des Abendeſſens als Frühſtück. „Wir haben unſer großes Boot in einer verſteckten Bai liegen," ſagte er. „Wollen die Faringi hinüber nach Bombay, ſo können ſie mit uns fahren."

Richard ſchüttelte den Kopf. „Zur Stadt zurück möchten wir lieber nicht," geſtand er.

„Nur der Polizei wegen? Es koſtet mich fünf Minuten und die Faringi ſind in Hinduknaben verwandelt. Die Geſichter der Naga gleichen denen der Weißen, es wird niemand eine Täuſchung entdecken, oder auch nur vermuten."

Er zog aus dem Winkel zwiſchen den zuſammengerollten Decken hervor eine kleine Bambusbüchſe mit einem feinen Haarpinſel. „Soll ich das Kunſtſtück verſuchen, Faringi? Was wollt ihr beiden allein auf der Inſel? Die Poliziſten kommen auch hierher, — in der Geſellſchaft wandernder Künſtler ſeid ihr ſicherer als zwiſchen den Felſen."

Der letzte Grund ſchien ſtichhaltig. „Verſuche es Tippoo," antwortete Richard, „wir werden dann ja ſehen, was deine Kunſt vermag."

Der Pinſel glitt über das hübſche Geſicht des jungen Seemanns, über Hals und Hände; dann, als die Grundlage beſchafft war, mit dunkleren Farben durch das Geſicht allein. Zwei Bogen, über jedem Auge gewölbt und an der Naſenwurzel zuſammenlaufend, zogen ſich hinab bis auf die Oberlippe, bildeten bei jedem Ohre einen ſpitzen Winkel und auf der Naſe einen breiten Sattel; alles von vierfachen Pinſelſtrichen höchſt ſauber und regelrecht aus-

geführt, jedes leere Fleckchen mit kleinen Punkten durchzogen und beſtreut.

Tippoo zog aus dem unerſchöpflichen Turban einen kleinen Taſchenſpiegel hervor. „Schau hinein, Faringi. Erkennſt du dein Antlitz?“

„Wahrhaftig nicht!“ geſtand Richard. „Würdeſt du mich erkennen, Oskar?“

„Ebenſowenig. Das iſt ſeltſam.“

„Gut alſo,“ entſchied Richard. „Für den Beſuch in Bombay gelten wir als Naga. Laß dich tättowieren, Oskar.“

Die Malerei wurde bewerkſtelligt und die Leinenanzüge der Schiffer mit dem indiſchen Turban und den übrigen bunt herausgeputzten Kleidern vertauſcht, dann nahm der Mohr den rieſigen Packen mit Schlafdecken, Kleidern, Matten und Schüſſeln auf ſeine breiten Schultern, die Tänzerinnen trugen ihre Bündelchen, und alle miteinander begaben ſich hinaus in den ſonnigen Morgen, unter das grüne wehende Laubdach des Waldes, in die freie Natur, deren Schönheit zu dem verſchoſſenen, verblaßten Flitter der Gaukler einen außerordentlich ſcharfen Gegenſatz bildete.

Die Geſichter der Tänzerinnen hatten eine ungeſunde fahlgraue Farbe, waren zum Teil ältlich und verdroſſen, zum Teil ſtumpf, die Chineſen ſahen aus wie Nußknacker und Tippoo ſelbſt ſchien zwanzig Jahre älter als drinnen im Felſen unter dem Halbſchatten der alten Säulen.

Der Eindruck dieſer Truppe war genau derſelbe, den auch in Deutſchland Kunſtreiter und Marktſchreier zu hinterlaſſen pflegen, ſobald man ſie früh morgens, das heißt ohne Schminke oder Flitterputz zu ſehen bekommt.

„Auf!“ mahnte Tippoo. „Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Wo iſt Houdin?“ fragte Richard. „Ich ſehe ihn nicht.“

„Houdin wird ſchon wieder zu uns ſtoßen.“

Der Beſcheid war ziemlich kurz, ſo daß Richard nicht weiter fragte. Als er ſich vor dem Fortgehen nach den Fakiren umſah, ſchienen dieſelben verſchwunden; kein einziger ſaß an der gewohnten Stelle.

Tippoo wählte den kürzeſten Weg bis zur Bucht, wo das Boot mit ungeheurem Segel und verſchließbarer Kajütte zwiſchen den Binſen lag. Die Tänzerinnen, fortwährend in ihrer Sprache miteinander ſtreitend, nahmen den überdachten Raum, der Neger und

Richard ſetzten ſich auf die Ruderbänke und Tippoo ſteuerte. Wie eine Möwe glitt das Boot über die blaue Flut dahin.

Oskar hielt die Segelſchote in der Hand. Er ſah zum erſtenmale im hellen goldigen Morgenglanz die ſchöne Stadt und den weitgedehnten Hafen, etwas wie neuer Mut, neue Lebensfreude zogen in ſein Herz. Drüben wurde ein Feſt gefeiert, Muſik ſchallte über das Waſſer, Hunderte und Aberhunderte von bunten Flaggen wehten durch die heitere Luft, auf den Dämmen wogte ein dichtes Gedränge, ſelbſt die Schiffe im Hafen waren vom Deck bis zum Topp mit zahlloſen Wimpeln geſchmückt, — die Boote der Eingebornen zeigten Blumen und Kränze, — je mehr man ſich der Stadt näherte, deſto lauter und anziehender wurde das Geſamtbild.

„Richard," ſagte Oskar in deutſcher Sprache, „laß uns die Geſchichte wie einen guten Spaß betrachten. Ich fühle mich heute bedeutend wohler."

„Das freut mich von Herzen. Spielen wir alſo die wandernden Künſtler, — hier in Bombay iſt es für uns keine Schande. Im nächſten Hafen werden die Matroſenkleider wieder angelegt."

Der Zwerg beobachtete, obwohl er die fremde Sprache nicht verſtand, doch die beiden jungen Leute unausgeſetzt und dicht vor der Bootstreppe gab er ihnen noch eine eindringliche Lehre mit auf den Weg. „Vergeßt nicht, daß ihr kein Erſtaunen, keine Neugier zeigen dürft! Was ihr ſeht, das muß euch vollkommen bekannt ſcheinen."

„Er hat recht," flüſterte Richard. „Ein verſchmitzter Geſelle iſt er doch."

„Ich glaube, ein Erzſpitzbube."

„Pſt, — wer weiß denn, ob er nicht gar deutſch verſteht."

Am Ufer ſtand Hondin, der Elefantenführer. Auch er war im Schein der Morgenſonne ein anderer, obwohl ihn die helle Luft nur würdiger und ſchöner erſcheinen ließ, ſtattlich im Schmuck beinahe weißer Haare und eines edlen melancholiſchen Geſichtes. Er grüßte leicht, dann wandte er ſich an den Zwerg und flüſterte unter vier Augen mit ihm.

Tippoo ſchien ſehr befriedigt, er nickte mehrere Male, als wolle er ſagen: „Es iſt gut! Sehr gut!"

Dann wurden die Tänzerinnen in eine rings mit Vorhängen verſehene Sänfte gepackt und der Weg nach der dreiviertel Stunde entfernten Stadt der Eingebornen angetreten. Eine neue, bisher

unbekannte Welt umgab hier auf jedem Schritte die beiden heimlich voll Neugier beobachtenden deutſchen Knaben.

In dieſer „ſchwarzen“ Stadt, oder dem Stadtteil der Indier, waren die Straßen zum Teil nur ein einziges Meter breit, hatten vorſpringende Dächer und ſchiefe bis auf den Erdboden reichende Rinnen, dabei jedes ſeine beſondere, meiſt grellbunte Malerei. Solch ein Haus wurde immer nur von einer Familie bewohnt, aber Eltern und Großeltern, Vettern und Baſen, alles gehörte dazu, ſo daß die ſchiefen Holzbaracken einem wahren Bienenſchwarm glichen. Die unteren Räume dienten ohne Ausnahme als Läden oder Werkſtätten; alle möglichen Handwerker arbeiteten hier bei weit offenen Thüren, Geſchäfte wurden abgeſchloſſen und häusliche Angelegenheiten erledigt, alles ohne Umſtände auf der Straße. Männer wuſchen ſich aus kleinen kupfernen Keſſeln, Kinder wurden mittels Übergießen gebadet, Barbiere bedienten ihre Kunden, ja ſogar die eingebornen Zauberdoktoren erſchienen und pflaſterten, verbanden und ſalbten die in den Thüren hockenden Kranken.

Alle Kinder gingen nackt umher; die Männer trugen den Turban, eine kurze, vorn offene Jacke und ein Lendentuch, die Frauen eine enganſchließende, mit Goldlitzen geſchmückte Jacke und einen bis zum Knie herabgehenden Rock, daneben den Sari, das weiße, den Kopf und die linke Schulter umhüllende Tuch aus feinem, oft halb durchſichtigen Muſſelin. Naſe, Ohren und Handgelenke waren mit metallnen Ringen durchzogen und umſchloſſen, ſo daß ein fortwährendes leiſes Klirren gehört wurde.

In jeder dieſer engen, gewundenen, übervölkerten Straßen befand ſich, auf einem Raſenplatz zwiſchen großblätterigen Pflanzen ſtehend, ein Hindutempel mit hübſch verziertem Dache und einer breiten aus Stein gehauenen Treppe, die von religiöſen Bettlern eingenommen wurde. Dieſe Leute trugen das Haar hoch hinaufgebunden und hatten ihre Geſichter weiß bemalt, — im Inneren des Tempels ſah man ein einzelnes, immer rot angeſtrichenes Götzenbild.

Tippoo trieb zur Eile. „Schnell!“ mahnte er, „ſchnell, das Feſt beginnt erſt, wenn ſich meine Truppe in den Straßen zeigt.“

„Wohin gehen wir denn eigentlich?“ fragte Richard.

„Wir holen die Tiere!“ hieß es. „Nur tüchtig ausgeſchritten.“

„Wahrſcheinlich ein Elefant und etliche Schlangen,“ meinte Oskar. „Tippoo hält ſich für eine Berühmtheit, weil man ihm viele Almoſen ſpendet.“

„Was mag das seltsame Treiben da unten bedeuten?“ fragte Richard den schweigsamen Elefantenführer. „Die Leute tragen etwas.“

Houdin blickte auf. „Einen Toten,“ versetzte er.

„Gott stehe mir bei, der Kopf ist unbedeckt!“

„Und die Glieder nicht weniger; man hat nur über die Mitte des Körpers ein Tuch und einen Blumenkranz gelegt, das andere ist rot bemalt.“

„Scheußlich!“ flüsterte Richard.

Houdins finsterer Blick traf den seinigen, aber der Elefantenführer schwieg, er sah zur Seite, als habe er die Gebärde des Abscheues nicht bemerkt.

In diesem Augenblick hielten die Träger des Palankins vor einer Thür, deren Schild die Herberge verkündete. Eine breite Einfahrt befand sich vor dem Hause, im Flur wurden Betel und Gewürz in Rollen von kleinen Blättern verkauft, überall standen lungernde Männer und Knaben umher, die wahrscheinlich bei irgend einer Gelegenheit ein Trinkgeld zu verdienen, oder etwas zu stehlen hofften.

„Tippoo kommt! — Ah, Tippoo und Houdin! Jetzt werden wir den alten Dschumbo zu sehen bekommen!“

Und: „Dschumbo! Dschumbo!“ riefen alle diese Gaffer auf einmal.

Houdin lächelte wie jemand, dessen Ohr den Klang eines geliebten Namens hört; er ging durch die offene Thür voran und in ein Hintergebäude, das offenbar als Stall diente. Ein heller, trompetenartig klingender Schrei, etwas das einem Jubellaute glich, empfing ihn sofort.

„Dschumbo!“ rief jetzt auch er.

Die Thür öffnete sich und ein Neger trat heraus, zugleich erschien ein Elefantenrüssel, der wie suchend in der Luft herumtastete. Houdin liebkoste ihn mit dem Rücken seiner Hand, er hatte eine Näscherei bereit, die das Tier sofort erhielt.

Jetzt entwickelte sich ein buntes Treiben. Tippoo und der Wirt feilschten miteinander um jeden Pfennig, wobei sie sich gegenseitig Betrüger, Dieb und Halsabschneider nannten und in wütenden Sprüngen über den Hofraum tanzten. Die Mohren und Chinesen holten ihre Gauklergeräte aus der Tiefe des halbverfallenen Schuppens hervor, man schminkte und färbte sich, man verteilte kleine Schellen, Musikinstrumente, Flitterputz aller Art, man bereitete

Rauchfässer, die an langen Stangen geschwungen werden sollten, und während endlich in einem besonderen Verschlage die Tänzerinnen ihre buntfarbigen prunkenden Gewänder anlegten, zog Hondin den Elefanten hervor, um ihn aufzuschirren.

„Da ist Dschumbo! Hurra für Dschumbo!“

Die Gassenjungen warfen ihn mit Tamarinden und Bananen, jeder brachte dem grauen Riesen ein Geschenk und allen dankte er durch eine würdevolle Neigung seines Kopfes, der allein groß genug gewesen wäre, um mehreren Menschen als Sitzplatz zu dienen. Dschumbo war einer der gewaltigsten seiner ganzen riesenhaften Gattung, er besuchte am Lenkseil seines Führers alljährlich das Schlangenfest in Bombay; jedes Kind kannte ihn, selbst die ernstesten Leute blieben einen Augenblick stehen, um sich an der außerordentlichen Klugheit des riesigen Tieres zu ergötzen.

„Hast du mich vermißt, Dschumbo?“ flüsterte Hondin. „Liebst du mich, alter Kerl? Bist mein Freund, mein Bruder, — mein letztes teures Gut!“

Und der Elefant umschlang sanft mit dem Rüssel seinen Führer, als wolle er ihn an sich ziehen, — der grauhaarige Mann gab mit leisem lockendem Laute zärtlich die Liebkosung seines Tieres zurück.

Die Neger brachten den mit Rot und Gold reich verzierten Tragesessel herbei; als er befestigt war, erschienen im Schmucke bunter Blumen und wallender Schleier die Tänzerinnen, welche jetzt alle wie Jugend und Frohsinn aussahen, — Hondin hob sie hinauf, während er selbst zwischen den Ohren des gewaltigen Elefanten Platz nahm.

Die Chinesen trugen ihre Kugeln, Messer und Gewichte, jeder der Knaben bekam eine Trommel oder Schelle, die Neger stellten auf ihre unbedeckten Wollköpfe je einen großen, rings verschlossenen Korb und hielten außerdem in den Händen die Stangen mit den Rauchfässern, — Tippoo selbst eröffnete den Zug mit einer hölzernen Pfeife in der Hand.

„Musik!“ befahl er, die Pfeife wie einen Feldherrnstab schwingend, „Musik, ihr Jungen!“

Die Hinduknaben klingelten mit den Schellen, einer von ihnen spielte etwas wie eine Ziehharmonika und unsere Freunde wirbelten tapfer mit den Trommelstöcken dazwischen, — es war eine Musik, die Steine hätte erweichen können.

Aber die Naturkinder ringsumher fanden sie wahrscheinlich

ſehr ſchön, ſie jubelten aus allen Kräften, begleiteten den ſonderbaren Zug bis in die Stadt der Weißen hinein und waren unermüdlich im Tanzen und Jauchzen.

Verſchiedene Gaukler trieben auf den Straßen zum Ergötzen der dichtgeſcharten Menge bereits ihr Weſen, aber dennoch glich das Erſcheinen des Zwerges auch hier einem Triumphzuge. Die Trommeln raſſelten mit verdoppelter Kraft, die Schellen klirrten, Dſchumbo begrüßte auf ein Zeichen des Führers ſeine verſammelten Gönner mit einem weithin ſchallenden Trompetengeſchmetter und zwiſchen allen dieſen Lärm, dieſes undurchdringliche Gewirre von Tönen warf Tippoo ſeine lauten Ausrufe, ſeine Späße, die allemal einen wahren Lachſturm erregten. Das ſchlaue Geſicht ſah aus, als wolle es ſagen: „Mir gehört die Welt, ich bin unumſchränkter Herr über alles was lebt!“

So ging der Zug durch mehrere Straßen bis zu einem Platze, deſſen Mitte für die beginnenden Schauſtellungen frei geblieben war. Eine undurchdringliche Menſchenmaſſe umſtand den Elefanten, die Neger mit ihren Körben und den Schlangenbändiger, deſſen Wink jetzt das Feſt eröffnete. Die beiden Mohren brachten ihm die Körbe, er ſtellte ſich dazwiſchen und ſetzte ſeine Pfeife an die Lippen.

Ein einziger gellender Ton drang daraus hervor.

Auf dies Zeichen hin ſchwieg plötzlich die ohrenzerreißende Muſik der Hindknaben und unſerer Freunde, aber auch im Volke verſtummte jeder Ton, alles lauſchte geſpannt, alles ſtellte ſich auf die Fußſpitzen, um von dem Schauſpiel, welches jetzt folgen würde, keine noch ſo geringe Einzelheit zu verlieren.

Ebenſo lautlos hatte Hondin die Tänzerinnen von dem Rücken des Elefanten gehoben. In ihrem Goldputz, mit wallenden Schleiern, Kronen auf den Köpfen und Blumenketten um ihre ſchlanken Körper, lächelnd, hüpfend, ſo erfaßten ſie ſich gegenſeitig an den Händen und begannen zu tanzen. Die nackten Füße mit den goldigen Sandalen berührten lautlos den Boden, ſchneller und ſchneller wurden die Bewegungen, bei deren zierlicher Ausführung der Schmuck an Hals und Armen im Sonnenlicht blitzte.

Tippoo hatte die Deckel von den Körben genommen

Jetzt begann er eine leiſe, faſt klagende Melodie, erſt kaum vernehmbar, dann höher anſchwellend, in langgezogenen Tönen, ſonderbar, aber nicht abſtoßend, regellos, aber doch anmutig; er

bewegte die breiten unförmlichen Schultern nach dem Takte der eigenen Weise, er wiegte den Kopf und bog die Kniee, keiner seiner Blicke verließ auch nur sekundenlang die beiden Weidenkörbe.

Nichts regte sich in diesen.

Die Tänzerinnen ließen ihre Schleier um die Köpfe wehen, während eine von ihnen das ganze Gesicht in den weiten weißen Falten verbarg und tastend die übrigen zu suchen schien. Sie wichen ihr aus, neckten sie, sie umschlangen plötzlich die Gefangene von allen Seiten mit Blumenketten.

Tippoo blies die Flöte immer stärker. „Komm doch!“ baten die Töne, „komm doch, ich suche dich!“

Ein dreieckiger Kopf erhob sich über dem Rand des Weidengeflechtes, eine spitze Zunge kam zum Vorschein, schillernde Farben, ein Schlangenleib. — —

Durch die Menge ging ein Murmeln. Das war die Cobra Capella, die giftige Brillenschlange, — man fühlte ein Grauen in allen Adern, aber man blieb doch, unwiderstehlich gebannt, bebend, mit klopfenden Pulsen. Jetzt kam es, das Schauspiel, welches von allen Ländern der Erde nur Indien kennt.

Eine zweite Cobra reckte den Kopf empor, eine dritte, vierte. Zehn große Schlangen, im ganzen Schmucke ihrer schillernden Farben, zum Teil über mannshoch, erhoben sich aus dem Blätterlager in den mächtigen Körben.

Die frühere Stille war zurückgekehrt. Wohl jeder einzelne aus den Tausenden, die sich hier versammelt hatten, jeder einzelne fühlte eine geheime, unbezwingliche Furcht, die ihm den Hals zusammenschnürte. Der nächste Augenblick konnte Tod und Verderben bringen, einem wie dem andern, das fühlten alle.

Tippoo spielte immerfort und ebenso unausgesetzt verfolgten seine Blicke die Bewegungen der Schlangen. Eine nach der andern rollte, aus dem Korbe hervorkriechend, auf dem Fußboden den unteren Teil ihres Körpers tellerförmig zusammen, und begann nach dem Takte der Musik langsam tanzende, schwingende Bewegungen. Bogen und Zickzack, schnelles Drehen, Vorrücken und sich Zusammenziehen, alles vollführten die Tiere nach der Weise der Musik, ohne unter einander in Kampf zu geraten, ohne Unordnung oder Überstürzung.

Schlangen und Bajaderen tanzten; die vieltausendköpfige Menge sah zu in atemlosen Schweigen, kein Laut ertönte aus ihr.

Max Slevogt: Le Rideau.
Rideau, Le. Ballets russes. Saison de l'automne 1916. Ausstattung: Max Slevogt. Lithographie, 1916. 19 x 26 cm.

Und dann warf Tippoo die Flöte beiſeite. „Kommt her, meine Lieblinge," rief er, „kommt her!"

Dies Zeichen ſchienen die Schlangen erwartet zu haben. Sie näherten ſich dem Körper des Zwerges und begannen ihn mit ihren ſchuppigen, ſchillernden Leibern von allen Seiten zugleich zu umwickeln. Hals und Bruſt, der Gürtel, die Glieder, alles lag in den Umarmungen des giftigen Gewürms, überall züngelten weit geöffnet die ſcheußlichen Rachen, glitzerten in der Sonne die dreieckigen Köpfe.

Tippoo ſtreckte beide Arme aus, in den offenen Handflächen lagen die ſpitzen Zungen, bis hoch hinauf zur Schulter reckten ſich die glatten gleißenden Schuppenleiber. Eine der größten Schlangen bog ſich gleich einem diamantenen Ringe um den Hals des Zwerges, ihr und ſein Kopf ſahen von derſelben Höhe hinein in die ſchauende Menge.

Dann, als alle Tiere an dem Körper ihres Meiſters Platz gefunden hatten, gab dieſer den Tänzerinnen ein Zeichen. Die jungen Mädchen rückten plötzlich in geſchloſſener Kette vor, Tippoo ſpielte eine ſchnelle, immer ſchnellere Weiſe und tanzte trotzdem im Mittelpunkt der geſchmückten Schar ebenſo leichtfüßig, ebenſo gewandt wie dieſe. Sie mit Blumenketten, er mit Schlangenleibern umwunden, ſo glitten ſie neben einander her, wie eine Schar von Geſtalten aus bunter, ſinnbeſtrickender Märchenwelt.

Lautlos, atemlos ſtarrte die Menge.

Das Spiel der Bajaderen wurde allmählich ein anderes. Es war eine Erzählung, ein Bild ohne Worte, das ſie hier vorführten. Der Mann mit der lebenden Laſt von Schlangen ſchien die jungen Mädchen zu irgend einer Feſtlichkeit einzuladen, er verbeugte ſich tief, er ſchien zu bitten, durch ſeine Bewegungen zu überreden, aber ganz vergeblich, ſie entflohen unter allen Zeichen des heftigſten Erſchreckens, ſie deuteten auf ihn wie auf eine nahende Gefahr und verbargen ſich eine hinter der andern.

Der Zwerg ſchien zu ſuchen, er deutete durch ſeine Bewegungen an: „Ich finde ſie nicht!" Dann aber entdeckte er die zitternde ſcheu blickende Gruppe an der anderen Seite des Platzes, eilte ihnen nach und begann das gleiche Spiel mit dem gleichen Schluß.

Zuletzt, nachdem er der Muſik Schweigen geboten, trat der Zwerg wieder zu den Körben und flüſterte einige leiſe Worte ſeiner Sprache in die Ohren der Schlangen. Sogleich löſten ſich die

Schuppenleiber; eine nach der andern kroch gehorsam zurück auf das Blätterlager, sorgsam schloß Tippoo die beiden Deckel.

Dann richtete er sich auf und sah umher wie ein Feldherr, der die Schlacht geschlagen und dadurch das Vaterland gerettet hat.

Ein donnernder Beifallssturm begrüßte ihn, ein nicht enden wollendes Hurra aus den Kehlen von Tausenden.

Zugleich bewies sich aber die Dankbarkeit, die Bewunderung der Zuschauer in anderer nützlicherer Art. Es regnete große und kleine Münzen, der Platz um die Künstler herum war buchstäblich mit Kupfer und Silber bedeckt.

Alles sammelte, die Tänzerinnen, der Zwerg und die Hindu-knaben, nur unsere beiden Freunde hatten im Anblick des Schlangen-tanzes ihre Rollen als Naga so vollständig vergessen, daß sie auch jetzt, anstatt sich begierig gleich den übrigen auf das Geld zu stür-zen, vielmehr miteinander flüsterten, bis sich Tippoo ihnen näherte.

Im allgemeinen Lachen, Rufen, Sprechen und Beifallschreien war seine Stimme nur ihnen verständlich; sie klang mehr als war-nend, fast wie eine Drohung. Die boshaften Augen funkelten schadenfroh.

„Wollen die Faringi nicht mit sammeln? Haben sie vergessen, daß die Knaben der Naga niemals zu stolz sind, um Geschenke anzunehmen?"

Richard fühlte, wie er unter der Malerei errötete. „Wir danken dir, Tippoo," versetzte er. „Behaltet aber immerhin das Geld für euch."

Der Zwerg nickte. „Die Faringi sind zu gut, um sich nach einem Almosen zu bücken, nicht wahr? Aber sie mögen es doch vermeiden, Aufsehen zu erregen, — ganz in der Nähe steht Dewit-schand, erkennst du ihn nicht?"

Die Blicke der beiden Deutschen suchten unruhig in der Menge den Führer des gefürchteten Schiffes. Da stand er mit mehreren anderen Chinesen ganz in der vordersten Reihe, rot und heiß vom Beifallrufen, sehr vergnügt, wie es schien, ohne Ahnung, wer ihm die fürchterliche Musik vorgespielt hatte, wer unter der Maske des Nagaknaben seinen Fängen so glücklich entschlüpft war. Nachdem er seit länger als einer Stunde vor den beiden jungen Leuten ge-standen, schien keine Entdeckung mehr möglich.

„Wahrlich," flüsterte Oskar, „er ist es!"

„Gewiß — und er läßt dich überall suchen, Faringi. Er

behauptet, daß du ihm Geld geſtohlen habeſt, alle ſeine Leute bezeugen die Sache, alſo hüte dich!“

Die kurze Unterredung war beendet, Tippoo mußte den erneuten, immer wiederholten Spenden ſeinen Dank darbringen, er verließ die jungen Leute, und dieſe ſahen, ſobald er fort war, einander unruhig an.

„Was weiß der Zwerg von unſeren Angelegenheiten?“

„Jedenfalls iſt Houdin heute morgen auf Kundſchaft hierhergekommen!“

Richard verbarg die Unruhe, welche ihn beherrſchte. „Laß uns nur ſammeln,“ flüſterte er. „Auf alle Fälle können wir dem Chineſen dabei den Rücken kehren.“

Die letztere Vorſicht war unnötig. Dewitſchand ſprach lebhaft mit ſeinen Landsleuten, er deutete auf den Elefanten und ſchien die Vorſtellungen desſelben kaum erwarten zu können. Der Ruf nach dem allgemeinen Liebling, der Name Dſchumbo ging von Mund zu Mund.

Houdin hatte bis jetzt ſtumm, mit verſchränkten Armen neben dem großen Tiere geſtanden, jetzt ſchien er aus dieſer Verſunkenheit zu erwachen und auch der Elefant ſelbſt gab Zeichen von Unruhe, er wußte offenbar, daß nun für ihn die Stunde gekommen ſei.

Das Murmeln der Menge, das Lachen und Schwatzen verſtummte diesmal nur halb. Es war kein Grauen, nichts im Geheimen Erſchreckendes, das Dſchumbos Kunſtſtücke hervorrief, deshalb behielt der Frohſinn die Oberhand.

Die ausgeſuchteſten Früchte fielen vor dem Dickhäuter zu Boden, aber er verſchlang keine derſelben, ſondern reichte alle einzeln ſeinem Führer. „Dſchumbo,“ rief eine Kinderſtimme aus der Menge, „darfſt du deine Bananen und Äpfel jetzt nicht verzehren?“

Der Koloß ſchüttelte den Kopf.

„Mußt ſie dir wohl erſt verdienen?“

Dſchumbo nickte würdevoll.

Ein allgemeines Lachen begleitete die kurze Unterhaltung. Houdin trat zu ſeinem Liebling und ſtreichelte den Rüſſel desſelben. „Zeige uns, was du verſtehſt, mein Freund,“ ſagte er. „Hebe einmal einen recht ſchweren Herrn empor.“

Dſchumbo ſpitzte die Ohren. Langſam gehend ſuchte er in der dichten Reihe von Zuſchauern den, welchem er die begehrte Auszeichnung zu teil werden laſſen wollte; ſeine kleinen Augen blinzelten, zuweilen blieb er ſtehen und beobachtete.

Das Jauchzen der Zuſchauer ſchwoll zum Sturm. Matroſen und Laſtträger, Hafenarbeiter und Schmiede, kurz, die derben kräftigen Männer aus dem Volke drängten ſich, einander beiſeite ſchiebend vor, um von dem Rüſſel des Elefanten emporgehoben zu werden. „Nimm mich, Dſchumbo,“ riefen mehr als zwanzig Stimmen zugleich, „nimm mich, einen ſchwereren findeſt du nicht!“

Aber der Dickhäuter hatte ſeine Wahl bereits getroffen. Plötzlich in die dritte Reihe der Zuſchauer hinübergreifend, holte er ſich mit dem gewaltigen Rüſſel einen kleinen, aber ſehr wohlbeleibten Mann hervor und hob ihn ſo hoch, als er zu reichen vermochte, in die Luft.

Der Dicke ſchrie, als habe ihn ein Spieß durchbohrt. Er war hierhergekommen, um ſich das Getriebe des Feſttages anzuſehen, aber wahrlich nicht, um in ſchwindelnder Höhe, über den Köpfen aller Leute in der Luft zu ſchweben. Wenn nun die Beſtie losließ, wenn ſie wütend wurde und ihn unter die gewaltigen Füße trat! Wußte man nicht von ſolchen Geſchichten, las man nicht dergleichen oft in den Zeitungen?

Und er ſtrampelte wie ein Gehenkter, er kreiſchte jämmerlich, — — die Zuſchauer lachten, daß ihnen die Thränen über das Geſicht liefen.

„Es iſt genug, Dſchumbo,“ ſagte Hondin, „ſetze den Herrn wieder zu Boden.“

Der Elefant gehorchte ſofort, und während der Dicke puſtend und ſcheltend das Weite ſuchte, errang er ſich neue Lorbeeren.

„Dſchumbo,“ fragte Hondin, „kannſt du der Geſellſchaft ſagen, wie alt du biſt?“

Der Elefant nickte.

„Aber weißt du es auch ganz gewiß?“ fuhr der Mahaut (Führer) fort. „Wie alt warſt du am Tage des vorjährigen Schlangenfeſtes?“

Dſchumbo hob den mächtigen Vorderfuß und ſetzte ihn zwölfmal auf den Fußboden.

„Gut, alſo zwölf Jahre. Und wie alt biſt du demnach heute?“

Wieder bewegte ſich der gewaltige Fuß. Alles lauſchte geſpannt, — würde das Tier wirklich auch dieſe Aufgabe löſen?

Zehn — elf — zwölf — richtig, der dreizehnte Schlag erfolgte pünktlich nach dem zwölften. „Hurra für Dſchumbo, der alte Kerl wird mit jedem Jahre klüger!“

Als ſich das Beifallklatſchen gelegt hatte, kreuzte Hondin die Arme. „Dſchumbo,“ ſagte er, „ich möchte eine Betelrolle kauen.“

Sogleich verſenkte der Elefant die Spitze ſeines Rüſſels in eine Taſche, welche ſein Meiſter am Gürtel trug. Vorſichtig brachte er eine der kleinen grünen Blätterrollen zum Vorſchein und ſteckte ſie ſeinem Herrn zwiſchen die Lippen, alles ſo geſchickt, ſo ruhig, als ſei er ein Menſch, der mit voller Überlegung handelt.

„Dſchumbo,“ ſagte Hondin, „möchteſt du auch einen Biſſen davon haben?“

Der Elefant ließ einen leiſen ſchmeichelnden Laut hören, er rieb den Rüſſel an des Führers Taſche.

„Nun gut,“ nickte dieſer, „ſo nimm ihn dir!“

Dabei bot er ihm zwiſchen den Lippen ein Stückchen der Betelrolle und Dſchumbo faßte es ſogleich, indem er für das Geſchenk durch lebhaftes Kopfnicken dankte.

„Brav, mein gutes Tier. Jetzt zeige der Geſellſchaft, wer es iſt, den du liebſt!“

Ganz nahe trat der Elefant herzu, feſt und zärtlich legte er den Rüſſel um die Schultern des Mannes, er zog ihn an ſich, als wolle er ſagen: „Du biſt es, nur du!“

Hondin gab die Liebkoſung zurück, ſeine Augen glänzten. „Jetzt darfſt du eſſen, Dſchumbo! Sieh her, was für dich bereit liegt. Aber erſt deine Dankſagung!“

Das graue Rieſenhaupt neigte ſich gegen die verſammelte Menge, — dann ſprangen die Chineſen mit ihren Meſſern und Kugeln, ihren Zauberringen und Blumen vor, dann zeigten die Neger ihre ungeſchulten, aber erſtaunlichen Kräfte, während in den Händen der vier Knaben die Inſtrumente einen betäubenden Lärm verurſachten und die an langen Stangen geſchwungenen Rauchfäſſer einen feinen durchdringenden Wohlgeruch verbreiteten.

Dewitſchand war verſchwunden, ſobald Dſchumbo ſeine Kunſtſtücke gezeigt hatte; die Künſte der Taſchenſpieler waren für ihn allbekannte Dinge.

Als alles, was die Truppe des Zwerges zu bieten vermochte, an dieſem Punkte der Stadt gezeigt war, zog man weiter und begann das Spiel von neuem. Der Erfolg krönte die Mühe, es regnete überall Geld, von dem jedoch Tippoo den Löwenanteil für ſich beanſpruchte.

An einer der ergiebigſten Stellen ſchienen andere Künſtler

zuvorgekommen zu ſein, Kugelfänger, Zauberer und religiöſe Gaukler, die ſich auf offener Straße folterten.

Alle dieſe großen und ſtarken Männer waren nackt bis auf ein ſchmales Lendentuch, ſie vollführten beſonders ein Kunſtſtück, deſſen Wiederholung mehrfach begehrt wurde und das den Zuſchauern ſehr zu gefallen ſchien, obwohl ihnen der Zwerg Peſt und Tod androhte, weil ſie ihm von den Geſchenken des Publikums einige raubten.

„Poſſenreißer!“ grollte er, „Bettler! Seht nicht dahin, meine Jungen!“

Aber wenigſtens die beiden Deutſchen beobachteten doch das Spiel, welches da die Hindu trieben, mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Das Kunſtſtück ſchien an Zauberei zu grenzen.

Auf einer Kupferplatte lagen drei kleine Haufen Mehl, weiß, grün und rot, die nahm der Hindu einzeln mit dem Munde auf, gurgelte längere Zeit, blies die Backen auf, bewegte die Zunge nach allen Richtungen und brachte dann die verſchiedenen Farben, ſämtlich geſondert wieder zum Vorſchein, wobei das Mehl trocken und ſtaubig erſchien, wie vorher.

„Wie macht er das?“ fragte Richard den Zwerg.

„Weiß ich es? Eine Cobra tanzen zu laſſen wird er ſchwerlich verſtehen.“

Der Geiz des Schlangenbändigers kannte keine Grenzen; hätte er den Nebenbuhler mit den Augen töten können, ſo würde er es ohne Zweifel gethan haben. Jede Beifallsäußerung der Zuſchauer nahm er wie eine perſönliche Beleidigung gegen ſich ſelbſt auf.

Das hübſche Spiel mußte indeſſen zehn- und zwanzigmal wiederholt werden, dann kamen die Kraftleiſtungen an die Reihe, zuerſt der Kugelfang.

Von den Zuſchauern durften, wer es wünſchte, die ſchweren eiſernen Kugeln in die Hand nehmen; manche unter ihnen hatten Mühe, ſie mit beiden Armen aufzuheben, einer der Hindu dagegen warf ſie hoch empor in die Luft, ein anderer bückte ſich ſo tief, daß ſein Rücken eine wagerechte Fläche bildete, und fing dann das anſehnliche Gewicht auf, ohne ſich zu bewegen. Unſere beiden Freunde wandten unwillkürlich den Blick, — das Spiel ging auf Leben und Tod, es hatte nichts Anmutiges mehr.

Zuletzt kamen die religiöſen Gaukler, Eingeborne aus Zentralindien, dunkel von Farbe, völlig unbekleidet, mit Geſichtern, aus denen der Wahnſinn ſprach. Sie waren Fakire und hatten das

Gelübde gethan, ſich niemals zu waſchen oder zu kämmen; ihre Haare ſtanden, zu einer Art unentwirrbarer Decke zuſammengefilzt, in Strängen oder Klumpen wild nach allen Seiten, ihre Hände hielten ein Werkzeug, das etwa einem Krebſe glich, deſſen Ausläufer aber ſcharfe Spitzen beſaßen. Die Fakire drückten es ſich an allen möglichen Stellen in den nackten Körper, und je mehr Blut floß, um deſto freudiger wurde ihr Ausſehen, bis ſie ſich zuletzt in völliger Raſerei am Boden wälzten, dabei jedoch keinen Augenblick ihren Vorteil vergeſſend, nie müde, ein kupfernes Gefäß, das ſie in der Hand hielten, jedem Zuſchauer darzubieten.

Alle Anweſenden gaben, aber kein Laut des Beifalles wurde hörbar. Die religiöſen Gaukler vollführen ihre Kunſtſtücke in tiefſter Stille, ſie wollen nicht bewundert, ſondern gefürchtet werden.

Nachdem dieſe Vorſtellung beendet war, drängte ſich der Zwerg in den Vordergrund, die beiden ſchweren Körbe mitten auf das Pflaſter ſetzen laſſend. „Tippoo iſt da!“ rief er, „Tippoo, der Schlangenkönig!“

Und auch hier wurde ihm der gleiche rauſchende Beifall zu teil, hier und an noch mehreren anderen Punkten der Stadt. Als abends die Herberge wieder erreicht war, ſanken Menſchen und Tiere ermattet auf ihr Lager, nur der Zwerg wachte und zählte voll heimlicher Wonne das erbeutete Geld. Es mußte ſehr viel ſein, denn das Verſteck im Turban faßte es nicht, ſondern der glückliche Beſitzer verſenkte es unter Houdins Beiſtand in eine Höhlung des Trageſeſſels, der an Reiſetagen auf Dſchumbos Rücken geſchnallt wurde, dann legten beide Männer ihren Kopf auf den erbeuteten Schatz und blieben ſtill, als ſchliefen ſie.

Dies letztere ſchien aber nur ſo. Nach Mitternacht wurde Oskar durch ein Geräuſch in ſeiner Nähe erweckt, er fuhr auf und ſah die Hindu ſich vorſichtig aus dem Stalle ſchleichen. Tippoo ſchloß leiſe die Thür, dann wurde alles ſtill.

„Richard!“ flüſterte Oskar, „wach' auf!“

Der andere öffnete die Augen. „Was iſt los?“ fragte er unruhig.

„Die beiden Vögel ſind ausgeflogen. Was ſollten wir beginnen, wenn es geſchehen wäre, um uns der Polizei, oder gar dem Chineſen zu verraten?“

Richard hatte ſich ſchon erhoben. „Ich gehe ihnen nach,“ flüſterte er. „Wenn irgend eine Gefahr droht, ſo gebe ich dir rechtzeitig ein Zeichen.“

Oskar schüttelte den Kopf. „Lieber begleite ich dich," antwortete er.

„Das taugt nichts, durchaus nichts. Wir müssen uns hüten, es mit den einzigen Menschen, welche wir hier kennen, so plötzlich zu verderben. Kommen die beiden früher zurück als ich, so stellst du dich schlafend, ich finde dann schon eine Ausrede."

Er glitt geräuschlos davon und in die stille mondhelle Nacht hinaus. Zwischen den vorgebauten Häusern, lange Schatten werfend, gingen Tippoo und Hondin schnellen Schrittes zur Stadt hinaus, dem Walde zu. Der Zwerg und der hochgewachsene Elefantenführer bildeten ein sonderbares Paar; sie mußten es sehr eilig haben, in ihren Händen lagen verhüllte Gegenstände, die weißen, wallenden Gewänder glänzten im Mondlicht.

Richard atmete freier. Die beiden Eingebornen entfernten sich von der europäischen Stadt, — das war jedenfalls ein gutes Zeichen, aber dennoch beschloß der junge Seemann, ihnen zu folgen. Die größte Vorsicht schien ja in seiner eigenen und Oskars Lage geboten.

Hinaus aus den engen Straßen, immer weiter, bis die Dschungel, das dichte waldartige Gebüsch begann. Tippoo und Hondin sahen nicht rückwärts, Richard folgte ihnen wie ihr Schatten, und so gelangten alle drei, von einander ungesehen, bis an einen freien Platz, wo ein uralter mächtiger Schirmbaum sein Blätterdach über einen weiten Raum dahinzog und nur einigen wenigen Mondstrahlen, weißen blitzenden Bändern gleich, den Durchgang gestattete. Hier und da unter dem Grün standen halbzerbröckelte Steine mit jenen Fratzenbildern, die in ganz Indien heimisch sind und dort göttliche Verehrung genießen, Köpfe mit hervorgestreckter Zunge, Elefanten mit verdrehten Hälsen, Schlangen in allen Größen.

Nahe am Stamm des Baumes stand ein Stein, der genau wie ein Tisch aussah; das war der Opferaltar.

Als Richard näher kam, sah er, daß Tippoo und Hondin keineswegs die einzigen Besucher des abgelegenen Platzes waren, vielmehr kauerten und standen neben den Götzenbildern noch eine ganze Anzahl von Leuten, die alle ihren persönlichen oder Hausgott in Händen hielten und vor sich hinmurmelten. Der Knabe erkannte sämtliche Künstler, Schlangenbeschwörer und Fakire, die heute an dem Fest in der europäischen Stadt teilgenommen hatten, soweit sie nämlich Eingeborne des Landes und erwachsene Männer waren Fremde, Kinder und Frauen fehlten gänzlich.

Gewiß ein Gottes- oder Götzendienſt, der ſie hier zuſammenführte!

Houdin blieb in der Mitte des Platzes ſtehen, er und Tippoo brachten ihre Hausgötter zum Vorſchein, ſie murmelten wie die übrigen leiſe Worte.

Dann ſchritt der Elefantenführer zum Altar und ſetzte ſein Götzenbild neben denſelben, ihm nach folgten Tippoo und alle ſonſt anweſenden Männer; um den Opferſtein herum bildete ſich im Silberglanz des Mondes ein bunter ſeltſamer Reigen von kleinen Holz- und Thongruppen, die alle grell bemalt waren und größtenteils Menſchengeſichter zeigten, doch gab es auch Elefanten und viele Kühe, ſelbſt Hunde.

Jeder Hindu warf ſich vor ſeinem Götzen auf die Kniee, ſtreckte beide Arme aus und legte die Hände, ohne ſie zu falten, gegen einander. Dabei wurden fortwährend Gebete hergemurmelt, indiſche Worte, aus denen der Name Wiſchnu — Erhalter — in häufiger Wiederholung hervorklang. Die Hindu beauftragten ihre Hausgötter, bei dem höchſten Herrſcher über alles Lebende für ſie zu bitten, daß er ihre Kaſte — die der Gaukler und religiöſen Bettler — auch ferner beſchützen und das dargebotene Opfer gnädig annehmen möge.

Allmählich aber gingen ihre leiſen Stimmen über in laute leidenſchaftliche Beteuerungen, beſonders die Büßer ſchienen Verſprechen zu leiſten und wilde, halb wahnwitzige Gelübde hervorzuſtoßen. Sie rollten ſich kopfüber, kopfunter zu den Götzenbildern heran, ſie ächzten und fügten ſich mit ſcharfen Werkzeugen allerlei Verwundungen zu. Auch ein freiwillig Blinder mit der metallnen Binde über den Augen taſtete langſam vorwärts, ein Stummer ſchlug ſich gegen die Bruſt, hob beide Arme gen Himmel und ſtieß dumpfe Laute hervor, — es war ein Durcheinander von Tönen, das nicht ſeltſamer, nicht eigenartiger gedacht werden konnte.

Richard atmete kaum. Hätte er ſich ſtill davonſchleichen können, ſo würde er es gethan haben, aber zu viele Augen waren gegenwärtig, zu groß die Gefahr; er mußte fürchten, bei einer etwaigen Entdeckung von den erbitterten Hindu verfolgt und getötet zu werden.

Dann folgte das Opfer. Jeder Fakir legte auf den Stein einige Kupfermünzen, bis die Platte faſt gefüllt war, auch die Gaukler brachten ihre Gaben, ſelbſt der geizige Tippoo, ſo lieb er auch das Geld ſonſt haben mochte. Kupfer und Silber bildeten

auf dem verwitterten heidnischen Opferstein ein blitzendes ansehnliches Häufchen, keiner von allen Anwesenden versäumte es, sein Scherflein beizutragen.

Nun zog der Mahaut unter seinem Gewande hervor eine kleine Schaufel, mit der er vor dem Steine die Erde aufgrub und als Platz genug geschaffen war, das Geld hineinwarf. Die Hindu beteten wieder, schließlich erhob sich jeder und setzte den Fuß auf die Stelle unter der das Opfer lag. Einer nach dem anderen verschwand geräuschlos aus dem Schatten des heiligen Schirmbaumes.

Einer nach dem anderen, — bis auf drei Männer, welche noch zurückblieben.

Hondin, Tippoo und ein dritter, den Richard nicht kannte.

Die Hausgötter verschwanden, die Schaufel verschwand, dafür kam aus dem weiten, bis auf die Füße reichenden Gewande des Fremden ein sonderbares Götzenbild zum Vorschein, blitzend im weißen Lichte des Mondes, ganz von Silber, und so abscheulich anzusehen, daß auch das festeste Herz bei diesem Anblick erbeben konnte.

Die Göttin Bhawani ritt auf einem Tiger und hatte eine wilde, drohende Stellung angenommen, ihr Gesicht war halb das eines Menschen, halb das eines Wolfes, die Augen aus glänzenden Rubinen, die Haare ringelnde, auch mit Augen aus Edelsteinen geschmückte Schlangengestalten von Gold. Die Arme des schrecklichen Geschöpfes endeten in Krallen, deren eine sich auf den Kopf des Tigers stützte, während die andere die Kassy, eine eiserne Spitzaxt, hoch emporschwang.

Als das Bild auf dem Opfertisch stand, überschüttete es der fremde Mann mit einer Menge von Blumen, die er aus dem Mantel hervorzog, dann legte er eine Schlinge und ein Seidentuch zu den Füßen des schrecklichen Wesens.

Richards Herz klopfte schneller. Jetzt kam auch noch eine kleine silberne Schale zum Vorschein, — was bedeutete das?

Ein Mondstrahl umspielte die Schlangen mit den Rubinenaugen, im Blätterdach des großen Baumes rauschte der Wind wie flüsternde Menschenstimmen. Welch ein unheimliches, ja abscheuliches Werk mochten die drei betreiben?

Zuerst kam Hondin. Er legte die rechte Hand an die Spitzaxt in der Hand des Götzenbildes, dann berührte er langsam nacheinander die Schlinge, das Seidentuch und die kleine silberne Schale, alles stumm, ohne einen Laut, ohne Hast und Leidenschaftlichkeit,

aber mit jener bewußten Ruhe, die ihr Ziel kennt und sich von demselben durch nichts auf Erden abbringen läßt. Zuletzt küßte er die Axt.

Nach ihm kam der Zwerg, dann der Fremde; alle thaten genau, was vor ihnen der Mahaut gethan hatte, dann suchten sie die Blumen vom Boden auf, sodaß auch nicht eine einzige liegen blieb, nahmen das silberne Götzenbild in ihre Mitte und reichten sich die Hände.

Drei Worte in indischer Sprache wurden dabei von jedem Teilnehmer dieser nächtlichen Handlung mit lauter Stimme hervorgestoßen, — Richard verstand sie natürlich nicht. Aber ohne Zweifel handelte es sich bei der ganzen Angelegenheit um ein religiöses Gelübde, das sah er.

Sicherlich, wenn die drei gewußt hätten, daß sie von einem der so bitter gehaßten Faringi (Weißen) belauscht wurden, sie hätten ihn nicht lebend aus dem Bannkreise des Schirmbaumes hervorgehen lassen.

Jetzt schien die geheimnisvolle Feier beendet. Der fremde Mann hüllte das Götzenbild in seinen Überwurf, eine Unterhaltung folgte, die sich jedenfalls auf alltägliche Angelegenheiten bezog und aus den Taschen kamen die kleinen grünen Betelrollen zum Vorschein. Richard bemühte sich gewaltsam den Bann des gehabten unheimlichen Anblickes möglichst abzuschütteln; jetzt war der Augenblick zur Flucht gekommen und er mußte ihn benutzen um einer drohenden Gefahr aus dem Wege zu gehen.

Hondin und Tippoo wollten sich jedenfalls an dieser Stelle von dem Fremden trennen, denn die drei blieben vorerst im Gespräche bei einander stehen, unser Freund konnte daher einen Vorsprung gewinnen, der ihn vor dem Zwerge und dem Mahaut nach der Herberge brachte; diesen günstigen Umstand beschloß er wahrzunehmen. Leise gleitend, immer im tiefsten Schatten, verließ er den einsamen Festplatz und stahl sich durch die Wildnis bis zu der letzten Straße der Eingebornenstadt, die er nun fliegenden Fußes durchmaß.

Hier und da fand sich am Wege ein Merkzeichen, das haschte er so gut als es anging und kam glücklich in den offenen Stall der Herberge zurück, ehe noch die beiden Hindu erschienen. Oskar wachte natürlich; schon der erste Blick in Richards Gesicht zeigte ihm, daß nichts zu fürchten sei. „Was war es?“ fragte er beruhigt.

„Ein Götzendienſt, — weiter nichts.“

Und ſich neben ihm auf das Mattenlager werfend, erzählte er im Flüſtertone die Geſchichte des Erlebten. Eine Viertelſtunde ſpäter kamen Tippoo und Hondin, das kleine flackernde Lämpchen wurde ausgelöſcht und nun begann wirklich das Reich der Träume, aus dem die beiden jungen Abenteurer erſt erweckt wurden, als am anderen Morgen der Streit zwiſchen dem Zwerge und den Mitgliedern ſeiner Truppe lichterloh entbrannte.

Von jedem einzelnen behauptete Tippoo, daß er zu viel verlange, während wieder die Neger, die Chineſen und namentlich die Tänzerinnen ſchwuren, ihr Herr und Meiſter ſei ein Geizhals, der ſich auf ihre Koſten bereichern wolle.

Der wenig anmutige Auftritt endete mit allgemeinem Erzürnen. Die Tanzmädchen und die Chineſen, ſowie die beiden Hinduknaben wurden abgelohnt, nur die Neger blieben vorläufig noch, um dem Zwerge beim Einpacken behilflich zu ſein. Für Richard und Oskar bezahlte Tippoo die Zeche im Wirtshauſe, aber bares Geld gab er ihnen nicht. Gegen Mittag ſollte die Weiterreiſe vor ſich gehen.

„Ihr habt nun geſehen, was wir betreiben, mein Freund Hondin und ich,“ ſagte der Zwerg, indem er ſich den beiden jungen Deutſchen näherte, „ihr kennt das Geſchäft und müßt euch jetzt entſcheiden, ob ihr uns begleiten wollt, oder nicht. Daß wir nach Oriſſa gehen und dort am Wagenfeſte des Dſchagannath unſere Vorſtellungen geben, habe ich euch bereits geſagt, — von Oriſſa ziehen wir nach Madras.“

„Dies letztere iſt ganz gewiß?“

„Ganz und gar. Unſere Reiſe iſt in jedem Jahre die gleiche.“

„Gut!“ rief Oskar, „dann willigen wir ein, euch bis Madras zu begleiten und verlangen dafür nur den nötigen Lebensunterhalt, aber keine Bezahlung. In Madras muß es uns freiſtehen, die Truppe zu verlaſſen.“

Der Zwerg neigte den Kopf mit dem rieſigen Turban. „In Madras!“ wiederholte er. „Ich verpflichte mich ausdrücklich, euch dort nichts in den Weg zu legen.“

Oskar und Richard wechſelten einen Blick. Klang das nicht genau wie ein ſpöttiſches: „Wenn ihr erſt einmal dort angelangt ſeid?“

Keiner ſprach. Der Vertrag war jetzt geſchloſſen, es gab kein Zurück mehr: ſelbſt wenn die jungen Leute ihre Übereinkunft mit

dem Zwerge bereuen ſollten, ſo fand ſich doch für ſie keine anderweitige Gelegenheit nur erſt einmal aus Bombay fortzukommen und das war und blieb die Hauptſache, namentlich, weil Tippoo das Verhältnis Oskars zu dem chineſiſchen Kapitän auf das allergenaueſte zu kennen ſchien.

„Wir ſtehen davor," flüſterte Richard, „und wir müſſen hindurch. Was ſollte übrigens der Gaukler ein paar armen Teufeln wie wir es ſind, zufügen können? Wer nichts beſitzt, der mag ja immerhin dem Räuber begegnen."

Oskar blieb die Antwort ſchuldig. Vielleicht beruhte ja auch jener Verdacht gegen den Zwerg nur auf Einbildung, — es war verlorene Mühe, jetzt noch darüber nachzudenken.

Der Trageſeſſel wurde aufgeſchnallt, Houdin nahm ſeinen Platz zwiſchen ihm und dem Kopfe des Elefanten, unſere Freunde und der Zwerg ſetzten ſich in die weichen gepolſterten Stühle und die Neger gingen zu beiden Seiten des grauen Rieſen.

Als die Stadt hinter den Blicken der Knaben zurückblieb, fühlten beide ihre Herzen leichter werden. Jetzt war kein Verrat mehr möglich, der Gedanke an den Chineſen und ſein Schiff trat für immer zurück in das Schattenreich des Geweſenen.

„Mr. Gould ſoll trotzdem gerächt werden," dachte Oskar. „Es kommt der Tag, wo die Vorſehung den räuberiſchen Dewitſchand in meine Hände liefert und dann zahle ich ihm mit Wucherzinſen zurück, was er dem Armen und mir ſelbſt gethan. Sobald es irgend möglich iſt, zeige ich den Böſewicht an."

Der helle Sonnenſchein fiel auf Baum und Strauch, immer mehr traten die letzten einzelnen Wohnhäuſer der Parſikaufleute gegen weite freie Strecken zurück, und endlich war das Gebiet der angrenzenden Dſchungeln erreicht. Bäume von ungeheurer Ausdehnung ſtanden vereinzelt und in Gruppen, Ochſenfuhrwerke begegneten den Reiſenden, die Bungalows oder Gehöfte der Rajoten (Bauern) tauchten auf aus dem umgebenden Grün, dann folgten wieder einſame Strecken, in denen rote Schlangen von den Zweigen herabhingen, eine ſchöne ſtark bevölkerte Wildnis mit dem furchtbaren Tiger als König, mit Adlern und anderem Raubzeug, die zur Friſtung ihres Daſeins das niedere Getier bekämpften und die Jagd aller gegen alle in ſteter lebhafter Ausübung erhielten.

„Jetzt beginnt ein neuer Zweig unſerer Thätigkeit," lächelte Tippoo. „Wir können nicht wie die großen Herren müßig durch

das Land ziehen und in den Herbergen unſer Geld verzehren, das begreift ihr wohl.“

Richard horchte auf. „Gewiß,“ antwortete er, „aber was betreibt man denn mitten im einſamen Walde?“

„Man ſammelt Kräuter, kocht Salben und Getränke für alle Gebrechen der Menſchen und ihrer Haustiere. Alljährlich ziehe ich durch ganz Vorderindien, von Bombay nach Haiderabad, nach Oriſſa am heiligen Strome, nach Kalkutta und —“

„Nach Kalkutta!“ unterbrach Richard, „dann könnteſt du uns ja ſchon dort ein Schiff ſuchen laſſen, Tippoo.“

Der Hindu ſchüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht,“ verſetzte er. „Die Vorſtellungen in der großen, von ſo vielen Faringi bewohnten Stadt erfordern geübte Kräfte. Bis Madras, alſo durch ganz Bengalen müßt ihr uns noch begleiten, wenn auch freilich die Farben der Naga ſchon jetzt nicht mehr nötig ſind. Ich will ſie heute abend in der Herberge abwaſchen.“

Richard ſeufzte heimlich, aber er war ein zu ehrenhafter Charakter, um an einen Wortbruch auch nur zu denken. „Gut alſo,“ ſagte er entſchloſſen, „es bleibt bei unſerer Verabredung. Vorhin unterbrach ich dich, mein guter Tippoo, was wollteſt du erzählen?“

Der Zwerg warf ſich in die Bruſt. „Daß ich ein großer Schlangenbändiger bin,“ ſagte er, „aber doch ein noch größerer Zauberdoktor. Die Kranken warten, bis Tippoo kommt, die Mütter beten zu den Göttern, daß ich ihre Kinder errette!“

„Demnach werden wir in den Dörfern Heilmittel verkaufen?“

„Ja. Aber erſt müſſen die Zauberkräuter gefunden und gekocht werden. Morgen fangen wir damit an.“

Als ſich der Tag neigte und lange Schatten über den Weg fielen, war die erſte Nachtherberge erreicht, wieder ein ſchiefer lockerer Bau, aus Strohdach und vier eben ſolchen Wänden beſtehend, ohne Thür oder Fenſter, aber von gutmütigen Menſchen bewohnt, die den Reis und die Tamarinden, alles was ſie ſelbſt beſaßen, ihren Gäſten ſogleich freundlich anboten. Ganz nackte Kinder umſchwärmten die Hütte, mehrere Zebus, die kleinen gelben indiſchen Ochſen, weideten in der Nähe, und im Stalle ſtand die heilige Kuh, hoch verehrt wie überall im Lande.

Nur für Dſchumbo fand ſich in der Hütte kein Platz, er mußte die Nacht draußen verbringen, und Hondin erklärte, bei ihm bleiben zu wollen. Er ſelbſt holte ſeinem großen Freunde das

friſcheſte Futter aus dem Walde herbei, Gras, Früchte, und vor allem junge Baumzweige, deren Rinde der Elefant ſo gern knappert, dann Waſſer in den Bambusgefäßen der Rajotenfamilie.

Dſchumbo warf ſich, als er geſättigt war, bequem ins Gras und Hondin nahm den Platz neben ſeinem ungeheuren Kopfe, er legte den Arm auf den Nacken des Tieres.

Richard ſah es. „Du liebſt wohl den Elefanten ſehr?“ fragte er freundlich.

Hondin nickte. „Er iſt alles, was ich auf Erden mein eigen nenne, er erſetzt mir Freunde und Familie, — alles.“

Richard fühlte ſich im tiefſten Herzen gerührt. „Haſt du denn deine Verwandten ſämtlich verloren, armer Hondin?“ fragte er. „Dann geht es dir wie mir, ich ſtehe auch ganz allein in der Welt da.“

Der Mahaut nickte. „Das iſt ſchlimm für dich, Faringi,“ antwortete er, „aber wenn auch deine Wunde blutet, — ſo iſt doch kein Gift darin. Deine Verwandten ſtarben nach Brahmas Willen in ihren Betten, die meinigen wurden gemordet.“

„Großer Gott,“ rief Richard, „von wem denn?“

„Von den Faringi natürlich. Der arme Mahaut hatte ein Weib und liebe kleine Kinder, auch ſeine alte Mutter lebte bei ihm in der Hütte, — damals haßte er noch kein Volk und keinen Menſchen überhaupt, aber dann kam der Faringi und verlangte Steuern, immer mehr Steuern, obwohl alles bezahlt war, was er fordern durfte, — das Geld ſollte ihm dienen, um Branntwein zu kaufen. Als der Mahaut wagte, ihm zu widerſprechen, da nahm er Geißeln, er ließ die unglücklichen Frauen ins Gefängnis werfen und trieb die Kinder hinaus in den Wald — den Tigern und Schlangen zur Beute.“

„Und du?“ rief Richard, „du ſelbſt?“

„Mich hatte er in den Block ſpannen laſſen. Als ich wieder herauskam, war die Hütte verbrannt, — ſeitdem bin ich ein heimatloſer Wanderer.“

„Schändlich! Du armer Hondin, wie bedaure ich dich. Und deine Frau, deine alte Mutter?“

„Sie ſind im Gefängnis geſtorben, — totgepeitſcht.“

Richard bot dem ſchwermütigen Manne die Hand. „Ich möchte dein Freund werden, Hondin, ich möchte dein Herz wieder erweichen, — vielleicht weil unſer Schickſal ſoviel Ähnliches hat. Ich bin als Kind von wenigen Monaten an der Bruſt meiner toten Mutter

gefunden worden, — im Poſtwagen, in kalter, öder Winternacht. Papiere oder Ausweiſe beſaß die Unglückliche nicht, auch keinen Namen, — der Fuhrmann hatte ſie aus Mitleid eine Strecke mitfahren laſſen, und als der Wagen hielt, da war ſie geſtorben. Mich ſteckte man in das Waiſenhaus, — taufte mich auf den erſtbeſten Namen und gab mir Brot, bis ich Schiffsjunge wurde. Was ſagſt du dazu, Hondin, bin ich viel glücklicher als du?"

Der Hindu nickte. „Viel glücklicher," verſetzte er. „In das Land der Faringi kommt kein fremdes Volk und mordet und plündert, wie es die Männer deiner Farbe hier thun. Du kennſt keine Bitterkeit, du haßt nicht, — du biſt viel glücklicher als ich."

„Hondin," flüſterte der Knabe, „wenn du ein Chriſt wäreſt, ſo würde auch in deiner Seele dieſe Flamme erlöſchen, die doch dich ſelbſt ſtündlich brennt und ſchmerzt. Verſuche es, zu vergeben und du wirſt Frieden finden!"

Er hatte ſich tief herabgeneigt bis zu der finſteren, umwölkten Stirn des Indiers, er wollte ihm die Hand bieten, aber der Ausdruck in den Augen des Mahaut ſchreckte ihn von dieſem Verſuche zurück. Ein wildes, verzehrendes Feuer glühte in den dunklen Sternen, Hondins Stimme klang heiſer vor Erregung, als er jetzt ſprach.

„Weißt du, Knabe, weshalb ich meinen Elefanten ſo ſehr liebe?"

„Nun, weil er dein beſtändiger Gefährte iſt!"

„Auch deshalb, aber doch nicht allein, Knabe. Er hat mich gerächt, er hat Vergeltung geübt für das Unrecht, welches mir zugefügt wurde."

Eine ſonderbar beklemmende Ahnung überſchlich Richards Herz. „Wie meinſt du das, Hondin?" fragte er.

„Dſchumbo hat dem Faringi den Kopf zertreten, — deshalb liebe ich ihn."

Richard ſchauderte vor ſeiner Seele erſchien das Bild der letzten Nacht, er ſah das ſilberne Bild der Bhawani und die drei Männer, welche im Kreiſe ſtehend einen Schwur zu leiſten ſchienen. Galt derſelbe dem ewigen, untilgbaren Haſſe gegen die Weißen?

Gott allein mochte es wiſſen.

„Gute Nacht, Hondin," ſagte er. „Suche die wilden Rachegedanken zu bekämpfen."

Der Mahaut lachte, obgleich dieſer Ton faſt wie ein Schluchzen

klang. „Schlafe," ſagte er, „ſchlafe, — du biſt noch ein Kind. Überlaß es den Männern, zu handeln."

Dann wandte er den Kopf. Richard ſah, daß Thränen in ſeinen Augen ſtanden, — wie tief unglücklich fühlte ſich wohl der Mann, welcher als Straßengaukler von Stadt zu Stadt zog und die Bettelpfennige der Zuſchauer aufhob, um zu leben!

Leiſe ſchlich der Knabe davon. An der entgegengeſetzten Seite des thürloſen Baues waren Steine zum Herd gehäuft, ein flackerndes Feuer brannte darauf und im Keſſel rührend ſtand der Zwerg davor. Sein ungeheurer Turban wackelte, ſein ſchlaues Geſicht, von den Flammen rot angeſtrahlt, glänzte vor Vergnügen.

„Schau her," ſagte er, auf eine blaue Blume in ſeiner Hand deutend, „ſchau her, Richard, von dieſer Art eine und von der gelben zwei, von der weißen zwölf, das gibt den Trank, der uns Rupien und engliſche Schillinge verſchafft. Die Alte in der Hütte hat das Gliederreißen, ihre Schultern ſchmerzen und ihre Füße wollen ſie nicht mehr tragen, — da nimmt ſie das Säftchen und fühlt Linderung. Die Nachtherberge iſt umſonſt."

Er nickte und wackelte, er ſah in den Keſſel und murmelte vor ſich hin, auf allen ſeinen Zügen lag eine geizige Freude. „Wieder Geld verdient, ſchönes Geld, — es iſt doch gut, daß die Götter den Leuten das Gliederweh ſchicken und allerlei anderes Übel, hä, hä, hä, es iſt doch gut."

Richard ſchauderte. Für ſeinen Vorteil war der Zwerg gewiß zu den ſchlimmſten Unthaten bereit.

Einen Seufzer erſtickend, ſtreckte er ſich neben ſeinem weißen Gefährten auf das Mattenlager, während der Mond durch die Spalten des Daches hereinſchien und außer dieſen ſanften ſilbernen Strahlen noch allerlei andere ungebetene Gäſte heraus- und hineinſchlüpften, Ratten, Wanzen, große platte Käfer, die alles anknapperten, ſelbſt die Stiefel an ſeinen Füßen.

Wenn es gar zu arg wurde, fegte er ſie mit dem Beſen zur Thür hinaus.

III.

Früh am folgenden Morgen wurde die Reiſe fortgeſetzt, aber diesmal, nachdem die bewohnten Strecken ganz hinter der kleinen Geſellſchaft zurückgeblieben waren, in anderer Weiſe. Dſchumbo

eröffnete den Zug, dann folgten die beiden Männer und unſere Freunde, mit Säcken oder Körben beladen, emſig nach des Zwerges Anordnung ſammelnd, ſuchend und pflückend. Auch die Neger waren nun zurückgeblieben. So oft einer der Knaben tiefer in das Dickicht eindringen wollte, ſo oft er die unmittelbare Nähe des Elefanten verließ, hielt ihn der Mahaut an den Kleidern feſt.

„Hier bleiben, Faringi, — unter den Gebüſchen wohnt der Tiger!“

„Weshalb ſollten wir denn in Dſchumbos Nachbarſchaft ſicherer ſein, Hondin?“

„Weil er die Katze wittert und uns ein Zeichen gibt.“

Der graue Rieſe blieb alſo in der Vorhut und wenn abends irgend eine Hütte oder eine zerfallene Ruine als Nachtlager gefunden wurde, ſo hielt er Wache vor dem Eingang derſelben. Das indiſche Kaſtenweſen trat bei dieſen Beſuchen in den Strohhäuſern der Eingebornen oft ganz abſonderlich zutage; waren die braunen, halbnackten Menſchen durch die Geburt tiefer geſtellt, als der Zauberdoktor und der Elefantenführer, ſo nahmen dieſe letzteren aus den Händen ihrer jeweiligen Gaſtfreunde keinen Gegenſtand unmittelbar in Empfang oder gaben einen ſolchen an ſie ab, es wurde vielmehr alles auf den Erdboden geſtellt oder gelegt und dann erſt berührten es Tippoo oder Hondin, die ſonſt nach indiſchen Begriffen für immer unrein geworden wären. Trotzdem aber ging der Handel mit Arzneien ſehr ſchwungvoll; faſt überall, wohin er kam, wurde der Zwerg voll Freude begrüßt und mußte ſogleich auf dem einfachen Herd aus Feldſteinen ſein Tränkchen oder Pflaſter kochen.

Je tiefer man in das Land hineindrang, deſto verzweigter und geheimnisvoller wurden Tippoos verſchiedene Berufsarten. Er fing junge Affen, die er lebend den Leuten als Schutzgeiſter verkaufte, er tötete Vögel und Wölfe, um mit den Haaren oder Federn derſelben einen vorteilhaften Handel zu treiben, er war endlich auch Geiſtertänzer.

Eines Abends, bei hellem Mondlicht, überraſchten ihn die beiden Deutſchen, wie er ſich in aller Stille für dieſe letztere Vorſtellung einübte.

Dſchumbo lag vor der Hütte, in welcher das Nachtquartier aufgeſchlagen worden war, die Bewohner ſchliefen und Richard und Oskar ſaßen noch unter dem Schatten eines alten Baumes beiſammen, um die kühle Nachtluft zu genießen, — da ſahen ſie die beiden Indier heimlich fortſchleichen.

Hondin blieb nach kurzer Wanderung ſtehen, lehnte ſich gegen eine Tamarinde und fing an, die beliebten Betelrollen zu kauen; der Zwerg dagegen ſchlüpfte auf eine Lichtung hinaus und verſchwand.

Der Mond ſchien hell vom Himmel herab, Blumen und Früchte hingen von allen Zweigen, die Schwüle ringsumher lag lähmend auf den Sinnen der jungen Seeleute. Immer zu beobachten, zu horchen und zu ſpähen, das führt ſehr bald in eine dauernde Unruhe hinein, die auch hier ihren Einfluß ſogleich zeigte.

„Was mag er haben?“ flüſterte Oskar. „Ich traue ihm nicht.“

„Ich eben ſo wenig. Hondin ſteht offenbar Wache.“

„Laß uns doch nachſehen,“ drängte Oskar. „Jedenfalls iſt irgend etwas Geheimnisvolles, wenn nicht eine Spitzbüberei im Werk.“

Sie gingen hinter der Strohhütte durch den kleinen elenden Garten des Rajoten und von dort rechts durch den Wald auf eine freie Fläche, auf die der Mond ſein volles Licht herabwarf. Am entgegengeſetzten Eingang ſtand Hondins hohe edle Geſtalt, in der Mitte der Wieſe befand ſich Tippoo.

Im erſten Augenblick glaubten die beiden, der ſchlaue, rührige Zwerg ſei plötzlich in Irrſinn verfallen.

Er tanzte langſam im Kreiſe herum, wiegte den unförmlichen Kopf, hob jählings den rechten, dann den linken Fuß, ſtieß die Arme von ſich und begann zu ſeufzen, erſt leiſe, dann immer ſtärker, bis die breite Bruſt ächzte, als müſſe ſie ſpringen. Die Schultern gerieten in krampfhafte Bewegungen, der ganze Körper krümmte ſich wie unter dem Drucke unerträglicher Schmerzen.

„Ob das ein Gottesdienſt iſt?“ flüſterte Richard.

„Irgend ein Zauber natürlich.“

Tippoo warf ſich jetzt zu Boden, rollte gleich einem Mehlſack von einer Stelle zur andern und ächzte und heulte fortwährend. Plötzlich aber ſprang er auf und zog aus dem Gewand ein Fläſchchen hervor. Ein einziger Ruck beförderte den Inhalt in den Magen des Gauklers, dann begann er ſeine koboldartigen Sprünge, ſeine Gliederverrenkungen und Tänze von neuem, diesmal mit beſſerem Erfolge.

Die Augen rollten und ſchienen aus ihren Höhlen hervortreten zu wollen, die Naſenflügel bebten, die Hände griffen wild in die Luft und in das feuchte Gras; dabei ſchien der Zauberer immer-

während eine eingebildete Perſon im Mittelpunkt des von ihm umſchriebenen Kreiſes zu beobachten, zu fragen, ihrer Stimme zu lauſchen, ihr kleine Gegenſtände hinzuwerfen, bis endlich Ströme von Schweiß über ſeine Stirn herabliefen.

Schwächer und ſchwächer wurden die ungeſtümen Verdrehungen, matter der funkelnde Blick und das Ächzen aus gepreßter Bruſt. Noch ein Wirbel, ein Fallen und Ringen, dann ſtürzte der Körper ſchwer, wie verendend zu Boden und blieb liegen.

„Ob er den Verſtand eingebüßt hat?“ flüſterte Richard.

Ehe Oskar antworten konnte, erhob ſich Tippoo aus dem Gras, rückte den Turban zurecht und ſprang auf einen naheliegenden Stein. „Hondin!“ rief er mit halber Stimme.

„Hier!“ antwortete der Mahaut.

„Ging es ſo?“

„Du wirſt ſpäterhin noch ein paar Tropfen mehr nehmen müſſen.“

„Verflucht, — das Kraut wächſt in jedem Jahre ſpärlicher.“

„Du wirſt älter,“ nickte Hondin. „Komm jetzt, — du taumelſt.“

Wirklich ging der Zwerg mit ſchwankenden Schritten; als ihn die Knaben vor der Hütte am Boden ſitzend wiederſahen, glühten ſeine Augen wie Funken, der Körper zitterte und das Geſicht war ſehr blaß. „Ich bin krank,“ ſagte er mit heiſerer Stimme. „Kümmert euch nicht darum, Faringi, morgen iſt es überſtanden.“

Hondin ſaß bei ihm und hielt von Zeit zu Zeit ein kleines Glas an ſeine Lippen, — der Zauberer murmelte wie im Schlafe immer vor ſich hin.

Richard und Oskar ſahen einander an. „Begreifſt du das?“ fragten ihre Blicke.

„Wir werden es erfahren,“ flüſterte Richard. „Er hat irgend einen Saft getrunken, der ſeine Sinne bis zur Tollheit aufregte, — weshalb? Das wird ſich ſchon zeigen.“

Die beiden Indier blieben in dieſer Nacht draußen, es war zu warm, um hinter geſchloſſenen Wänden ſchlafen zu können; auch unſere Freunde teilten das gemeinſame Mattenlager, bis der Morgen anbrach und ein Bad im Fluſſe als erſtes Erfriſchungsmittel aufgeſucht wurde. Tippoo hatte ſich ganz erholt, ja, er trieb ſogar zur Eile; es ſollten vor Abend noch eine Menge von Kräutern beiſammen ſein, wie er ſagte.

„Seht dies hellgrüne Blatt, Faringi, dieſen ſchlanken Stengel,

der nur zwiſchen dem Schilf und den Farnen wächſt, — das iſt's, was ich brauche. Wir kommen heute abend in ein Dorf, wo jedenfalls Kranke ſind, die mich ſehnſüchtig erwarten, denen muß ich daraus ein beruhigendes Mittel kochen. Sucht, meine Kinder, ſucht, ich ſchenke euch eine Rupie, wenn ihr recht gute Beute einbringt."

Auch Hondin hielt den Blick beharrlich geſenkt, auch er ſpähte. Es handelte ſich ohne Zweifel um das Kraut, von dem Tippoo geſagt hatte, daß man es immer ſeltener finde.

Betäubende Dünſte ſtiegen aus den verworrenen Maſſen von Ranken und Blättern, aus faulen Baumſtämmen und feuchtem, ſchlammigem Grunde empor; mannshohes Schilf und dichte Binſen wuchſen überall, von fernher ſchimmerte ein Waſſerſtreif durch das vielfarbige Grün.

Mit der Sicherheit eines erprobten Führers ſchritt Dſchumbo, vorſichtig wählend, den Männern durch die Wildnis voran. Noch hatte er kein Zeichen gegeben, noch keinen Verdacht erregt, aber er trug den Rüſſel hoch, — ein Beweis, daß Vorſicht geboten ſei.

„Sind es Tiger?" flüſterte Tippoo.

„Ich glaube nicht. Eher Wölfe, die uns nachziehen,"

Taſchenpiſtolen kamen aus den geheimen Verſtecken des Tragſeſſels zum Vorſchein, auch Richard und Oskar wurden ausgerüſtet, — Schritt vor Schritt ging die Reiſe weiter, immer hinter dem wie ein Turm in die Luft hinaufragenden Elefantenrüſſel her. Dſchumbo witterte doch einen Feind, das ſahen alle.

Und hundert Schritte weiter ertönte plötzlich ſeine Warnungsſtimme. Sein Trompetengeſchmetter, hell und gewaltig, klang durch den Buſch, daß Scharen von Vögeln erſchreckt aufflogen, während Antilopen und Rehe wild über das Unterholz ſetzten, geknickte Zweige hinter ſich laſſend, zertretene Blumen und Ranken zu Tauſenden.

Glühende boshafte Augen funkelten im Geſträuch, — zwei große Wölfe ſprangen auf und flohen davon, indem ſie die weißen Zähne fletſchten. Wenige Augenblicke ſpäter war die frühere Ruhe wieder hergeſtellt.

Hondin und Tippoo beobachteten geſpannten Blickes den Elefanten. Von ſeinem Benehmen hing ihr eigenes ab.

„Nichts, nichts," raunte der Mahaut, „ich kenne meinen Alten."

Wirklich ſenkte ſich langſam der mächtige Rüſſel, — Dſchumbo

brach einen grünen Zweig und knapperte die Rinde, als wolle er ſich für den Schrecken von vorhin entſchädigen.

Tippoo atmete erleichtert auf. „Es waren nur dieſe beiden!“ ſagte er.

„Aber ſie werden uns jetzt verfolgen, auf unſerer Fährte bleiben, das iſt ſchlimm.“

Der Zwerg zuckte die Achſeln. „Wir müſſen es abwarten,“ verſetzte er. „Habt ihr ſchon Kraut gefunden, meine Kinder?“

Es war nur ſehr wenig vorhanden; ſelten wuchs zwiſchen den Binſen das feine helle Stengelchen, aber dafür gab es, namentlich im Schatten größerer Bäume, ungezählte ſchöne Blumen und Vögel von jeder Farbe, jeder Größe. Es zirpte und flatterte, es kroch und lief, — es duftete aus Tauſenden von Kelchen. Dicht vor Richards Füßen lag im Moos ein junger Vogel, noch nicht flügge, ängſtlich geduckt, mit großen Augen um ſich blickend, halbnackt, ſo daß die bloße Haut hervorſah; offenbar war er aus dem Neſte gefallen.

Der Knabe hob das Tierchen auf. „Wie ſchade!“ ſagte er mitleidig.

Ein Schrei, halb zornig, halb angſtvoll, klang von den kahlen Zweigen eines großen, abgeſtorbenen Baumes herab, — die Mutter des kleinen Vogels hatte ihn ausgeſtoßen. Unſere Freunde ſahen in geringer Entfernung das Weibchen des Edelfalken auf einem vorgeſtreckten Aſte ſitzen und geſpannten Blickes die Vorgänge am Boden beobachten. Der Kopf und die Bruſt des majeſtätiſchen Vogels waren weiß, die ſpitzen langen Flügel braungeſprenkelt, der Schwanz gabelförmig, — jeden Augenblick ſchien das Tier herabſchießen zu wollen.

„Paßt auf,“ ſchmunzelte Tippoo, „es gibt einen Kampf.“

„Willſt du den kleinen Vogel töten?“ rief Richard.

„Gewiß nicht. Was ſollte ich mit ihm? Aber ſieh dorthin!“

Zwiſchen dem verdorrten Baume und der Krone einer mächtigen Tamarinde ſchwebte in der Luft ein großer dunkler Körper, ein rauher Schrei zerriß die Stille, geſenkten Kopfes, laut flügelſchlagend ſtürzte ſich einer der ärgſten Würger, ein Geieradler, in das Geäſt am Stamme des toten Baumes herab, — dürre Zweige fielen knackend und raſchelnd zu Boden; der größere Raubvogel hatte den kleineren gepackt, einander überſchlagend kollerten beide zuſammen in das Flechtwerk der Orchideen und Mooſe.

Die Krallen ſchlugen ſich in den Körper des Gegners, die

Flügel und Schnäbel arbeiteten unausgesetzt, — so erbittert kämpften die beiden großen Tiere, daß sie die Nähe der Menschen vollständig vergaßen und nur darnach trachteten, einander den Garaus zu machen.

Tippoo blinzelte. „Laßt sie," sagte er, „laßt sie!"

Die beiden kämpfenden Vögel bluteten aus vielen Wunden, besonders der Falke war jämmerlich zugerichtet, — als Richard, von einem unwiderstehlichen Gefühl getrieben, näher trat, versuchte er sich in die Luft zu erheben, aber umsonst, der Räuber hielt seine Flügel fest gepackt, er konnte die ersehnte Freiheit nicht gewinnen.

Richards Hand zuckte zur Pistole, ein Schuß krachte und der Geieradler wälzte sich verendend in seinem Blute. Laut aufkreischend, taumelnd, aber doch mutig erhob sich der verwundete Falke in die Luft. Blutstropfen rieselten herab gleich einem feinen roten Regen; der Vogel schien kaum von seinen Schwingen getragen zu werden, auf dem untersten Zweige des Baumes blieb er schwankend sitzen.

„Armer Kerl!" rief Richard, „deine Treue soll nicht unbelohnt bleiben."

Er kletterte gewandt wie eine Katze in die Krone des Tamarindenbaumes und suchte zwischen den Ästen das Nest des Falken, dann, als er es gefunden, nahm er behutsam den jungen Vogel und hob ihn hinein.

„Noch zwei solche kleine Gesellen sind darin!" rief er den Untenstehenden zu. „Hübsche weiße Dinger!"

Dann als er den Boden wieder erreicht hatte, begegneten sich seine und Hondins Blicke. Der Mahaut sah schnell zur Seite, er schien den Gedanken, welcher in ihm aufgetaucht war, verbergen zu wollen.

„Weshalb thatest du das?" fragte er.

„Weil mich das Tierchen dauerte, — die Mutter nicht weniger."

Hondin schüttelte den Kopf, aber er schwieg. Tippoo lachte laut heraus. „Ich hielt bisher die Faringi für weniger weichherzig!" rief er.

In seinen Augen funkelte ein böser Blick gleich der Spitze des gezückten Dolches. „Auf! Auf!" befahl er. „Sucht mir das Kraut."

Hondins Hand berührte den Elefanten, gehorsam setzte dieser seinen Weg fort und die Menschen folgten. Als der Platz freigeworden war, erhob sich das Falkenweibchen mit ausgebreiteten

Flügeln vom Aſt und beſchrieb zwiſchen den beiden Bäumen in der Luft, hoch und höher ſteigend, kreisförmige Windungen, dann verſchwand es plötzlich den Blicken der Männer, jedenfalls zum ſicheren Neſte zwiſchen den Zweigen der Tamarinde zurückgekehrt. Es hatte ſein Junges von oben geſehen und eilte nun zu ihm.

An Houdins Seite ging Richard, er ſuchte und fand den Blick des Indiers. „Du biſt traurig, Mahaut," ſagte er leiſe, „und ich weiß, warum. Es that dir weh, daß ich den jungen Vogel in das Neſt legte, — du dachteſt an deine Kinder."

Der Elefantenführer ſah zur Seite. „Biſt du ein Zauberer?" fragte er, „kannſt du die geheime Schrift in den Herzen der Menſchen leſen, Faringi?"

„Hier lag die Sache nahe genug, Houdin. Glaube mir, ich hätte deine Lieblinge verteidigt, wenn ich zugegen geweſen wäre."

„Sprich nicht davon, Knabe. Sie ſind gerächt, ſiebenfach, zehnfach gerächt. Auf ihren Gräbern wurden Opfer ohne Zahl geſchlachtet."

Er trieb den Elefanten zu ſchnellerem Schritt, ſein Auge glänzte unnatürlich. „Du erinnerſt mich an meinen Sohn, Faringi," ſagte er nach einer Pauſe, „er müßte jetzt in deinem Alter ſein, — auch ein ſchlanker blauäugiger Knabe, auch tapfer und doch von weichem Herzen. Wo ſind in den Dſchungeln ſeine Gebeine über der Erde zu Staub gebleicht? Wo haben die reißenden Tiere mein Kind gemordet? — Fluch, Fluch über die Faringi!"

Tippoo wandte den Kopf. „Was flüſtert ihr beide?" fragte er mißtrauiſch. „Noch immer iſt nicht Kraut genug gefunden!"

„Wir ſuchen," entgegnete gelaſſen der Mahaut. „Da hinaus, Richard, zwiſchen den Binſen findeſt du es."

Er ſchien die Unterredung abbrechen zu wollen und als ihm Richard ſpäter einige freundliche Worte ſagte, als er hervorhob, wieviel er ſelbſt und Tippoo für Oskar und ihn gethan, als ſie den Händen des rachſüchtigen Chineſen entzogen wurden, da ſchüttelte er beinahe unwillig den Kopf. „Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben, Faringi. Still! Still! — Sieh, da liegt das Dorf, in welchem wir einige Tage verbringen werden."

Tippoos Blicke hafteten ſchon wieder auf ſeinem Geſicht, obwohl freilich der Zwerg kein Wort ſprach, aber er beobachtete mit offenbarer Unruhe, er war mißtrauiſch geworden.

Von fern kräuſelten Rauchwölkchen zum Abendhimmel empor, die Tiere des Feldes hatten ſich zur Ruhe begeben und auch das

Pflanzensammeln war für heute vorüber. Es fand sich, daß Richard trotz seiner Kletterübung die meisten grünen Stengel entdeckt hatte; Tippoos listiges Gesicht lachte vor Vergnügen, aber der Geiz behielt trotzdem die Oberhand.

„Ich gebe dir nächstens die versprochene Rupie," sagte er. „Wirklich, ich muß sie im Dorfe selbst erst verdienen."

„Und dann lege sie getrost zu den anderen," lächelte Richard. „Ich brauche kein Geld."

Sie kamen zu einer Anzahl Strohhütten, die im weiten Kreise vor dem eigentlichen Dorfe lagen und dann auf den freien Platz in der Mitte des letzteren. Gebäude und Kleider, Hausgerät und Lebensweise waren bei allen diesen Leuten gleich, aber die draußen wohnenden gehörten zu einer verachteten Kaste, bei ihnen hielt sich also der Zauberer garnicht erst auf, sondern ging geraden Weges bis zu einem leeren Gebäude, das an der Straße lag und welches er mit seinem Gefolge in Besitz nahm. Das Innere der Hütte zeigte zwei verschiedene Räume, ein Herd aus Steinen war vor derselben angebracht und für den Elefanten gab es hinreichend Platz auf duftendem Heulager.

Sobald Tippoo den Fuß in das Dorf gesetzt hatte, nahm er aus dem Turban seine Pfeife hervor und begann zu spielen, freilich auf ganz andere Weise als wenn er die Schlangen aus dem Korbe hervorlockte, aber doch mit demselben Instrument. Auch hier blieb die gewünschte Wirkung nicht aus; hinter jedem Mattenvorhang, hinter jeder Häuserecke erschienen braune Gesichter, Kinder liefen in Scharen herbei, Bekannte grüßten den Zauberer, es wurden Lebensmittel gebracht und dem Elefanten Früchte gespendet, — immer seltsamer und seltsamer entwickelte sich ein Auftritt, der sein Komisches und Trauriges zugleich besaß.

Hondin und die Knaben lagerten neben Dschumbos Riesengestalt im Heu; der Tragsessel war abgeschnallt, die Körbe mit den Schlangen wohlverschlossen in einen Winkel gestellt und das Abendessen verzehrt, — jetzt kam für den Zauberer die Stunde des eigentlichen Geschäftes.

Er hatte die Ärmel heraufgeschlagen und stand am Feuer wie gewöhnlich; vor ihm drängten sich die Hilfesuchenden.

Zwei junge Männer brachten in ihren Armen einen weißhaarigen Greis, dessen Tage gezählt schienen; er atmete schwer, zuweilen legten sich die mageren Hände auf Brust und Stirn, wie um einen unerträglichen Schmerz zu lindern.

„Gieb mir von deinem ſtärkſten Trunke, Tippoo, gieb mir neues Leben," ächzte er, „und ich ſchenke dir hundert Ziegen!"

„Tippoo, lieber, guter Tippoo, laß ein Tröpfchen übrig für mein armes Kind. Sieh nur ſeine kleinen Glieder, ſie ſind von Krämpfen gekrümmt, ſieh wie es leidet! — Tippoo, gib dem Kleinen ein Tröpfchen und die dunkeläugige Göttin wird dich belohnen!"

Der Zwerg wandte den Kopf. „Kannſt du bezahlen?" fragte er das Weib.

Die Indierin ſchluchzte. „Ich habe nichts zu geben," jammerte ſie. „Mein Mann iſt geſtorben, die letzte Ziege holten Wölfe, — ſei barmherzig, Sahib!"

Tippoo zuckte die Achſeln. „Ich kann dir nicht helfen, Aurunga," verſetzte er. „Die Tropfen ſind teuer und ich bin arm. Sieh die beiden Faringi dort, ſie helfen mir altem Manne die heilkräftigen Pflanzen ſuchen, ich muß ihnen aber viele blanke Rupien dafür geben, viele Rupien. Nein, nein, ich kann dir nicht helfen!"

Andere Bittſteller verdrängten die weinende Frau. „Mir eine Salbe, Tippoo, ſieh doch die Wunde von dem Speer meines Feindes! Zehn Rupien*) für die Salbe."

„Tippoo, Tippoo, biſt du endlich da? Mein Auge ſieht alles dunkel, gib mir den Trunk, der das Licht zurückbringt!"

„Meine letzte Ziege, wenn du den kranken Fuß heilſt, Tippoo. Ich kann nicht mehr hinausgehen und Früchte pflücken, ich kann nicht mehr auf den Baum ſteigen, wenn mich die wilden Tiere verfolgen. Heile meinen Fuß und ich gebe dir die ſchwarze Ziege!"

Tippoo horchte nach allen Seiten; er lächelte wohlgefällig, ſo oft jemand eine gute Belohnung verſprach, er ſchien keine Ohren zu beſitzen, wenn ein Armer flehentlich bat. Saft nach Saft, Salbe nach Salbe ging aus ſeinen Töpfen und Keſſeln hervor, es regnete Geld in den Turban, Lebensmittel und Früchte wurden maſſenweiſe herbeigeſchleppt, aber auch viele bittere Thränen geweint, viele Flüche gehört.

Wer nichts beſaß, der ſchlich ungetröſtet davon, Tippoos Herz blieb ſteinern, auch dem erſchütterndſten Leiden gegenüber.

Hondin nahm von dem ganzen Treiben keine Notiz. Er rauchte ſeine Pfeife, ſtützte den Kopf in die hohle Hand und ſchien

*) Eine Rupie iſt nicht ganz zwei Mark wert.

von den flehenden oder drohenden Worten der Dorfbewohner, von ihrem Jubel oder dem Ausbruch ihrer Verzweiflung nichts zu hören. Jedenfalls war er an den Anblick dieses seltsamen Schachers so sehr gewöhnt, daß er ihn kaum noch bemerkte.

Die beiden Deutschen beobachteten mit gespannter Aufmerksamkeit alles was vorging. Sie hatten von der indischen Sprache schon genug gelernt, um das meiste von dem, was draußen gesagt wurde, verstehen zu können; nicht selten fühlten sie sich versucht, für irgend einen Abgewiesenen eine Bitte auszusprechen, immer aber trat der Gedanke ebenso schnell wie er entstanden war auch wieder zurück. Tippoo kannte keine Barmherzigkeit, der Geiz hatte sein ganzes Wesen verknöchert.

Oskar schüttelte den Kopf. „Mein Mißtrauen wächst," flüsterte er halb seufzend. „Hörtest du den Ton, in welchem dir Hondin sagte: ‚Lobe nicht den Tag vor dem Abend!' — die beiden Gaukler leben in einem Einverständnis, das vielleicht für uns die höchste Gefahr in sich schließt."

Richard zuckte die Achseln. „Welche denn?" sagte er leichthin. „Überdies ist Hondin keiner Schurkerei fähig."

„Er weniger, das gebe ich zu, Tippoo dagegen ist ein ausgemachter Spitzbube."

Ihre leise Unterhaltung wurde in diesem Augenblick gestört; es trat ein Mann in den Kreis des Feuerscheines, dem sämtliche Anwesende ehrerbietigst auswichen und der mit dem Ansehen des Gebieters den Zwerg begrüßte. Seine Gewänder waren bunt umsäumt, die Sandalen gestickt, der Turban mit Goldfäden durchzogen und an Hals und Armen reichlicher Schmuck befestigt.

Harit-Zeb, der Sohn des reichen Grundherrn des Dorfes, von hoher Kaste, ein gefürchteter strenger Mann trat dem Zwerge so nahe, daß kein anderer verstehen konnte, was die beiden zusammensprachen, Tippoo kletterte auf die Steine des Herdes, um den Fremden möglichst genau zu hören, er wiegte den unförmlichen Kopf, blinzelte und bewegte die Hände, dann schien er etwas zu versprechen und neigte sich unterthänig, als Harit-Zeb mit kurzem Gruße fortging.

Zehn Minuten später erschien er bei unseren Freunden. „Bowand, der Adlige, liegt im Sterben," raunte er, „es ist etwas schneller gegangen, als ich dachte, der Tod muß ganz nahe bevorstehen. Harit-Zeb glaubt, daß böse Geister in dem Leibe seines Vaters wohnen, ha, ha, ha, der Einfältige. Es ist Wasser, nichts

als Waſſer, aber Bowand ſtirbt doch noch in dieſer ſelben Nacht, — meine Kunſt ſagt es mir.“

„Du ſollſt mich begleiten,“ ſetzte er hinzu. „Komm, Richard, da, nimm dieſe Schnüre und dies Gefäß, — du ſprichſt kein Wort, ſondern gehorchſt nur ſchweigend. Vor Sonnenaufgang verdienen wir ein ſchönes Stück Geld!“

Er nahm aus ſeinen Vorräten eine große Flaſche, Richard trug ein eingeſchnürtes Bündel und eine kleine Urne mit Deckel, — ſo ausgerüſtet wanderten die beiden durch das Dorf und zu einem aus Stein erbauten Hauſe, das mit einem weiten Hofe umgeben war.

Einige Fackeln brannten an den äußeren Mauern, Steinbilder lagen vor der Thür, Fratzen und Tiere, auch eine rieſige Schlange mit aufgeſperrtem Rachen, — von lebenden Weſen dagegen war nichts zu entdecken, erſt im Hauſe ſchlichen Diener auf leiſen Sohlen heran und führten mit ſcheuer Gebärde den Zwerg und ſeinen Begleiter die Treppen hinauf. Alles war von Stein, die Wände, der Fußboden, die Decke, alles fühlte ſich eiskalt an, maſſig und ſchwer, gleichſam als habe der Tod von dieſen Räumen ſchon Beſitz genommen und alle Wärme, alles Leben verbannt.

Richard empfand etwas Unbehagen, aber er hütete ſich, es merken zu laſſen und folgte dem voranſchreitenden Gaukler ebenſo geräuſchlos wie dieſer ſelbſt, bis er hinter ihm ein matt erleuchtetes Zimmer betrat.

Die Diener blieben draußen, ſchattengleich verſchwindend, ein freierer Luftzug quoll den beiden entgegen, Blumenduft aus dem Garten, — leiſes klagendes Ächzen ſchlug an ihr Ohr. „Biſt du da, Tippoo? — Bringſt du Hilfe?“

Auf dem Bette lag ein ſchwerkranker Mann, deſſen letztes Stündlein gekommen ſchien; er rang mit dem Atem, er krallte die mageren Hände in das Polſter, ſeine Augen ſprachen von furchtbaren inneren Qualen, ſtoßweiſe kamen über die vertrockneten Lippen einzelne Worte. „Ich will nicht ſterben! Nicht ſterben!“

Neben ihm, am Boden auf Polſtern kauernd, ſaß ſein Sohn, oder vielmehr: ſaßen ſeine Söhne, Zwillingsbrüder, die einander ſo vollſtändig glichen, daß es beinahe unmöglich ſchien, ſie zu unterſcheiden, Harit-Zeb und Au-Gond, beide in derſelben Stunde geboren, — aber Todfeinde, weil der ältere des Vaters alleiniger Erbe ſein wollte, ohne dem anderen von der Macht und dem Anſehen des Grundherrn das Geringſte abzutreten.

Jetzt in der letzten Stunde, ſuchten ſie den Alten zu beſtimmen, zu überreden, beide hielten ſich nahe am Bette, beide ſprachen eifrig.

„Du mußt entſcheiden, Vater,“ drängte Au-Gond. „Wem gehört dein Vermögen?“

Der Sterbende warf den Kopf zur Seite. „Euch beiden!“ hauchte er. „Ich mag keinen bevorzugen, — teilt brüderlich!“

Und dann ſchloſſen ſich ſeine Augen, ſeine Hände taſteten. „Tippoo! Wo biſt du, Tippoo? — Hilf mir!“

Harit-Zeb hatte kein Wort erwidert, er ſah aber feſt in das Auge des Zwerges und dieſer gab den Blick zurück, — die beiden verſtanden ſich.

„Ich will dir helfen, Sahib,“ antwortete der Gaukler. „Möchteſt du noch hundert Jahre leben, möchte dein Pfad mit Blumen beſtreut ſein!“

Während dieſer Worte nahm er aus Richards Händen die kleine Urne und hob den Deckel derſelben ab, dann begann eine ſonderbare Feierlichkeit.

Zwei Diener brachten eine auf einem viereckigen Block liegende ſteinerne Schlange herbei und ſetzten ſie vor das Bett ihres Gebieters, dann fügten ſie zwei Schüſſeln hinzu, die eine mit gekochtem Reis angefüllt, die andere ein gebratenes Huhn enthaltend; beides ſtellten ſie dem Zauberer zu Füßen.

Tippoo ſtreute aus der kleinen Urne etwas grauen Staub, offenbar Aſche, auf den Kopf der Schlange, dann legte er in die Ringel ihres Schwanzes das Huhn und ein wenig Reis, wobei er fortwährend unverſtändliche Worte murmelte.

Das war das Opfer, nun folgte die eigentliche Behandlung des Kranken. Aus der großen Flaſche wurde ihm wiederholt ein Löffel voll Arznei gegeben, wobei jedesmal der Zauberer quer über das von der Wand geſchobene Bett hinwegſprang und im Fluge etwas von der Aſche auf dem Schlangenkopf ergriff, um es dem Kranken auf die Bruſt zu werfen.

Dieſer Vorgang wiederholte ſich zehn- bis zwölfmal, dann erklärte Tippoo, daß der Kranke unrettbar verloren ſei.

Weder die Arznei noch das Sühnopfer hatten geholfen, — die Schlange als Hausgott wollte entweder bei dem oberſten Herrſcher, Siwa dem Zerſtörer, keine Fürbitte einlegen, oder dieſelbe war vergeblich geweſen, — der Tod mußte jetzt baldigſt erfolgen.

„Holt die heilige Kuh!“ befahl Tippoo.

Die Diener ſtürzten davon. Dieſer Befehl war das Zeichen zur Eile, es galt jetzt, der Seele des ſterbenden Gebieters den Weg zum Himmel zu bahnen.

Richards Herz empörte ſich, ſein Auge blitzte, er wollte heimlich davonſchleichen, aber eine gebieteriſche Handbewegung des Zwerges bannte ihn an die Stelle neben der Thür. Als Zauberdoktor durfte Tippoo nicht ohne einen Untergebenen erſcheinen.

Die Diener hatten unterdeſſen alle Mühe, das gelbgefleckte ſtörrige Hornvieh über die Treppe hinweg in das Sterbezimmer zu bringen. Halb gehoben, halb geſchoben, polterte endlich die Kuh herein, wobei ein krampfhaftes Zucken alle Glieder des Sterbenden überlief; er wußte ja nur zu wohl, was das Erſcheinen des Tieres ihm bedeutete.

Zur Parſireligion gehörig, mußte er ſich, obwohl ohne Prieſter ſeines Glaubens in der Einſamkeit des Dſchungeldorfes lebend, doch den üblichen Sterbefeierlichkeiten unterwerfen, das empfand er und ließ alles mit ſich geſchehen, was Tippoo und die beiden jungen Leute vornahmen.

Harit-Zeb beobachtete mit finſter zuſammengezogener Stirn und feſtverſchlungenen Armen. Er ſchien kaum das Ende ſeines Vaters erwarten zu können, nur Groll und verſteckte Furcht lauerte in den blaſſen, beinahe aſchfahlen Zügen.

Au-Gond, der jüngere Sohn, bemühte ſich liebevoll, den Kopf des ſterbenden Vaters zu unterſtützen, mitleidig entfernte er wieder und wieder von der Stirn desſelben den immer neu hervorbrechenden Todesſchweiß.

Tippoo entwickelte eine geradezu fieberhafte Thätigkeit. Selbſt ohne Überzeugung oder Redlichkeit, ſelbſt ohne Gewiſſen, kannte er doch genau die Wünſche ſeiner jeweiligen Kundſchaft, wußte, ob er als Arzt oder Gaukler, als Zauberer oder Schlangenbändiger auftrat, doch immer, was im Augenblick von ihm erwartet wurde und bemühte ſich, dieſen Anſprüchen möglichſt zu genügen.

Mitten in der Dorfgemeinde lebte einſam der reiche Parſi-Grundherr, dem Meilen ringsumher gehörten; jetzt ging es für ihn zum Sterben, alſo mußten die Gebräuche der Sonnenanbeter aufs peinlichſte befolgt werden, — für die Andersgläubigen im Dorfe und ihre beſonderen Anſprüche fand ſich dann ein anderer Tag.

Tippoos Wahlſpruch hieß: „Nur immer ſchlau!“

Jetzt war das Zimmer erfüllt von bösen Geistern, die in Fliegengestalt umherschwebten und sich unablässig bemühten, den Sterbenden zu berühren, um seine Seele davonzutragen in das Reich der Finsternis; zwei Parsidiener standen deshalb mit großen Federbesen rechts und links von ihrem Gebieter, um den entfliehenden Geist vor Verunreinigung zu schützen; zwei andere hoben den Körper aus dem Bette, entkleideten ihn vollständig und setzten ihn auf einen Stuhl, dann flößte ihm Tippoo einige Tropfen ein, die vorher im Kuhstall aufgefangen worden waren.

Aus großen Bambusgefäßen wurde fortwährend zur Reinigung warmes Wasser über den im letzten Kampfe zuckenden Körper gegossen; ein Diener legte vorsichtig den Schwanz der Kuh in die Hand, welche denselben im letzten Krampf ergriff und festhielt, — ein anderer brachte einen großen, ganz weißen Hund herbei und hielt den Kopf des Tieres so, daß es in das Gesicht des Sterbenden sah.

Niemand sprach ein Wort. Nur der Wind flüsterte und die Blumen dufteten.

Nach dem Parsiglauben ist der Hund Führer zum ewigen Leben; fällt aber sein Schatten auf den Sterbenden, so verfehlt dieser den Weg und gelangt niemals in den Himmel.*)

Deshalb wurde der große weiße Hund von zwei Männern kräftig gehalten.

Au-Gond hielt mit beiden Händen des Vaters sinkendes Haupt, Thränen rollten über sein trauriges Gesicht herab, er küßte die brennende Stirn.

Richard betete unbewußt. „Großer Gott," dachte er, „vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun."

Und dann war alles vorüber. Noch ein letztes Ringen, ein letzter Seufzer, und Bowand, der reichste Mann der Umgebung, hatte aufgehört zu leben.

Jetzt schlich sich Tippoo aus dem Zimmer, schleunigst gefolgt von unserem Freunde, der erst frei aufatmete, als er wieder auf dem stillen, von Steinbildern geschmückten Hofe stand. Welch eine Nacht! — Nie hatte er geahnt, mit welcher Inbrunst die Gebräuche des finstersten Heidentums von Menschen geübt werden, wie ganz sinnlos und leer die Vorstellungen sind, mit denen die Armen ihre teuersten Hoffnungen so eng verknüpfen! — —

*) Alle diese Gebräuche sind unter den Parsi heute noch voll erhalten.

Tippoo lächelte. „Jetzt kommen die dreimaligen Waſchungen,“ ſagte er. „Wer nicht zu den Parſi gehört, der darf dabei auch nicht gegenwärtig ſein. Wir können ſchlafen bis Tagesanbruch, dann müſſen wir dem Toten das letzte Geleit geben, — Hondin und Oskar natürlich auch. Das iſt eine Ehrenpflicht.“

„Morgen ſchon?“ fragte Richard ſehr erſtaunt.

„Bei Sonnenaufgang, — ſchon nach wenigen Stunden. Wäre es jetzt Vormittag oder gar noch ſpäter, ſo würde die Beiſetzung gleich erfolgen. Man überliefert den Körper des toten Parſen, ſobald der letzte Atemzug entflohen iſt, je eher, deſto lieber, den heiligen Vögeln, — ſie warten ſchon in Scharen auf den Rändern der runden offenen Beſtattungstürme, ſie wetzen die Schnäbel.“

Richard ſchauderte. „Geier?“ fragte er.

„Heilige Vögel, ja!“

„Und denen wird der Tote ohne Sarg preisgegeben?“

„Sogar ohne Kleid oder Tuch. Komm, komm, Faringi, ich bin müde.“

Sie erreichten das Dorf und die Hütte, wo Hondin Wache hielt. Als alle auf dem Mattenlager Platz genommen hatten, warf ſich der Zwerg quer vor den Eingang, — wer hinein wollte, mußte in der Dunkelheit über ihn ſtolpern. —

Als die Sonne des folgenden Tages ihre erſten Strahlen hinausſandte in die Welt, da trafen ſpielende roſige Lichter tief im Gewirre der Dſchungel einen niedrigen kreisrunden Turm ohne Spitze, oben mit einer etwas geneigten und vielfach durchbrochenen Steinplatte bedeckt, von unten her mit einer breiten bequemen Treppe verſehen. Der Bau zeigte weder Thür noch Fenſter, ſondern nur die glatte Steinmauer, er war auf einem Hügel errichtet, der ringsumher von Pflanzenwuchs ſorgfältig geſäubert war, — nur eine einzige uralte Pigala ſtreckte ihre Äſte weit über das geheimnisvolle Rund hinaus, dieſe aber gehörte auch zu der Stätte, wie die Amtswohnung des chriſtlichen Totengräbers zum Gottesacker gehört, — ſie beherbergte die heiligen Geier, welche von Parſidienern täglich gefüttert wurden, damit ſie ſich an den Baum gewöhnen und in dem Aſtwerk desſelben ihre Neſter aufſchlagen ſollten.

Die Tiere hockten in Scharen auf allen Zweigen und bewerkſtelligten ihre ſeltſame Morgenſäuberung. Es waren große Kaiſergeier mit dem Kamm von einem Ohre zum anderen, dem nackten Halſe und den gelben Füßen. Auf dem breiten, ſchwarzbraunen Rücken

ſaßen ihre Kammerdiener, kleine glänzend ſchwarze Raben, die ihnen emſig das Ungeziefer zwiſchen den Federn herauslaſen.

Manche unter den alten verwitterten und vielfach zerzauſten Vögeln reckten mit mißtönendem Geſchrei die Hälſe, — wo blieb heute das gewohnte Futter?

Heller und heller erglänzte der Morgenhimmel; von allen Zweigen tönten Jubellaute, aus jeder Schwingung der Luft wehte Wohlgeruch. Ein Diener des Parſiſchloſſes kam mit großen Körben voll Blumen, auf die grauen alten Steinſtufen verſtreute er Heliotrop und Roſen, weiße Sternblumen, Orchideenkelche, — junges zartes Grün.

Und Thränen, ungeſehen, unbeachtet, ſtille Thränen fielen auf die bunten Blätter.

Von allen Zweigen reckten die Geier ihre violetten Hälſe, ſpähten die runden ſcharfen Räuberaugen. Wo blieb heute das Futter?

Der Parſe hatte ſeine Blumen verteilt. Er warf ſich auf die Kniee und kehrte das Antlitz der Sonne entgegen, mit geſchloſſenen Augen zwar, aber mit zum Himmel erhobenen Armen und flach aneinander gelegten Händen. Er betete.

„Du heiliges Licht, das Leben und Gedeihen ſpendet, Auge des Weltgeiſtes, ſieh gnädig auf meinen toten Herrn, laß ihn den Weg zur Ewigkeit finden.“ —

Von unten her nahte ein ſeltſamer Zug.

Vier Diener trugen auf blumenbedeckter Bahre den Leichnam Bowands, dann folgten deſſen beide Söhne, die Deutſchen, Tippoo und Hondin. Ein ſeltſames Grabgeleite und eine ſeltſame Beſtattung fürwahr! — —

„Weshalb wird der Körper nicht beerdigt?“ flüſterte Richard.

„Weil die Verweſung nach dem Parſiglauben gleich wäre mit Verunreinigung. Er darf auch nicht verbrannt werden, dadurch würde das heilige Feuer entweiht.“

„Aber ſtill jetzt. Da unter dem Baume ſteht das „Dakhma“ — der Turm des Schweigens.“

Hoch auf flogen und flatterten die Geier. Was da die vier Männer trugen, — war es für ſie?

Ein Krächzen und Pfeifen, ein Aufruhr in den Zweigen, daß Blätter und Federn windgetragen herabfielen, dann ein Spähen, Horchen.

Langſam erſtiegen die Träger den Turm bis zum oberen Roſte,

feierlich legten sie die Leiche ihres Gebieters auf das Steinwerk. Einer nahm das Bahrtuch und zeigte es, im Morgenwind flatternd, den beiden Söhnen des Verstorbenen.

„Weinet nicht," ermahnte er mit ernstem Tone, „weinet nicht, oder eure Thränen, eure Klagen schwellen zum Strome, der zwischen dem Lande des ewigen Friedens und dem Fuße eures Vaters daherbraust, — er kommt nimmer hinüber."

Harit-Zeb und Au-Gond senkten die Köpfe. Kein Laut der Trauer klang von ihren Lippen, aber die flach gefalteten Hände hoben sich zur Sonne.

„Wischnu und Siwa," flüsterte Hondin, „teilt das Opfer, welches euch zu teil wurde. Du, Siwa, zerstöre den Leib, du, Wischnu, erhalte die Seele."

Richard und Oskar hatten ihre Hüte abgenommen. Es war das deutsche „Vaterunser," dessen Worte, wie ein Gruß aus der fernen geliebten Heimat durch die jungen Herzen klangen. —

Als der letzte Parse die Steintreppe verlassen hatte, stürzten sich in Wolken die Geier herab auf den Turm. — — — — — — — — — — — — — — —

„Ihr könnt eure Zeit nach Belieben anwenden, euch Land und Leute betrachten," hatte Tippoo gesagt. „Ich muß noch einige Tage hier bleiben und brauche euch nicht."

Die beiden wanderten also durch das Dorf mit seinen windschiefen Strohhäusern und kleinen Gärten, wo überall zahllose schwarze Ziegen weideten. Frauen mit dem Sari, der das Gesicht auf der Straße völlig verhüllt, saßen in den Thüren und webten kostbare, für den Verkauf bestimmte Stoffe, die Männer arbeiteten auf den Feldern, wo sie Gewürze bauten, Farbestoffe und Arzneikräuter. Ein fleißiges Völkchen bewohnte die Hütten, saubere Kinder liefen aus und ein, aber trotz aller Arbeit schien das Dorf arm; Reis, Wasser und Früchte bildeten die einzigen Lebensmittel.

Hinter den Häusern erhob sich ein sonderbarer Bau, ein ziemlich hoher, festgetrockneter Erdkegel, abwechselnd mit weißen und gelben Streifen bemalt, oben in ein Fratzenbild auslaufend, und mit klumpenartigen Ansätzen versehen, die bei einigem guten Willen für ein Paar in die Seiten gestemmter Arme gelten konnten. Neben diesem Götzen stand ein einfacher Altar aus Erde und alles war überwölbt von den breiten, dichten Blättern einer Fächerpalme.

So oft ein Eingeborner vorbeiging, grüßte er demütig den Erdkegel; die beiden Deutschen dagegen erhielten zornige Blicke,

denen ſich gelegentlich ein leiſes, wenig freundliches Murmeln beigeſellte. Endlich trat ein älterer Mann näher und redete unſere Freunde an. „Möget ihr hundert Jahre leben, Faringi, möget ihr auf eurem Pfade nur Blumen finden, — aber auch den armen Hindu laſſen, was ihnen gehört. Eure Augen, eure Gedanken beleidigen die Gottheit!“

„Das kommt uns nicht in den Sinn, guter Freund,“ antwortete Richard. „Iſt es nicht geſtattet, dieſe Stelle zu betreten?“

„Für euch nicht, Faringi. Die Gottheit wird heute abend durch den Mund des Zauberdoktors ſprechen, — ihr dürft ſie nicht reizen.“

Richard und Oskar wechſelten einen Blick. Tippoos Obliegenheiten an dieſem Ort ſchienen merkwürdig mannigfacher Natur.

„Gewiß nicht,“ verſetzte Oskar, „wir wollen euren Glauben keineswegs beleidigen und uns daher entfernen. Erlaubt ihr auch keinen Beſuch eurer Ställe?“

„Mit dem größten Vergnügen. Wenn der Sahib reiten will, findet er Kamele und Elefanten immer zu ſeiner Verfügung.“

Das ließen ſich die beiden nicht zweimal ſagen. Der bärtige Hindu erhielt Richards letzte Schillinge und eine Viertelſtunde ſpäter wurde der Kamelritt ausgeführt. Eine bunte Ausrüſtung von Schnüren, Quaſten und Troddeln aller Art umgab den Körper des Tieres, das gehorſam niederkniete, um den Reiter aufſitzen zu laſſen und deſſen Führer nebenher trabte, als gebe es weder Ermüdung noch Sonnenbrand.

Die Hoffnung auf ein Trinkgeld ſchien die dörfliche Jugend ſtark zu ſpornen, möglicherweiſe auch eine gewiſſe Eitelkeit, die ſie trieb, ihre kleinen Künſte zu zeigen. Ehe noch Oskar und Richard das Dorf umritten hatten, bildete ſich eine Gruppe, die auf dem freien Platze zwiſchen den Hütten der Paria und denen der Ortsangehörigen eine förmliche Vorſtellung gab. Das enganliegende Gewand des einen, bis über Hände und Füße gehend, zeigte eine genaue Nachahmung des Tigerfelles, das des andern die eines Gerippes mit Totenkopf; außer dieſen beiden Hauptſchauſpielern befanden ſich auf dem Platze noch ſechs bis acht andere, die am Boden ſaßen und aus großen Krügen Palmwein tranken.

Der Tiger und der Tod waren verſteckt hinter Gebüſchen und vorläufig nicht zu ſehen; erſt als draußen das Zechgelage lauter und immer lauter wurde, als ein Rundgeſang der jungen Leute ihre tapferen Thaten zu verherrlichen ſchien, ſchlich ſich der Tiger langſam hervor. Ein ungeheurer Kopf mit blitzenden Glasaugen

ſah urplötzlich in die vergnügte Tafelrunde hinein, ein langgezogenes donnerndes Gebrüll kündete den Feind, der nicht mit ſich ſcherzen läßt.

Geduckt zum Sprunge ſtand einen Augenblick der Schauſpieler, dann ſetzte er an und ſchwang ſich in die Mitte der Feſtgenoſſen.

Weinkrüge verſchütteten ihren Inhalt, Waffen fielen zu Boden, ein allgemeines Geſchrei zeigte den heftigen Schrecken; aus den Hütten ſtürzten Frauen, ihre Kinder an ſich reißend, Greiſe flüchteten, die jungen Leute irrten umher, ohne die verlorenen Waffen wiederfinden zu können.

Wohin ſie kamen, da ſprang ihnen der Tiger entgegen und ſtreckte mit ſeinen furchtbaren Pranken einen nach dem andern zu Boden. Wie Tote lagen alle die, welche vorhin von ihrer Tapferkeit ſoviel Aufhebens gemacht hatten. Im Hintergrunde jammerten Frauen und Kinder, der Tiger allein behauptete ſiegreich das Schlachtfeld, laut und triumphierend erklang ſein Gebrüll.

In dieſem Augenblick erſchien hinter ihm der Tod mit einer langen ſeidenen Schnur in der Hand. Die Knochenfinger berührten leiſe das geſtreifte Fell.

Der Tiger wandte den Kopf. Er duckte ſich, er ſpähte nach einem Verſteck, er ſuchte hierhin und dorthin zu entkommen, allein überall erwartete ihn der Tod, überall war der Arm des Knochenmanns erhoben, um ihm einen Streich zu verſetzen; floh er nach rechts, überholte ihn der Tod, floh er nach links, ſo ſtand er ihm im Wege, — das eben noch ſiegreiche Brüllen wurde zum markerſchütternden Jammergeſchrei, zum Heulen der ſchrecklichſten Furcht.

Das hörten die in den Sand geſtreckten Kämpfer. Lauſchend erhob ſich ein Kopf nach dem andern, in großen Sprüngen wurden die verlorenen Waffen aufgeleſen und der Tiger von allen Seiten umzingelt. Vor ihm der Tod, hinter ihm Speer an Speer, da gab es kein Entrinnen!

Er warf ſich in den Sand, er heulte um Gnade.

Frauen und Kinder kamen herbei, um den Gedemütigten zu verhöhnen, kleine Knaben zupften ihn an den kurzen Ohren, alte Weiber ſtritten um ſein Fell, während die Krieger ſämtlich ihre Speere auf ſeine Bruſt ſetzten, bereit, ihn zu durchbohren.

Da fiel plötzlich der ungeſchlachte Kopf von den Schultern und rollte in den Staub, eine Menſchenhand kam zum Vorſchein, das Tigergewand ſpaltete ſich und lachend ſprang ein ſchlanker Burſch heraus. Sein Hohn, ſeine ſpöttiſchen Gebärden ſchienen die Eitelkeit

der vermeintlichen Sieger beſtrafen zu wollen, — er hatte ſie alle geneckt, hatte ſie zum beſten gehabt, hoho, das freute ihn nicht wenig, er machte eine lange Naſe nach der andern.

Die Krieger ſchämten ſich, die alten Weiber drohten mit geballten Fäuſten, der Spaßvogel wollte vor Lachen platzen, da nahte ſich ihm zum zweitenmale der Tod. Wieder packte ihn die Knochenhand, während die andere winkte, als wolle ſie ſagen: „Komm, komm, du mußt mit, es hilft dir alles nichts.“

Er duckte ſich angſtvoll, ſeine Glieder zitterten, ſeine Augen rollten in den Höhlen, krampfhaft ſchluchzend bat er den Tod, ihn zu verſchonen.

Dieſer ſchüttelte den Kopf. „Du mußt mit. Komm nur, komm!“

Der arme Schelm fiel zu Boden, er umfaßte die Kniee des Todes. „Schenke mir noch ein Jahr, einen Tag — — o nur noch eine Stunde, eine einzige kleine Stunde.“

Da löſte ſich die Maske des Todes, hinter dem weißen geſpenſtiſchen Antlitz kam ein fröhliches heiter lachendes zum Vorſchein, — der betrogene Burſche hatte die Kniee eines Kameraden umfaßt, hatte alle ſeine ſchreckliche Angſt umſonſt zur Schau getragen.

Schnell ſah er ſich nach dem entlarvten Tode um und zog ihn mit ſich fort. Beide beſtiegen Kamele, ohne dem Spott und den Neckereien der übrigen Gehör zu geben, ſprengten ſie davon ſo raſch die Tiere laufen wollten.

Das harmloſe Spiel, vielleicht zum tauſendſtenmale aufgeführt, ſchien dennoch den Naturkindern ebenſoviel Freude zu gewähren, wie den beiden Deutſchen; Richard kehrte alle Taſchen um, bis ſich noch ein Schilling fand, den er den Leutchen ſpendete.

„Wir ſind ganz arm,“ ſagte er, „Tippoo nimmt uns aus Gefälligkeit mit ſich nach Madras, wofür wir ihm beim Kräuterſammeln helfen.“

Die Indier ſahen einander an. „Aus Gefälligkeit?“ wiederholte eine Stimme

Und dann ſchien unterdrücktes Lachen auf allen dieſen Geſichtern zu liegen.

„Siehſt du?“ flüſterte Oskar. „Was mag dahinter ſtecken? Irgend einen geheimen Zweck verfolgt er bei der Sache jedenfalls.“

Richard zuckte die Achſeln. „Mag er doch! Was kommt, das wird uns bereit finden.“

Sie verabſchiedeten ſich von den Dorfbewohnern und gingen langſam zu ihrer eigenen Hütte zurück. Tippoo hatte ein Mittags-

essen kommen lassen, später trank man auch Kaffee ohne Milch und Zucker und nach dem Schläfchen im Schatten begann wieder wie gewöhnlich die Arzneienbereitung, aber diesmal für den Herrn Doktor selbst.

Tippoo kochte alle grünen Stengel, welche gestern mit so vieler Mühe zusammengesammelt worden waren; er schwächte auch den Saft durch kein Tröpfchen Wasser, sondern hantierte wie die sorgsamste Hausfrau bei der Bereitung, — in ihrem eigenen Blute mußten sich die Pflanzen gar kochen, dann preßte sie der Zwerg durch ein Stückchen Zeug und stellte die gewonnene Flüssigkeit zum Erkalten auf den Schlangenkorb.

„Das will er heute abend trinken," raunte Richard. „Es soll ihn in eine Art von Rausch versetzen, damit der Betrug natürlicher erscheint. Wir müssen jedenfalls mit ansehen, was sich bei dem Götzenbilde zuträgt."

„Aber wie? — die Leute werden uns auf keinen Fall dulden."

„Das laß mich nur machen. In den Zweigen der Palmen sucht uns kein Auge, überdies ist es da oben auch dunkel."

Als sich der Tag zu neigen begann, trat Tippoo den beiden Deutschen näher. „Ihr könnt schlafen," sagte er, „umhergehen, alles, was ihr wollt, Faringi, nur meidet den Platz um das Götzenbild herum. Heute abend findet da eine Feier statt, — die Leute lieben es nicht, von Fremden beobachtet zu werden, das werdet ihr begreifen."

„Gewiß," versetzte Richard. „Du selbst würdest aber gegen unser Erscheinen wohl nichts einzuwenden haben, Tippoo? Was dich betrifft, dürften wir zugegen sein?"

Der Zwerg blinzelte. „Immerhin," sagte er. „Immerhin, meine Kinder. Ich gehöre zu den Rechtgläubigen, ich verlache die Schutzgötter der Schanaer, aber das brauchen die Leutchen ja nicht zu wissen. Immer schlau!"

Er ging lachend fort, und Richard sah ihm wohlgefällig nach. „Das erleichtert uns die Sache sehr," flüsterte er. „Entdeckt uns Tippoo, so macht ihm das vielleicht gar Spaß, er hält die Faringi für gelehrige Schüler."

Oskar nickte. „Eins hat er aber doch bei aller seiner Geriebenheit vergessen. Indem er andere verrät, um uns gefällig zu werden, zeigt er uns, daß wir selbst nicht um ein Haar besser daran sind, sobald es sein Vorteil erheischt. Eines Tages betrügt er uns, wie er heute die Eingebornen betrügt."

Richard lächelte ſorglos. „Wenn er dazu gelangen kann, ſonſt nicht, Oskar. Laß uns jetzt nur beizeiten in die Palme ſteigen, damit nicht erſt müßige Gaffer ſich verſammeln. Es iſt faſt ganz dunkel.“

Sie ſchlichen an dem ruhig rauchenden Hondin vorüber und auf Umwegen zur Stätte der ſonderbaren Götzenfigur. Alles ſtill ringsumher, noch war kein Menſch zugegen.

In den Blättern der alten Palme rauſchte es und flüſterte; dichte Äſte breiteten ſich nach allen Seiten weit im Kreiſe aus, — da oben herrſchte ſchon undurchdringliche Finſternis.

„Das geht gut,“ flüſterte Richard. „Schnell hinauf!“

Sie erkletterten als geübte Seeleute den Stamm des Baumes, obwohl die Befeſtigung freilich ihren inneren Handflächen etwas Blut koſtete. Da oben fanden ſich erträgliche Sitze; man konnte es mit einigem guten Willen ſchon aushalten, für ein paar Stunden zwiſchen den runden Blättern verſteckt zu ſein.

„Die Zuſchauer beginnen ſich zu ſammeln,“ flüſterte Richard. „Sieh, da ſind die beiden Söhne des alten Bowand!“

Harit-Zeb und Au-Gond erſchienen von verſchiedenen Seiten her, beide hatten hinter ſich Diener, welche ihnen Polſter nachtrugen; ſie wechſelten miteinander weder Worte noch Grüße, ihre Geſichter waren ſehr blaß.

Nach ihnen kamen andere, ſowohl Männer wie Frauen, alle in Feſttagskleidern, alle ſchweigend voll ſcheuer Ehrfurcht, mit geſenkten Blicken. Der Platz füllte ſich bis auf die letzte Ecke.

Kein Flüſterton, kein Laut irgend einer Art ging durch dieſe Schar von Gläubigen, welche gekommen war, um ein Wunder zu erleben.

Da erklang in einiger Entfernung ein Glöckchen. Wie von einem Zauberſchlage berührt, horchte die Menge. Einige Frauen ſchluchzten ſchon jetzt und wurden ſchleunigſt entfernt.

„Das kann nur Tippoo ſein,“ raunte Richard. „Alle Wetter, hier wären etliche von den weichen Polſtern der beiden Parſi ſehr am Platz!“

„Fackelſchein!“ gab Oskar eben ſo leiſe zurück. „Wir ſind doch gut verſteckt?“

„Ohne Sorge, — uns ſieht niemand.“

Zwölf Fackelträger erſchienen jetzt vom Dorfe her. In ihrer Mitte ſchritt der Zwerg, ſeltſam angethan, unwiderſtehliche Lachluſt erweckend durch ſeinen Anblick, — von den armen abergläu-

biſchen Hindu unter Schauern geheimer Furcht erwartet. Turban und Oberkleid waren weiß mit eingewebten großen ſonderbaren und nichts weniger als hübſchen Blumen, an den Füßen trug der Schelm weiße Sandalen und außerdem am ganzen Körper vom Scheitel bis zur Sohle kleine Metallglöckchen, die fortwährend klingelten.

Hinter ihm kam die Muſikbande des Dorfes, zuerſt ein Mann mit einem rieſenhaften Bogen aus Metall, ganz mit Glöckchen behangen, dann ein anderer mit einer ungeheuren Metallſchüſſel, Hornbläſer, Schellenträger und Tamtamſchläger.

Die zwölf Fackeln wurden im Kreiſe verteilt, ſo daß der Stamm der Palme mit dem Götzenbilde und dem Geiſteraltar genau die Mitte hielt, dann ſtellte man die Schüſſel unter den Baum und den Bogen hinein. Die Muſiker nahmen Platz zu beiden Seiten.

Langſam ſtieg der Rauch der Fackeln zum Abendhimmel empor, zuckend und funkenſprühend brannten die Flammen. Hier und da trafen ihre roſigen Strahlen eines der ſcheublickenden Menſchengeſichter, während andere im Halbſchatten blieben, — das Licht floß und wanderte, es ſchien ſich wie ein lebendes Weſen immer leiſe zu bewegen.

Ein Windſtoß fuhr durch die Krone der Palme, — wie auf ein Gebot ſenkten ſich rings die Köpfe.

Tippoo trat näher, er ſchien zu ſuchen, er klopfte gegen die Schüſſel und endlich gegen den Altar. Aus dem Inneren desſelben tönte ein plötzliches Geräuſch, etwas wie ein Scharren oder Kratzen, darauf ein langgezogenes ängſtliches Kikeriki! — hinter einem Bretterverſchlage ſteckte der Opferhahn, den Augenblick erwartend, wo er einem ſchlimmen Schickſal verfallen würde.

Tippoo ſchlug gegen den Bogen, daß ſämtliche Glocken erklangen. „Meine Freunde," ſagte er, „ihr kennt alle den Geiſt, welcher in der Krone dieſes Baumes wohnt und durch den Mund des Bildes vor uns zu ſeinen Geweihten zu reden pflegt. Ein ſolcher bin ich häufig geweſen, vielleicht werde ich es auch heute abend wieder, — wir müſſen ſehen, ob der Zauber wirkt."

Er ließ ſeine Blicke muſternd umherſchweifen und winkte dann den beiden Parſi, welche ſich langſam von ihren Sitzen erhoben. „Als Bowand, deſſen Seele in Brahmas Schoß ruht, von dieſem Leben Abſchied nehmen ſollte," ſo fuhr er fort, — „da dachte er an ſeine Söhne und ſein reiches Gut. In der Provinz Bombay

gehört den Parsi viel Land, aber den Faringi noch mehr. Wenn ein Besitz verfällt, reißen ihn diese an sich zum Schaden der Rajoten, das bedachte Bowand auf seinem Sterbelager, deshalb wollte er keinen Verkauf und keine Teilung, sondern befahl seinen Söhnen, brüderlich zusammen zu leben und alles miteinander zu genießen, was die Güter und der Zins der Grundpächter einbringen würden. Der Rat war weise, aber die jungen Leute mögen ihn nicht befolgen, sie wollen sich trennen, wollen nichts Gemeinsames haben, sie glauben, daß nur einer von ihnen Herr sein könne, der andere aber Diener. Zu dieser Stunde und an dieser Stelle soll der Geist sprechen, wer des Dorfes Grundherr bleibt und wer davongeht, um nie wiederzukommen. Beide Brüder fügen sich dem Ratschlusse der Gottheit "

Er hatte ausgeredet; auf allen Gesichtern zeigte sich der Eindruck, welchen seine Worte hervorgerufen, man flüsterte trotz der Heiligkeit des Ortes. Wie klar zu sehen war, zogen die Rajoten einen der jungen Leute dem andern vor.

Nach dieser Einleitung begann die Feierlichkeit; geheimnisvoll, sonderbar und seltsam, wie alles, was Indien, das Land der Wunder und Zaubereien betrifft.

Tippoo trank im Angesichte aller den Saft, welchen er selbst gekocht hatte, dann schlug er leise, ganz leise gegen den stählernen Bogen.

Ebenso vorsichtig berührte, gleichsam antwortend, ein anderer die Metallschüssel. Der tiefste Baß mischte sich in den Schall der hellen klingenden Glöckchen.

Ein Tamtamschlag, ein leiser melodischer Ton der Hörner vervollständigte das Konzert.

Tippoo begann unruhig zu werden, er atmete tiefer, er zupfte hier und da an seinen Kleidern.

Der zweite Schlag gegen den Bogen war kräftiger geführt.

Die Antworten von rechts und links entsprachen sogleich dieser Steigerung.

Tippoo reckte sich auf die Fußspitzen, er sah zum Geäst der Palme empor, ein eigentümliches Zittern überflog seinen Körper.

„Es kommt! — Es kommt!"

Wie ein Hauch klang der Laut, aber die Zuschauer verstanden ihn doch. Frauen schluchzten, Männer traten unruhig von einer Stelle zur anderen, hier und da ergriffen einzelne die Flucht, un-

fähig, die immer steigende Nervenaufregung dieser Stunde zu ertragen.

Oskar berührte oben im Baum Richards Arm. „Einigermaßen steckt das an," murmelte er. „Man erwartet wirklich irgend ein Ereignis."

„Das wird auch jedenfalls kommen. Es sollte mich keineswegs wundern, wenn etwa Tippoo dem Hahne den Kopf abbisse, nur um einen starken Eindruck hervorzubringen."

„Brr! — wie abscheulich!"

Unten schlug der Zwerg heftig gegen den Bogen, ebenso antworteten seine Mitspieler; die vorhin sanften harmonischen Klänge verwandelten sich je länger desto mehr in ein Toben, das kaum erträglich war. Tamtam und Glocke, Schelle und Horn lärmten um die Wette, jedes schien das andere überbieten zu wollen, jedes um die Oberherrschaft zu ringen. Dabei dachte keiner der Musiker an Takt oder Melodie, es handelte sich vielmehr einzig und allein um ein brausendes hölliſches Getöse.

„Gott stehe uns bei!" rief Richard. „Ich falle wie eine reife Frucht vom Baum, wenn das noch lange so fortgeht."

„Und ich werde dazu der Schmorbraten. Eine dieser Fackeln röstet mich langsam!"

„Aber sieh den Zwerg an," setzte er rasch hinzu. „Jetzt bricht der Wahnsinn aus!"

Tippoo hatte in diesem Augenblick angefangen zu tanzen. Seine Augen glühten, seine Arme griffen wild in die Luft, seine Brust keuchte. Bald drohte er mit geballter Faust, bald heulte er wie jemand, der in Verzweiflung fällt.

Plötzlich gleich dem Panther aufspringend, ergriff er eine der Fackeln, schlug den Ärmel des buntgestickten Überwurfes zurück und hielt das nackte Fleisch in die Flamme. Ein brenzliger Geruch erfüllte die Luft, — der Zwerg tanzte in immer tolleren Sprüngen, er bückte sich hier und dort, er sah in jede Ecke, als suche er etwas.

Hundert Hände streckten sich ihm zugleich entgegen, — jede einzelne bot ein spitzes scharfgeschliffenes Messer.

Tippoo ergriff das größte, er fuchtelte wie toll mit demselben durch die Luft, er wirbelte es im Kreise, daß die blanke Klinge wie ein Feuerrad um seinen Kopf flog, dann plötzlich schnitt er sich über beide Hände, daß die Blutstropfen spritzten.

Ein langgezogener Ton entrang sich seiner Kehle, er taumelte, stolperte.

„Huu-Ohh! Huu-Ohh!“

Und nun fuhr das Meſſer über die Stirn. Es rieſelte wie Rubinen herab auf das weiße Gewand.

„Mein Gott,“ flüſterte Oskar, — „das dürfen wir nicht zugeben!“

„Pſt, — er ritzt vorſichtig die Haut, mehr nicht. Schnitte er tiefer, ſo müßten ja Geſicht und Hände von Narben zerfetzt ſein! — Aha, jetzt kommt der unglückliche Hahn an die Reihe!“

Tippoo hatte das Tier aus dem Kaſten genommen; mit wilder Gebärde riß er ihm den Kopf ab und ſchleuderte denſelben von ſich, dann trank er das wie aus einem Quell hervorſprudelnde warme Blut, während er abwechſelnd einige Hände voll Tropfen auf das Götzenbild ſpritzte.

Sein Ausſehen, ſo rot und glitzernd von Näſſe, war geradezu entſetzlich.

Immer enger, in immer tolleren Schwingungen umkreiſte er das Götzenbild aus Lehm und Farbe. Plötzlich ſprach ſich in den raſenden Sprüngen Schreck und Furcht aus, er wich zurück, er ſtreckte beide Arme vor, dann horchte er.

Die kleine Geſtalt ſank in ſich zuſammen, die Zähne klapperten, die Bruſt röchelte. „Ja,“ murmelte er, „ja, — ich höre.“

„Der Geiſt ſpricht!“ flüſterten ſchauernd die Eingebornen. „Wird es Harit-Zeb ſein oder Au-Gond, den er zu unſerm Gebieter beſtimmt?“

Der Zwerg nickte; ſeine Augen hatten ſich feſt geſchloſſen. „Teilen,“ murmelte er mit ſterbender, verſagender Stimme. „Teilen wie Brüder, — ſie wollen es nicht!“

Und wieder tanzte er, wieder klang ſein „Huu-Oohh! — Huu-Ohh! — Huu-Ohh!“ durch die Stille der Nacht. Dann horchte er. „Harit-Zeb! — Harit-Zeb! — er ſoll es ſein.“

Ein Murmeln des Bedauerns durchlief die Menge. Der, welcher mit harter Hand die Steuern eintrieb, ſollte ihr Herr werden; der gute, freundliche Mann, der Wohlthäter aller Armen im Dorfe, wurde vertrieben.

Als Au-Gond ſich erhob und ſchweigend davonging in das Dunkel, eilten ſie ihm nach, um ſeine Kleider zu küſſen.

In der erſten Minute des neuerworbenen Herrſchertums mußte Harit-Zeb erkennen, wie unwillkommen er ſei. Niemand hatte ihn begrüßt, niemand ſich um ihn bekümmert, er ſtand allein, die Blicke

feſt auf ſeinen Verbündeten, den Zwerg gerichtet, als wolle er ſagen: „Du haſt es gut gemacht, dein verſprochener Lohn ſoll dir werden!“

Aber Tippoo ſah und hörte nichts. Mit beiden Armen das Götzenbild umklammernd, war er bewußtlos zuſammengebrochen*).

IV.

„Was beginnen wir nun?“ flüſterte Oskar.

„Wir müſſen abwarten, ob die Leute den Schelm zu ſeiner Hütte tragen, oder ob es der Brauch erfordert, ihn hier liegen zu laſſen.“

Letzteres ſchien der Fall, denn die ſämtlichen Eingebornen verſchwanden vom Platze, auch Harit-Zeb ging fort; die Fackeln brannten herab, kühler wehte der Wind, — wie ein Toter lag immer noch Tippoo auf dem blutüberſtrömten Gras.

Richard ſchüttelte den Kopf. „Das iſt keine Gaukelei,“ ſagte er, „ich will ſehen, ob er Hilfe braucht, ob ich ihn erwecken kann.“

Oskar winkte ihm. „Pſt, ich höre Schritte.“

Sie lauſchten beide, dann nickte Richard ſehr befriedigt. „Es iſt Hondin! — Gottlob.“

Im Halbſchatten der verlöſchenden Fackeln erſchien die hohe Geſtalt des Indiers, wohlthätig abſtechend von der zertretenen, zerwühlten Umgebung, von der blutüberſtrömten Maſſe am Fuße des Götzenbildes, dem zuſammengeſunkenen Körper, deſſen Menſchenähnlichkeit faſt verſchwunden ſchien. Er beugte ſich tief herab und hob den bewußtloſen Zauberer auf.

„Hondin!“ rief Richard.

Die Blicke des Elefantenführers folgten dem Schalle. „Du biſt es, Faringi?“ fragte er voll Erſtaunen.

„Wir ſind beide hier! — brauchſt du unſere Hilfe?“

„Kommt raſch herunter. Raſch, ſage ich!“

Der Befehl wurde ſchleunigſt ausgeführt, dann faßten die drei den bewußtloſen Zwerg und hoben ihn auf ihre Schultern. Harit-Zeb erſchien, als kaum eine Minute verfloſſen war, zwiſchen den umliegenden Gebüſchen, — ums Haar hätte er geſehen, daß die

*) Derartige Gaukeleien ſind noch heute in Kraft.

beiden Deutſchen unbemerkte Zeugen des ganzen Vorganges geweſen waren.

„Ob er lebt?“ fragten mehr ſeine Blicke als ſeine Flüſterworte.

„Gewiß, Sahib, — das hat er ſchon oft überſtanden.“

Der Parſe verſchwand im Dunkeln. Sein Geſicht ſah aus, als habe er eine unangenehme Nachricht erhalten.

Hondin und ſeine Begleiter trugen den Ohnmächtigen bis zur Hütte, wo ihm der Mahaut einige Tropfen aus dem Arzneivorrate einflößte, ihn mit kaltem Waſſer begoß und die inneren Handflächen rieb, bis er wieder zu ſich kam oder doch wenigſtens die Augen öffnete und ſeine Begleiter erkannte; zu ſprechen vermochte er nicht.

Hondin ſaß an ſeinem Lager und kühlte die brennende Stirn; der ernſtblickende Mann ſchien des Schlafes nie zu bedürfen, er ſah vor ſich hin, wie in eine andere, nur geträumte oder aus den Bildern der Erinnerung beſtehende Welt.

Gegen Morgen kehrte das Bewußtſein des Zwerges auf Augenblicke zurück. „War Harit-Zeb hier?“ flüſterte er.

Der Mahaut ſchüttelte den Kopf. „Schlafe,“ ſagte er. „Du brauchſt es nötig.“

Richard ſah, wie ſich die Lider des Kranken aufs neue bleiſchwer ſenkten; ein unangenehm drückendes Gefühl packte ſein Inneres. „Hondin,“ ſagte er nach einer Pauſe kaum verſtändlich, „wenn Tippoo ſterben ſollte!“

Der Indier ſah auf. „Ich glaube es nicht,“ war die ruhige Antwort.

„Aber ſetzen wir einmal den Fall,“ beharrte Richard. „Würdeſt du meinen Freund und mich verlaſſen, Hondin?“

Der Mahaut blieb die Antwort ſchuldig. Erſt nach geraumer Zeit antwortete er mit eigentümlich veränderter Stimme: „Würdeſt du dich im unbekannten Lande, ohne Schutz oder Wehr meiner Hand vertrauensvoll überlaſſen, Kind?“

„Ja!“ antwortete der junge Mann. „Ja. Ich halte dich für einen guten Menſchen, Hondin, ich glaube dir vollſtändig.“

Der Mahaut wandte wie zufällig den Kopf. Er rauchte mit großen Zügen. „Tippoo ſtirbt nicht,“ ſagte er dann beinahe rauh, „er hatte derlei Anfälle ſchon früher.“

„Und verſteht nie, was ſie ihm bedeuten, — will es nicht verſtehen?“

„Wie meinſt du das, Faringi?"

„Ich meine, daß Tippoo den Aberglauben der armen unwiſſenden Leute zu ſeinem Vorteil ausbeutet, daß er ihnen eine Komödie vorſpielt, an die er ſelbſt nicht glaubt. Die ſchweren Anfälle ſollen ihm den Abgrund, an welchem er ſteht, zeigen, ſollen ihn warnen, — aber Tippoo verſchließt gefliſſentlich beide Augen."

Hondin erhob ſich plötzlich vom Lager und ging hinaus, ohne ein Wort zu ſprechen. Richard ſah die fahle Bläſſe, welche ſein Antlitz überzogen hatte.

Jetzt ſtand ſchon der helle glühende Sonnenball hoch am Himmel. In der Hütte war es ſehr ſtill geworden; Oskar ſchlief, auch der Kranke lag mit ruhigeren Atemzügen, nur Richard wachte und wechſelte zuweilen auf Tippoos heißer, zerfetzter Stirn die naſſen Tücher.

Innen und außen ertönten, je länger, deſto zahlreicher die Stimmen der Vögel und Inſekten, welche in ganzen Schwärmen die Luft und den Erdboden bevölkerten. Wenigſtens fünfzig große, ſchwarze Krähen ließen ſich neben der Feuerſtätte nieder, um die Reſte früherer Mahlzeiten aus dem Gras aufzuleſen, Ratten ſchoſſen aus verſteckten Erdlöchern hervor, Schaben und rieſige Feuerkäfer raſchelten zwiſchen den Matten der Lagerſtätte, beſonders aber erregte ein niegeſehenes ſeltſames Geſchöpf Richards Aufmerkſamkeit.

Es war ein blauſchwarzer Käfer von einem Zentimeter Breite und ſechs Zentimeter Länge, ein wurmartiges Tier, das ſich aufrecht hinzuſetzen und die Vorderfüße zuſammenzulegen verſtand, wie ein bittender Menſch, weshalb es auch in ganz Indien der Bettelkäfer heißt. Dabei ſenkte ſich der Kopf tief herab, nickte wie in ausdrücklicher Bejahung, wurde geſchüttelt und leidenſchaftlich erhoben, ſo daß Richard bei den vielen poſſierlichen Bewegungen des Tieres heimlich lachte; ſpäter aber, als ein zweiter und dritter ſchwarzröckiger Bettelmann erſchien, als hier einer auftauchte und dort einer, da wurde doch dieſe Geſellſchaft allmählich unangenehm.

Wohin der Blick traf, da nickte und winkte die ſchwarze Schar, kroch auf den ſchlafenden Oskar und ſetzte ſich auf Tippoos zerriſſene Hände, wie um eindringlich zu bitten: „Mache doch ſo dumme Geſchichten nicht wieder!" — Richard konnte es endlich nicht länger aushalten, er erhob ſich, pflückte draußen einen recht buſchigen Zweig und fegte die ſchwarze Geſellſchaft ohne Erbarmen zur Hütte hinaus. Was ſich verkriechen wollte, das wurde ſchleunigſt erwiſcht

und wenn nichts anderes mehr half, hingerichtet, bis endlich die Stätte gesäubert war.

Richard ging vor die Hütte, um frisches Wasser zu holen, da sah er den Indier in einiger Entfernung unbeweglich an einem Baume stehen und, mit der Hand die Augen gegen das Licht schützend, hinaussehen ins Leere. Wie blaß und traurig sein Gesicht war, wie kummervoll die hohe, edelgeformte Stirn! — —

Richard zog sich bescheiden zurück. Hondin wollte nicht beobachtet sein, das eigene Gefühl sagte es ihm.

Später mußten die Schlangen gefüttert werden: ein beschwerliches Geschäft, da der, dessen Stimme sie kannten, im Augenblick außer stande war, ihnen das gewohnte Frühstück zu reichen. Hondin entschloß sich indessen kurz; es mußte sein und so zögerte er nicht länger.

Ein aus Bambus geflochtener Käfig, sehr leicht, aber dicht und haltbar, wurde geöffnet und eine bestimmte Anzahl armer lebender Geschöpfe, welche ein Eingeborner schon herbeigebracht hatte, Mäuse, Vogelspinnen, kleine Vögel und selbst Ratten hineingelassen, dann nahm der Mahaut einen Lappen von grellroter Farbe, öffnete vorsichtig den Korb und hielt, als eine der Schlangen züngelnd den Kopf hervorstreckte, das Zeug unmittelbar an den halboffenen Rachen.

Sogleich ließ die Schlange einen zischenden Laut hören und biß heftig in den Stoff.

Darauf schien der Mahaut gewartet zu haben; er packte jetzt ohne Umstände das giftige Reptil am Halse, zog es heraus und setzte es in den Futterkasten, wo ein jammervolles Geschrei der verurteilten kleinen Wesen die Würgerin empfing; nacheinander machte er es mit allen zehn Schlangen so wie mit der ersten.

Oskar und Richard hatten neugierig zugesehen. Jedesmal, wenn der Zwerg seine Schlangen fütterte, blieb er hinter verschlossener Thür mit ihnen allein, — jetzt wußte oder vermutete Richard, weshalb dieses Geheimnis mit so großer Sorgfalt bewahrt wurde.

„Hondin," fragte er, „aus welchem Grunde läßt du die Bestien, ehe deine Hand sie berührt, in das bunte Tuch beißen?"

Der Indier lächelte leicht, — bei ihm ein seltenes Ereignis. „Das gehört so recht eigentlich zum Geschäft," antwortete er, „ich sollte wohl kaum darüber sprechen, aber ihr werdet es ja keinem Menschen erzählen. Das Gift der Cobra erneuert sich, wenn es einmal ausgespritzt wurde, erst nach mehreren Stunden; hat man

alſo das Tier in irgend einen lebloſen Körper hineinbeißen laſſen, ſo kann man es anfaſſen wie einen Regenwurm, — es iſt unſchädlich gemacht.“

„Und das geſchieht an jedem Tage?“

„Bei allen Futterungen und allen Vorſtellungen. Wer würde ſonſt um eines kleinen Gewinnes willen ſein Leben auf das Spiel ſetzen?“

Die Schlangen krochen mittlerweile, einander umringend, ziſchend, mit erhobenen Köpfen hin und her durch den Käfig, um nach Art der Katzen ihre Opfer erſt zu jagen und zu ängſtigen, ehe ſie dieſelben packten, — ein ſo widerwärtiger Anblick, daß Richard und Oskar darauf verzichteten, es mit anzuſehen.

Draußen vor der Hütte erſchien jetzt Beſuch nach Beſuch. Harit-Zeb ſtreckte das blaſſe Geſicht mit den unruhig glühenden Augen zur Thür hinein, der Dorfälteſte kam und auch mehrere von den Rajoten wollten durchaus mit dem Geiſtertänzer ſprechen. Hondin zeigte ihnen den immer noch ſchlafenden Kranken; wie geſcheucht flohen die Abergläubiſchen aus dem Bannkreiſe des Hauſes, zitternd an allen Gliedern, bleich wie Schatten.

Der Geiſt war am letzten Abend zu mächtig geweſen, er hatte den Tänzer erwürgt oder ihm den Verſtand geraubt.

Und doch verlangten ſie, daß Tippoo das Spiel nochmals wiederhole.

Man hatte den jüngeren Sohn des verſtorbenen Grundherrn im Dorfe feſtgehalten, ihn bewogen, für den Augenblick noch zu bleiben. Harit-Zeb war im höchſten Maße unbeliebt; wenn es zwiſchen ihm und den Armen, die nicht immer ihre Steuern pünktlich bezahlen konnten, keinen Vermittler mehr gab, ſo würde es ſicherlich beſſer ſein, die Gegend ganz zu verlaſſen.

Wo ſich zwei Rajoten begegneten, da ſprachen ſie über dieſen Gegenſtand; wo Harit-Zeb auf der Dorfgaſſe erſchien, da ſah er finſtere Blicke und Leute, die ſich abwendeten, um ihn nicht grüßen zu müſſen.

Eine Art Empörung im kleinen gärte unter der Aſche.

Mehr und immer mehr Menſchen umlagerten während des ganzen Tages die Hütte. Tippoo ſollte tanzen und wenn ihm dies durchaus unmöglich war, wenigſtens in der Perſon des Elefantenführers einen Stellvertreter ſchicken!

Zu Richards lebhafter Freude lehnte indeſſen Hondin das

letztere Verlangen kurz und entschieden ab. „Er sei außer stande, einen Geist zu beschwören," sagte er.

Aber kein Hindernis schreckte den Strom der Bittsteller von weiteren Versuchen zurück, sie boten doppelte und dreifache Bezahlung, sie flehten förmlich um den Beistand des Elefantenführers, obwohl keiner von ihnen wagte, sich dem Schattenkreise des schiefen Strohhauses zu nähern.

Am Abend schien der Mond zwischen Wolken vom Himmel herab. Tippoo saß jetzt aufrecht und Harit-Zeb stand an seinem Lager, fortwährend ein weißes Tuch schüttelnd, um nicht von der Luft des Krankenzimmers verunreinigt zu werden. Houdin und die Deutschen waren in das Dorf gegangen.

„Also du tanzest nicht zum zweitenmale?" fragte der Parse.

Tippoo schauderte. „Ich könnte es fürs erste nicht, Sahib, selbst wenn ich es wollte."

„Gut. Sieh hierher, Mann!"

Er legte Goldstück nach Goldstück auf die Matte, während der Zwerg begierig, mit funkelnden Blicken, jedesmal das gelbe verführerische Metall ergriff und sobald er es gesehen hatte, unter seiner Kleidung verschwinden ließ.

„Bist du zufrieden?" fragte Harit-Zeb.

„Ich danke dir, Sahib."

Der Parse wandte sich, kehrte dann aber nochmals zurück. „Hüte dich, mich hintergehen zu wollen!" fragte er, „du kämest nicht lebend davon."

Tippoo wiegte den Kopf. „Mögest du tausend Jahre leben, Sahib, mögen Kinder und Kindeskinder aus deinem Stamme zahlreich sein, wie der Sand am Meer. Ich denke nicht daran, dich zu täuschen."

Der Mann mit dem finsteren Gesichte ging fort und hinter ihm schnitt Tippoo eine spöttische Fratze. Dann zog er das erbeutete Gold unter der Decke hervor und ließ es leise klirrend durch seine Finger gleiten, küßte es, streichelte es, barg die runden glatten Stücke auf seinem Herzen und endlich in dem geheimen Versteck des Turbans, der zwischen ihm und der Wand lag.

Von dort sollte es später in die größte, am besten gefüllte Sparkasse wandern, — in den Schlangenkorb, wo giftgeschwollene Rachen den Schatz vor jeder fremden Hand sicherer bewahrten, als Festungswälle und geladene Kanonen.

Harit-Zeb ging unterdessen nach Hause und tiefer und immer

tiefer ſank die Nacht herab. Auf dem Platze um den Geiſteraltar herum hatten ſich Hunderte verſammelt, nicht mehr in der Hoffnung, den Tanz des letzten Abends wiederholt zu ſehen, aber von dem Ereignis desſelben in Aufregung gehalten. Als der Parſe vorüberging, mußte er förmlich Spießruten laufen.

„Und wenn wir uns einen Tänzer aus Bombay kommen laſſen müßten," ſagte der Dorfälteſte, „wenn es uns die Hälfte der ganzen diesjährigen Ernte koſten ſollte, ſo fragen wir doch den Geiſt noch einmal."

„Vielleicht war das Opfer nicht reich genug," warf eine andere Stimme ein.

„Wir wollen das nächſte Mal Milch und Reis nehmen."

„Oder eine ſchwarze Ziege."

„Dann wird auch der Geiſt den alten Bowand beſtimmen, uns ſeinen Sohn Au-Gond als Grundherrn zurückzulaſſen."

„Ja! Ja!" rief es von allen Seiten. „Das muß er."

Unſere beiden Freunde in Geſellſchaft des Elefantenführers befanden ſich unter der Menge. Heute abend waren die Rajoten viel zu aufgeregt, um den Weißen ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, vielleicht hielt auch Hondins Gegenwart den Unmut im Zügel, genug, Oskar und Richard ſtanden faſt unter den Zweigen der Palme, als plötzlich ein Ereignis eintrat, welches alle Gemüter zugleich und mit derſelben Stärke ergriff, und einen ungeahnten Umſchwung herbeiführte.

Im Blätterdunkel des Hintergrundes, halb vom ziehenden Mondlicht übergoſſen, die funkelnden Augen feſt auf die Menge gerichtet, erſchien der braunſtreifige Kopf eines Tigers. Das große Tier ſtand unbeweglich, nur der buſchige Schweif peitſchte den Erdboden und die breite Bruſt hob ſich unter einem Brummen oder Knurren, das die höchſte Gereiztheit der Beſtie bekundete.

„Hondin," rief Richard, „ein Tiger! — Ein Tiger."

Der Mahaut faßte plötzlich ſein Handgelenk, daß es empfindlich ſchmerzte. „Still!" ſagte er leiſe. „Sprich kein Wort, Faringi, ſo lieb dir dein Leben iſt!

„Aber wollt ihr denn die Beſtie entkommen laſſen?"

„Still, ſage ich dir!"

Es war niemand in der ganzen Verſammlung, der nicht das Raubtier geſehen hätte, aber trotzdem ſchien keiner von allen erſchrocken, keiner auf Gegenwehr bedacht; ſie drängten ſich feſter aneinander, ſie flüſterten.

„Bowand! — Es iſt Bowand!“

„Kein Zweifel, er will nicht, daß ſein jüngerer Sohn verſtoßen werde!“

„Er kommt, um zugleich ihm und uns beizuſtehen.“

„Harit-Zeb war nie ſein Liebling, — er hat den Alten in Furcht gehalten.“

„Aber weshalb ſprach dann geſtern abend der Geiſt in Bowands Namen für den älteren Sohn?“

„Das hat ſicherlich der Zwerg falſch verſtanden, — der Geiſt war zu mächtig, Tippoo konnte es nicht ertragen, vor ſeinem Antlitz zu ſtehen.“

Jeder ſprach, jeder gab den Vermutungen, welche er hegte, flüſternd Ausdruck; die Menge glich einem Bienenſchwarm, in den man plötzlich einen Stein warf. Hunderte von Stimmen redeten zugleich.

Während dieſer allgemeinen, aufs äußerſte geſteigerten Erregung verhielt ſich das Raubtier vollkommen ruhig. Es ſchien zu beobachten.

Richard legte die Hand auf den Arm des Elefantenführers. „Hondin,“ ſagte er, „was haben dieſe Leute? Sind ſie ſamt und ſonders wahnſinnig geworden?“

„Komm nur mit!“ antwortete Hondin. „Es iſt beſſer, wir gehen!“

„Und der Tiger bleibt unangefochten?“

„Ja, komm nur.“

Sie wanderten in der Richtung des Dorfes davon, Hondin ſehr ruhig, die beiden jungen Leute in höchſt unbehaglicher Stimmung. Hinter ihnen eines der gefährlichſten Raubtiere, eine Beſtie, die mit jedem Augenblick den Kreis der Verſammelten ſprengen und aus dem Dunkel auftauchen konnte, — das war für europäiſche Nerven eine harte Prüfung.

„Nun, Hondin,“ ſagte Richard, „was iſt es mit dem Tiger.“

Der Mahaut ſchien nur ungern zu ſprechen. „Meine Landsleute glauben, daß Verſtorbene, die auf Erden eine wichtige Angelegenheit unerledigt zurücklaſſen mußten, nach ihrem Tode in Tigergeſtalt wiederkehren und an dem Orte, wo ſie lebten, dem Kreiſe ihrer Bekannten erſcheinen,“ ſagte er endlich. „Um ganz Fremde bekümmern ſie ſich nicht, wer aber bei der Sache beteiligt iſt, muß ſich ihnen perſönlich und allein gegenüberſtellen, um entweder ſeine Strafe zu erhalten, oder, indem ihn der Tiger verſchont, dadurch freigeſprochen zu werden.“ *)

*) Noch jetzt beſtehender Glaube.

Richard ſchüttelte den Kopf. „Die Leute glauben alſo, jetzt unter dem braungelben Fell den toten Bowand vor ſich zu ſehen?“

„Ja. Du hörteſt es wohl.“

„Hondin, und dieſen Glauben kannſt auch du teilen?“

Der Mahaut ſchwieg. Er wollte die Sache weder zugeben noch ableugnen. „Ich will nur hoffen, daß der Tiger nicht wiederkehrt,“ ſagte er endlich, „ſonſt müſſen ſich beide Brüder im Angeſichte der ganzen Dorfſchaft zu ihm begeben und erwarten, was er etwa vornimmt.“

„Das wäre ja ſchrecklich!“ rief Oskar. „Wir würden mit unſeren Piſtolen dabei ſein, nicht wahr, Hondin?“

„Auf keinen Fall. Möchteſt du in dein Gotteshaus hinein ſchießen, Faringi?“

„Wenn ein Tiger darin wäre, ja.“

Der Mahaut ſchüttelte den Kopf. „Hier würde es euer Leben gefährden,“ ſagte er ſehr ernſt. „Wir bleiben morgen abend zu Hauſe, oder beſſer noch, ſetzen ſchon vorher unſeren Stab weiter, ſobald nur Tippoo dazu imſtande iſt.“

Das letztere war aber nicht der Fall. Die Füße des Zwerges verſagten den Dienſt, ein Schwindel packte ihn, ſobald er es wagte, aufzuſtehen. Hondin mußte auch am zweiten Tage die Schlangen füttern, dann ging er aus, um Erkundigungen einzuziehen.

Harit-Zeb und Au-Gond hatten durch den Dorfälteſten ſchon die Nachricht von dem Erſcheinen ihres verſtorbenen Vaters erhalten und waren aufgefordert worden, ſich dem in Tigergeſtalt Auftretenden angeſichts der Bevölkerung zu ſtellen. Während der jüngere Bruder ſein Kommen ſofort zuſagte, geriet der ältere in leidenſchaftlichen Zorn. „Die Frage ſei erledigt,“ antwortete er, „der Geiſt habe geſprochen.“

Aber das würde ihm nichts helfen, er wußte es nur zu wohl, er erntete in dieſer Stunde die bitteren Früchte einer jahrelangen grauſamen, gegen die armen Dorfbewohner verübten Härte. Der alte Bowand hatte krank darniedergelegen und ſich um Geldangelegenheiten nicht ſelbſt bekümmern können; Harit-Zeb war daher alleiniger und harter Herr geweſen, — daß man ihn dafür haßte, drang oft genug zu ſeinen Ohren, heute mehr als jemals.

In Haufen verſammelte ſich die Dorfbewohnerſchaft vor dem düſteren Steinſchloſſe und ließ durch mehrere Abgeſandte den Grundherrn nochmals auffordern, pünktlich bei Einbruch der Nacht am Geiſteraltar zu erſcheinen. Jetzt mußte er wohl oder übel ein-

willigen; eine Weigerung hätte ihn in die Acht erklärt, ihn aus seiner Kaste verstoßen. Er wäre öffentlich an den Pranger gestellt gewesen.

Aber sein Ja klang wie ein Fluch; er knirschte vor Wut.

Langsam schlichen die Stunden. „Ob der Tiger wiederkommen würde?" Das war die Frage, welche sich jedermann im Dorfe stündlich vorlegte.

„Wenn er nun hier erschiene?" hatte Richard gesagt. „Hier in diesem Puppenkasten, den ich, wenn ich es will, mit bloßen Fäusten niederreiße!"

Hondin lächelte, seine Hand liebkoste den Elefanten. „Hierher kommt er nicht, dafür steht uns Dschumbo ein," antwortete er. „Hei, wie würde der alte Kerl trompeten, wenn sich die Raubkatze nähern wollte!"

Das war eine recht tröstliche Versicherung, doch nur, was den Tag und den Abend betraf, — bei Anbruch der Nacht wollten die beiden Deutschen, mit ihren Pistolen bewaffnet, den Verlauf des Abenteuers am Geisteraltar aus dem Versteck hervor ansehen, ob auch Hondin durchaus davon abriet.

„Ihr bleibt hier," sagte er, „ich berichte euch später alles Geschehene."

„Also du willst doch hin, Mahaut?"

„Ich will hin, ja. Gebt gut acht auf den Kranken, sage ich euch. Sollte Dschumbo trompeten, so bin ich in weniger als fünf Minuten bei euch."

Richard und Oskar blieben beide die Antwort schuldig. Sie wollten kein Versprechen geben, da sie sich sonst im eigenen Bewußtsein als gebunden betrachten mußten.

Hondin ging und als er fort war, erhob sich Richard vom Sitz. „Du, ich will die alte Sialka bitten, für uns eine Stunde bei dem Kranken zu bleiben," sagte er hastig. „Allein lassen dürfen wir ihn nicht."

„Gott behüte! — aber ob sie einwilligt?"

„Das müssen wir versuchen."

Er schlüpfte hinaus und zur nächsten Hütte, wo eine alte Indierin mit ihren erwachsenen Söhnen lebte. Mutter Sialka kochte und wusch für die Reisegesellschaft des Zwerges; sie würde vielleicht auch einmal Krankenwärterin sein, wenn man ihr gute Worte gab.

Als der Deutsche kam, war sie allein zu Hause; ihre beiden Söhne befanden sich, wie fast alle Dorfbewohner auf dem Opfer-

platz. In allen vier Ecken der Hütte ſtanden Götzen aus Lehm und vor jedem eine Schüſſel mit Milch und Reis.

„Guten Abend, Mütterchen," grüßte Richard. „Du kochſt uns täglich ſo gutes Eſſen und biſt überhaupt ſo eine nette gemütliche alte Mama, daß ich dich um etwas bitten möchte. Erlaubſt du es mir?"

Sialka lächelte. „Deine Tage ſollen zahllos ſein, Sahib, deine Kinder ſollen die Großen und Mächtigen der Erde werden! Was wünſcheſt du von der alten Frau?"

Richard nickte. „Danke ſchön für alle freundlichen Prophezeiungen, Mütterchen. Kinder habe ich vorläufig noch nicht, wohl aber wäre es mir ſehr angenehm, wenn ich die Hütte, in welcher mein Freund Tippoo krank liegt, auf ein paar Stunden verlaſſen könnte. Oskar begleitet mich, — möchteſt du alſo wohl unſere Stelle ein wenig antreten? der Kranke ſchläft, wir dürfen ihn nicht allein laſſen."

Mutter Sialka flüchtete in den entlegenſten Winkel ihrer Hütte.

„Die dunkeläugige Göttin ſtehe mir bei," rief ſie, „ich ſollte unter das Dach des Zauberers treten?"

„Tippoo iſt kein Zauberer, Alte!"

„Doch, doch," beharrte dieſe, „wie könnte er ſonſt Geiſtertänzer ſein?"

Richard ſeufzte. „Im Augenblick iſt er wenigſtens ein hilfloſer Kranker," ſagte er.

„Ich weiß. Der Geiſt hat ihn gepackt, vielleicht kommt er noch in dieſer Nacht und würgt ihn. Nein, nein, ich gehe nicht in die Hütte! — Sieh nur dorthin, Faringi, ich opfere ſchon den Schutzgöttern von jeder Speiſe, weil mein Haus ſo nahe an dem des Zauberers liegt, ich eſſe mich nicht mehr ſatt, um Milch und Reis den Geiſtern zu geben. In deine Hütte ſetze ich keinen Fuß, das iſt ganz gewiß."

Richard ſchüttelte den Kopf. In dieſe tiefe Finſternis der Anſchauungen Licht zu bringen, war nicht die Sache einer Stunde; er gab es auf, das Mütterchen zu überreden. Mit einem kurzen Gruße die Hütte verlaſſend, eilte er zurück an Tippoos Lager. „Was fangen wir an, Oskar?" rief er ärgerlich. „Die Alte läßt ſich nicht erweichen."

„Das dachte ich mir," lächelte der andere. „Du haſt wohl große Luſt, auf den Opferplatz zu gehen, nicht wahr, Richard?"

„Ich möchte es fürs Leben gern!"

„Nun, dann lauf! Ich bleibe hier.“

„Das wollteſt du wirklich für mich thun?“ rief Richard.

„Geh nur! Geh nur! Aber nimm die Piſtolen mit.“

Richard lud im Fluge die Waffe und ſteckte ſie zu ſich. „Ich thue dir wieder einen Gefallen, Oskar, — zehn für einen. Adieu! Adieu!“

„Aber ſei vorſichtig, hörſt du!“

Die Mahnung verhallte; Richard ſprang mit großen Schritten davon und quer durch das Dorf zum Opferplatz. Die Menge beachtete ihn nicht; man ſah ihn kaum, eine brennende, fieberhafte Aufregung beherrſchte alle Gemüter, feſſelte alle Sinne ſo ſehr, daß für nichts anderes Raum blieb. „Würde der Tiger wiederkommen?“ Das war es, was einer den anderen fragte, was jeder unter dieſen Hunderten ſprach und dachte.

Geſtern abend hatte er ſich nur gezeigt, um dann geräuſchlos wie er erſchien, urplötzlich zu verſchwinden. Was würde heute geſchehen?

Richard ſah die hohe Geſtalt des Elefantenführers unfern von ſich, aber er zog es vor, unentdeckt zu bleiben und redete daher den Genoſſen ſeiner Reiſe nicht erſt an. Hondin hätte ihn möglicherweiſe kurzweg nach Hauſe geſchickt.

Wieder wie am Abend des Geiſtertanzes waren die beiden Parſen unter den Verſammelten, aber diesmal ohne Diener und bequeme Polſter. Was heute bevorſtand, das ließ den Gedanken an Standesvorurteile oder die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens nicht erſt aufkommen.

Harit-Zeb und Au-Gond lehnten an Bäumen, beide ſtumm und äußerlich ruhig, obgleich wohl gerade in ihren Seelen der Sturm noch viel ärger, viel zerſtörender tobte, als in denen der bloßen Zuſchauer. Auch ſie hielten, wie alle Verſammelten, die Blicke feſt auf den Opferaltar gerichtet.

Rings im weiten Kreiſe ein Ziſcheln der Erwartung, ein ſcheues Flüſtern und Horchen. Von Lippe zu Lippe ging der Name Bowand, ging die Frage nach dem Schickſalsſpruche, den die nächſte Zukunft bringen würde. Wenn der Tiger nicht zurückkam, was dann?

Harit-Zeb ſchien zu lächeln. Es wurde ſpäter und ſpäter, kein Geiſt kündete ſeine Ankunft, — die unſichtbaren Mächte hatten gegen ihn nichts Böſes, nichts Drohendes beſchloſſen.

Er begann ſich ſicherer zu fühlen. War er erſt einmal unange-

fochten Grundherr, ſo ſollten es die aufſäſſigen Rajoten bitter empfinden, ihn beleidigt zu haben.

In dieſem Augenblick ging durch die Verſammlung ein unterdrückter Laut. Drüben, unmittelbar hinter dem Geiſteraltar ſtand der Tiger. Heute lechzte die rote Zunge, wie Kohlen funkelten die tückiſchen Augen. — —

Im brauſenden Anſturm wandten ſich die Dorfbewohner zu den beiden Parſen. Alle ſprachen, alle deuteten nach dem Tier, jede Stimme verlangte die Ausführung des ſonderbaren, in vielen Teilen Indiens noch heute gebräuchlichen Gottesurteiles.

„Harit-Zeb muß vorausgehen! — Er iſt der ältere, er muß den Anfang machen.“

Der Parſe wurde aſchfahl. Er rührte kein Glied, ſeine Lippen bebten, etwas wie ein Fluch, ein halberſtickter Ausruf des Entſetzens kam aus der trockenen Kehle hervor.

Der Tiger wedelte, er leckte das Maul, er knurrte halblaut.

„Vorwärts, Harit-Zeb, vorwärts!“

Da löſte ſich Au-Gonds ſchlanke Geſtalt von dem Baume, an deſſen Stamm er lehnte. Der junge Mann ging feſten Schrittes, die Arme verſchränkt und den Kopf erhoben, auf den freien Platz hinaus, bis unmittelbar an den Opferſtein. Hier, etwa einen Meter von dem lauernden Tiger entfernt, blieb er ſtehen und ſah der Beſtie ruhig ins Auge.

Jetzt hätte man das Summen einer Fliege hören können. Keiner von allen dieſen Hunderten wagte es, zu atmen, keiner regte ſich, oder ſprach. In jedem Augenblick konnte die Entſcheidung fallen, — in jedem der tolldreiſte junge Mann das Wagnis mit dem Leben bezahlen.

Richard hielt die Hand an der Piſtole. Wenigſtens ſollte das Raubtier des Sieges nicht froh werden, ſollte ſich ein abſcheulicher Mord nicht vollziehen, ſo lange er es zu hindern vermochte.

Au-Gond ſah unverwandt, feſten Blickes in das Auge des Tigers, deſſen Kopf ſich leiſe zu drehen begann. Wie in Scheu oder Furcht ſenkte das Tier die Lider, halb zwiſchen den Wimpern hervorſchielend, unruhig, unſtät — — —

Ebenſo ſicher folgte ihm der Blick des Parſen. Durch keine Bewegung, keine veränderte Stellung konnte die Beſtie dieſem ernſten Auge des jungen Mannes entgehen; es fand ſich da, wohin das des Feindes traf, es bewachte ihn unabläſſig, es wich keinen Augenblick von der furchtbaren Katze.

The Ancient Mariner, Part 3
Gustave Doré (1832–1883), wood engraving

Noch Sekunden, dann warf ſich der Tiger plötzlich zu Boden, er heulte.

Ein Jubelſchrei aus hundert Kehlen erfüllte die Luft. Au-Gond trat ſo gelaſſen wie er vorhin gekommen war, zu ſeinem Platze zurück, während ſich der Tiger plötzlich ſprungbereit aufrichtete. Es ſchien als wolle er die Schmach des letzten Augenblickes tilgen, als könne er es nicht erwarten, ſich einem ebenbürtigen Feinde entgegen zu werfen.

„Harit-Zeb! Jetzt iſt Harit-Zeb an der Reihe!“

Der Parſe mochte erkennen, daß längeres Zögern hier ſo viel hieß, als ehrlos werden. Er raffte ſich auf, er überwand das Zittern, welches ſeinen ganzen Körper beherrſchte und trat langſam, unſicheren Schrittes vor. Immer näher kam ihm die unheimliche Geſtalt des Tigers, immer näher die lechzende Zunge und der glühende Blick. Er gedachte der Goldſtücke, welche ſeine Hand auf des Zwerges Decke gelegt, des ganzen verſteckten Handels, — unwiderſtehlich ſchlugen ihm die Zähne aneinander, er ſchloß beide Augen.

Wild, mit allen Zeichen heftigſter Wut ſtürzte ſich der Tiger auf den wehrloſen Mann, packten Krallen und Zähne zugleich das zuckende Fleiſch. Ein gellender Schrei des Entſetzens erfüllte die Luft.

Richard riß die Piſtole aus der Taſche. „Zu Hilfe!“ rief er, „zu Hilfe!“

Der Schuß krachte und der Tiger ſprang mit allen vier Füßen zugleich vom Boden empor, dann aber packte er aufs neue das blutende, ſchon regungsloſe Opfer und ſchleppte es in den Schutz der Gebüſche.

Eins ſeiner Ohren war von Richards Kugel hart am Kopfe durchbohrt, — das hatte ihn nur für einen Augenblick von ſeiner Beute abhalten können.

Ein Tumult ſondergleichen erhob ſich, als der Schuß fiel. Zwei Geſtalten, Richard und Au-Gond, ſprangen im ſelben Augenblick über den freien Platz, um den zu Boden geworfenen Harit-Zeb aus den Krallen der Beſtie zu befreien, — hinter ihnen ſtürzten Hunderte zum Opferſtein, wütend, außer ſich, daß irgend ein Menſch wagen konnte, die Ausführung des Gottesurteils zu verhindern. In einem Augenblick waren die jungen Leute umzingelt, von dem Tiger und ſeinem unglücklichen Opfer durch eine lebendige Mauer getrennt.

„Geh, Sahib, geh, du darfst dem Willen der Götter nicht widerstreben, — dein Bruder ist verloren, weil er Unrecht that Fluch ihm!“

„Laßt mich!“ rief aus allen Kräften ringend der Parse. „Ich will zu ihm!“

Aber die Hunderte von Armen überwältigten ihn leicht; auch Richard war ohne Mühe festgehalten und entwaffnet worden. Drohende Fäuste erhoben sich vor seinen Augen.

„Verfluchter Faringi, in was mischest du dich? Haben die Leute deiner Farbe noch nicht Unglück genug über die armen, friedlichen Hindu gebracht?“

„Werft ihn ins Wasser!“

„Laßt uns ihn der Göttin opfern!“

Vielleicht hätten die erbitterten Männer schon im nächsten Augenblick ihre Drohungen ausgeführt, wenn nicht Houdin dazwischen getreten wäre. Mit beiden Armen die Nächststehenden beiseite schiebend, ergriff er Richards Hand und zog ihn zu sich.

„Dieser Knabe that Unrecht, Leute,“ sagte er mit fester Stimme, „aber ohne es zu wissen oder zu wollen. Er ist ein Fremder, der nicht anders glaubt, als daß ein Raubtier uns alle bedrohte. Gebt ihn also frei.“

„Er hat den Tiger geschossen!“

„Er hat die Gottheit beleidigt!“

„Gib ihn heraus, Houdin, oder es ist dein Unglück!“

Die Pistole des Elefantenführers kam zum Vorschein, er erhob sie schußgerecht. „Platz da, ihr Leute! Wer mich oder den Knaben berührt, erhält eine Kugel!“

Das wirkte. Keiner der harmlosen Rajoten besaß eine Feuerwaffe, alle aber kannten sie die verheerende Wirkung derselben; es bildete sich um Houdin und Richard ein freier Raum, der ihnen gestattete, sich ungehindert zu bewegen.

„Komm!“ flüsterte der Mahaut. „Wir müssen den ersten Schrecken benutzen, um uns durchzuschlagen.“

Er ging, die Pistole in erhobener Hand haltend, langsam vorwärts, und Richard folgte ihm ebenso. Die Leute wichen bestürzt, aber murrend; Harit-Zebs schreckliches Schicksal war vergessen, untergegangen in dem brennenden Zorne gegen den Faringi, der es gewagt hatte, den Göttern an der eigensten Stätte ihrer Verehrung Trotz zu bieten.

Wilde Verwünschungen hallten den beiden nach, als sie schleu-

nigſt durch das Dunkel davongingen. „Wir finden euch!“ hieß es. „Nur Geduld!“

„Richard, Richard,“ flüſterte Hondin, „weshalb warſt du ungehorſam? Ich verbot euch ausdrücklich, zum Opferplatz zu gehen.“

„Vergib mir, Hondin,“ bat der Knabe. „Du haſt heute mein Leben gerettet!“

„Noch nicht, ach, noch nicht. Sie kommen wieder und greifen uns an, — es wird kaum gelingen, uns unangefochten aus dem Dorfe zu ſchleichen.“

Die Hütte war erreicht; Oskar ſtand ſchon in der Thür und wartete ungeduldig. „Gottlob, daß ihr kommt,“ rief er, „du lieber Gott, wie habe ich mich geängſtigt! Weshalb entſtand denn plötzlich der Höllenlärm?“

Sie erzählten ihm alles, auch Tippoo erwachte und verſuchte zu gehen, er befand ſich viel beſſer; das Abenteuer am Opferſtein ſchien ihm keine großen Sorgen zu verurſachen.

„Morgen reiſen wir,“ ſagte er. „Alſo Harit-Zeb iſt tot? — Iſt tot? — Hm, ſonderbare Welt. Du haſt doch meine Schlangen gefüttert, Hondin?“

„Gewiß. Sie befinden ſich ſämtlich wohl.“

Der Zwerg taſtete an ſeinem Turban herum. „Daß ihr auch ſo neugierig ſeid, Faringi,“ ſagte er. „Was kümmert es euch, wenn andere von Tigern zerriſſen werden? — Nun, nun, es iſt nicht ſo ſchlimm, ich bringe das alles wieder ins rechte Geleiſe.“

Er ging immer kreuz und quer durch die Hütte. „Wahrhaftig, jetzt bin ich geſund, — wir wollen morgen reiſen und neue Pflanzen ſammeln; ich muß Geld verdienen, Geld, — habe wahrhaftig zwei ſchöne Tage verſäumt. Es iſt zum Haarausreißen!“

Er hatte noch Fieber und war ſehr ſchwach, aber die alte Thatkraft ſchien zurückgekehrt. „Ich höre ſchon wieder Lärm,“ ſagte er, „was mag es ſein?“

Ein lautes Rufen und Schreien klang aus dem Dorfe, ein Geräuſch von vielen Schritten, als werde jemand eilig verfolgt. Dazwiſchen ertönte die Stimme einer Frau in jammervollem Flehen und Klagen, — dann wurde alles ſtill.

„Das hatte mit uns und unſerer Angelegenheit nichts zu thun,“ flüſterte Richard. „Gott weiß, was da wieder geſchah.“

„Du,“ meinte Oskar, „ich wollte, wir wären erſt mit heiler Haut aus dem Dorfe.“

„Sage lieber: In Madras! Es iſt ganz unmöglich, die

Dummheiten dieſer Heiden ruhig anzuſehen und ſie gewähren zu laſſen.“

Ihre Unterhaltung wurde hier plötzlich geſtört. Im offenen Rahmen der Thür erſchien die Geſtalt einer jungen Frau, halb bekleidet, mit wirr herabhängendem Haar und gefalteten Händen, — die Unglückliche wiegte fortwährend den Kopf von einer Seite zur anderen, ſie ſchrie und ſchluchzte laut.

„Mein Kind, meine ſüße kleine Anarkalli, gebt ſie mir wieder, ach gebt ſie mir wieder! Der Faringi hat den heiligen Tiger geſchoſſen, deshalb ſchickt die erzürnte Gottheit ein Unglück in das Dorf! Der Wolf kam und ſchleppte meine kleine Anarkalli von der Seite ihrer armen Mutter, — o, o, der böſe Wolf! Gebt mir mein Kind wieder, ihr Leute, — ich hatte ja nur das eine! — geht, geht, fangt den Wolf, ehe es zu ſpät iſt!“

Sie ſchien vor Schmerz und Schreck irrſinnig. Die großen Augen ſtarr auf den Zauberer gerichtet, die Hände gerungen, ſo kauerte ſie am Boden und ſchluchzte und murmelte vor ſich hin. Draußen glänzten am Himmel die erſten Morgenſtrahlen, hier innen beleuchteten ſie bleiche Geſichter.

Hondin deutete ſtumm auf den Dorfplatz hinaus. Er brauchte keine Silbe zu ſprechen; was da vor ſich ging, ſahen alle.

Ein Wald von Spießen ſtarrte in die Luft empor, rings drängte Kopf an Kopf eine nach Hunderten zählende Menge.

Das Haus war umzingelt.

Tippoo erſchrak. „Wie kommen wir hindurch?“ ſagte er etwas faſſungslos.

Hondin ergriff mit feſtem Ruck den Arm der am Boden liegenden jungen Frau und hob ſie auf. „Komm ein wenig näher,“ ſagte er, „ſetze dich dorthin, meine Gute.“

Die Indierin jammerte leiſe. „Willſt du mir mein Kind wiedergeben, Sahib? Du biſt ein Zauberer, — laß mich das ſüße Geſichtchen ſehen, — die liebe zarte Stimme hören! Anarkalli nannte mich ſchon Mutter, ſie wird gewiß weinen, ſie fürchtet ſich!“

Hondin ſchwieg erſchüttert, jäh an das Schickſal ſeiner eigenen Kinder erinnert. Er überließ die arme Frau ihrem Schmerze und prüfte mit Richards Hilfe das Riemenzeug des Tragſeſſels; alle Kleidungsſtücke, alles kleine Gerät und die Schlangenkörbe wurden aufgepackt, dann nahm der Mahaut die Leiter, welche zum Beſteigen des Elefanten diente und ſtellte ſie handgerecht.

„Wir müſſen es nun wagen," ſagte er. „Die Frau da dient uns als Schild."

„Es kommt eine Geſandtſchaft," rief Oskar. „Willſt du ſie nicht erſt hören, Hondin?"

Der Mahaut zuckte die Achſeln. „Es fruchtet nichts," antwortete er, „aber dennoch, — ich werde den Leuten antworten."

Vier Männer gingen der Hütte entgegen und zeigten ſich einige Augenblicke ſpäter in der offenen Thür derſelben. Auch der Gatte der jungen Frau war dabei; er tauchte ſpähend ſeine Blicke in das Innere des halbdunkeln Raumes und rief dann leiſe den Namen der armen weinenden Frau. „Komm her zu mir, Niva!"

Hondin ſchüttelte den Kopf, er trat wie zufällig zwiſchen den Mann und das gebückt daſitzende Weib. „Erlaube, Aurang-Schad," ſagte er, „du biſt gewiß ſo gütig, mir, ehe wir über irgend etwas verhandeln, zunächſt eine Frage zu beantworten."

Der Indier knirſchte. „Gib mein Weib heraus!" ſchrie er.

Niva erhob die gefalteten Hände zu ihrem Manne. „Bitte ihn, Aurang-Schad," ſchluchzte ſie, „bitte ihn, er ſoll das kleine Kind retten."

Hondin blieb ganz gelaſſen. „Ich halte dein Weib nicht länger hier zurück, als es für unſere Sicherheit unumgänglich notwendig iſt," antwortete er. „Sage mir, in welcher Abſicht ſind alle Dorfbewohner um dieſe Hütte her verſammelt, weshalb tragen ſie Waffen?"

„Weil du gezwungen werden ſollſt, den Faringi herauszugeben!"

„Thun wir nicht!" rief kurz der Zwerg. „Hüte dich, Aurang-Schad, du weißt, wer ich bin, alſo reize mich nicht."

„Der Fremde bleibt unter unſerem Schutze," ergänzte Hondin. „Wir ſtehen und fallen mit ihm."

„Dann fallt ihr alle. Ich bin geſchickt, euch das zu ſagen."

„Gut. Wir nehmen die Herausforderung an."

Der Indier lachte. „Zwei Männer und zwei Knaben gegen eben ſo viele Hunderte!" rief er. „Die Sache wird ſchnell genug entſchieden ſein."

„Das laſſen wir darauf ankommen. Sage deinen Landsleuten, daß wir ſie erwarten."

Aurang-Schad ballte die Fäuſte. „Mit euren Fingernägeln, nicht wahr?" ſpottete er.

„Und mit dieſen Piſtolen hier. Wir haben jeder zwei ſolcher Waffen bei uns, das merke dir, mein guter Aurang-Schad."

Der Rajote wich zurück. „Was hat mein Weib mit der ganzen Sache zu ſchaffen?“ rief er.

„Gar nichts, aber wir glauben, daß ihr zögern werdet, eure Spieße nach uns zu werfen, wenn Niva von denſelben getroffen werden könnte.“

„Ich dachte mir's. Ihr verkriecht euch hinter Frauenkleidern.“

„Nimm das immerhin an, aber verlaſſe jetzt augenblicklich unſer Haus. Noch ſind wir Herren in demſelben.“

„Bis man euch anders belehrt, ja!“

Er ging, und die Zurückgebliebenen waren mit der jungen Frau allein. Niva wollte hinausſtürzen, ſie ſchrie und bat, aber Hondin hielt ihre Hände feſt, und als das nichts half, band er dieſelben mit einem Tuche.

„Kommt jetzt,“ ſagte die ruhige Stimme. „Richard und ich nehmen den Tragſeſſel, du, Oskar, die Leiter. Kannſt du allein gehen, Tippoo?“

„Ja, ja, — laß mich nur den Zug eröffnen.“

Er ſchob die Frau vor ſich her und trat als der erſte aus der Thür. Ein allgemeines lautes Geſchrei empfing ihn, aber die Waffen blieben geſenkt; niemand wagte es, einen Spieß zu ſchleudern, der auch Niva, die Tochter des Dorfälteſten treffen konnte.

Hondin atmete auf. „Jetzt ſind wir geborgen,“ ſagte er.

„Das glaube ich nicht!“ rief Oskar. „Man wird uns mit der Fauſt angreifen.“

„Und das alles meinetwegen! Hondin, ſieh doch, ſie rücken uns näher!“

„Das laß ſie nur. Dſchumbo, mein Tier, wo biſt du?“

Der Elefant ſpitzte die Ohren. Er näherte ſich, nachdem der Mahaut ſeine Kette gelöſt hatte, dem geliebten Herrn und rieb an deſſen Schulter den Rüſſel, als wolle er ſagen: „Wir beide halten treu zuſammen, nicht wahr?“

„Geh voraus, Dſchumbo!“

Das Tier gehorchte ſofort. Weder Tragſeſſel noch Leiter wurden ihm aufgelegt, dicht hinter ſeiner gewaltigen Maſſe gingen eng gedrängt die fünf Menſchen.

Langſam aber ſicher ſchloſſen, ohne Anwendung ihrer Waffen, auf der ganzen Linie die Eingebornen den Kreis, welcher Dſchumbo und ſeine Begleiter gefangen nehmen ſollte. Auch nicht ſo viel Raum, um einen einzigen Menſchen durchſchlüpfen zu laſſen, blieb von ihnen unbeſetzt.

„Hilf Himmel,“ ſeufzte Richard, „wie ſoll das enden?“

„Sei ganz ruhig,“ gab Hondin zurück. „Du wirſt gleich ein Wunder erleben.“

„Dſchumbo,“ ſagte er, zu dem Elefanten gewendet, „Dſchumbo, ſiehſt du dieſe Leute da. Es ſind Feinde!“

Und ſeine Stimme zu voller Kraft erhebend, rief er, daß es weithin ſchallte, drei Worte, die den Elefanten förmlich zu elektriſieren ſchienen:

„Ram! Ram! Mahadeo!“

Ein Trompetengeſchmetter, hell und luſtig wie ein Siegesgeſchrei, tönte durch die Morgenluft. Dſchumbo hob den Rüſſel hoch empor und ſtürzte ſich wie ein vom Gipfel ins Thal rollender Felsblock in fliegender Eile den anrückenden Eingebornen entgegen, um ſie unter ſeine gewaltigen Füße zu treten.

Ebenſo ſchnell wie Dſchumbo ſelbſt, hatten dieſe, die Eingebornen, den bekannten Kampfruf der Indier verſtanden, ebenſo ſchnell geſehen, was ſie ſich früher nicht träumen ließen, daß der Elefant auf den Angriff angelernt war. Dſchumbo ſtand als Mitſtreiter ſeinem Herrn und deſſen Freunden zur Seite, Dſchumbo wußte, wie man die Reihen der Gegner durchbricht, das änderte die Sache.

Flüchtend in wilder Angſt, über- und durcheinander ſtürzend, wichen die Eingebornen auf allen Punkten. Es kam Unordnung in ihre Glieder, Schreck, Verwirrung, — ein paar Spieße trafen das Fell des tapferen Dickhäuters, der fortwährend trompetete und mit dem gewaltigen Rüſſel beiſeite warf, was ihm in den Weg trat, ohne den leiſen Kitzel, welchen ihm die Geſchoſſe verurſachten, irgendwie zu bemerken.

Die Schlacht war geſchlagen, die feindliche Angriffslinie ohne Blutvergießen geſprengt, — Hondin hob mit kräftigem Arme den Sattel und den Zwerg auf das Kreuz des Elefanten, hieß die Indierin gehen und blieb mit geladener Piſtole dem immer noch trompetenden Tiere zur Seite. Richard und Oskar folgten, ebenſo bewaffnet, ſchnellen Schrittes nach, und in weniger als zehn Minuten lag das Dorf hinter den Flüchtigen.

Ein paar Spieße, ihnen nachgeſandt, ſchwirrten unſchädlich durch die Luft.

Hondin, trocknete ſeine naſſe Stirn. „Dſchumbo,“ ſagte er zärtlich, „Dſchumbo, mein Tapferer!“

„Das ist glücklich abgelaufen!“ rief Richard. „Dein Elefant ist ein Allerweltskünstler!“

„Aber du nicht weniger, Faringi. Wer hieß dich, den Tiger schießen?“

„O!“ rief Richard ganz empört. „So fragst du, Hondin?“

„Streitet euch nicht,“ sagte lächelnd der Zwerg. „Wenn ich im nächsten Jahre wieder hierher komme, ist über den ganzen Vorfall Gras gewachsen. Die Kranken und Lahmen können mich nicht entbehren, das steht ja doch fest.“

„Ich glaube auch kaum, daß unter den Dorfbewohnern die Erbitterung so hoch gestiegen wäre, wenn nicht Wölfe in irgend einer Hütte ein Kind geraubt hätten,“ meinte Hondin. „Das Unglück wurde als Strafe für den Schuß betrachtet.“

„Ob es die Bestien waren, welche uns neulich begegneten?“

„Ohne Zweifel. Sie begleiten jede Karawane und fallen dann während der Nacht über die einzelnen Glieder derselben her. In Dschumbos Nähe haben sie sich nicht gewagt, aber weil fast alle Hütten des Dorfes leer standen, waren die Räuber frech genug, einzudringen und das wehrlose Mädchen anzugreifen.“

Der Zwerg sah spähend nach allen Seiten.

„Seid ihr ganz sicher, daß Harit-Zeb von dem Tiger zerrissen wurde?“ fragte er.

„Vollkommen sicher. Der Körper verschwand vor unseren Augen.“

Tippoo schlug ärgerlich alle Pflanzen nieder, deren er habhaft werden konnte. „Dann ist es auch ganz gewiß, daß wir dem scheckigen Würger nochmals begegnen,“ sagte er. „Hat der Tiger Menschenfleisch geschmeckt, so ist ihm keine andere Kost mehr gut genug.“

Hondin nickte. „Einigermaßen hält ihn freilich Dschumbos Nähe zurück,“ sagte er. „Damit müssen wir uns trösten.“

Sie hatten jetzt alle den Elefanten bestiegen und die kurze Leiter am Sattel befestigt. Mit würdevollen Schritten wanderte der Riese durch die Wildnis.

„Heute kommen wir zu den Überbleibseln eines Felsentempels,“ sagte Tippoo. „Dort wird Rast gehalten und neues Kraut zu Pulvern und Tränken gesammelt. Ihr wollt doch gern die alten Steinbilder einmal sehen, nicht wahr, Faringi? Später müßt ihr euch dafür um so fleißiger nach den Pflanzen und Blumen bücken! Es gibt hier herum vieles, was —“

„Aber halt," unterbrach er ſich, „was liegt dort?"

„Wo?"

„Da, hinter den Stämmen!"

Die beiden Deutſchen konnten nichts entdecken, auch Hondin meinte, daß der rötliche Schein nur ein Sonnenſtrahl ſei, aber Tippoo ſchüttelte den Kopf. „Es iſt Blut," ſagte er.

Hondin lenkte die Schritte des Elefanten der Richtung entgegen. „Wir werden es gleich ſehen," ſagte er. „Dſchumbo iſt ein zuverläſſiger Wächter."

Alle hielten die Piſtolen in Bereitſchaft, allen ſchlug das Herz faſt hörbar, — ob ſchon hier, kaum zwei Stunden von dem Dorfe entfernt, der Tiger ihrer harrte?

Der Elefant ging ruhig ſeines Weges, — es ſchien unmöglich.

Tippoo ſpähte mit vorgehaltener Hand, endlich ließ er dieſelbe ſinken. „Nichts!" rief die dünne, kreiſchende Stimme, „nichts. Es ſind nur die Überreſte einer Tigermahlzeit."

Und nun ſahen es alle. Zerriſſene, in Blut getauchte Kleider lagen umher, ein vom Rumpf getrennter Menſchenkopf, Knochen, Sandalen, die Trümmer einer goldenen Uhr —

„Gerechter Gott!" rief Oskar, „hier iſt ein Mann von Raubtieren erwürgt worden."

„Harit-Zeb!" bebte es über Richards Lippen.

„Kommt, kommt," rief der Zwerg. „Hondin, gib mir die paar blanken Ringe und Ketten da, — wir haben Eile."

„Aber willſt du denn die Überreſte eines gemordeten Menſchen unbeerdigt liegen laſſen, Tippoo? Willſt du — du achtlos an der Stelle vorübergehen, wo Harit-Zeb von dem Tiger zerriſſen wurde?"

„Ich? Ich?" wiederholte ſpöttiſch der Zwerg. „Was kümmert mich die ganze Geſchichte?"

„Ich glaube, — ſehr viel," beharrte Richard. „Den Wahnſinn, ſich einem Tiger waffenlos gegenüber zu ſtellen, damit er unbehelligt zubeiße; dieſe ganze, halb blödſinnige, halb abſcheuliche Komödie haſt doch du angezettelt."

Tippoo lachte, aber wer ſich auf das Menſchenherz verſtand, der hätte in dieſem Klange den bitterſten, unverſöhnlichſten Haß leicht erkennen können. Die Augen des kleinen Mannes blinzelten, die Hände ballten ſich zur Fauſt, er biß auf ſeine Lippen, daß die Spuren der Zähne ſichtbar wurden.

„Du biſt ſehr aufrichtig, Faringi," ſagte er nach einer Pauſe,

„aber ich will dir deiner Jugend wegen verzeihen. Laß doch anderen Leuten ihre Meinungen, man fragt ja auch nicht nach den deinigen.“

„Und wenn du,“ setzte er tief atmend hinzu, „diese Knochen so gern verscharren möchtest, — thue es. Die Schakale wollen auch leben!“

Er lachte spöttisch, während Richard vor Zorn erglühte. „Ich werde so tief graben, daß die Bestien Mühe und Zeit vergeblich aufwenden sollen,“ sagte er.

Schon waren die beiden Deutschen leichtfüßig vom Sitz herabgesprungen, als Hondin ruhig die Hand auf Richards Schulter legte. „Womit wolltest du ein Grab ausschaufeln, Faringi?“ sagte er freundlich, „wir haben nichts, als unsere Taschenmesser.“

„Wenn du mir nur Zeit lassen willst, bringe ich es auch damit fertig.“

„Das geht unmöglich,“ entschied der Indier. „Du würdest mehr als einen ganzen Tag brauchen, — willst du daher nicht lieber diese traurigen Überreste zusammenbinden und, mit einigen großen Steinen beschwert, in das Wasser werfen?“

„Ist denn ein Fluß in der Nähe?“

„Wir kommen gleich dahin. Nimm den Überwurf hier und laß uns einsammeln, was von dem unglücklichen Parsen noch übrig ist.“

Er zog aus den vielen Verstecken des Tragsessels einen alten weißen Burnus hervor und legte zuerst Hand ans Werk. Nach wenigen Minuten war das, was von dem sterblichen Teile Harit-Zebs, des vornehmen reichen Mannes, auf dem Erdboden zerstreut umherlag, zusammengelesen und in den Stoff geknotet; die blutigen Kleider unter Gebüsch versteckt, — dann setzte sich Dschumbo wieder in Bewegung.

Tippoo rückte von dem unheimlichen Bündel soweit als möglich fort, obgleich er es keine Minute aus den Augen verlor. Vielleicht dachte er des ersten Abends, als im Schatten der Gebüsche die hohe herrische Gestalt des Parsen erschien und dann lange mit ihm, dem gefürchteten Zauberdoktor, flüsterte; vielleicht der Stunde, wo Harit-Zeb ihm das gleißende Gold auf die Bettdecke legte. Der Geistertänzer hatte ja verkündet, daß der ältere Sohn des verstorbenen Bowand an dessen Stelle treten solle.

Und dann erschien — seltsam rätselvolles Geschick! — plötzlich am Orte des Opfers ein Tiger. Die abergläubischen Schanaer

meinten den Geiſt des toten Grundherrn zu ſehen, ſie verlangten, daß ſich Harit-Zeb ihm ſtelle.

Das Unvermeidliche brach herein, — die Beſtie würgte den ſcheuen wehrloſen Mann.

Ob es nicht doch ein Gottesurteil war, das Ganze? — — —

Tippoos und Richards Blicke begegneten ſich. „Für die Fiſche alſo!“ nickte der Zwerg, indem er auf das Bündel deutete.

Aber ſein Lächeln war gezwungen, ſein Ton klang hohl und blechern. —

Nach kurzer Friſt zeigte ſich ein Fluß, an deſſen Ufer Dſchumbo die jungen Schößlinge mit Behagen knapperte. Hondin lenkte ihn in die Flut hinein, bis das Waſſer dem grauen Rieſen unter den Leib ging, — am Bündel wurde ein Stein befeſtigt und das Ganze langſam in die Tiefe hinabgelaſſen.

Über Harit-Zebs ſterblichem Teile kräuſelten im Morgenſonnenſchein die blauen, beweglichen Wellen.

„Vorwärts!“ drängte Tippoo. „Vorwärts! — Was haben wir hier zu ſchaffen?“

Und er duckte ſich, daß die kleine Geſtalt zwiſchen den übrigen faſt verſchwand.

V.

Am Mittag wurden die Trümmer des ehemaligen Felſentempels erreicht. Ein weiter Vorhof mit verfallenen Mauern umgab das Ganze, hier und da lagen losgeriſſene Blöcke, Einzelteile ſolcher Schöpfungen, die ſchon drei bis fünf Jahrhunderte vor Chriſti Geburt aus dem Felſen unter der Hand bildender Künſtler hervorgegangen waren, meiſt Bildniſſe von Elefanten und Tigern oder auch bloße Fratzen, wie ſie die morgenländiſche Phantaſie ſo ſehr liebt.

Eine glühend heiße Sonne brannte faſt verſengend auf den Köpfen der Reiſenden; es war die Stunde, in welcher alles Lebende zu ruhen pflegt, unfähig zu denken, zu arbeiten, oder auch nur die Augen offen zu halten.

Ein dunkles Thor zeigte den Eingang zum Inneren des Tempels; hoch im hellen goldigen Sonnenſchein wehten die Wipfel der Palmen

auf dem oberſten Bergesrande. Zwiſchen dem Grün, den zahlloſen ſcharlachnen und weißen Blumen ragten hier und da wie kleine Türme die zerbrochenen Säulen, die Überreſte geſchwungener ſtolzer Bogen hervor, während unten und oben Plattformen ſich dehnten, hoch überwuchert, grüne ſchwellende Polſter von tauſend Blüten durchzogen und umrankt.

Die Luft atmete betäubenden Wohlgeruch, kein Hauch zerteilte unten auf dem Erdboden die ſchweren Dunſtmaſſen, — Menſch und Tier ſehnten ſich nach Ruhe, nur nach Ruhe. Die Zunge klebte am Gaumen, die Augen brannten; ſo heiß wie heute war es ſeit langem nicht geweſen.

Hondin winkte den übrigen, gleich ihm abzuſteigen. „Dſchumbo muß vorangehen," ſagte er, „dieſe Ruinen ſind der Lieblingsaufenthalt der Tiger."

Richard griff nach ſeiner Piſtole. „Dann wären wir aber doch auf dem Rücken des Elefanten am ſicherſten," antwortete er.

Hondin nickte. „Freilich, aber Dſchumbo muß ſich ungehindert bewegen können. Er hat ſchon mehr als einen Tiger unter ſeinen gewaltigen Füßen zertreten."

Der Graue ſchritt alſo über die Trümmer weg und hielt Umſchau, ſogar in das für ihn viel zu niedrige Felſenthor brachte er den Rüſſel, wie um die Witterung deſſen, was ſich etwa dort befinden möchte, zu gewinnen, — dann legte ſich der Rieſe an den Rand des Waſſers, welches als ziemlich bedeutender Flußarm ſeine blauen Fluten durch die Ruinen trieb. Dſchumbo trank in vollen behaglichen Zügen.

„Alles ſicher!" nickte der Mahaut. „Wir können ungeſtört ſchlafen."

An ein Mittagseſſen wurde gar nicht gedacht; der Mangel eines ruhigen Schlummers während der letzten Nacht hatte alle ſo erſchöpft, daß ſie nur die Augen zu ſchließen wünſchten. Selbſt das Waſſer, ſo lockend es auch ausſah, war warm, niemand mochte es trinken, ſie ſtreckten ſich vielmehr im Schatten des Tempels neben dem Elefanten auf dem Boden aus, legten zum Schutz gegen die ſchwärmenden Moskitos dichte grüne Büſche auf ihre Geſichter und ſchliefen ein.

Richard träumte von Hamburg, von dem alten Waiſenhauſe in der Admiralitätsſtraße und dem ſtrengen Lehrer, deſſen Haſelſtock er mehr als einmal genauer kennen gelernt hatte. Er ſollte die Karte von Indien zeichnen, an der Wandtafel hing die Vorlage,

aber er kam doch nie damit zu ſtande, weil der Lehrer ihm verbot, Dſchumbos ſtattliche Perſon hineinzumalen.

„Narrenspoſſen!“ hörte er den mageren alten Herrn eifern, „Narrenspoſſen, Richard, du bekommſt heute wieder zwei Striche, das ſehe ich ſchon. Was kümmern dich die Elefanten? Da, da, es ſind die Umriſſe, welche du zeichnen ſollſt. Fange an mit der Südſpitze, bei Madras!“

Und im Schlafe murmelte der Knabe den Namen. Waren ſie wirklich ſchon in Madras? Hatte Tippoo Wort gehalten? — Auf hoher Flut ſchaukelte ein Schiff und Hamburgs Flagge wehte vom Maſt. Die „Hanſa!“ Da war ſie wieder; Steuermann Peters winkte ihm, er lächelte, er rief „Schiff ahoi!“ — aber hinter dem bekannten Geſichte erhob ſich ein anderes drohendes, — Dewitſchand, der Seeräuber.

Wo war Oskar? Der Chineſe ſollte ihn nicht ſehen. Schnell, ſchnell auf Dſchumbos breiten Rücken, damit wir fliehen. Wo iſt Dſchumbo?

Trompetet er nicht dort? — Ja, ja, das iſt ſeine Stimme.

Augenblicke des Halbwachens vergingen, dann zerriſſen die Nebel, welche der Traum erregt und voll und ſchmetternd klang in die Ohren der Schläfer das gewaltige Brüllen des Tieres. Sie waren aufgeſprungen, ſie hatten die Piſtolen ergriffen, ehe ſie es ſelbſt wußten.

Der Elefant ſtand mit hoch erhobenem Rüſſel und vor ihm, kaum drei Schritte entfernt, lag geduckt im Gras, ſprungbereit ein Tiger. Die grünen Katzenaugen funkelten, der hohe Buckel zeigte die Kraft und Geſchmeidigkeit des Baues.

Dſchumbo zeterte, er wollte offenbar den Feind herausfordern.

„Schießt noch nicht!“ rief Hondin. „Mein Tier nimmt den Kampf allein auf.“

Seine Augen glänzten in ſtolzer Freude, höher und immer höher fachte er die Wut des Elefanten.

„Gib es ihm, mein Alter, gib es ihm! Zertritt die Katze!“

Aller Blicke waren auf den Tiger gerichtet, niemand dachte daran, nach der anderen Seite zu ſehen. Sobald es der Beſtie gelingen ſollte, Dſchumbos Nacken im Sprunge zu erreichen, ſobald ſie den Sieg behielt, warteten ihrer vier Piſtolenkugeln, die ſicherlich ihr Ziel nicht verfehlen würden.

Und dann ſetzte die ſcheckige Katze an, dann hob ſie ſich um mehrere Meter hoch über den Erdboden und würde auf den Kopf

des Elefanten gefallen ſein, wenn nicht der tapfere Graue dieſen Augenblick vorhergeſehen und ſich darnach eingerichtet hätte.

Mit einem furchtbaren Schlage des erhobenen Rüſſels den Angreifer empfangend, ſchleuderte er ihn eine Strecke weit in das Gebüſch hinein. Der Tiger heulte auf, gab ſich aber keineswegs verloren, ſondern ſprang zum zweitenmale gegen den Kopf des Elefanten vor, — diesmal glücklicher als zuerſt.

Seine Krallen ſchlugen in die mächtige Bruſt, er ſchnappte nach dem Rüſſel, den Dſchumbo im gleichen Augenblick ſoweit als nur möglich zurückwarf.

Houdin ſchrie laut, er ſchoß ſeine Piſtole auf den Kopf des Tigers ab, er ſtürzte ſich über denſelben her, um ihn mit der Kraft ſeiner Fäuſte von Dſchumbos Körper zu trennen.

Tippoo und Oskar hatten zugleich mit ihm geſchoſſen. Der Tiger blutete aus mehreren ſchweren Wunden.

Nur Richard konnte keinen Schuß abgeben, da er ſonſt den Mahaut getroffen haben würde, — das war Dſchumbos und vielleicht der ganzen kleinen Geſellſchaft beſonderes Glück. Ohne dieſen Umſtand wären alle verloren geweſen.

Von den Menſchen wie von dem Elefanten unbemerkt, hatte ſich das Weibchen des Tigers hinter dem tapferen Grauen herbeigeſchlichen und war auf ſeinen Rücken geſprungen, ehe er ſich deſſen verſah. Die furchtbaren Zähne biſſen in den Rüſſel, den einzig verwundbaren, ſo ſehr empfindlichen Körperteil des Elefanten; die Pranken riſſen, indem ſie einen feſten Halt ſuchten, tiefe Furchen in das Fleiſch desſelben.

Ein Schrei, der die Herzen aller Hörer gleich ſehr erſchütterte, ein lauter heftiger Schrei der höchſten Qual durchzitterte die Luft. Dſchumbo hatte ihn ausgeſtoßen, Dſchumbo ſank unwillkürlich unter der Gewalt eines unerträglichen Schmerzes auf ſeine Kniee, während die Tigerin immer tiefer ihre Zähne in den zerfleiſchten Rüſſel vergrub und vorn das ſterbende Männchen mit letzter Aufbietung aller Kräfte die Krallen in das Fleiſch der Bruſt hineinbohrte.

Richard ſah den neuen Angriff, ſah die dringende Gefahr, in welcher das Leben des Elefanten ſchwebte, und zögerte deshalb nicht, für Dſchumbos Rettung einzutreten. Sich der Tigerin ſo ſehr nähernd, daß ihr heißer Atem ſein Geſicht ſtreifte, hielt er die Piſtole unmittelbar an das Ohr der Beſtie und gab den Schuß ab.

Ein Schlag mit dem Kolben ſtieß das verendende Raubtier

an der entgegengesetzten Seite des Elefanten zu Boden. Noch ein paarmal zuckten die geschmeidigen Glieder, die Krallen griffen wild ins Leere und dann brach der Tod das schillernde tückische Auge. Aber auch Dschumbo war arg zugerichtet, das Blut rann stromweise von seinem Kopfe herab, er brüllte vor Schmerz, er schien selbst dem Verderben anheimgefallen.

Zwei weitere Pistolenkugeln hatten dem männlichen Tiger den Garaus gemacht; vorsichtig löste Hondin die Krallen aus der Brust des Elefanten und dann wandte er sich dem Retter seines Lieblings zu. „Faringi," sagte er, „du hast dem armen Mahaut das letzte erhalten, was er auf Erden liebt, — ach, es gibt keine Worte, um dir zu danken."

Seine Stimme bebte, seine Hand war fieberheiß! „Die Götter mögen dich belohnen," setzte er hinzu, „ich kann es nicht."

Richard reichte ihm freundlich die Hand. „Verbinde nur dein Tier," sagte er. „Sieh, wie Dschumbo blutet, der arme Kerl."

Hondin glättete mit sanfter Hand die zerrissenen Hautstücke. „Tippoo" bat er beinahe weinend, „Tippoo, kannst du helfen? O, welch ein Unglück!"

Der Zwerg nickte. „Ich will dir gleich ein Kräuterkissen schaffen," versetzte er. „Nimm nur erst einmal Wasser und wasche die Wunden rein aus, halte auch sorgfältig alle Insekten fern; darauf kommt es am meisten an."

„Und du, Richard," fügte er hinzu, „hilf mir. Du bist jung und von stattlicher Größe, kannst hübsch hinauflangen."

Er glitt und kroch über die Felsenwinkel, durch die Säulen und Bogengänge, aller Orten suchend und pflückend, er zeigte dem Knaben eine weiße Glockenblume, die nur an freigelegenen Stellen wuchs und als die beiden eine tüchtige Menge gesammelt hatten, quetschte er das Ganze in seinem Mörser zu Brei. Dann wurde das Polster auf Dschumbos Wunden gelegt und alles so gut als möglich befestigt. Heute konnte doch die Reise nicht mehr weiter gehen, der Elefant mußte Ruhe und Pflege haben, vielleicht sogar mehrere Tage lang.

Hondin pflegte ihn wie eine Mutter ihr Kind. Die zartesten Schößlinge, die frischesten Zweige suchte er ihm zusammen; von Minute zu Minute kühlte er die zahlreichen Schrammen und Kratzwunden an den Schultern des gewaltigen Tieres mit frischem Wasser aus dem Flusse oder mit den breiten, sorglich gesäuberten Blättern des Pisang. Dschumbo schien diese Bemühungen zu ver-

ſtehen, er rieb auch jetzt noch den Kopf an dem des geliebten Herrn, ſobald ihn dieſer flüſternd fragte: „Wer iſt es, den du gern haſt, mein Tier?“ — ſeinen armen zerbiſſenen Rüſſel konnte er nicht von der Stelle bewegen.

Tippoo zog inzwiſchen die beiden Tiger ab und bereitete kunſtgerecht ihre ſchönen ſtreifigen Felle. Das eine davon zeigte er lächelnd dem Deutſchen. „Siehſt du das Loch im Ohr, Faringi? Es iſt der Burſche, den deine Kugel ſchon geſtern abend treffen ſollte, Harit-Zebs Mörder.“

Wirklich zeigte ſich an dem Fell die geſtern erhaltene leichte Verwundung. Richard ſchauderte unwillkürlich. Erſt vor wenigen Stunden hatte das Raubtier einen Menſchen zerriſſen.

„Es iſt gut, daß er jetzt kampfunfähig wurde,“ ſagte er. „Willſt du die Felle verkaufen, Tippoo?“

Der Zwerg blinzelte. „Sie gehören mir,“ rief er eifrig. „Du ſtehſt augenblicklich in meinen Dienſten, Faringi, und daher —“

Richard lachte. „Ängſtige dich nicht umſonſt, mein guter Tippoo,“ verſetzte er, „ich beabſichtige keineswegs, einen Anſpruch zu erheben. Verkaufe die Felle und freue dich deines Schatzes nach Möglichkeit.“

„Danke, danke,“ rief trocken der Zwerg. „Und nun legt Hand an, ihr beiden Faringi, ſchafft die Tigerkörper weiter hin in den Fluß, damit uns die Schakale vom Halſe bleiben. Hondin hat dazu keine Zeit, er ſtreichelt immer ſein vergöttertes Schoßkind.“

Der Mahaut ſchien die Worte nicht gehört zu haben; ſpäterhin, als der Tag ſich neigte, winkte er dem jungen Seemann und zog ihn mit ſich in den Schatten einer halbverfallenen Höhle. Götterbilder ſchmückten rings die Wände, mächtige Säulen trugen das Felſendach mit ſeiner wunderlichen Schnitzarbeit. In den Ruinen, den letzten Überbleibſeln einer toten Vergangenheit niſteten und wohnten die kurzlebigen Kinder der Gegenwart, bunte Vögel und Käfer, Eidechſen und Schmetterlinge, während durch den zerbrochenen kuppelförmigen Überbau rote Sonnenſtrahlen herabglitten, und lange Grashalme wehend und flatternd das verwitterte Geſtein umzogen.

Eine kühle Luft herrſchte hier, weiches dichtes Moos lud zum Sitzen, — leiſe legte der Indier die Hand auf den Arm des jungen Deutſchen.

„Faringi“, ſagte er, „laß dir erzählen von einer Sitte, die

der Hindu für heilig hält, die in allen Kasten und unter allen Stämmen gleichen Wert besitzt. Willst du mich anhören?"

„Gewiß!" lächelte Richard. „Sage mir alles, Hondin!"

„Und du willst es keinem Menschen verraten?"

„Sobald dir damit ein Dienst geleistet wird, — nein!"

„Uns beiden!" sagte mit tiefer Stimme der Mahaut. „Schwöre bei dem Gotte, an den du glaubst, daß von dem, was ich dir jetzt sagen will, kein lebender Mensch ein Wort erfährt, am allerwenigsten aber Tippoo."

Richards Aussehen war ruhiger als sein Inneres. „Ich schwöre!" antwortete er.

Der Mahaut schüttelte den Kopf. „Das genügt noch nicht, Faringi, du mußt die Sache ernster nehmen. Gibt es in deinem Lande keine Feierlichkeit, keine Formel, an die der Eid gebunden ist?"

„Gewiß, Hondin. Sieh her, ich hebe zwei Finger der rechten Hand zum Himmel empor und lege die linke auf meine Brust. Nun folgt der Eid:

„Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen, daß von dem, was du mir anvertrauen wirst, durch meine Mitwirkung kein dritter Kenntnis erlangen soll!"

„Genügt das, Hondin?"

Der Mahaut nickte. „Nun höre mich an," sagte er. „Wir Hindu haben eine heilig gehaltene Einrichtung, nach welcher der, dem ein nie zu vergeltender, nie zu schätzender Dienst geleistet wurde, statt aller Zahlung sich selbst gibt, seine Zeit und seine Kraft, was er ist und was er besitzt, Seele und Leib zugleich. So will ich dir heute mein Dasein schenken!"

Richard nickte gerührt. „Sei mir ein Freund, Hondin, ein väterlicher Freund," antwortete er. „Mehr als das beanspruche ich nicht."

Das edle Antlitz des Elefantenführers war sehr ernst geworden. „Laß mich gewähren, Faringi," sagte er. „Das Land, über welches dein Fuß dahingeht, ist für dich eine unbekannte geheimnisvolle Welt, du weißt nicht, welche Gefahren es birgt, aber ich will dein Führer sein, ich trage dich und halte dich, wenn dir eine Untiefe droht, — ich bin von dieser Stunde an dein Mayardar."

Richard fühlte, daß hier weit mehr zu Grunde lag, als ihm der Mahaut offen sagte. „Was ist das, ein Mayardar?" fragte er.

Hondin zog ein kleines Amulett aus Stein und Silber hervor, das küßte er. „Höre mich an, Faringi, jedes Wort ist ein Schwur für Zeit und Ewigkeit.

„Wohin du gehſt, will auch ich gehen; was du befiehlſt, will ich ausführen; wo dir Gefahr droht, da will ich dich beſchützen; wo du leideſt, da will ich mit dir leiden; wo du ſtirbſt, da will ich an deiner Seite ſterben. Ich bin dein Mayardar!“

„Wie danke ich dir, 'Hondin,“ rief Richard, den Indier lebhaft umarmend, „du biſt ein guter Menſch, aber von allem was du mir ſchenken willſt, nehme ich doch nur eins an, — deine Liebe. Um etwas anderes dagegen bitte ich dich! Willſt du mir eine Frage beantworten?“

„Sprich!“ entgegnete einfach der Mahaut.

„Wohl, ſo ſage mir, ob es deine Abſicht iſt, auch meinen Freund Oskar vorkommenden Falles in Schutz zu nehmen?“

Der Indier nickte. „Auch ihn, ſobald du es befiehlſt.“

„Ich bitte dich darum. Und nun noch eins. Iſt es irgend ein verſteckter Anſchlag Tippoos, den du zu durchkreuzen gedenkſt? Iſt er es, gegen deſſen Abſichten du uns verteidigen wirſt?“

Hondin wandte wie zufällig den Kopf. „Ich werde jeden Angriff zurückſchlagen, ſoweit meine Kräfte dazu ausreichen,“ ſagte er. „Wer dich bedroht, darauf kommt nichts an.“

Richard verſtand, daß Hondin die geſtellte Frage zu umgehen wünſchte; ſein Zartgefühl verbot ihm daher, tiefer einzudringen, aber es blieb in ſeinem Herzen ein beklemmendes Etwas zurück, von dem er ſich wenigſtens für den Augenblick nicht freimachen konnte. Was beabſichtigte der Zwerg?

Aber das waren müßige Grübeleien. Ihrer dreie würden ſie ja unter jeder Bedingung den Gaukler ſamt aller ſeiner Schlauheit und Gewiſſenloſigkeit leicht überwältigen können, das ſtand feſt.

„Dein Elefant wird hoffentlich keinen ernſthaften Schaden erlitten haben,“ ſagte er, um den Gegenſtand des Geſpräches zu wechſeln. „Denkſt du, daß wir morgen weiter reiſen können?“

„Ich glaube, ja. Tippoo verſteht es meiſterlich, Menſchen und Tiere zu heilen. Seine Salben helfen immer, um was es ſich auch handeln möge. Aber Dſchumbo iſt alt, das macht die Sache bedenklich.“

„Alt?“ rief Richard. „Ich denke, er zählt dreizehn Jahre?“

Der Mahaut lächelte. „Weil er das den Leuten in Bombay weißmacht? — Nein, in Wirklichkeit iſt er eben ſo alt als ich, fünfundvierzig Jahre; aber ſolche Zahl wäre für eine Vorſtellung am Feſttage viel zu lang, das wiſſen auch alle, die ihn kennen.“

Richard lachte. „Man muß doch niemals den Künſtlern auf die Finger ſehen!“ rief er. „Alles Täuſchung! — Kennſt du übrigens den Grauen ſchon lange?“

„Er iſt mit mir aufgewachſen, er iſt in der Hütte meiner Eltern mit mir erzogen! Mein Vater war Mahaut wie ich und ſein Elefant Dſchumbos Mutter. Späterhin lehrte ich ihn ſeine Kunſtſtücke, zog mit ihm in den Städten herum und als ich ſelbſt ein Haus, eine Familie bekam, da ſpielten meine Kinder mit ihm.

Ein halberſtickter Seufzer hob die Bruſt des unglücklichen Mannes. „Mein Älteſter liebte ihn beſonders,“ fuhr er fort, „Dſchumbo hütete das Kind wie eine ſorgſame Mutter, er litt nicht, daß es ſich von der Hütte entfernte, daß ihm irgend ein anderes zu nahe kam; er ſah die Pfützen am Wege und hob den Kleinen hinüber. Wie hat er ihn geſucht, als die Hütte leer war, wie hat er ihn vermißt, meinen armen Knaben.“ — —

Richard ſchwieg, er ehrte den Schmerz des beraubten Vaters. Erſt nach längerer Pauſe fragte er: „Wie alt war dein Sohn, als du ihn verlorſt, Hondin?“

„Sechs Jahre! Das kleine Mädchen vier und das jüngſte zwei.“

„Aber laß uns davon nicht ſprechen,“ fuhr er fort, „es ſind zehn Jahre ſeitdem und doch macht es mich faſt wahnſinnig, nur daran zu denken. Komm, wir müſſen Dſchumbos Polſter erneuern!“

Der Elefant hielt den Rüſſel immer noch unbeweglich, aber die Wunden ſahen gut aus und Tippoo verſorgte ſie reichlich mit friſchen Umſchlägen. Es fragte ſich für die kleine Geſellſchaft, nachdem man das Tigerpaar ſo glücklich erlegt hatte, am meiſten, was nun gegeſſen und getrunken werden ſollte; beſonders die Deutſchen entbehrten das gewohnte Fleiſch ſehr ſchmerzlich. Immer nur Reis ohne Salz oder Fettſtoffe und dazu Früchte, das war auf die Dauer eine wenig ſchmackhafte Koſt, jetzt aber fehlte ſelbſt dieſes, es gab nur rohes Obſt und Waſſer, wobei die Zähne ſtumpf und der Magen rebelliſch wurden.

„Ich will euch etwas ſagen,“ lächelte Tippoo. „Ihr als Europäer habt doch ſicherlich ſchon von den berühmten eßbaren Vogelneſtern gehört?“

„Ja!“ riefen Oskar und Richard zugleich, „das haben wir in Hamburg oft.“

„Nun,“ verſetzte der Zwerg, „ſo langt zu und laßt's euch wohlſchmecken. In Indien ſeid ihr ja, alſo ſucht an den Fels-

wänden dort die Neſter der Salangane; der Vogel kommt zufällig in dieſer Gegend vor."

„Spaßeshalber!" rief Richard. „Wollen wir die Geſchichte einmal probieren, Oskar?"

„Nur immer zu. Es werden ja ſchwerlich noch mehr Tiger in der Nähe ſein!

„Das iſt nicht anzunehmen. Die Raubgeſellen leben niemals in Rudeln."

Oskar und Richard kletterten alſo auf das Tempeldach und umſpähten die glatten Wände desſelben. Es hing Neſt an Neſt, faſt ganz ſo gemauert wie die unſerer deutſchen Hausſchwalben, aber alle dieſe kleinen niedlichen Heimſtätten hatten ihre Bewohner, dunkelbraune Vögel mit hellerer Bruſt und kurzem breitem Schnabel, — in allen lagen Eier oder nackte Junge, ſo daß unſere Freunde nicht den Mut fanden, eine ganze friedliche Familie nur um einer Näſcherei willen ins Verderben zu ſtürzen.

Ein einziges Neſt war verlaſſen, das nahmen ſie und betrachteten es lange, ehe der erſte zaghafte Biß gewagt wurde.

„Es iſt ganz aus Speichel erbaut," ſagte Oskar.

„Eine Art Gallerte," ſetzte Richard hinzu.

„Wie uns die Hamburger Feinſchmecker beneiden würden, wüßten ſie, daß wir nur zuzulangen brauchen, um indiſche Vogelneſter nach Belieben verzehren zu können!"

Oskar roch daran. „Süßlich!" ſagte er. „Für ein Stück Mettwurſt vertauſche ich es mit dem größten Vergnügen."

„Ich ſchon für eine Schnitte Schwarzbrot!"

Dennoch aber biſſen beide hinein und verzogen dann den Mund. Es ſchmeckte ziemlich fade, „es war nichts" wie Richard ſagte. „So eine Art von Blumengeſchmack," meinte er, „höchſtens eine Näſcherei, aber nimmer eine Mahlzeit."

Tippoo lachte, als ſie wiederkamen. „Haltet euch nur an die Banianen, Faringi, das iſt das beſte. In den nächſten Tagen kommen wir zum Schloß eines Fürſten, der mehrere Jagdleoparden beſitzt, da wird ſich für euch Fleiſcheſſer ſchon eine Antilope kaufen laſſen. Aber ſucht fleißig Kräuter, damit wir Arznei zum bezahlen haben!"

Richard hatte nur ein Wort gehört, jetzt wiederholte er es: „Ein Jagdleopard, ſagſt du, Tippoo?"

„Ja. In Indien ſind bei manchen Jagden die Herren nur Zuſchauer, der Leopard jagt und die Diener nehmen das Wild in Empfang."

„Alles mit Elefanten natürlich?“

„Alles mit Elefanten. Die Abendländer können in unſerem Klima während der Tagesſtunden überhaupt keinerlei längere Fußwanderungen ertragen.“

„Und du glaubſt, daß wir eine ſolche Jagd mit anſehen werden, Tippoo?“

„Weshalb nicht? Der wandernde Arzt iſt auch in den Schlöſſern mächtiger Fürſten ein notwendiger Beſuch. Der Radſcha, den wir beſuchen, hat viele Kinder und Diener, er braucht alljährlich meine Salben, meine Tränke und Pulver. In acht Tagen ſehen wir ſeine Burg.“

„Und kommen bis dahin in kein Dorf?“

„Doch, in mehrere ſogar. Was meinſt du, Hondin, kann der Graue morgen marſchieren?“

Der Mahaut nickte. „Wir müſſen die Wunden neu verbinden und langſam reiſen, dann wird es ſchon gehen.“

Bananen und ein paar köſtliche blaue Trauben waren verzehrt, einige gallenbittere Tropfen aus dem Vorrat des Zwerges dazu — gegen die Cholera, wie er ſagte — und dann trugen die jungen Leute einen Haufen welker Blätter als Lagerſtatt zuſammen. Den Rücken deckte das Thor des Felſentempels, vorn wachte Dſchumbo, und ſo konnte endlich der Schlaf, den alle ſo ſehr brauchten, ſechs Stunden lang ohne Störung genoſſen werden.

Richard ſchloß als der letzte von allen die Augen. Das ernſte eindringliche Weſen des Elefantenführers wollte ihm nicht aus dem Gedächtnis kommen. Hondin wußte von einer Gefahr, der ſie entgegengingen, — aber welcher Art war dieſelbe?

Doch das Grübeln führte zu nichts; er kannte es aus Erfahrung. Wie oft hatte er als Knabe darüber nachgedacht, wer wohl ſeine Eltern geweſen ſein könnten und hatte ſich in allerlei bunte Traumbilder verloren. Waren es vornehme reiche Leute? Beſaß er eine Verwandtſchaft, die eines Tages kommen und ihn anerkennen würde als den Ihrigen?

Er ſeufzte. Doch wohl kaum! Die arme Mutter hatte um Gotteswillen den Fuhrmann gebeten, ſie umſonſt eine Strecke Weges mitzunehmen, — das zeugte nicht von Glück und geſicherter Lebensſtellung.

Dann ſchlich er hinaus zum Gottesacker vor dem Dammthore, pflückte einen Strauß von den beſcheidenen Wieſenblumen, die Gott für alle Menſchen wachſen läßt, und legte ihn auf das Armengrab

ohne Kreuz oder Stein. Es war seine Mutter, die da unten schlief, — das Grab sein einzig Erbe, seine ganze Verwandtschaft. Wie oft hatte er da gesessen, die Hände über das Gesicht gelegt und sich satt geweint! — —

Jetzt war er kein Kind mehr, die Waisenhauszucht lag hinter ihm, er stand auf seinen eigenen Füßen und mußte sich durchkämpfen, gehe es, wie es gehe. Es konnte nichts nützen, die Rätsel der verhüllten Zukunft gewaltsam durchdringen zu wollen.

Und so schlief auch er bis an den lichten Morgen.

Dschumbo befand sich viel besser, er stand auf als ihn der Mahaut rief und konnte auch den Rüssel einigermaßen bewegen, obwohl die Wunden doch noch stark schmerzen mußten, denn das gewaltige Tier drehte lieber seinen ganzen Körper als den Kopf allein.

Um ihm möglichst wenig zuzumuten, gingen die Begleiter neben ihm her, so daß er nur den Sessel mit den Schlangenkörben zu tragen brauchte. Es wurden wieder Kräuter gesammelt, Vogeleier, Federn und Samenkapseln der Mohnpflanze, aus denen Tippoo seine beruhigenden Tränke kochte; endlich gegen Abend war ein Dorf erreicht.

Große Armut schien in diesen Hütten zu herrschen, aber auch viel Frohsinn. Man feierte das Polafest und war, als die Reisenden einzogen, gerade mit den Vorbereitungen dazu eifrig beschäftigt.

Aus dem Inneren jeder Hütte wehte der Duft, welcher die besondere Verehrung heiliger Kühe zu kennzeichnen pflegt, alle Kinder standen vor den Thüren, und die Frauen schwatzten lachend und singend durcheinander. An einen Pfahl oder Baumstamm gebunden, harrten die Ochsen des kleinen Hausstandes ihrer besonderen, nur an diesem einen Abend im ganzen Jahre stattfindenden Ausschmückung; vorläufig wurden sie gewaschen, daß alle Straßen überflossen.

Unsere Freunde fanden leicht Unterkommen, namentlich als Tippoo versprach, schon morgen sämtliche Kranke heilen zu wollen; sie erhielten sogar ein kleines Blechgefäß mit Rum und Hirsekuchen nebst einem seltsamen Gerichte aus Zwiebeln, Öl und Tschatni, einem sehr heißen starken Gewürz. Eine Hütte für Gäste aber gab es nicht; die Reisenden mußten draußen schlafen, da es ihnen, wenigstens was Oskar und Richard betraf, völlig unmöglich gewesen wäre, unter dem niederen, vielfach durchlöcherten und von

dem verſchiedenſten Ungeziefer bewohnten Strohdache, in einem und demſelben Raume mit allem erdenklichen Vieh, vom Ochſen bis herab zu den Hühnern, — zuſammen zu leben.

Geſang und Saitenſpiel erfüllte die Dorfgaſſen; jetzt waren alle Rinder gewaſchen, die Männer kamen mit großen Farbetöpfen um ihre Hörner blau, rot oder grün anzuſtreichen, dann wurden die metallnen Schmuckſachen der Frauen hervorgeholt und ihnen über den Kopf gehängt, zuletzt noch das Sonntagsgewand der Damen vom Hauſe als eine Art Schabracke oder Satteldecke über den Rücken des kleinen weißgelben Büffels — und das Feſt konnte ſeinen Anfang nehmen.

Alle Tiere wurden auf dem Dorfplatze zuſammengetrieben, kleine Glocken klangen von den Köpfen herab, Männer mit brennenden Fackeln gingen nebenher, und ſo bewegte ſich der Zug, von Frauen und Kindern begleitet, durch alle Straßen bis zum Dharamſala, dem Tempel, wo ſchon zwei Brahminen in langen dunkeln Gewändern als Preisrichter warteten.

Sie ſaßen vor der Thür des Tempels und ließen mit würdevollen Mienen ſämtliche Ochſen an ſich vorüberziehen, um dann das beſte Geſpann zu bezeichnen und durch dieſe Anerkennung den Beſitzer desſelben gewiſſermaßen zum Dorfkönig zu erheben. Der Mann jubelte laut, er ließ ſeine Tiere, nachdem ſie vor einen kleinen Wagen geſchirrt waren, im vollen Galopp den Platz umkreiſen, wobei ſein: „Djalou! Djalou!“ (Schnell!) die Hörnerträger ſo ſpornte, daß ſie wie toll und blind unter den ſprühenden Fackeln dahinraſten.

Belohnungen gab es bei dieſer landwirtſchaftlichen Ausſtellung nicht, wohl aber verband ſich mit derſelben ein Feſt, bei dem weder die Beluſtigungen, noch die geiſtigen Getränke fehlten. Arrak, Rum und Dattelwein ſtanden in großen thönernen Gefäßen bereit, Hirſekuchen und Früchte lagen daneben, die eingebornen Gaukler ſaßen im Kreiſe, um ihre Kunſtſtückchen zum beſten zu geben.

Tippoo und Hondin gingen von einem zum anderen, hier einen alten Bekannten grüßend, dort ein paar Worte wechſelnd, oder von einem Kranken um Arznei angeſprochen. Sie waren häufig im Dorfe geweſen, kannten die Bewohner und miſchten ſich daher unter ſie, während Richard und Oskar bei den Gauklern blieben, um womöglich die Leiſtungen derſelben aus nächſter Nähe zu ſehen.

Frauen und Kinder lachten, die Männer ſangen, die Ochſen

brüllten, die Hähne in den Ställen wurden laut und krähten miteinander um die Wette, unzählige kleine Raben krächzten überall, und dazwiſchen tönten Tamtam und Horn, — es war ein Lärm, den nur die geſundeſten Nerven zu ertragen vermochten. Dazu rauchten ein paar Dutzend Fackeln, ſpritzten Funken und warfen ihre Strahlen bald hierhin, bald dorthin, je nachdem der Wind ſie erfaßte, während mißvergnügte, den muſikaliſchen Genüſſen des Abends abgeneigte Hunde in allen Tonarten heulten und mit eingezogenen Schwänzen den Feſtplatz ſchleunigſt verließen.

„Hurra!“ rief Richard. „Hier ſind wenigſtens luſtige Leute und brotähnliche Biſſen, — das iſt mir lieber als die Schwalbenneſter von geſtern.“

Er drängte ſich vor bis an die Stelle, wo jetzt von den indiſchen Gauklern eine ſieben Meter hohe Stange flach auf den Boden geſtellt wurde. Ein ſchlanker hübſcher Burſche erkletterte ſie, wie es ſchien, ohne alle Mühe, indem er ſo ſicher im Gleichgewicht blieb, daß trotz ſeines Körpergewichtes das ſcharf zugeſpitzte Holz vollkommen aufrecht ſtehen blieb. Oben angelangt, warf er ſich mit dem Leibe auf die Spitze, bewegte rudernd beide Arme und fuhr gleich einem Kreiſel immer rund herum, ſodaß der ganze Menſch ausſah wie eine Scheibe.

Damit aber nicht zufrieden, ſchien er auch noch an der Stange herabzugleiten, ſo daß ſie einen halben Meter hoch aus ſeinem Körper hervorragte.

„Himmel,“ rief Richard, — „das mag ich nicht anſehen.“

Die Eingebornen verſtanden zwar nicht den Wortlaut, wohl aber den Sinn desſelben, ſie lachten ausgelaſſen, und als jetzt der Künſtler leichtfüßig zu Boden ſprang, belohnten ſie ihn mit donnerndem Händeklatſchen.

Er lachte ſelbſt, er nahm Richards verdutztes Geſicht für einen guten Spaß und zeigte, daß er zu ſeinem Vergnügen, nicht für klingenden Lohn „arbeitete“. Es war ja eben der Abend des Polafeſtes, — man wollte ſich beluſtigen.

Ein am Boden liegendes großes Meſſer ergreifend, ſtieß er unter dem fürchterlichſten Geſichterſchneiden dasſelbe bis zum Heft in ſeine Bruſt, ſo daß ſich ſofort ein Blutſtrom über den Erdboden ergoß und den Umſtehenden ins Geſicht ſpritzte.

Der Indier begann zu pfeifen und zu tanzen, während die roten Tropfen ſickerten; er lachte vergnügt, begleitet von dem Beifallsjauchzen der Zuſchauer.

Aus dem Gewühl ſprang in dieſem Augenblick ein großer kräftig gebauter, faſt ganz unbekleideter Mann hervor, er ſprach ein paar Worte mit dem erſten Künſtler und dann vollführten die beiden miteinander etwas, das vollſtändig einer Zauberei glich.

Der zuletzt Gekommene rollte ſeinen Körper zur Kugel zuſammen, der andere bedeckte ihn mit einem Korbe und legte über das Ganze eine große Decke. Nach einigen Augenblicken forderte er durch Gebärden den jungen Fremden auf, beides wieder wegzunehmen. Die lachenden Geſichter ringsumher zeigten ſchon zur Genüge, welch ein prachtvoller Spaß jetzt wieder in Ausſicht ſtand.

Richard hob beinahe zagend Korb und Decke, — ein großer ſchwarzer Kater ſprang pruſtend an ſeinem Kopfe vorüber, während ihm der Künſtler von hinten her ſehr vergnüglich auf die Schulter klopfte.

Hunderte von Stimmen lachten, der Jubel war allgemein.

„Oskar," rief Richard, „begreifſt du das?"

„Ich möchte es wahrhaftig auch einmal verſuchen!"

Der Indier knäulte ſich bereitwilligſt wieder zuſammen, Oskar drückte Korb und Decke über ihn, und behielt zur Vorſicht einen Zipfel der letzteren in der Hand, dann, als das Zeichen gegeben wurde, hob er langſam, mit höchſter Vorſicht die beiden Hüllen empor.

„Kuller-Kuller!" erklang es aus dem Inneren des Korbes. Ein prachtvoll gefärbter Pfau ſchlug ſein Rad und ging mit majeſtätiſchen Schritten davon, — aus den Zweigen des nächſten Baumes herab lachte der Hindu und mit ihm alle Zuſchauer.

Jetzt kamen andere Künſtler an die Reihe.

Zwei junge Burſchen warfen eine größere Anzahl von Kugeln und Meſſern in die Luft, aber ſo, daß dieſe Gegenſtände über den Köpfen der Anweſenden beſtimmte Gruppen bildeten und in gewiſſer, vorher berechneter Reihenfolge wieder zu Boden fielen. Das Spiel war hübſch, doch nicht beſonders ſtaunenerregend; letzteres wurde es erſt, als die beiden Hindu am Boden allerlei Sprünge und Gliederverrenkungen vollführten, während ſie jeden herabfallenden Gegenſtand in die Luft hinaufwarfen, ohne daß jemand ſah, wo die Meſſer und Kugeln blieben.

„Wenn der Faringi wünſcht, daß ich die Sachen wieder auffange," ſagte der Künſtler, „dann möge er ſprechen."

Richard ließ mindeſtens fünf Minuten vergehen. „Greife eine Kugel!" ſagte er dann.

Der Hindu hob den Arm und nahm aus der Luft den bunten Ball, als habe er ihn von einem festen Gegenstande gehoben. „Hier, Sahib!“ sagte er.

„Zwei Kugeln!“ rief Oskar.

Die beiden blauen Bälle kamen geflogen, dann unter endlosem Jubel in beliebigen Pausen sämtliche Messer.

Wie war es nur möglich?

Der Künstler legte jetzt eine Matte auf den Fußboden und setzte sich selbst darauf, dann warf er alle seine Messer und Kugeln wieder in das Dunkel hinein.

„Befiehl, Sahib, was wünschest du zu sehen?“

„Das Messer mit dem eingeritzten Totenkopf!“

Der Hindu griff unter die Matte. „Hier ist es!“

Und so zog er nacheinander alle Spielgegenstände aus diesem Versteck. Die Heiterkeit der Zuschauer stieg von Minute zu Minute; sie konnten nicht aufhören, sich über die erstaunten Gesichter der Deutschen zu freuen.

Späterhin kamen Tippoo und Hondin zu der vergnügten Gruppe. Des Anstandes halber mußten sowohl die Schlangen als auch Dschumbo den Leuten zeigen, was sie zu leisten vermochten, obwohl der Graue nur seine kleinen Rechenkünste vorführte; aufheben konnte er mit der schweren Wunde im Rüssel keinen Menschen.

Bis in die Nacht hinein tönte der lustige Lärm des Festes. Dattelwein und Arrak erhitzten die Köpfe, so daß Fröhlichkeit und Gesang den Höhepunkt erreichten, aber ohne in die häufigen Folgen solcher Volksbelustigungen, in Zank oder Thätlichkeiten überzugehen. Man trennte sich gegen Morgen ebenso heiter, wie man am Abend zusammengekommen war.

An die Abreise konnte aber noch nicht gedacht werden. Tippoo mußte vorher allerlei Gebrechen heilen; selbst Tiere wurden ihm vorgeführt, hinkende Pferde, hustende Ochsen und Schafe, die an der Drehkrankheit litten. Der rührige Zwerg verstand sich auf alles; wer Geld brachte, der durfte auch auf Trost und Beistand rechnen.

Die beiden Deutschen mußten seine Arzneien von Hütte zu Hütte tragen und lernten dabei eine sonderbare gewerbliche Einrichtung kennen, die in einem ausgedehnten Teile von Indien herrscht, und bei der sich die Leute ganz wohl zu befinden schienen.

Kein Handwerker bekam für seine Leistungen Geld oder überhaupt irgend eine sofortige Bezahlung, es ging vielmehr alles auf

Gegenſeitigkeit, und nur, wenn jemand gerade keinerlei Hilfeleiſtung brauchte, konnte er Brot — Hirſekuchen — verlangen, weiter nichts. Fleiſch kannten die Leutchen nur dem Namen nach, denn ihre Ochſen brauchten ſie zur Feldarbeit, und die heilige Kuh zu eſſen, wäre ja eine abſcheuliche Sünde geweſen.

Die beiden Deutſchen bekamen an dieſem Tage nach langem Faſten ein gebratenes Huhn, das ſie bis auf die letzte Fleiſchfaſer vertilgten, während Tippoo und Hondin Reis mit Tſchatni aßen, wie alle Dorfbewohner.

Ein paar Hühner, braun geſchmort, wurden noch in den Kaſten des Tragſeſſels gebracht, dann nahmen unſere Freunde Abſchied und zogen wieder hinaus in die Dſchungeln, jetzt ſchon auf dem Gebiet von Aurangabad, aber in einer wilden, wenig bewohnten Gegend, wo die Leute überall Waffen trugen und der reißenden Tiere wegen eine unausgeſetzte Wachſamkeit erforderlich war.

Dſchumbo mußte Flüſſe durchwaten und Felspäſſe überklettern; während mehrerer Nächte dienten die halbzerfallenen Einſiedlerhöhlen aus dem ſechſten Jahrhundert vor Chriſti Geburt den Reiſenden als Obdach; Tippoo häufte Schätze an heilkräftigen Kräutern, ohne dieſelben verkaufen zu können.

„Noch einen Tag und eine Nacht!“ tröſtete er, „dann iſt das Fürſtenſchloß erreicht. Wir können in den Höfen des Radſcha Bazin-Emu ſicher wohnen und von allen unſeren Anſtrengungen nach Bedarf ausruhen.“

Ein Gewitter hatte ſchon ſeit Beginn der Morgendämmerung am Himmel geſtanden; gegen das Ende des Tages brach es los und zwang die Reiſenden, unter einem verfallenen ſteinernen Tempel Schutz zu ſuchen. Der Regen ſtrömte in rauſchenden Fluten und überſchwemmte die ganze Umgebung; ein großes, halb zerſplittertes Becken im Innern einer Halle füllte ſich völlig mit Waſſer, jeder Stein trieſte, jeder Platz, an den die Menſchen flüchteten, war naß und von allerlei Tieren beſetzt. Eine ſchaurige, unheimliche Stelle, — ſie wünſchten alle ſehnlichſt, vor Abend noch weiter ziehen und ein Dorf erreichen zu können, obwohl dasſelbe nach Tippoos Behauptung noch mehrere Meilen tief im Walde lag.

Wenn Dſchumbo trabte, würde es ſchon gehen; ein Elefant durchmißt ja bei dieſer Gangart Strecken, die denen gleichen, welche ein Pferd im ſcharfen Galopp zurücklegt. Aber vorher mußte der ſtrömende Regen aufhören.

Die vier Menſchen ſaßen eng gedrängt bei einander und ver-

zehrten ihre mitgebrachten Vorräte, während Dschumbo draußen, unbekümmert um die Waſſerfluten, welche über ihn hereinbrachen, junge Schößlinge knapperte. Er wanderte völlig frei umher, da Hondin wußte, daß er auf den erſten Ruf hin zu ihm zurückkehren würde.

Plötzlich hörten die vier in ihrer naſſen Ecke den bekannten Trompetenton des Dickhäuters. Hondin ſprang auf. „Was war das?“

Dschumbo näherte ſeinen rieſigen Körper der äußeren Steinwand, er ſchüttelte den Kopf und brüllte nochmals, — irgend ein Feind mußte ſich in der Nähe befinden.

Alle vier Gefährten traten zugleich ins Freie. Die rings umſchloſſene Höhle konnte als Feſtung dienen, nur Dschumbo war gefährdet; es galt daher, über die Natur des Angriffes ins Klare zu kommen, ehe der neue Gegner beſiegt werden konnte.

Im erſten Augenblick ſchien der Platz leer. Man ſah nichts.

Dann deutete Hondin auf einen in unmittelbarer Nähe ſtehenden Baum. Durch alle Kronen und Zweige fuhr der Wind, alle peitſchte er hin und her, — bei dieſer Palme, einem hohen alten Stamme, aber ſchien die Bewegung ſtärker als bei allen übrigen. Das that nicht die Luft allein.

„Eine Rieſenſchlange!“ flüſterte der Elefantenführer.

Jetzt ſahen es alle. Das Tier ſchien zornig erregt, jedenfalls vom Hunger gequält; es ſah den Elefanten, dem es nichts anhaben konnte, witterte die Menſchen, welche es nicht zu erlangen vermochte, und gab durch wütendes Umherſchnellen ſeinem Zorne einen ſehr verſtändlichen Ausdruck..

Bald ſah der Rachen, ellenweit geſpalten, oben aus der Blattkrone des Baumes hervor, bald ſtand das ganze, gegen dreißig Fuß lange Ungeheuer aufrecht auf der Schwanzſpitze, oder bog ſich um den Stamm gewickelt, wie ein Aſt von demſelben ab. Der Körper war gelb, auf dem Rücken grün und überall von purpurfleckigen Schuppen bedeckt; die handgroßen grünſchillernden Augen funkelten boshaft, und aus dem Rachen mit der weit hervorgeſtreckten ſpitzen Zunge quoll der heiße Atem wie aus einem kochenden Gefäße.

Die Schlange blinzelte fortwährend; bei dem Anblick der Menſchen ſchien ſich ihre Wut zu ſteigern, ſie zog die Haut um die Augen herum fortwährend auseinander und wieder zuſammen, ſie ſchüttelte den Baum, das es ausſah, als werde derſelbe vom Sturm gepeitſcht.

„Brahma ſtehe uns bei," rief Tippoo, „wir ſind verloren!"

„Weshalb?" rief Oskar. „Die Schlange wird nicht in dieſe Höhle kriechen, Dſchumbo ſteht Wache vor dem Eingang."

„Jawohl, — aber die Beſtie belagert uns. Wir können nicht hinaus."

„Du meinſt, ſie bliebe die ganze Nacht hier?"

„Sie bleibt eine Woche hier, um endlich ihren Hunger zu ſtillen."

Ein lähmendes Schweigen folgte dieſen Worten. Dſchumbo beobachtete unterdeſſen die Anakonda ebenſo unausgeſetzt wie ſie ihn. Die beiden Rieſen der Wildnis kannten einander ganz genau, wußten, was ſie von ihren gegenſeitigen Kräften zu halten hatten und daß nur eine plötzliche Überrumpelung dem einen oder anderen zum Siege verhelfen konnte.

Dſchumbos Fuß war völlig im Stande, der Schlange den Kopf zu zertreten; ſie dagegen konnte ihm den Rüſſel zermalmen, ſobald es ihr gelang, ſich desſelben zu bemächtigen, — das wußten beide.

„Daß der Graue nicht flüchtet!" rief Richard. „Die Schlange wäre außer ſtande, ihn einzuholen, glaube ich."

„Ganz gewiß, aber Dſchumbo wäre ein Verräter, wenn er ſeinen Herrn im Stich ließe, nicht wahr, mein gutes Tier?"

Der Dicke wandte den Kopf und Houdin ſtreichelte zärtlich den Rüſſel. „Dſchumbo ſteht hier Wache und ſollte er auf demſelben Fleck verhungern, das weiß ich."

Die Stimmung der vier Belagerten wurde von Augenblick zu Augenblick trüber; Tippoo ſeufzte ärgerlich und unruhig zugleich; „Hätten wir wenigſtens unſere Piſtolen," ſagte er, „aber hier herum iſt ja kein trockenes Plätzchen, — ich verſteckte Waffen und Schießbedarf drüben unter den großen Steinen, weil der ganze Aufenthalt nur höchſtens ein paar Stunden dauern ſollte."

„Da iſt die Sonne," ſagte Oskar. „Jetzt könnten wir aufbrechen!"

„Ob es keinen anderen Ausgang gibt, als nur dieſen?"

Der Gedanke belebte alle; ſie kletterten auf jeden Steinblock, befühlten jede Wand, — aber alles vergeblich. Durch tauſend kleine Riſſe und Sprünge drang die Luft in den Tempel oder rieſelte der Regen hinein; ein zweiter, für Menſchen benutzbarer Ausgang fand ſich indeſſen nirgends.

Wenn die Rieſenſchlange ihre Belagerung wirklich fortſetzte,

ſo konnte das Schlimmſte geſchehen; die Eingeſchloſſenen beſaßen ja keinerlei Nahrung.

Der Regen hatte aufgehört, die Luft glänzte wieder blau und klar wie vorher; aus allen Ecken und Winkeln flogen kleine Vögel, Inſekten und ſonſtiges Getier der Freiheit entgegen, nur die vier Genoſſen mußten geduldig ausharren, um nicht von dem Rachen eines ſcheußlichen Reptils verſchlungen, von ſeiner Umarmung erdrückt zu werden.

Die Anakonda rollte immer noch am Stamm der Palme auf und ab, ſie ziſchte und zuweilen löſten ſich Teile der Borke unter ihren Schuppen von dem glatten Baume, während ganze Blätterbüſche aus der Krone geriſſen wurden. Das Ungeheuer hatte jedenfalls ſchon tagelang gehungert, es lechzte nach Nahrung und geriet in immer heftigeren Zorn, je länger ihm ſeine Beute vorenthalten blieb.

Der Mahaut dachte nur an den Elefanten. „Dſchumbo muß fortwährend wachen und aufpaſſen," ſeufzte er. „Dazu bleibt ſeine Wunde ohne Verband! Es iſt ein Unglück ſondergleichen, die Geſchichte."

„Kommen ſelten Leute dieſes Weges?" fragte Richard.

„Sehr ſelten. Aber wenn auch, ſie würden fliehen und wenn es ihr nächſter Angehöriger wäre, den hier die gefürchtete Beſtie bedroht. Die Rieſenſchlange ſchlägt jedes andere Geſchöpf, ſelbſt den Tiger und den Löwen in die Flucht."

Stunden verfloſſen unter ängſtlichem Harren; die kurze Dämmerung ging über in dunkle ſternloſe Nacht mit neuen Gewitterſchauern, neuen Stürmen; zuweilen heulte ganz in der Nähe ein Schakal, dann wurde wieder alles ſtill und nur das Ziſchen der Schlange klang herüber oder das zornige Brüllen des Elefanten, deſſen ungeheurer Körper den Eingang deckte. Es war für alle vier Eingeſperrten die ſchrecklichſte Nacht ihres Lebens.

In jedem Augenblick konnte die Schlange den Elefanten durch eine unvorhergeſehene Bewegung überliſten, konnte ihn wehrlos machen und ungehindert hineinkriechen in die Felſenhöhle, — was dann folgen würde, war zu furchtbar, um es auszudenken.

„Hondin," flüſterte Richard, „wo liegen unſere Piſtolen?"

Der Mahaut konnte ihn in der umgebenden tiefen Finſternis nicht ſehen, aber er ſuchte ſeine Hand. „Du denkſt doch nicht, ſie zu holen, Faringi?" fragte er im Tone des höchſten Erſchreckens.

„Ja, gerade das, aber erſt, wenn der Tag anbricht. Weißt du, wie ich es machen will?“

Der Mahaut ſchüttelte den Kopf. „Es geſchieht auf keinen Fall, Sahib, auf keinen Fall. Du darfſt und kannſt es nicht verſuchen. Wie der Blitz aus den Wolken fährt, ſo ſchnell erreicht dich die Anakonda.“

„Aber höre doch erſt,“ bat Richard. „Kann ich nicht unter Dſchumbos Körper treten und ſo, durch ihn gedeckt, bis zu den Piſtolen gelangen?“

„Nein, nein, — tauſendmal nein. Was ſollten uns auch die kleinen Kugeln nützen? Sie müßten der Schlange den Kopf durchbohren oder wären ganz umſonſt verſchoſſen, — von dem ſchuppigen Panzer prallen ſie ab, wie von Eiſen.“

Tiefes Schweigen folgte dieſer Unterhaltung. O wäre doch die entſetzlich lange Nacht vorüber, ſtände am Himmel erſt wieder die goldene Sonne! — —

Eine Uhr hatte keiner von allen; ſie ſaßen ſtumm, faſt bewegungslos nebeneinander, nur zuweilen rief der Mahaut ſein Tier und Dſchumbo antwortete mit einem leiſen, kaum vernehmbaren Laut.

Als der Morgen anbrach, beleuchteten ſeine Strahlen das Bild des letzten Abends in unveränderter Furchtbarkeit. Die Schlange lag zuſammengeringelt vor dem Baume, während ihre Zunge in dem halbgeöffneten Rachen hin und her fuhr und der heiße Atem wie eine Wolke in die Luft emporquoll. Dſchumbo ſtand neben dem Eingang, er wich nicht vom Platze, aber ſeine Augen verrieten, daß er litt. Die Verbände waren während der Nacht herabgerutſcht, zahlloſe Fliegen und Moskitos umlagerten die friſchen Wunden, ſtellenweiſe träufelte das Blut von dem grauen Fell herab auf den Boden.

Alles erreichbare Gras, alle Zweige und Blumen hatte der lange Rüſſel abgeweidet; ringsumher gab es keinen Halm, kein Pflänzchen mehr, auch keine noch ſo kleine Lache zwiſchen den Steinen, die der arme Dſchumbo nicht begierig aufgeſogen hätte. Jetzt ließ er die Ohren hängen und ſah ſehr traurig aus — von Durſt und Hunger gequält, mit brennenden Wunden, das ging über ſeine Kräfte.

Hondin ſtreichelte ihn. „Haſt du noch Blätter, Tippoo?“ fragte er. „Sieh doch die Inſekten, ſie quälen den armen Dſchumbo zu Tode.“

Der Zwerg machte ſich ſeufzend daran, die eingeſammelten Heilkräuter zu quetſchen und dann auf den zerfetzten Hals des Elefanten zu legen. Richard und Oskar füllten aus der Lache im Innern des Tempels ihre Mützen und ließen den Grauen trinken, — Eßbares fand ſich weder für die Menſchen, noch für das Tier.

Die Anakonda reckte den Hals, ſo oft einer der Männer am Eingang erſchien; ſie ziſchte und begann ſich um den Stamm der Palme zu winden; ein betäubender, höchſt unangenehmer Geruch verbreitete ſich von der Stelle, wo ſie lag, bis zur Felſenhöhle.

Richard faßte Hondins Hand. „Ich gehe hinaus," ſagte er.

„Das verbiete ich," war die ruhige Antwort.

„Aber mit welchem Rechte? Biſt du nicht ſogar mein —"

Ein feſter Griff umklammerte den Arm des Deutſchen; das Auge Hondins ſchoß einen ſo drohenden Blitz, daß auf Richards Lippen die Fortſetzung der Rede erſtarb. Er zuckte die Achſeln. „Sagte nicht geſtern Tippoo, daß uns die Schlange eine Woche lang belagern würde?" fragte er.

„Ja, ja," ächzte der Zwerg, „ſie wird es."

„Nun, dann iſt das für uns alle der ſichere Tod. Alſo laßt mich hinaus."

Hondin ſtand an der Thür. „Ich will es nicht," beharrte er.

Tippoo ſchüttelte den Kopf. „Es würde dir nichts nützen, Faringi. Die Bewegungen der Schlange ſind zu ſchnell, du triffſt das Ungeheuer nicht mit Sicherheit."

„Laßt uns einmal Steine ſammeln," ſchlug Oskar vor. „Vielleicht zerſchmettern wir der Beſtie den Kopf."

Gedacht, gethan. Es wurde mit den Bruchteilen ehemaliger Opferſteine oder Götterbilder eine regelrechte Beſchießung des Ungetüms eröffnet; manches Geſchoß traf auch, aber die Vergeblichkeit des Unternehmens zeigte ſich doch bald. Die Schlange hielt ihren Kopf im Wipfel der Palme verborgen, dem ſchuppigen Körper aber ſchadeten die Steintrümmer nicht.

„Es iſt umſonſt," wimmerte Tippoo, „wir müſſen ſterben. O mein ſchönes Geld, mein ſchönes Geld, wer wird es nun bekommen? Irgend ein Unberufener findet es, nimmt es, — verflucht ſoll er ſein, der Dieb, der Räuber!"

Er hielt das Geſicht in beiden Händen verborgen, zitternd, weinend; ſeine ganze Frechheit hatte ſich in die feigſte Furcht verwandelt. „Ich will nicht ſterben," murmelte er fortwährend, „ich will nicht ſterben."

So verging der Tag. Eine ſengende Hitze ſtrahlte vom wolkenloſen Himmel herab, ſchon vor Abend war das in der ſteinernen Schale angeſammelte Regenwaſſer ausgetrunken und nun ſelbſt dies Labſal verloren. Dſchumbo ſtreckte bittend den langen Rüſſel in die Höhle hinein, er verbeugte ſich, wie er es der Volksmenge gegenüber that, um im voraus für das, was man ihm ſpenden würde, zu danken, — aber die eingeſchloſſenen Männer konnten ſich nur bebenden Herzens abwenden, ſie hatten nichts zu geben.

Richard und Oskar kletterten in dem ganzen Bau umher, griffen durch alle Spalten und Löcher, um das draußen wachſende Gras abzupflücken, und reichten dieſe ſchmalen Biſſen dem armen Dickhäuter, der, wenn er geſättigt werden ſollte, hundertundfünfzig Pfund Gras oder Heu an einem einzigen Tage brauchte. Wie lange würde das Tier den Qualen des Hungers und Durſtes widerſtehen können, ehe es von ſeiner Freiheit Gebrauch machte und fortlief, um Waſſer oder friſches Futter zu ſuchen?

Dann waren die Eingeſchloſſenen verloren.

Es wurde wieder Nacht und eine ganze Rotte von Schakalen heulte um den Tempel herum. Wenn doch eins dieſer Tiere der lauernden Schlange zu nahe käme und in ihre todbringende Umſchlingung geriete, — ſie wäre dann für mehrere Stunden unſchädlich gemacht.

Die Gefangenen horchten. An Schlaf war auch jetzt nicht zu denken, alle Sinne hatten ſich unter dem Eindruck der entſetzlichen Aufregung bis zum äußerſten geſchärft, — das Auge ſah Lichter und Farben, die nicht vorhanden waren, das Ohr hörte Geräuſche, wie ſie die arbeitende Einbildungskraft dem Unruhigen, Wartenden vorzaubert. Alle Pulſe ſchlugen, die Augen brannten, die Lippen ſprangen auf, ziehende unbekannte Schmerzen hatten ſich aller Glieder bemächtigt.

„Nicht ſterben,“ jammerte ununterbrochen der Zwerg, „nicht ſterben! Ich will das Leben jetzt erſt beginnen, ich bin noch jung, kaum vierzig Jahre alt, — was iſt das wohl? Nichts, nichts, andere Leute wurden hundert Jahre alt, ich will es auch, ich habe dieſelben Rechte wie ſie!“

Und dann wälzte er ſich auf dem Steinboden, riß ſich die Haare aus, bis eine bleierne Ermattung ihn zwang, die Augen zu ſchließen und alles über ſich ergehen zu laſſen.

Der neue Morgen fand die Schlange auf ihrem Platze, die Belagerten dagegen in kläglichem Zuſtande. Sie ſahen einander

an mit hohlen umrandeten Augen, ſie empfanden eine Art Betäubung, die über alle Gedanken und Vorſtellungen einen Schleier warf; geſprochen wurde nichts.

Endlich erhob ſich Hondin kopfſchüttelnd vom Sitz. „So kann es nicht länger bleiben," ſagte er mit der Ruhe eines beſtimmten Entſchluſſes.

Der Zwerg ſah auf, ächzend und wehklagend. „Es kann ſo nicht bleiben," wiederholte er. „Nein, nein, ſo nicht. Schaffe Rat, Hondin, du biſt klug und ſtark, ſchaffe Rat!"

„Das will ich auch," nickte der Mahaut. „Hört mich an, meine Freunde. Wenn wir hier thatlos ſitzen bleiben, iſt übermorgen keiner mehr von uns unter den Lebenden."

„Ihr Götter!" kreiſchte der Zwerg.

„Es muß alſo einer zu entkommen ſuchen, um den andern Hilfe zu bringen," fuhr Hondin fort. „Das kann nur ich ſelbſt ſein."

„Weshalb nicht lieber ich?" rief Richard.

„Ja, ja," ſchrie der Zwerg dazwiſchen, „er ſoll gehen, gewiß er ſoll gehen. Du mußt notwendig hier bleiben, Hondin, verlaß mich nicht, ach, verlaß mich nicht! Du biſt groß und ſtark, du ſollſt mich beſchützen."

Ein leichtes, kaum merkliches Lächeln umſpielte die Lippen des Elefantenführers. „Das iſt unmöglich, Tippoo," antwortete er, „und du wirſt es einſehen. Nur mir folgt Dſchumbo, nur mir gehorcht er, — ich muß das nächſte Dorf zu erreichen ſuchen, ehe die Kräfte des armen Tiers derartig erſchöpft ſind, daß es unterwegs zuſammenbricht."

„Laß mich mit dir, Hondin!" bat Richard.

„Du bleibſt!" befahl der Zwerg. „Du bleibſt! Du biſt mein Diener. Ich ſollte wohl ganz allein von der ſcheußlichſten Beſtie gefreſſen werden, mich wolltet ihr preisgeben und euch ſelbſt retten. O, es iſt ſchändlich, es iſt ſchändlich!"

Die Erinnerung an alle ſeine lichtſcheuen Unternehmungen mochte ihn in dieſem Augenblick doch jählings überfallen, aber nicht als Reue und Zerknirſchung, ſondern wie eine Feindesgeſtalt, die ſich drohend gegen ihn erhob. Er ſchluchzte und krümmte ſich gleich einem Verzweifelten.

„Das hat mir Harit-Zeb geſchickt," grollte er, „Harit-Zeb, der Boshafte, Schlechte, der, den ſeine Bauern haßten. Weil er von einem Tiger zerriſſen wurde, will er, daß ich in der Umſchlingung der Anakonda ſterbe."

Hondin wandte ſich ab. „Schweige jetzt,“ ſagte er. „Ich muß fort, es eilt. Fällt Dſchumbo, oder falle ich, ſo iſt keine Hoffnung mehr.“

„Du kannſt mich nicht begleiten, Richard,“ fuhr er fort. „Die Sache iſt ſchwierig, — ich muß Dſchumbos Rücken beſteigen und ihn zu ſo ſchnellem Laufe bringen, daß uns die Schlange nicht einholt, — jedes Pfund Gewicht mehr auf dem Körper des ermatteten Tieres wäre ein Hindernis, jeder Augenblick Zeitverluſt ein Würfeln um Leben oder Tod. Kommt jetzt mit mir, ich will euch eine Stelle zeigen, wo ihr gegen das Untier Schutz findet.“

Tippoo wiſchte den kalten Schweiß von der Stirn. „Kommt es hierher in die Höhle?“ flüſterte er ſo leiſe, als dürfe die Schlange nicht hören, daß von ihr die Rede ſei. „Ach Hondin, Hondin, kommt das Ungeheuer hierher?“

Der Mahaut zuckte die Achſeln. „Möglicherweiſe,“ verſetzte er, „obwohl es ſich vielleicht auch hüten wird, das dunkle Thor zu überſchreiten. Aber komm, Richard, ich zeige dir die Stelle, welche mir geeignet ſcheint.“

Er ging voraus, und die anderen folgten ihm. Im Hintergrunde des Tempels befand ſich eine dunkle Vertiefung, welche ſo ſchroff um eine Ecke bog, daß für den ungeheuren Körper der Schlange dieſer Pfad unzugänglich ſchien. Ein Tiger wäre durchgeſchlüpft, die Anakonda mußte von dem Vordringen abſtehen.

„Hier liegen ohnedies große Felsblöcke in Menge,“ fügte Hondin bei. „Kommt die Schlange wirklich in die Höhle, ſo ſperrt ihr ohne Mühe den engen Zugang bis ich Hilfe bringe. Wollen es die Götter, bin ich abends mit mehreren Bewaffneten bei euch.“

Tippoo rang die Hände. „Nimm mich mit,“ flehte er, „guter, lieber Hondin, nimm mich mit. Ich bin ſo klein, ich wiege ſo leicht, Dſchumbo ſpürt mich auf ſeinem breiten Rücken nicht mehr, als ſäße darauf ein Vogel.“

Der Mahaut ſchüttelte den Kopf. „Und die beiden Knaben ſollten wir im Stiche laſſen?“ ſagte er verächtlich. „Ich verſuche die Sache allein oder gar nicht.“

Sie gingen an das andere Thor zurück und Hondin löſte die Leiter von dem Trageſeſſel, dann gebot er dem Elefanten, ſich ſo zu ſtellen, daß die Mitte ſeiner gewaltigen Körpermaſſe genau den ſchmalen Zugang bedeckte. Soviel Platz, um ſelbſt hinaustreten und die Leiter erklettern zu können, ließ er ſich weislich frei.

„Hondin,“ flüſterte Richard, „ſieh das Tier!“

Die Anakonda ſtreckte den Kopf vor; ihre großen grünen Augen rollten; im Augenblick ſtand ſie auf der Schwanzſpitze, bereit ſich wie der Blitz auf den Verwegenen zu ſtürzen, der es wagen ſollte, ihr zu nahe zu kommen.

„Willſt du den Kampf aufnehmen, Hondin?“ fragte klopfenden Herzens der Deutſche. „Ich fürchte, daß Dſchumbo nicht gleich im Anfang ſchnell genug läuft um der Beſtie zu entrinnen.“

Hondin ſchüttelte den Kopf. „Es gibt da etwas, das du nicht kennſt,“ antwortete er, „Dſchumbos Geheimnis!“

„Was ſagſt du?“

„Dſchumbos Geheimnis! Das Reittier jedes Aſiaten hat ein ſolches, gleichviel ob Pferd, Elefant oder Maultier. Es iſt ein einziges Wort und nur der Eigentümer kennt es. In das Ohr des Tieres geflüſtert, bringt es alle Lebenskräfte, alle Überlegung desſelben zu doppelter Thätigkeit, — die Füße berühren kaum den Boden, es fliegt, es weiß, daß Tod und Leben an ſeinen Schritten, ſeiner Treue hängen.“

„Und auch Dſchumbo hat ein ſolches Geheimnis?“

„Gewiß, du wirſt es gleich ſehen!“

Er bot den Zurückbleibenden die Hand. „Ich gehe jetzt,“ ſagte er, „Brahma beſchütze euch. Lebt wohl, lebt wohl!“

„Gott ſei mit dir, Hondin!“ rief Oskar aus Herzensgrund. „Könnte ich, ſo wollte ich die Gefahr redlich mit dir teilen.“

„Ich auch! Ich auch!“ fügte Richard hinzu.

„Die Beſtie ſieht ſchon hierher,“ ſchrie der Zwerg. „Sobald Dſchumbo nicht mehr den Eingang verſperrt, wird ſie kommen und mich erdrücken. Du biſt ſelbſtſüchtig, Hondin, du denkſt nur an dich! — anſtatt zu meinem Schutze hier zu bleiben, reiteſt du fort und läßt es dir wohl ſein!“

Der Mahaut antwortete kein Wort. Angeſichts des Augenblickes, wo er faſt unter dem Rachen der lauernden, wutziſchenden Schlange durchſchlüpfen ſollte, wo ihn ſein Weg allein, ohne Waffen oder Lebensmittel in die Dſchungeln hinausführte, — angeſichts ſolches ernſten Augenblickes verſchmähte er es, ſich gegen den Vorwurf der Selbſtſucht zu verteidigen.

Sein Fuß betrat die erſte Sproſſe der Leiter, weit hinaus ſtreckte die Schlange den ſcheußlichen Rachen, — da erklang plötzlich ein Ton, welcher Menſchen und Tiere aufhorchen ließ.

Was war das?

„Ein Tiger?“ flüſterte Richard.

„Nein, — Halt, da ist es wieder!"

„Eine Trompete!" riefen jetzt beide zugleich.

Tippoo stürzte bis an den Eingang. „Ich will es hören!" rief er. „Laßt mich doch! Laßt mich doch! Ach, wenn es die Jagdgesellschaft des Radscha wäre!"

Das Horn klang jetzt näher, mehrere andere mischten sich hinein, — die Gefangenen jubelten laut. „Wenn wir doch eine Antwort geben könnten!" rief Richard, „wenn wir ihnen unsere Gegenwart anzuzeigen wüßten!"

„Das ist leicht genug! — Dschumbo, wie spricht mein gutes Tier?"

Ein schmetterndes Brüllen klang durch die Morgenluft. Der Elefant selbst schien zu fühlen, daß jetzt menschliche Hilfe nahe, er hob herausfordernd gegen die Schlange den Rüssel, was diese mit einem erbitterten Zischen beantwortete.

Dann horchten wieder alle. Kein Ton mehr! — Sollten sich die Jäger in entgegengesetzter Richtung entfernt haben, sollten sie nur vorübergezogen sein, nur vorüber, um dann die Bedrohten in um so bitterer Verzweiflung allein zu lassen?

Das konnte Gott nicht wollen!

„Nochmals, Dschumbo, nochmals, — wie spricht mein Tier?"

Ein zweites Brüllen erklang, ein zweites atemloses Horchen folgte dem ersten. Kein Ton kam zurück, wohl aber zeigte sich zwischen den Stämmen der Kopf eines Pferdes und halb verborgen das dunkle Gesicht eines Reiters. Blitzende Augen sahen herüber, der Lauf einer Kugelbüchse schimmerte im Morgenglanz, vorsichtig, Schritt um Schritt näherte sich eine kriegerisch aussehende Erscheinung, der mehrere andere ebenso geräuschlos schleichend folgten.

Der Mahaut schwenkte auf der Spitze der Leiter ein Tuch, um den Kommenden zu zeigen, daß hier bedrängte Menschen ihrer Hilfe warteten, zugleich aber auch, um rechtzeitig die Gegenwart der Schlange zu verraten.

Letzteres schien überflüssig. Die Pferde schnauften, witterten und schüttelten heftig ihre Köpfe, sie hatten den Feind bemerkt und sträubten sich, weiter vorzudringen. Über die Hälse gebeugt, spähend, die Büchsen schußgerecht, warteten die dunkeln Söhne der Wildnis auf das, was folgen würde.

Ein Zeichen Hondins lenkte ihre Blicke auf die von der Schlange in Besitz genommene Palme, — jetzt verstanden sie alles und die Schießwaffen senkten sich, zugleich aber gingen sämtliche

Pferde um wenigſtens zehn oder zwanzig Schritte rückwärts. Mit der Anakonda wollte offenbar keiner dieſer Männer etwas zu ſchaffen haben.

Richard erblaßte. „Sollten die Leute unmenſchlich genug ſein, uns in dieſer entſetzlichen Lage zu verlaſſen?“ flüſterte er.

„Das glaube ich kaum. Einſtweilen nehmen ſie im Kreiſe Stellung, — aha, da kommt ein Zeichen.“

Einer der Reiter ſchwenkte ein buntes Tuch und deutete auf die dicht bewachſene Höhe des Tempeldaches, dann zeigte er Brot und ein Metallgefäß.

„Gottlob!“ rief Hondin. „Sie bringen einſtweilen Lebensmittel!“

Und er ſchlug auf den Rücken des Elefanten, wie um zu bitten: „Denkt auch an dieſen armen Schelm.“

Die Reiter nickten. Sie hatten alles verſtanden.

Während ſo die Menſchen durch Bewegungen und Gebärden miteinander ſprachen, war die Schlange ihrerſeits nicht müßig geblieben. Sie hatte, die Gefahr witternd, den Kopf derartig verſteckt, daß kein Auge ihn unter dem Blätterdach entdeckt haben würde, — auch der Körper war nur wenig ſichtbar; aufgerollt lag die ganze ſchillernde Maſſe in dem oberen Geäſt des Baumes.

Jäger und Wild kannten einander auf das genaueſte; die Maßnahmen beider zeigten es deutlich.

Pferdekopf nach Pferdekopf erſchien zwiſchen den Bäumen, in der Lichtung und im Gebüſch, auch Kamele waren darunter, ledige und beladene, — die Anakonda wurde kunſtgerecht umzingelt.

Richard und Oskar kletterten ſo hoch ſie konnten bis unter das Tempeldach. Große Spalten waren darin, Löcher und Riſſe, — von hier aus mußten die Retter zunächſt den Verſchmachtenden Hilfe bringen.

Ein leichtes Geräuſch durchdrang die Luft, Gebüſche brachen und bogen ſich, das Gras ſchlug hohe Wellen und endlich ſpähte ein braunes Geſicht hinunter in den Tempel. Auf dem Bauche kriechend, war der Mann unter dem üppig wuchernden Grün von der entgegengeſetzten Seite her bis zur Höhe hinaufgeklettert.

„Gut Freund!“ rief er in das Gefängnis hinein.

Tippoo ſprang auf als ſei er wahnſinnig geworden. „Ach,“ ſchrie er, „ach, Landsmann, ſchlage doch die Schlange tot, ſchieße ſie, hörſt du, ſchieße ſie! — Ich ſterbe hier zwiſchen den engen Mauern, ich muß endlich hinaus.“

Der Indier nickte. „Trinkt erſt einmal," ſagte er, einen gefüllten Waſſerſchlauch hinabreichend, „und hier, eßt euch ſatt!"

Hirſekuchen fielen auf den Boden, Früchte, bei deren Anblick die Knaben jubelten, gebratene Hühner und zuletzt ganze Wolken von Gras für den Elefanten.

Houdin brachte es ſeinem Tiere, ehe er ſelbſt einen Biſſen genoß. Die Kuchen, welche für ihn beſtimmt waren, erhielt Dſchumbo zur Hälfte.

Dann folgte das Opfer. Tippoo und Houdin legten Brocken und ſpritzten Tropfen in alle vier Ecken der Höhle, ehe ſie aßen. Es war der Dank für die Errettung aus höchſter Todesnot, — den beiden Chriſten fiel es nicht ein, darüber zu lächeln.

Der Reiter ließ die ausgehungerten Menſchen eſſen, ehe er weiter ſprach. Bis zum vorderen Rande kriechend, pflückte und ſchnitt er alles Grüne, was ihm auf ſeinem Wege begegnete, um es dem Elefanten vorzuwerfen; dann erſt, als der Graue einigermaßen verſorgt war, kehrte er, immer unter dem Schutze der verworrenen Ranken und Flechten kriechend, bis an die Spalte zurück, um weiter zu unterhandeln.

„Die Götter geſegnen euch das Mahl," ſagte er. „Möge euer Pfad voll Blumen ſein und eure Freude unvergänglich."

„Wir danken dir und deinen Gefährten aufrichtig," antwortete Houdin. „Brahma verzeichne in ſeinen goldenen Büchern die edle That und lohne ſie hundertfältig!"

Der Reiter neigte den Kopf. „Habt ihr gegeſſen?" fragte er. „Wollen wir jetzt von der Schlange ſprechen?"

„Ja, ja," rief Tippoo. „Schieße ihr den Kopf entzwei, Freund, morde ſie, erſtich ſie, das ſcheußliche Geſchöpf."

Der Sohn des Waldes lächelte. „Du lebſt in den Städten, Zauberer, ſagte er," „du kennſt nicht genau die furchtbare Kraft und die Geſchwindigkeit der Anakonda, ſonſt würdeſt du anders ſprechen. Man ſchießt ſie nicht und noch weniger kann man ſie erſtechen, aber dennoch wollen wir euch aus ihrer Gefangenſchaft befreien, indem wir einen Jagdhund opfern. Kannſt du den Wert desſelben bezahlen, Zauberer?"

„Sofort!" ſchrie der Zwerg, „ſofort! Ich bezahle zehn der beſten Hunde, zwanzig, aber erlöſe mich von der Schlange, die meinen Tod will!"

Der Reiter lächelte. „Wir ſind die Diener des Radſcha," ſagte

er, „die Hunde gehören ihm, alſo können wir auch über dieſelben nicht verfügen. Du bezahlſt das Tier, Zauberer?“

„Ich bezahle zwanzig.“

„Eins iſt genug,“ war die Antwort. „In drei Stunden ſeid ihr frei.“

Damit verſchwand er und die vier Eingeſchloſſenen beobachteten aus allen Spalten, was nun folgen würde.

Als der Reiter bei ſeinen Genoſſen erſchien, wurden die Hunde gemuſtert und endlich der wertloſeſte herausgeſucht, ein älteres, großes, mageres Tier, dem man am Halſe einen ſtarken, langen Lederriemen befeſtigte. In das andere Ende desſelben knüpfte der Reiter einen Stein oder eine Bleikugel, dann rollte er den Riemen auf beſondere Art zuſammen.

„Was beabſichtigt er?“ fragte Richard den Elefantenführer.

„Der Riemen iſt ein Laſſo,“ antwortete Oskar. „So fangen die ſüdamerikaniſchen Steppenjäger ihre wilden Pferde!“

Hondin ſchwieg, aber er verfolgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit die Vorgänge im Kreiſe der Reiter. Einer unter ihnen, eben der, welcher die Lebensmittel gebracht hatte, ein ſchlanker blutjunger Mann entledigte ſich bis auf einen ſchmalen Lendengürtel, aller Waffen und Kleider, dann faßte er die Leine des Hundes und machte ſich bereit.

Die übrigen ſchienen ihm dies und das einzuſchärfen, ihm Ratſchläge zu geben, aber er lachte übermütig und drehte das Tier dem Baume mit der Anakonda entgegen. Helle Sonnenſtrahlen glitzerten auf dem braunen geſchmeidigen Körper, auf dem dunkeln Haar und in den lebensfroh blickenden Augen, — er war ein ſchönes Bild friſcher männlicher Kraft, der junge Burſche, als er ſo dahinſchritt, einer furchtbaren Gefahr entgegen.

Die Genoſſen folgten in einiger Entfernung. Bis auf Schußweite näherte ſich, gleichmäßig vorrückend, der ganze Kreis dem Baume, zwiſchen deſſen Blättern das Ungeheuer verborgen lag.

Der junge Mann trieb mit einem kurzen ſtarken Stock den widerſtrebenden Hund näher und immer näher an den Baum heran. Jetzt hatte er bis auf eine Entfernung von etwa zwanzig Schritten den gefährdeten Ort erreicht, das Tier heulte vor Furcht, es ſträubte und ſchüttelte ſich, aber immer ſtärker ſpornte es ſein Führer, trieb er es mit Worten und Hieben der Palme entgegen, dabei feſt den Blick auf die Schlange gerichtet, unverwandt, furchtlos — bis der entſcheidende Augenblick kam

Die Anakonda löſte, bereit ſich hinabzuſchnellen, ihre geringelten Glieder, der Führer die Schlinge, welche er vorhin geknüpft — und dann fielen beide aus.

Der Lederriemen ziſchte durch die Luft und ſchlang ſich, von der ſchweren Bleikugel gezogen, drei oder viermal mit unwiderſtehlicher Kraft um den Baumſtamm; im gleichen Augenblick aber ſchoß auch die Schlange herab, den Rachen weit offen, ſchillernd wie ein buntes Band, mit einer Behendigkeit, einer Gewalt der Muskeln, die unter allen Geſchöpfen ihresgleichen ſucht. Sie hatte den Kopf des unglücklichen Hundes gepackt, während kaum einen Schritt weit von ihrer ſpitzen Zunge entfernt der Indier zurückſprang und im Augenblick das Weite ſuchte.

Er wußte, daß die Anakonda ihr erſtes Opfer feſthalten würde, anſtatt ihn zu verfolgen, darauf beruhte das kühne Wagnis. Einer Schlange, die, zu den Rieſengeſchöpfen dieſer Gattung gehörend, ſich auf die Jagd begiebt, kann auch der leichtfüßigſte Menſch nicht entrinnen.

Der Hund riß mit der Kraft der Verzweiflung an dem Lederriemen, welcher ihn feſthielt, alle Sehnen hatten ſich angeſpannt, alle Adern traten wie Stränge an dem ſich ſträubenden Körper hervor, aber umſonſt, die Schlange hielt nicht allein ihr Opfer feſt, ſondern ſie zog es, ſich rückwärts bewegend, langſam an der Kehle zum Baume und begann nun in aller Ruhe das Werk der Zerſtörung.

Sich lang ſtreckend umwickelte ſie den Stamm und den Körper des verblutenden Tieres zugleich mit ihren ſchuppigen Gliedern, bis auch die Füße eingeſchnürt waren, dann preßte ſie aus allen Kräften die Muskeln zuſammen.

Ein Knacken und Krachen drang bis zu den Eingeſchloſſenen im Tempel, — die erſten Glockenklänge ihrer wiedererrungenen Freiheit. Das arme Opfer hatte längſt ausgelitten, als die Schlange ſeine letzten Knochen zerbrach; nur ein unförmlicher Klumpen, eine Maſſe von Blut und Haaren war es, die aus den tödlichen Umſchlingungen zu Boden fiel.

Richard wandte ſich ſchaudernd ab, — er mochte das gräßliche Schauſpiel nicht mehr länger mit anſehen.

Die Schlange überzog ihr Opfer mit dem Geifer, den der weitoffene Rachen reichlich herausfließen ließ, dann machte ſie ſich daran, es ruckweiſe, ganz und ungeteilt, ohne Kauen oder Beißen zu verſchlingen.

Die Augen quollen heraus, ſo ſehr ſtrengte ſie ſich an; der Leib ſchwoll, je weiter ſie den gewaltigen Biſſen verſchlang, immer ſtärker und ſtärker auf, bis endlich der Hund ganz verſchwunden war. Nur noch ein letzter Überreſt des unglücklichen Geſchöpfes ſah aus dem ſperrweit geöffneten Rachen hervor.

Von den verſprochenen drei Stunden waren erſt zwei und eine halbe verſtrichen, als das Untier wehrlos, unfähig ſich zu bewegen oder zu beißen, langgeſtreckt am Boden lag, jetzt einem Kinde gegenüber ohne Macht der Verteidigung, vollkommen unſchädlich wie der kleinſte Wurm.

Die Reiter näherten ſich von allen Seiten, der glückliche Sieger wurde mit Beifallsrufen überſchüttet und auch den vier Gefangenen angekündigt, daß ſie jetzt ohne die mindeſte Furcht den Tempel verlaſſen könnten.

Tippoo ſprang zuerſt heraus. All ſein Mut war zurückgekehrt, nachdem andere den Feind überwältigt hatten, alle ſeine Frechheit, ſein unverſchämtes Auftreten.

„Nun, Leute," ſagte er, „ich habe euren Hund genau angeſehen, — ich bin Kenner! — für ſolch ein altes krüppelhaftes Tier werdet ihr doch kein Geld verlangen? Es war wahrhaftig nur noch zum Schlangenfutter gut genug."

Und dann entſann er ſich plötzlich ſeiner Cobras. Auch ſie hatten während dreier Tage keine Mahlzeit erhalten, das fiel ihm jetzt erſt ein, ohne jedoch das eigennützige eiskalte Herz zu erweichen. Er wußte ja, daß Schlangen ſehr lange Zeit hindurch hungern können, — mochten die Tiere alſo in den engverſchloſſenen Körben eine ſchreckliche Qual durchlitten haben, ihn kümmerte es ſehr wenig.

„Raſch, ihr Leute," ſagte er, „ſchlagt die Schlange tot, wir wollen ihr Fleiſch braten, und auch meine Cobras ſind hungrig. Fangt ihnen ein paar lebende Vögel und Ratten, tummelt euch, Kinder, — der Radſcha erwartet den Zauberdoktor; ich habe Eile."

„Der Radſcha wird ſehr bald hier ſein," antworteten die Reiter. „Wir befinden uns auf der Antilopenjagd und hätten längſt ſchon ein Rudel Wild auftreiben ſollen, — aber eure Rettung ging doch vor. Es wird diesmal an Belohnungen ſehr fehlen."

Der Stoßſeufzer glitt an den Ohren des ſchlauen Zwerges vorüber, ohne Gehör zu finden. Nachdem er drei Tage lang nichts

verdient hatte, auch noch Trinkgelder in den Kauf geben? — ja, das fehlte wirklich gerade.

Während er nach ſeinen Schlangen ſah, hatten ſich die übrigen ebenfalls aus dem ſteinernen Gefängnis hervorgemacht, Hondin, um den Elefanten zu liebkoſen und ihn an den Fluß zu führen; die beiden Knaben, um nach Herzensluſt die Rieſenſchlange aus der Nähe zu beſehen.

Wie abſcheulich in ohnmächtiger Wut die grünen Augen rollten, wie der Geifer aus dem Rachen floß, den das Scheuſal nicht ſchließen konnte!

Nein, es war beſſer, den Fluß zu ſuchen und an einer ſeichten Stelle ein Bad zu nehmen. Hondin und der Elefant lagen bereits im Waſſer, wälzten ſich mit unnennbarem Behagen nach ſo langer Entbehrung in den naſſen Fluten und ſpülten allen Staub, alle Hitze der drei Schreckenstage von ſich ab.

Prächtiger Dickhäuter, wie luſtig er trompetete! Seine Treue, ſein wahrhaft ritterlicher Mut hatte allen das Leben gerettet. Anſtatt zu fliehen, ſich ſelbſt zuerſt in Sicherheit zu bringen, blieb er trotz Hunger und Durſt, um gegen die Angriffe der Schlange mit ſeinem gewaltigen Körper ein uneinnehmbares Bollwerk zu bilden.

„Wir beide ſind Brüder, Dſchumbo und ich!“ ſagte Hondin, und wahrlich, er hatte gewiß dabei recht.

Als alle vier zum Schauplatz ihrer letzten Abenteuer zurückkehrten, hatte ſich das Bild der Umgebung ſehr verändert. Die Anakonda war regelrecht am Halſe geſchlachtet, ausgeweidet und abgezogen, dann ſorgfältig in kleine Stücke zerlegt. Das weniger fette Fleiſch bekamen Tippoos ausgehungerte Cobras, das beſſere wurde in den mitgebrachten Blechpfannen der Jäger über einem großen helllodernden Feuer gebraten und Freund Tippoo hatte bereits den ſaftigſten Biſſen als denjenigen bezeichnet, welcher notwendig gerade ihm zufallen müſſe. Er ſaß auf einem Stein und befahl friſchweg, als ſeien alle dieſe flinken jungen Burſchen ſeine Diener und er ihr Herr und Gebieter.

Oskar entſetzte ſich, als er den Schlangenbraten ſah. „Hondin,“ rief er, „ich bitte dich!“

Der Mahaut lächelte. „Entſchließe dich nur immerhin, zuzugreifen,“ ſagte er freundlich, „es ſchmeckt ſehr gut, Faringi.“

Aber keine Macht der Erde hätte unſere Freunde beſtimmen können, das nach ihren Begriffen ſcheußliche Mahl zu teilen, ſie

hielten ſich an Früchte und Brot mit ſehr wohlſchmeckender Butter, die ihnen von den Leuten des Radſcha bereitwilligſt angeboten wurden, ebenſo an den Kaffee, welchen dieſe in Blechgeſchirren kochten.

Es war nach allen ausgeſtandenen Leiden eine ſehr angenehme Stunde, die da unter den Palmen ſchnell genug verging. Nur Tippoo beeinträchtigte ſie ein wenig durch ſeine Aufſchneidereien und ſein Feilſchen um den getöteten Hund.

„Fünfzig Rupien willſt du haben, mein Beſter?“ kreiſchte er, „nimm doch lieber gleich fünfhundert! — freilich, was mich betrifft, ſo gebe ich für ein ſolches Tier auch noch keine drei. Es war krank, alt; es hätte jedenfalls totgeſchlagen werden müſſen.“

Der Anführer der Reiterſchar zog die Stirn in krauſe Falten. „Vorhin wollteſt du zwanzig edle Hunde bezahlen, Sahib, wenn wir dich von der Anakonda erlöſen würden!“

Tippoo wiegte den Kopf. „Zwanzig Jagdhunde!“ wiederholte er, „zwanzig Jagdhunde! — O, ihr Götter, dieſer Burſche leidet am Gehör, er vernimmt Geräuſche, die niemals vorhanden waren. Komm, komm, mein Freund, laß dich unterſuchen, laß das kranke Ohr ſehen, ich werde dir ſogleich eine kräftige Salbe kochen!“

„Aber halt!“ unterbrach er ſich ſelbſt, „die Sache könnte doch immerhin möglich ſein. Ja, ja, es iſt ſo, du haſt in gewiſſer Beziehung richtig verſtanden, mein Guter. Ich ſagte: ‚Für das kranke alte Tier bezahle ich zwanzig Peis*), oder, wenn es ſein muß, auch hundert.‘“

„Und das werde ich denn,“ fügte er mit würdevoller Miene hinzu, „auch gewiſſenhaft berichtigen.“

Der Anführer wollte eben eine heftige Antwort geben, als ihm Hondin verſtohlen winkte. „Laß es gut ſein, Freund, ich bezahle, was ihr fordert. Brahma weiß, wie ſehr wir euch danken.“

„Der Radſcha kommt!“ rief in dieſem Augenblick eine Stimme.

Die Reiter eilten zu den Pferden, die Kameltreiber ſahen nach ihren Tieren und den großen feſtverſchloſſenen Holzkaſten, welche dieſelben auf den Rücken trugen. Hörnerklang belebte die Stille des Waldes und zwiſchen dem Grün erſchien ein Zug voll morgenländiſcher Pracht, eine Reiterſchar, wie es die des ſtreitbaren prunkſüchtigen Altertums geweſen ſein mögen, glitzernd und blendend in allen Farben, in Gold und Edelſteinen, die an den Gewändern,

*) Die kleinſte indiſche Scheidemünze, dem Werte von drittehalb Pfennigen gleich.

an den Geſchirren der Pferde und ſelbſt an den tief herabhängenden Schabracken der Jagdelefanten funkelten.

Allen voran ritt der Radſcha, ein hoher, gebieteriſch blickender Mann von etwa fünfzig Jahren, auf einem ganz weißen, fleckenloſen Hengſt, deſſen ſchöner Kopf übermütig ſchaukelnd ſich bewegte. Die Kinnkette des Tieres, der Zügel, der Mähnenſchmuck und die Steigbügel, alles war von feinem purpurroten Leder geflochten und mit kleinen Diamanten beſäet; rote Schleifen hingen an den Mähnenzöpfen und ſchmückten die Satteldecke voll ausgeſuchter Seidenſtickerei. Ebenſo prachtvoll wie die Ausrüſtung des Pferdes, war auch die des Reiters. Der Radſcha trug ein weißes reichgeſticktes Obergewand aus dem feinen, köſtlichen Gewebe von Kaſchmir, eine breite, viermal die Bruſt umſpannende goldene Kette mit großen Diamanten, einen eben ſolchen Gürtel und den dreiſpitzigen Hut mit dem rückwärts gebogenen Goldknopf. In der Hand hielt er eine koſtbare Reitpeitſche, von deren oberem Ende ein ähnlicher Federbuſch flatterte, wie ihn auch ſein Pferd auf der Stirn trug.

Hinter ihm folgten, meiſt auf Elefanten, alle reich geſchmückt, noch etwa zwanzig vornehme Indier, die wohl ſeine Gäſte waren und mit ihm das Jagdvergnügen genießen wollten. Ziemlich erſtaunt machten ſie Halt, während der Radſchah den Anführer der Reiter zu ſich rief.

Geſenkten Hauptes, in demütiger Haltung ſprach der Mann mit dem gebietenden Herrn, dann winkte ihm dieſer und entließ ihn ſehr gnädig. Bazin-Emu billigte offenbar, daß ſeine Leute lieber vier Menſchen vom ſicheren Tode errettet, als ein Rudel Antilopen aufgetrieben hatten.

Jetzt aber ſollte letzteres nachgeholt werden; der Anführer ordnete ſeinen Zug, befahl der Reiſegeſellſchaft, den Elefanten zu beſteigen und ſich dem Gefolge des Fürſten anzuſchließen, dann ſprengte er mit den Jägern davon.

Dſchumbos Wunden waren ſoweit geheilt, daß er alles tragen konnte, die vier Perſonen und die Schlangenkörbe; Houdin befeſtigte ſchleunigſt die Leiter und fort ging es, den Treibern nach, die ſehr bald einen Antilopenſtand gefunden hatten.

Als aber das Hornzeichen ertönte, wunderte ſich Richard, unter den Jägern keinerlei Aufregung zu bemerken, ja, als er recht genau hinſah, entdeckte er, daß ſogar die Waffen fehlten. Im ganzen Zuge befand ſich keine einzige Kugelbüchſe.

„Wird denn nicht geſchoſſen?“ fragte er den Elefantenführer.

„Nein. Der Leopard fängt die Antilope.“

„Der Leopard?“ wiederholte Richard. „Ich habe dich wohl nicht verstanden, Hondin.“

„Ja doch, — ein zahmer Jagdleopard befindet sich in einem jeden Kasten, den da vor uns die Kamele auf ihren Rücken tragen.“

Richard schwieg, weil Hondin plötzlich zerstreut und aufgeregt schien; er wechselte mit dem Zauberer einen bezeichnenden Blick und dann sahen beide hinüber zu einem Manne, der im Gefolge des Fürsten ritt.

Ein kurzer Gruß wurde zwischen den dreien gewechselt.

Wie der Blitz durchzuckte es Richards Seele, daß er dies finstere kalte Gesicht, diese stolze Haltung schon einmal gesehen haben müsse. Aber wo?

„Du,“ fragte er leise, „Oskar, kennst du den Mann da, mit dem grünseidenen Oberkleide, den dritten in der Reihe?“

Oskar sah hinüber. „Nein,“ antwortete er.

Und dann hatte Richard schon gefunden, was er suchte. Vor den Augen seiner Seele stand die Begegnung unter dem Schirmbaum, nahe der Eingebornenstadt von Bombay. Der Reiter war der, mit welchem zusammen Hondin und Tippoo jene seltsame Feierlichkeit begingen, der das silberne Bild der Bhawani, der Göttin Kali, unter dem Gewande trug.

Lautschmetternd gaben in diesem Augenblick die Hörner das Zeichen zum Angriff. Richard behielt für jetzt keine Zeit, über die Person des Fremden weiter zu grübeln.

VI.

Horntöne erklangen von allen Seiten zugleich, ein Krachen und Knacken der Gebüsche bewies die Eile, mit welcher sich lebende größere Wesen durchdrängten, und dann wurde es plötzlich still. Wie auf Befehl hielt die Jagdgesellschaft; mit flinken Händen lösten die Diener das Lederzeug der Holzkästen, welche auf den Rücken der Lasttiere befestigt waren.

Ein nie gesehenes Bild bot sich den Blicken der beiden Deutschen. Auf einer niederen Anhöhe, nur halben Leibes aus dem hohen Grase hervorragend, stand zitternd, dicht gedrängt eine Anti-

lopenſchar. Der Leitbock hob den Kopf in die Luft und witterte bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, — er ſtieß einen klagenden Ton hervor, einen leiſen, traurigen Laut, der zu ſagen ſchien: „Es iſt alles verloren.“

Dichter und dichter ſcharte ſich die Herde um ihren Anführer.

Von den Jägern wurde der Vorgang mit äußerſter Spannung beobachtet, aber keiner regte ſich, um handelnd einzugreifen. Alle dieſe Elefanten und edlen, prachtvoll aufgezäumten Pferde ſtanden unbeweglich wie Marmorbilder.

Jetzt hatten die Diener ihre Kaſten geöffnet. Zwei zahme Leoparden, ſchweifwedelnd, unterwürfig wie Hunde, aber mit den falſchen, mordluſtigen Blicken ihres Geſchlechts, ſogen gierig die Luft ein; geräuſchlos ſchleichend verſchwanden ſie im nächſten Augenblick unter den dichten grünen Wellen des überall aufſchießenden Graſes.

Für den Augenblick hätte kein Unbefangener das geringſte Vorzeichen eines Überfalles entdecken können, allmählich aber veränderte ſich der Anblick. Unter den Antilopen entſtand eine lebhafte Unruhe, ſie ſprangen bald hierhin, bald dorthin, endlich wie geſcheucht den Hügel hinab, nach der entgegengeſetzten Seite.

Aber noch hatte ſich das letzte der geängſteten Tiere dieſer allgemeinen Flucht nicht anſchließen können, als ſchon das erſte kehrt machte und in ſchnellen Sprüngen den Hügel wieder zu erreichen ſuchte.

Hundegebell und Hörnerſchall drangen herüber, — die ſchönen wehrloſen Antilopen mit den bittenden, menſchlich ausſehenden Augen waren umzingelt.

„Eine abſcheuliche Art zu jagen,“ flüſterte Oskar in deutſcher Sprache.

„Empörend! Als wenn der Schinder einen kranken Hund einen Stein bringen läßt, um dann den Betrogenen mit einem Beilhieb zu erlegen. Pfui!“

„Dort unten ſchleicht ſich einer der Leoparden heran; ich ſehe es an den flutenden Bewegungen des Graſes.“

„Und die armen Antilopen ſehen es auch, — ach, wie ſie zittern, wie ſich die kleinen Kälber an die Ricken drängen!“

Auf zwei Punkten zugleich brachen jetzt die Leoparden aus dem hohen Graſe hervor; einer derſelben warf ſich mit ſolcher Wucht gegen den Leitbock, daß dieſer taumelte und fiel, worauf ihm das Raubtier die Kehle zerbiß und heißhungrig das Blut aus dem noch zuckenden Körper ſog, — der andere hatte das erkorene Opfer

verfehlt, laut ſchreiend ſtürzte es ſinnlos vor Furcht davon, der bellenden Meute entgegen, kehrte um, als Menſchen und Hunde vor ihm auftauchten, flog in einem Seitenſprung, den nur die Todesangſt ausführen konnte, über den Körper des Verfolgers hinweg und wieder bis an die Reihen der Jäger, wo es von ſeinem Schickſal ereilt wurde. Der Leopard, an Schnelligkeit der Antilope bei weitem überlegen, hatte ſeine ſtählernen Muskeln angeſpannt und war, kaum den Boden berührend, nachgeſprungen, — jetzt ſchlug er ſeine Pranken in die Bruſt des Bockes und durchbiß mit einem einzigen Ruck deſſen Kehle.

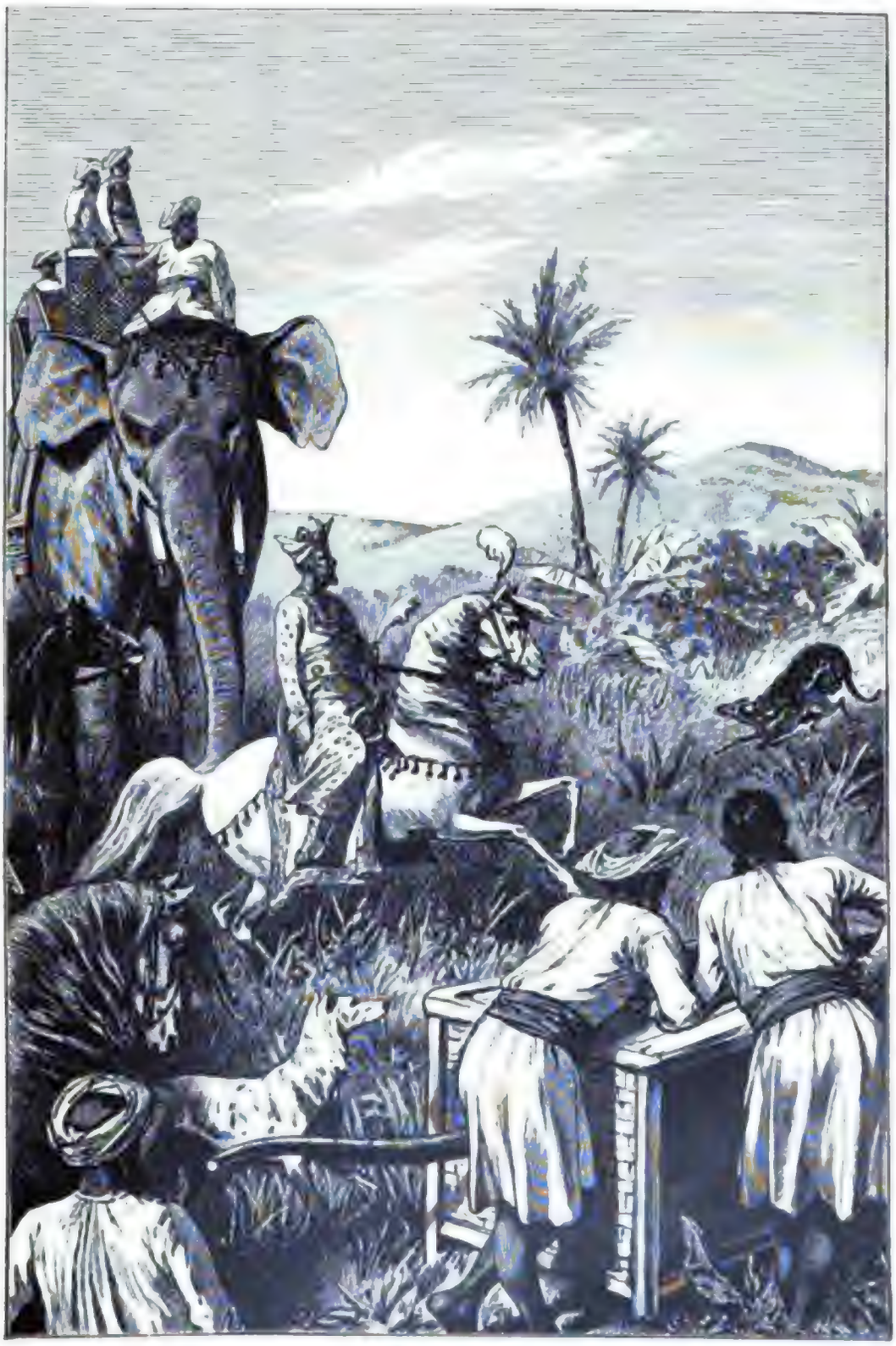
Auf den Augenblick dieſes doppelten Sieges ſchienen die Diener des Radſcha gewartet zu haben. Ohne die Herde weiter zu beachten, liefen ſie, ſo ſchnell es ihre Kräfte erlaubten, zu den beiden Leoparden und riſſen die Tiere von ihren Opfern. Ein Schnitt trennte den Kopf des Bockes vom Rumpfe; der Raubkatze wurde, ähnlich wie es dem zahmen Jagdfalken geſchieht, eine dicke Kappe über den Kopf geſtülpt und dann, um das Sträuben der kräftigen Glieder zu bewältigen, ein ſonderbares Mittel angewandt.

Einer der Diener fing in einem Blechgefäß das dampfende Blut der Antilope und hielt dies dem Leoparden, der nichts zu ſehen vermochte, unter die Naſe. Augenblicklich folgte das Tier an der Leine ſeinem Führer, — es glaubte, ſich auf der Fährte des Bockes zu befinden.

Während dieſes kurzen Vorganges hatte ſich natürlich die geſamte Herde durch die von der Jagdgeſellſchaft abſichtlich offen gelaſſene Lücke Hals über Kopf geflüchtet, keineswegs aber zufällig oder gegen den Willen der Jäger, ſondern indem man die armen Geſchöpfe ſcheinbar freiließ, um von einem anderen Punkte, in neuer Umgebung und unter neuen Zufälligkeiten die Jagd, — richtiger die Abſchlachtung Wehrloſer! — nochmals zu beginnen.

Als die Dienerſchaft an dem Radſcha und ſeinen Gäſten vorüberkam, regnete es Rupien, die mit lebhaften Dankesäußerungen vom Boden aufgehoben und wofür die Füße der Reiter demütig geküßt wurden.

Der Zug ſetzte ſich abermals in Bewegung, jetzt gefolgt von einer Schar ungebetener Gäſte, die krächzend und kreiſchend, angelockt vom Blutgeruch, durch die Luft ſegelten und ſich rauſchend herabſenkten, als die Reiter hielten. Große Geier, Adler, Raben und Habichte, alles wollte ſeinen Anteil fordern, alles folgte mit raubluſtigen Blicken, ſich untereinander verjagend und bekämpfend,



Der Radſcha auf der Antilopenjagd.

„Einer der Leoparden warf ſich mit ſolcher Wucht gegen den Leitbock, daß dieſer taumelte und fiel.“

Digitized by Google

der Gesellschaft, bis wieder Horntöne meldeten, daß die neue Umzingelung gelungen sei und daß sogleich die Antilopen in Sicht kommen würden.

Der Leopard besiegte auch diesmal, wie immer, den Leitbock, aber die Beute ging verloren. Kaum hatte sich der Jäger mit dem vermummten Raubtier an der Leine entfernt, als ganze Schwärme großer Vögel den bei der erlegten Antilope gebliebenen Mann überfielen und nach kurzem Widerstande in die Flucht schlugen. Ihrer fünfzig oder noch mehr bedeckten sie den Körper des Wildes, rissen ganze Stücke Fleisch heraus und erhoben, so oft der Jäger einzuschreiten suchte, ihre mächtigen Schnäbel derartig drohend, daß er den Kampf aufgab und davonlief.

Die Herren lachten, aber sie entschädigten den vor Zorn bebenden Mann durch reichliche Trinkgelder für die erlittene beschämende Niederlage, — dann kamen auch die Kugelbüchsen, welche einige der Diener mit sich führten, zur Anwendung.

Es wurde immer blindlings in den kreischenden, flügelschlagenden Schwarm hineingeschossen; die Wahlstatt triefte von Blut, halbgetötete Vögel wälzten sich schreiend am Boden, andere flogen, Blutstreifen hinter sich zurücklassend, in die nächsten Gebüsche, kurz, der ganze Auftritt war nur eine Fortsetzung desselben Abschlachtens, das auch der Leopard vornahm. Oskar und Richard wandten sich voll Widerwillen ab, sie dankten dem Himmel, als der Radscha die Jagd für beendet erklärte und nach mehreren Stunden der Heimweg angetreten wurde.

„Jetzt kommt eine Zeit des Ausruhens," blinzelte Tippoo. „Wir werden gut essen und trinken und, so es die Götter wollen, auch ein schönes Stück Geld verdienen."

„Habt ihr Kranke im Schlosse, mein Freund?" fragte er einen neben Dschumbos stattlicher Person auf einem Pferde des Weges reitenden Diener. „Gibt es Arbeit für mich?"

„Viel!" nickte der junge Mensch. „Tukallah hat das böse Fieber, und der alte Zebo, der Kuhhirt, ist ganz blind."

Tippoo rieb sich die Hände. „Schön, schön," murmelte er, „sehr schön. Es sind viele Fremde im Schlosse, nicht wahr?"

„Sehr viele. Manche, die zu den heiligen Waschungen nach Benares ziehen, andere, die nur mit dem Radscha in Freundschaft stehen, auch mehrere Brahminen."

Tippoo und Hondin wechselten wieder einen ihrer schnellen

Blicke, Richard ſah es und erſchrak heimlich. Irgend etwas verſchwiegen die beiden doch.

Vielleicht Angelegenheiten ihrer Religion, Privatſachen, denen nachzuforſchen unbeſcheiden geweſen wäre. Richard ſuchte die Gedanken darüber zu vergeſſen, er wurde auch von denſelben abgezogen, als das Schloß des Fürſten erreicht war und ſoviel Pracht, ſoviel nie Geſehenes ſeinen Blicken begegnete.

Alles von Stein, alles mit Doppelreihen wundervoller Säulen umgeben, mit Schnitzwerk und Bildhauerarbeiten überfüllt. Turm an Turm, alle vierſtöckig, alle einzeln ſtehend, mit kleinen ſchwebenden Brücken verbunden, über und über verziert und verſchnörkelt in leichter anmutiger Schöne, hoch emporragend, ſchlank und vornehm. Drei Flügel beſaß das Schloß, eng gedrängt nebeneinander, von gewaltigen Mauern umgeben, durch hohe dunkle Thore verbunden, eine kleine Stadt für ſich, während hinter dem rieſigen Bauwerk weitgedehnte Gärten einen ſtillen Schwanenteich umſchloſſen. Die Blumen aller Himmelsgegenden blühten hier; im Freien und in Glashäuſern wuchſen die Früchte der ganzen Erde. Es war eine wahrhafte Feſte und ein Paradies zugleich, das Schloß des indiſchen Fürſten.

In breiter Vorhalle lagerten Scharen von religiöſen Bettlern, die hier während eines großen Teiles des Jahres umſonſt geſpeiſt wurden; Diener und Dienerinnen ohne Zahl belebten alle Räume; ernſte Prieſtergeſtalten bewegten ſich unter den Gäſten, und Götterbildniſſe ſchmückten jede Niſche.

Richard und Oskar glaubten ein morgenländiſches Märchen mit wachen Sinnen zu erleben; ſie, die bisher nur die Armut der ländlichen Bevölkerung kennen gelernt hatten, ſahen jetzt von Angeſicht zu Angeſicht jenen rieſenhaften, beinahe unbegrenzten Reichtum, aus deſſen Fülle ja die bekannte Bezeichnung „Indiſcher Nabob“ entſprungen iſt. Licht und Wärme, volle berauſchende Farbenpracht überall; ein Glanz, der das Auge blendete und den Sinnen ſchmeichelte, — Schöneres konnte es unter der Sonne nicht geben.

Die vier Wanderer erhielten ein hohes kühles Zimmer zu ebener Erde, gute Betten und gute Verpflegung; ſie ſchliefen an dieſem erſten Abend wie übermüdete Menſchen, ohne die Herrlichkeiten der Umgebung beſonders zu beachten, erſt am folgenden Morgen begann für den Zwerg eine Unterſuchung aller Krüppel und Kranken, die in einem der weitläufigen Höfe ihre verſchiedenen

Gebrechen dem Wunderdoktor klagten, während Hondin nirgends zu erblicken war und die beiden Deutſchen den wahrhaft märchenſchönen Garten nach Herzensluſt durchſtreiften.

Der Radſcha hatte ſie ſich vorſtellen laſſen, ſie über ihre Schickſale befragt und dann gnädig die jungen Abendländer dem Schutze ſeiner hohen Gemahlin empfohlen, ſo daß ſie ſchon nachmittags von Kopf zu Füßen in neues feines Leinen gekleidet einhergingen und auch breitrandige Strohhüte erhalten hatten. Ach, es war ſo wohlig, ſo angenehm, mitten aus den Gefahren und dem Mangel der Wildnis heraus in ein Paradies des Überfluſſes verſetzt zu ſein, die Bequemlichkeit zweier Welten zu genießen und für kurze Zeit ganz frei, ganz ungebunden nur herumzuſchwärmen, nach Laune zu kommen und zu gehen, wie es eben der Augenblick will.

Der Schwanenteich war das ſchönſte des ganzen prachtvollen Gartens. Eine Steinmauer umgab ihn von allen vier Seiten, breite Treppen führten hinunter, kunſtvoll angelegte Grotten aus Stein, mit den ſchönſten Blattpflanzen geſchmückt, erhoben ſich gleich natürlichen Felſen, aus deren innerſter Mitte ein Waſſerfall rauſchend herabſchoß und die ſilbernen perlenden Schauer nach allen Seiten trieb. Ganze Scharen weißer zahmer Schwäne bevölkerten das naſſe Element, Blumen rankten über die Einfaſſungen und tauchten purpurne und weiße Kelche in die ſchimmernde Flut, während aus allen Gebüſchen hervor die Stimmen der gefiederten Sänger erklangen.

Springbrunnen und Götterbilder, Luſthäuschen, Gehege mit zahmem Wild, große Vogelhecken, alles wechſelte in mannigfacher Form, ſo daß Oskar und Richard nicht wußten, wohin ſie ſich zuerſt wenden ſollten. Von jeder Richtung her lockte irgend ein Genuß.

„Laß uns zuerſt in die Grotte klettern,“ ſchlug Richard vor. „Wir haben dann von oben herab den Rundblick über das ganze Bild.“

Sie ſtiegen eine Treppe hinauf, überſprangen verſtreut liegende Steinblöcke, durch deren Fugen das Waſſer brauſend und ſchäumend hinabſtürzte, und gingen langſam durch ſchmale Wege zwiſchen Steinwänden bis zur höchſten Höhe. Eulen in Felſenkäfigen ziſchten ihnen entgegen, Füchſe und Katzen, — herrlicher und immer herrlicher geſtaltete ſich die Ausſicht.

Wie ein breites Silberband lag unter ihren Füßen der Waſſerfall mit ſeinen ſtäubenden, von mannshohen Gewächſen durch-

flochtenen Wellen, der Garten und der See, während das Schloß selbst den Hintergrund der malerischen Landschaft bildete.

Die beiden jungen Leute waren dem gewaltigen Eindruck gegenüber stumm; langsam wanderten sie der Höhe entgegen.

Ganz oben auf dem Gipfel des künstlichen Felsens befand sich eine überdachte Fläche, eine Art von steinerner Laube, wo Bänke standen und zur Ruhe einluden, dahin lenkten sie ihre Schritte, in einiger Entfernung stand jedoch Oskar plötzlich still. „Da oben spricht jemand," flüsterte er. „Sollen wir weiter gehen?"

„Weshalb nicht? Der Radscha selbst hat es uns erlaubt."

„Das ist allerdings wahr."

Sie näherten sich dem tempelartigen, von sechs Steinsäulen getragenen Bau und sahen nun, daß auf einer der Bänke ein Fremder saß, während ein anderer Mann in ziemlich scheuer, ja ehrerbietiger Haltung vor ihm stand, — Hondin.

„Das ist der Unbekannte von jenem Abend in Bombay!" dachte Richard. „Was haben die beiden miteinander?"

Aber er sprach es nicht aus, sondern ging langsam weiter; die beiden Männer da oben hatten von den jungen Leuten noch nichts bemerkt, jetzt sprach der Fremde mit lauter befehlender Stimme.

„Du mußt es," sagte er, „du kannst nicht mehr zurück."

Hondin schüttelte den Kopf, was er aber antwortete, das hörten sie nicht vor einem plötzlichen Schrecken, der unsere Freunde überfiel, ehe sie sich dem Tempel noch um wenige Schritte genähert hatten. Zu den Füßen des Unbekannten, halb verborgen von einer Gruppe hoher Blattgewächse, lag ruhig schlummernd nach Katzenart ein ausgewachsener großer Königstiger, der weder die Gegenwart Hondins noch das Kommen der beiden jungen Leute im mindesten beachtete, sondern nur allenfalls ein wenig blinzelte, im übrigen aber regungslos auf seinem Platze liegen blieb.

Im gleichen Augenblick wandte der Mahaut den Kopf. „Kommt ruhig näher," sagte er, „der Tiger ist zahm."

Aber unsere Freunde zögerten doch. „Geht er denn immer frei umher, Hondin," fragte Richard.

„Immer. Er gehört diesem Herrn da."

Die jungen Leute grüßten höflich den vornehm gekleideten Fremden, gingen dann aber, um nicht zu stören, nach wenigen Minuten auf demselben Wege zurück und zwar nicht ohne gelegentlich hinter sich zu sehen. Ein Königstiger, der wie ein Hund

seinem Herrn nachlief, das war doch auf alle Fälle etwas unheimlich.

„Wenn wir das einmal in Hamburg erzählen werden," lächelte Oskar, „ob man es uns glaubt?"

„Ob wir je wieder dahinkommen?"

„Mein Gott, was fällt dir plötzlich ein? Sonst hatteſt du immer Mut für uns beide!"

„Den habe ich auch heute noch, aber — man muß nicht vorausrechnen."

Richard beſchäftigte ein Gedanke, über den er hin und her grübelte. Hondin war ſein Mayardar, er hatte, um der ſonderbaren einheimiſchen Ehrenpflicht zu genügen, einen feierlichen Eid geleiſtet, jede Frage beantworten, jedem Befehl gehorchen zu wollen. Sollte er ſich jetzt einfach vor ihn hinſtellen und ſagen: „Mahaut, wer iſt der Mann mit dem Tiger und was habt ihr zuſammen? — ich will es wiſſen!"

„Ja," dachte er, „ja, das wird das beſte ſein."

Im nächſten Augenblick aber ſchwankte auch der Entſchluß ſchon wieder. Hieß es nicht, Hondins Privatangelegenheiten berühren, ſich unbeſcheiden eindrängen in ſeine Verhältniſſe? — Und namentlich, hieß es nicht, die Kenntnis jenes Opferfeſtes in Bombay verraten?

Nein, er konnte unmöglich den ſtillen traurigen Mann ſo verletzen. Unmöglich, es wäre eine Feigheit geweſen, da jener durch ſeinen Eid gebunden war.

Und ſo gab er ſeufzend den Gedanken auf. Als er und Oskar durch den Garten gingen, kam ihnen der Unbekannte ſchon nach, gefolgt von dem Tiger, welcher wie ein Hund nebenhertrabte — der Elefantenführer war nicht zu ſehen.

Nachmittags ſollte im äußeren Schloßhofe zum Ergötzen der Gäſte ein Zweikampf zwiſchen ausgewachſenen männlichen Rhinozeroſſen ſtattfinden, dafür wurde ſchon jetzt alles vorbereitet, namentlich der Platz geebnet, ſämtliche darauf liegende größere und kleinere Gegenſtände entfernt und die Eingangsthore wohl verſchloſſen.

Eine einzige Thür führte in einen beſonderen feſten Turmbau des Schloſſes, von dem Epheu und andere Schlinggewächſe wie eine grüne Matte herabfielen und deſſen Oberteil in Abſtufungen zurücktrat. Steinſitze, mit golddurchwirkten Polſtern bedeckt, zogen ſich ganz bis zur Spitze, Blumengewinde hingen zwiſchen den Pfeilern, bunte geſtickte Fahnen bauſchten im Wind ihr Purpur- und Gold-

gewebe. Nach und nach füllten ſich die Plätze; in den vorderen Reihen ſaßen die Damen, hinter ihnen die Herren; wie ein Blumenbeet glänzte der Vorbau, deſſen Rückſeite gegen die ſteinernen, von Niſchen und tiefen ſchattigen Thoren durchbrochenen Schloßwände ſtieß.

Weißgekleidete Diener reichten Erfriſchungen oder fächelten hinter den Sitzplätzen ſtehend, den Gäſten Kühlung zu, während unten im Hofe mehrere Rhinozeroswärter Aufſtellung genommen hatten. Noch waren die Beſtien nicht freigelaſſen, jetzt aber öffnete einer der Männer die Thür unter dem Vorbau und ein weiter leerer Vorraum wurde ſichtbar. Nachdem er einen zweiten Eingang erſchloſſen, ſtürzte ſich ein großes Rhinozeros hinaus auf den Hof, warf mit dem Horn den Sand auf und brüllte, als wiſſe es bereits, was jetzt folgen werde.

Von den Zuſchauern flogen Bänder und Blumen dem gepanzerten Ringkämpfer zu. „Da iſt Saſſo!“ riefen die Herren. „Hurra, alter Kerl. Halte dich tapfer!“

Die ungeheure, nicht zu ſchildernde Häßlichkeit des Tieres wurde nur übertroffen von ſeiner Wut. Es ſtieß gegen die Mauern, es preßte den rieſenhaften Körper an dieſelben, als wolle es ſie niederreißen; ſein Gebrüll klang wie eine Herausforderung auf Tod und Leben.

In dieſem Augenblick erſchien das zweite Rhinozeros. Es trat bedächtig hinaus auf den freien Platz, hob den Kopf und blickte zu den Zuſchauern hinauf als wolle es fragen: „Seid ihr alle da, um mich ſiegen zu ſehen?“ Dann erſchütterte ſein Gebrüll wie ferner Donner die Luft.

Ein Händeklatſchen empfing den Dickhäuter, man lachte und ſpendete auch ihm die kleinen Geſchenke, welche ſein Nebenbuhler erhalten. „Moh-Moh bleibt Sieger!“ riefen einige der anweſenden Gäſte. „Er hat die meiſten Kräfte!“

„Aber weniger Feuer, weniger Kampfluſt!“

„Einerlei, ich wette hundert Rupien für Moh-Moh!“

„Ich ebenſoviel für Saſſo!

„Das Geld iſt ſo gut wie verloren. Moh-Moh ſtreckt ſeinen Gegner in den Sand.“

Andere beteiligten ſich an der Wette, ſie wurde vorgemerkt, man ſtritt hin und her, man ereiferte ſich für ſeine Anſicht. Die beiden Rhinozeroſſe, welche, auf den Zweikampf geſchult, in keiner indiſchen Hofhaltung fehlen, die plumpen häßlichen Geſellen erregten eine

ebenſo leidenſchaftliche Teilnahme, wie ſie in Spanien den Stierkämpfen, in England und Deutſchland den Wettrennen geſpendet wird.

Alle Geſichter zeigten die geſpannte Erwartung; man vergaß jede andere Angelegenheit, ſogar die Herren ihren Betel, die Damen ihre Früchte und Süßigkeiten, — nur um die beiden Dickhäuter zu beobachten.

Die Thür zum Stalle fiel raſſelnd ins Schloß, nur noch zwei Wärter befanden ſich in dem weiten, rings von einer Steinmauer umgebenen Hofe. Einer war vom Kopf bis zu den Füßen rot gekleidet, der andere blau; ganz demgemäß beſtanden auch die Bänder und Blumen, welche von den Zuſchauerbänken herab den beiden Tieren geſpendet wurden, ausſchließlich aus dieſen Farben, — Saſſo hatte rot, Moh-Moh blau.

In der vorderſten Reihe der Gäſte befand ſich ein junges Fürſtenpaar aus Kaſchmir, unermeßlich reich, erſt ſeit kurzer Zeit verheiratet und auf einer Reiſe nach Europa begriffen; die Fürſtin hatte auf Saſſos Sieg gewettet, der Fürſt auf den ſeines Gegners. Während ſie eine prachtvolle purpurne Granatblüte hinabwarf in den Raum, brach ihr Gemahl eine blaue Glockenblume für Moh-Mohs plumpen Kopf, — man lachte und ſcherzte, man freute ſich des Augenblickes, wie dies eigentlich nur Südländer, und unter ihnen am meiſten die unbefangenen Naturkinder, ſo recht von Herzen verſtehen.

Der Zweikampf ſchien jetzt beginnen zu wollen. Die beiden Wärter, jeder mit einem gefüllten Waſſereimer in der Hand, hielten ſich immer in der unmittelbaren Nähe der Umfaſſungsmauer, an deren glatter Fläche hier und da eiſerne Haken angebracht waren, um im Fall einer Verfolgung den Leuten als Treppe zu dienen. Die Bösartigkeit und völlige Unzähmbarkeit der Rhinozeroſſe macht dieſe Vorſichtsmaßregel unentbehrlich.

Saſſo brüllte herausfordernd, er warf Sand in die Luft und ſcharrte mit dem Vorderfuß, während Moh-Moh ſich begnügte, jenen im Auge zu behalten und um ihn herumzugehen wie die Katze um den heißen Brei. Immer enger wurde der Kreis, den das gewaltige Tier beſchrieb, immer heftiger Saſſos Zorn. Er ſah ſich genötigt, die Drehungen des anderen mitzumachen, das verdroß ihn offenbar auf das äußerſte, — mit weit vorgeſtrecktem Rachen brüllte er bald nach rechts, bald nach links.

Von den Zuſchauern herab ermunterten ihn lebhafte Zurufe.

„Sasso, du mußt ausfallen! Gib es ihm, gib es ihm, laß dich nicht zum besten haben!“

Die junge Fürstin von Kaschmir hatte es gerufen; ihr Gemahl wiegte lächelnd den Kopf. „Sasso, mein Alter, laß dich nicht in tollkühne Unternehmungen ein, ich rate dir Gutes! Meine holde kleine Frau versteht nichts von der Kriegskunst, sie — —“

„Da hast du es!“ unterbrach er sich laut lachend. „Ein anderes Mal mißtraue in den Angelegenheiten des Zweikampfes den Ratschlägen schöner Frauen! — Hoho, Sasso, das war aber ein empfindlicher Ärger!“

Das Rhinozeros, wütend gemacht durch den besonnenen Gegner, hatte es plötzlich versucht, jenem in die Seite zu fallen, aber Moh-Moh wich gewandt zur Seite und nun schoß Sasso, von der Gewalt des versuchten Stoßes getrieben, in rasender Eile durch den ganzen Raum, bis sein plumper Kopf gegen die Mauer rannte, so daß er taumelte.

Gelächter, Zischen und Händeklatschen von den Bänken der Zuschauer begleitete diesen Vorgang. „Sasso, Sasso,“ rief die Fürstin, „nimm dich zusammen!“

„Moh-Moh!“ neckte ihr Gemahl, „du wirst doch zur rechten Zeit aufpassen?“

Auch Oskar und Richard sahen mit gespannter Aufmerksamkeit dem Kampfspiel zu. Sie standen neben dem Vorbau auf einer vorspringenden Mauer und beobachteten in Hondins Gesellschaft den Zweikampf der beiden grauen Riesen. Alles war heute Fröhlichkeit und Leben, nur der Mahaut blickte noch düsterer als sonst, meist sogar ins Leere, ohne die beiden Dickhäuter zu sehen. Irgend ein trüber Gedanke mußte seine Seele beschäftigen.

Unten im Kampfraum hatten indessen die Wärter ihre Plätze an der Mauer verlassen. Sie näherten sich den Dickhäutern, die jetzt ganz nahe nebeneinander standen und die Köpfe gesenkt hielten. Eine plötzliche Schwenkung der Bambusgefäße brachte den kalten Wasserstrahl den Tieren gerade ins Gesicht.

Die Wirkung war eine überraschende. Beide Rhinozerosse brüllten vor Wut, sie rieben ihre Hörner klappernd aneinander, wie es erboste Ochsen zu machen pflegen, dann erfolgte der erste Stoß der weit vorgestreckten Köpfe, der Anprall, bei dem die Erde dröhnte.

„Auf! Auf!“ riefen alle Stimmen zugleich. „Auf, Sasso! — Vorwärts, Moh-Moh, vorwärts, alter Junge!“

Rote und blaue Fahnen wurden durch die Luft geſchwenkt, mehr und immer mehr Waſſer über die Köpfe der Tiere gegoſſen und nun war die Wut, die äußerſte Leidenſchaft derſelben vollſtändig erregt. Ein Stoß von Saſſos Horn hatte Moh-Mohs Rachen getroffen und ihm die Lippen zerriſſen, er blutete heftig, aber ſein Gebrüll bewies, daß die ungeheure Körperkraft, über welche er verfügte, noch völlig ungebrochen war. Stoß an Stoß drängte den Gegner bis an die Steinwand, Moh-Moh verfuhr planmäßig wie der Fuchs, wenn er zuerſt den Hahn erwürgt, um das Kikeriki desſelben zum Schweigen zu bringen, er zwang ſeinen Feind, rückwärts zu gehen und als die Mauer erreicht war, preßte er ihn nach der bekannten Kampfesweiſe der Rhinozeroſſe ſeitwärts mit ſolcher Wucht gegen die Steine, daß Saſſo vermutlich ſeine Rippen krachen fühlte, denn der Schrei, welchen er jetzt ausſtieß, war mehr kläglich als drohend, er ſchien um Gnade zu bitten.

„Hurra, hurra für Moh-Moh!“

Der Lärm wurde betäubend, das Händeklatſchen und Jubeln immer ſtärker, je lauter Saſſo vor Schmerz brüllte. Auch der Radſcha beteiligte ſich an der allgemeinen Feſtfreude, heimlich aber gab er doch dem Wärter Moh-Mohs einen Wink, das raſend gewordene Tier von ſeinem bedrohten Gegner zu trennen. Die Erziehung eines ſolchen Kämpfers koſtet Jahre voll Mühe und Geduld, Bazin-Emu wollte daher nicht gern eines ſeiner beiden geſchulten Rhinozeroſſe verlieren; er fürchtete für Saſſos Leben und hielt es geraten, ihm zu Hilfe zu eilen.

Minutenlang zögerte der Wärter. Er mochte wohl wiſſen, welcher Gefahr er entgegenging, aber hinter ihm ſtand auch die Strafe für den Ungehorſam, — nach kurzem Schwanken näherte er ſich mit einer Eiſenſtange und ließ dieſelbe dröhnend auf Moh-Mohs breiten Rücken niederſauſen.

Sogleich vergaß dieſer ſeinen erſten Gegner. Während Saſſo taumelnd in den Sand fiel, ſtürzte ſich Moh-Moh ohne einen Augenblick zu verlieren auf den neuen Angreifer, der indeſſen dieſe Wendung vorhergeſehen haben mochte und blitzſchnell die Flucht ergriff. Er rannte quer über den freien Platz bis unter die Stufen des Vorbaus, um an der Thür zum Zwinger emporzuklettern, wie das früher ſchon häufig geſchehen war. Aber ſein Schickſal ereilte ihn vor dem rettenden Hafen, das Rhinozeros war ſchneller als er, — ein Stoß mit dem Kopfe ſtreckte den unglücklichen Menſchen in den Sand.

Ein Schreckensschrei wiederhallte ringsumher, — Moh-Moh hob den Kopf, um mit dem gefährlichen Horne den Daliegenden zu spießen.

Der Wärter schien dem sicheren Tode verfallen.

Aber im gleichen Augenblick nahte die Rettung. Der jugendliche Fürst von Kaschmir sprang mit einem einzigen Satz über die Brüstung hinweg in den Kreis, riß das weiße goldgestickte Obergewand von den Schultern und warf es auf Moh-Mohs Kopf, ehe dieser Zeit behielt, sich gegen den unerwarteten Widersacher zu kehren. Ein paar gedankenschnelle Bewegungen der Hand wickelten das schmiegsame Seidengewebe um Rachen und Horn, so daß die Bestie vollständig geblendet in toller Wut den Sand aufwarf, während der Fürst den bewußtlosen Wärter ergriff und ihn seinen herbeieilenden Genossen in die Arme legte. Dann erst schwang er sich, ebenso leicht und anmutig wie vorhin, wieder auf die Mauer und von dort auf den Vorbau.

Ein Beifallsjubeln, das wie das Brausen des Meeres die Luft zerriß, ein stürmisches anhaltendes Freudengeschrei belohnte die tapfere That. Mut und keckes Wagnis erobern dem Manne jederzeit die Herzen, so auch hier. Die Männer drückten des jungen Fürsten Hand, die Frauen überschütteten ihn mit Blumen, — nur eine weinte, seine eigene kleine Frau.

„Du hättest getötet werden können," stammelte sie.

Er lachte. „So leicht nicht, du liebe Ängstliche. Ich habe schon manche Rhinozerosjagd mit durchlebt, — die plumpen Gesellen sind prächtig zu überlisten. Aber jetzt," fügte er hinzu, „muß ich mich wohl zunächst nach einer anderen Hülle umsehen. Mein tapferer Moh-Moh wird mir die, welche sein Horn schmückt, kaum wieder abliefern."

Die junge Fürstin hielt ihn an der Hand fest. „Höre, Habad!" sagte sie halblaut.

„Nun, Anarkalli, mein Liebling?"

„Höre, wenn Sasso gewonnen hätte, müßtest du mir jetzt hundert Rupien bezahlen!"

„Mittlerweile liegt er aber da unten im Sand und schnauft zum Steinerbarmen!"

„Das sehe ich wohl, aber — du könntest es dennoch thun. Nimm an, ich hätte auf Moh-Moh gewettet."

Man lachte und der glückliche junge Sieger nicht am wenigsten. Seiner Frau eine seidene goldglitzernde Börse in die Hand drückend,

ſagte er wohl, daß das eine ſchmähliche Überrumpelung ſei, aber er nickte ihr zu, als ſie ſich erhob um die Reihen zu verlaſſen, er wußte, was ſie wollte und die übrigen Gäſte wußten es auch.

Der Wärter war nur von dem Stoße betäubt, aber nicht verwundet; ein Fläſchchen, das ihm Tippoo, der große Heilkünſtler, unter die Naſe hielt, brachte ſeine ſchlummernden Lebensgeiſter ſchnell zurück, dann aber kam für den Erſchreckten des Daſeins ſeligſte Stunde.

Die Fürſtin legte ihm ihres Gemahls Börſe in die Hände, andere folgten nach, auch der zweite Wärter wurde reichlich beſchenkt, der erſtere jedoch hatte bald eine Summe beiſammen, die ihn in den Stand ſetzen mußte, ſelbſt eine kleine Pachtung zu übernehmen. Obgleich hinkend und huſtend, ſchwor er vor lauter Freude allen Göttern ſeines ſtarkbevölkerten Himmels ein Milch- und Reisopfer, wie ſie es nie geſehen.

Tippoo bekam bei dem Anblick des vielen Geldes vor Neid faſt die Gelbſucht, namentlich da ihm ſeine Würde als behandelnder Arzt nicht geſtattete, diejenigen Geſichter zu ſchneiden, welche ihm im Augenblick ſo ſehr Bedürfnis waren. Als eine der verlockenden geliebten Münzen unbemerkt beiſeite rollte, ſetzte er ſchleunigſt den Fuß darauf und brachte ſpäter in einem unbewachten Augenblick das geraubte Gut mit großer Gewandtheit in das Verſteck auf ſeinem ſchlauen Haupte.

Saſſo ward von den Dienern ohne Mühe in den Stall geführt, während man für den ſiegreichen Moh-Moh nur die Thüren aufſperrte und es ihm überließ, nachdem er noch eine Zeitlang den Sand mit großer Kampfluſt in die Luft geſchleudert hatte, von ſelbſt wieder an die Krippe zu gehen.

Im Garten bevölkerten ſich unterdeſſen alle Lauben und Luſthäuſer, man ſpielte Ball und ſcherzte, bis ſich der Tag neigte, dann wurde der Schwanenteich von allen Seiten beleuchtet, die Diener holten aus einer überdachten verſteckten Bucht eine Anzahl Boote herbei, legten Seidenpolſter auf die Sitze und brachten aus dem Schloſſe die Lieblingsinſtrumente der Damen.

Harfe und Laute erklangen, Männerſtimmen miſchten ſich hinein, Eis und franzöſiſche Weine wurden herumgereicht, wie Edelſteine blitzten und funkelten auf den blauen Fluten die buntfarbigen Lampen der Boote.

Tauſende und Abertauſende mochte wohl ſo ein einziger Abend koſten. Es ſchien, als fließe ein unerſchöpflicher Born des Glanzes

und der Fülle, als sei das alte Fürstenschloß jene geheimnisvolle Burg aus „tausend und einer Nacht“, in der Wunderschätze aufgestapelt lagen, mehr als Menschenhände zu heben vermögen, mehr als Jahrhunderte verschwenden können.

Richard und Oskar schliefen schon, müde vom Vergnügen, ganz fest, als sich Tippoo leise vom Lager erhob und seine Kleider überwarf. „Houdin!“ flüsterte er, „es ist Zeit.“

Der Mahaut nickte. „Geh nur,“ sagte er ebenso leise, „ich komme gleich.“

„Weshalb willst du nicht mit mir gehen?“

„So laß mich doch — ich komme.“

Das war etwas ärgerlich gesprochen; der Zwerg zuckte die Achseln und stahl sich hinaus, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen. Jetzt erst hob der Mahaut den Kopf vom Kissen; sein Gesicht war aschfahl, sein Auge düster und unruhig, er sah in Richards hübsches ruhiges Antlitz und ein tiefer Seufzer hob die Brust, in der es so heftig stürmte.

„Nie,“ murmelte er, „und sollte es mein Leben kosten, nie.“

Es schien, als habe ein unerschütterlicher Entschluß ihm die gewohnte Ruhe zurückgegeben, er vollendete seinen Anzug und glitt hinaus, die beiden fest schlafenden Knaben allein im Zimmer lassend. Schnellen Schrittes durchmaß er den äußeren Schloßhof und ging dann durch das große Thor bis an die Gebüsche, welche in geringer Entfernung einen kleinen freien, aber sehr versteckten Platz umsäumten.

Hier bot sich ein seltsames Schauspiel seinen Blicken.

Mehrere Männer saßen und standen rings umher, während auf einem Feuer inmitten der Erdsenkung ein Kessel mit Wasser seinen Platz gefunden hatte. Dämpfe stiegen empor, aber noch war die Flüssigkeit nicht zum Kochen gekommen; ein neben den glühenden Kohlen stehender Priester beobachtete gespannten Blickes alle Vorgänge innerhalb des Gefäßes.

Tippoo kauerte auf dem Boden und vergrub zuweilen die Hand tief in das faltige Fell des halbschlafenden, leise knurrenden Tigers, dessen Herr an einem Baume lehnte. Niemand sprach, nur aufgeschreckte Insekten schwirrten um das Feuer und die Köpfe der schweigenden, ernstblickenden Männer.

Houdin grüßte den Herrn des Tigers, wie man eine höherstehende Person grüßt, — der Dank war kurz und flüchtig.

In diesem Augenblick fing das Wasser im Kessel an, überzu-

kochen. Der Brahmine beugte ſich herab bis auf die Kohlen um das Ziſchen und Verſchwinden jedes einzelnen Tropfens zu beobachten, — erſt als alles, was die ſchweigenden Bewegungen der Flut aus dem Gefäße herauszuwerfen vermochten, völlig vom Feuer verzehrt war, erhob er den Kopf.

„Die Zeichen ſind günſtig," ſagte er. „Der neue Bruder kann heute abend in unſeren heiligen Bund aufgenommen werden."

Der Blick des Fremden am Baume traf den Mahaut. Ein Etwas wie Groll und geſpannte Erwartung zugleich lag in dem Ausdruck der dunkeln beweglichen Sterne.

Tippoo ſpielte immer unbekümmert in dem Fell des Tigers.

„Tretet vor, Lehrer und Schüler!" ſagte der Brahmine, indem er gebieteriſch die Hand erhob.

Der Zwerg ſtand auf, auch Hondin näherte ſich dem Prieſter ſeines Landes. „Erlaube mir zu ſprechen, mein Vater," ſagte er.

Der Brahmine ſchüttelte den Kopf. „Nicht jetzt!" war die im befehlenden Tone gegebene Antwort. „Tritt dorthin."

Und ſich zu dem Herrn des Tigers wendend, fuhr er fort: „Weiſer Dſchematar*) der Phanſigars**) hier ſteht ein Mann, der mich vor Jahren, als die Faringi über ſein Leben ein großes, unvergeßbares Leid brachten, beinahe fußfällig bat, in unſeren heiligen Bund aufgenommen zu werden. Ich mußte ſein Geſuch abſchlagen, da er keinen Lehrer gehabt hatte und nicht Schüler geweſen war; ich ſagte ihm, daß er ſeine Geſchicklichkeit als Bhartote***) erſt beweiſen ſolle, ehe ihm die heilige Phanſi, die Schlinge der Göttin, anvertraut werden dürfe und riet ihm, ſich zunächſt einen Lehrer zu ſuchen. Das that er; Tippoo, unſer langjähriger bewährter Bundesbruder, hat ihn mehrere Male zum Feſte der Bhawani, der großen Göttin Kali, mitgenommen und ihn gelehrt, die Schlinge zu führen, du ſelbſt weißt, daß er die Opferfeſte der Allmutter heilig hielt, erzähle ihm daher von dem Entſtehen und dem Zwecke unſeres Bundes, ehe er demſelben beitritt."

Nach dieſen Worten ſchwieg er, ſchürte aber das Feuer unter dem Keſſel und ließ jetzt dem Oberanführer der ſchrecklichen Vereinigung das Wort.

„Als die Allmutter, von uns Kali genannt, die erſten Menſchen erſchaffen hatte," begann der Dſchematar, „da entſtand aus dem Waſſer ein gewaltiger Rieſe, deſſen Füße den Grund des Meeres

*) Anführer. **) Thugs oder Würger. ***) Erdroßler.

berührten und deſſen Haupt bis in die Wolken ragte. Er hatte zwei furchtbare Arme, mit denen er alles Lebende zu töten drohte.

„Da erzitterte Kali. Würde nicht dieſes Ungeheuer ihre Kinder, die Menſchen, wieder von der Erde vertilgen, würde es nicht vernichten und zerſtören, was ſie ſchuf? — Kurz entſchloſſen wagte ſie den Zweikampf mit dem gefährlichen Gegner und ſchlug ihm den Kopf ab. Als derſelbe in das Meer fiel, ſchäumten die Wogen über alle Ufer; etliche Blutstropfen waren aber auch auf die Erde gefallen und aus jedem einzelnen wuchs ein neuer, noch größerer Rieſe hervor. Kali tötete alle, mußte aber ſchließlich der Übermacht weichen, denn ohne Blutvergießen ließ ſich kein Kopf abſchlagen und verſpritzte auch nur ein Tropfen, ſo war der Schade größer als zuvor.

„Da wählte ſich Kali zwei beſonders kräftige Männer und gab ihnen Schlingen, um die Ungeheuer zu erdroſſeln. Der Gedanke erwies ſich als glücklich; das Rieſenheer konnte im Reiche der Allmutter zu keiner beherrſchenden Größe gelangen, aber weil doch hier und da ein Glied desſelben Fuß faßte, ſo gab Kali die befreiende Schlinge den Menſchen, ihren Kindern, als Waffe gegen alle Andersgläubigen; in alten Tagen gegen die Feinde, welche unſer Land bedrohten, heute gegen die Faringi, die unſern heiligen Glauben verlachen, die unſer Land, das Erbe unſerer Väter, uns entreißen, die als übermütige Sieger gegen uns, gegen unſere Weiber und Kinder jede Gewaltthat ungeſtraft begehen. Wir ſind die Nachkommen jener Helden, der heilige Verein der Thugs, die alle Ungläubigen mit der Phanſi erwürgen und ihr Hab und Gut auf dem Altar der Bhawani opfern. Wir beſitzen die Axt, welche Kali aus einem ihrer Zähne ſchnitzte, das Meſſer aus ihrer Rippe, die Schnur aus dem Saume ihres Kleides, wir ſind die Phanſigars von Indien, und ich bin der Dſchematar des Bundes.“

Nachdem er dieſe Rede gehalten, wandte ſich der Fremde an den Elefantenführer und ſah feſt in das Auge desſelben. „Du haſt gebeten, in unſeren Bund treten zu dürfen, Houdin,“ fuhr er fort. „Iſt es ſo, oder nicht?“

„Vor Jahren ſtellte ich allerdings einen ſolchen Antrag,“ verſetzte der Mahaut.

„Und du wiederholſt ihn heute?“

„Nein. Ich habe nichts dergleichen ausgeſprochen.“

Das Auge des Dſchematars flammte. „Beſinne dich,“ rief

er drohend, „beſinne dich, Hondin! Noch will ich deine Antwort nicht gehört haben. Du wiederholſt alſo heute jenen Antrag?“

Der Mahaut kreuzte die Arme. „Nein!“ antwortete er nochmals.

„Und weshalb nicht?“ rief heftig der Dſchematar.

„Danach zu fragen habt ihr kein Recht. Die Begegnung zwiſchen uns an dieſem Orte iſt eine rein zufällige, wie ihr wißt.“

Der Dſchematar nickte. „Das iſt ſie allerdings. Was aber hindert dich, die Gelegenheit zum Eintritt in unſeren Bund, zum Eid der Treue und des Gehorſams jetzt zu benutzen?“

„Das iſt meine Sache. Genug, ich wünſche nicht zu ſchwören.“

Der Brahmine und der Dſchematar traten bei dieſen entſchloſſenen Worten des Elefantenführers zugleich mit drohender Gebärde näher. „Du biſt ein Verräter,“ riefen ſie, „und ſollſt den Lohn eines ſolchen finden.“

Der Mahaut lächelte. „Berührt mich nicht,“ ſagte er, „oder es wäre euer Verderben. Ein Zeichen von mir, und mein Elefant tritt euch unter die Füße.“

„Ah! — Du haſt alſo weislich vorher die Thür ſeines Stalles geöffnet?“

„Weislich — ja!“

Der Dſchematar knirſchte, aber er bezwang ſich. „Wir begreifen dich nicht, Hondin,“ ſagte er, plötzlich zu einem ganz veränderten Tone übergehend. „Tippoo bezeugt, daß du in Gemeinſchaft mit ihm ſchon manches Opfer zum Jahresfeſt der Bhawani lockteſt, ja, daß du früher von unbezähmbarem Haſſe gegen alle Faringi erfüllt warſt!“

Hondin ſenkte den Kopf; ſeine Atemzüge gingen ſchwer. „Es iſt wahr!“ geſtand er.

„Du ſelbſt haſt dich als Bhartote geübt!“ fuhr der Dſchematar fort.

„Ja — es iſt ſo.“

„Nun, und weshalb willſt du heute den Eid nicht leiſten?“

„Weil meine Stunde nicht gekommen iſt. Das muß dir genügen.“

Der finſtere Eiferer ſah feſten Blickes in das edle gramvolle Antlitz des Elefantenführers. „Soll ich dir ſagen, weshalb du den Schwur verweigerſt, Hondin?“ fragte er. „Dir iſt derſelbe heilig, nicht wahr?“

„So heilig wie dir.“

„Wohl, du leiſteſt ihn nicht, weil ein verräteriſcher Plan deinen Geiſt beſchäftigt. Du biſt bezahlt, die Brüderſchaft der Thugs den Faringi auszuliefern.“

Ein bitteres Lachen trennte Hondins Lippen. „Den Faringi?“ wiederholte er. „Fürchte nichts, Dſchematar. Da du ſelbſt glaubſt, daß mir der Eid heilig iſt, ſo will ich gern ſchwören, gegen den Bund nie etwas zu unternehmen, ihn nie den Weißen zu verraten, mich um ſeine Angelegenheiten niemals zu bekümmern.“

Der Dſchematar nickte. „Wohl,“ ſagte er, „du wirſt ſchwören.“

Das Feuer wurde ausgelöſcht, ſo daß die ganze Umgebung im Halbdunkel dalag. Es war nur gerade Licht genug vorhanden, um die weißen Kopftücher der Männer, ihre Hände und Geſichter zu erkennen; erſt allmählich gewöhnte ſich das Auge an die plötzlich eingetretene Finſternis.

Der Brahmine legte ein großes, ganz weißes Tuch auf den Boden, dann ſtellte er das ſilberne Bildnis der Bhawani, die Axt und die Schale auf den mittleren Raum desſelben und nahm neben dieſen Abzeichen der blutigen Göttin ſeinen eigenen Platz. Ein Wink gebot dem Elefantenführer, neben ihn zu treten.

Hondin gehorchte. Der Dſchematar verwandte von ihm keinen Blick.

„Sprich mir nach,“ gebot der Brahmine. „Möge mich Brahmas und Kalis Gunſt verlaſſen, möge Siwa meine Seele verderben und meinen Leib dem Tode weihen, wenn ich beabſichtige oder künftig jemals beabſichtigen ſollte, etwas gegen den Bund der Thugs zu unternehmen.“

Der Mahaut ſprach ruhig und langſam die Worte des Prieſters nach. Der Dſchematar hätte kein beſonderer Menſchenkenner zu ſein brauchen, um den Ton der Wahrheit herauszuhören, — er atmete wie befreit.

Mit der Leiſtung des Schwures war indeſſen die Feierlichkeit noch nicht beendet; Hondin wußte es, daher blieb er ſtehen; es fehlte noch die Probe darauf, die zu machen war, das Gottesurteil.

Der Prieſter nahm aus der Schale ein Stück Zucker, zerbiß es und reichte dem Elefantenführer die Hälfte. Während er langſam aß, beobachteten ſeine Blicke unabläſſig den neben ihm ſtehenden Hondin; was er murmelte, klang faſt wie eine Verwünſchung.

„Möge die Süßigkeit des Lebens zur Bitterkeit des Todes für dich werden, wenn du falſch ſchwörſt, möge dein Auge die

Sonne nie wiederſehen, deine Seele in des Zerſtörers Hände fallen, wenn dein Herz die Lüge birgt!“

Hondin hatte das Stückchen Zucker gegeſſen und ſtand ebenſo ruhig, ſo unbeſchadet da, wie vorher; ſein Eid war ehrlich, jetzt ſah man es.

„Du kannſt gehen!“ ſagte der Dſchematar.

Hondin neigte ſich und verſchwand ohne ein weiteres Wort. Als ſeine hohe Geſtalt den Zurückgebliebenen nicht mehr ſichtbar war, wandte ſich der Dſchematar an den Zwerg. „Tippoo,“ rief er, „kannſt du uns ſagen, was das bedeutet?“

Der Zwerg hatte dieſe Frage längſt erwartet und ſich daher die Antwort im ſtillen überlegt. „Hondin iſt ein bloßer Gefühlsmenſch,“ ſagte er mit einem ſpöttiſchen Grinſen, „und als ſolcher zu allem Unerwarteten aufgelegt. Morgen kommt er vielleicht und hat ſeinen Entſchluß geändert.“

„Das glaube ich nicht. Es liegt da mehr, anderes zu Grunde.“

„Keineswegs,“ eiferte der Schlangenbändiger, „wirklich nicht. Der Gram um ſeine Familie hat den armen Schelm ſo ſonderbar gemacht.“

Der Dſchematar zuckte die Achſeln. „Gleichviel,“ ſagte er, „du haftеſt für ihn.“

„Das will ich, ja, das will ich. Hondin denkt an keinen Verrat.“

Er war froh, daß ihn kein Machtſpruch ſeines Vorgeſetzten von dem armen Tiefſinnigen und ſomit auch von dem Elefanten trennte. Dſchumbo verlieren, hieß bei den religiöſen Feſten in allen Hauptſtädten des Landes das kräftigſte Zugmittel verloren haben, — und Tippoo dachte bei allen Angelegenheiten, die ſich unter der Sonne vollziehen, immer zuerſt und zumeiſt an das liebe Geld. Er rieb ſich die Hände, als der Brahmine und der Dſchematar im Dunkel verſchwanden. „Hondin,“ dachte er, „Hondin, ich werde dich dahin bringen, deinen Elefanten mir gehorſam zu machen! Ha, ha, ha, der große Dſchumbo ſoll mich lieben lernen, ſoll auf meine Stimme hören, meine Blicke verſtehen, und dann — dann mögen ſie dir die Phanſi um den Hals legen nach Belieben. Dieſe Stunde hat dich in meine Hand geliefert, ha, ha, ha, in meine Hand!“

Und er öffnete und ſchloß mehrere Male die langen krallen-

artigen Finger, als freue ihn der Gedanke, ein fremdes Schickſal darin zu halten und eines Tages nach Laune zerdrücken zu können.*)

Während ſo über ſeine Zukunft verfügt wurde, ſtreckte ſich der Mahaut an Richards Seite auf das Lager. Eine kleine Lampe beleuchtete mit ſchwachem Schimmer das große Gemach; ruhig atmend, geſund und roſig, lag Richard im glücklichen ſorgloſen Schlafe der Jugend, lächelnd im Traume, ein Bild der Kraft und friſchen Schönheit, — unverwandt ſah Hondin in ſein Geſicht.

Ein Ausdruck der Zärtlichkeit, des unwillkürlichen Wohlgefallens erhellte das kummervolle Antlitz; leiſe, wie koſend, glitt die Hand des Indiers über Richards warme blühende Wange. Was er ſchon einmal an dieſem Tage gelobt, das wiederholte jetzt ſein innerſtes Herz. „Nie, nie, und ſollte es mein Leben koſten.“

Im gleichen Augenblicke öffnete Richard die Augen. Vielleicht hatte ihn die leiſe Berührung erweckt, vielleicht das unſichtbare und doch ſo ſtarke Band von Seele zu Seele, — — ohne Erſchrecken, ohne Haſt ſagte er freundlich: „Was gibt es, Hondin?“

„Nichts!“ antwortete mit tiefem Atemzug der Mahaut. „Über deine Stirn kroch ein ſchwarzes Tier — — und ich hab' es verſcheucht.“

Und dann, ſich faſt bis auf das Geſicht des Knaben herabneigend, flüſterte er: „Küſſe mich, Faringi! — Es ſind ſo viele, viele Jahre, ſeit mich niemand küßte!“

Richard ſchlang beide Arme um den Hals des unglücklichen Mannes. „Hondin,“ ſagte er, „wie wirſt du mir fehlen, wenn ich dich nicht mehr ſehe!“

---

*) Die Mordbanden der Thug oder Thag waren bis zum Ende der dreißiger Jahre über ganz Indien verbreitet. Habſucht und fanatiſcher Aberglaube waren die Triebfedern der furchtbaren Würgerbanden, welche faſt ausſchließlich ſich an Reiſende machten, dieſelben unter allerlei mit größtem Scharfſinn erſonnenen und durchgeführten Vorwänden begleiteten, ſie im Schlafe — meiſt beim Morgengrauen — überfielen und mit der Schlinge erdroſſelten. Niemals hörte man von dem Fehlſchlagen einer ſolchen Unternehmung, niemals traten Zeugen auf, denn nach dem bewährten Grundſatze, daß nur die Toten nicht reden, wurde niemand verſchont, die Reiſegeſellſchaften wurden ſtets bis zum letzten Gliede umgebracht. Die Unſicherheit, die durch ſie in ganz Indien herrſchte, veranlaßte die engliſchen Behörden endlich zu energiſchem Eingreifen; in einigen Jahren war dem Unweſen größtenteils geſteuert, doch iſt es noch jetzt nicht gänzlich unterdrückt, auch heutzutage kommen noch alljährlich ein bis zwei Fälle vor, und es beſteht noch immer eine beſondere Polizei zur Verfolgung und Aburteilung dieſer Art Verbrecher.

Der Indier ſtreichelte ihn leiſe, wie eine Mutter ihren kleinen Liebling. „Armes Kind,“ flüſterte er, „armes Kind ohne Vater!“

Und als er ſein Geſicht an das des Knaben drückte, fühlte dieſer, wie ſchwere Thränen, einzeln und heiß aus den Augen des beraubten Mannes auf ſeine Wangen herabfielen. Richard legte den Arm um dieſen einzigen Freund, welchen ihm das Schickſal gelaſſen, und ehrte durch tiefes Schweigen das Weh, dem der Indier gerade jetzt nicht gebieten zu können ſchien.

Er ließ ihn weinen, — der letzte Troſt des gebrochenen Herzens.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne des folgenden Tages ſchien auf neue Feſte. Heute ſollten Dſchumbo und Tippoos Schlangen den Gäſten des Radſcha ihre Kunſtſtücke zeigen; der kleine Wunderdoktor hüpfte vor Vergnügen, als er den Befehl vernahm.

„Trinkgelder,“ dachte er, „hallo, es gibt Trinkgelder!“

Diesmal war nicht der ſteinerne Vorbau, ſondern der Garten als Schauplatz für die verſchiedenen Beluſtigungen erwählt. Ein dichtes Gebüſch von Kamelien und perſiſchen Roſen bildete den Hintergrund, zu beiden Seiten ſtanden hohe Lorbeerbäume und vorn lag ein offener kurzgeſchorener Raſenplatz, auf dem in der erſten Stunde nach Sonnenuntergang bei dem Geflimmer von tauſend Kerzen Dſchumbo ſeine Kunſtſtücke vorführen ſollte.

Er verſtand noch eins, das immer für die beſſere Geſellſchaft aufgeſpart blieb, er konnte auf Houdins Gebot bedächtig, wie ein Magiſter der ſeine Schüler muſtert, an der Reihe der Damen vorübergehen, und der ſchönſten ſeine Huldigung bringen. Heute hatte er ſich vor der jungen Fürſtin von Kaſchmir verneigt, im gleichen Augenblick aber auch, einer Belohnung gewärtig, den ungeheuren Rachen gegen ſeinen Führer weit aufgeſperrt und dadurch die Heiterkeit der Geſellſchaft in nicht geringem Maße erregt.

Mehr als eine Flaſche Champagner verſchwand, zierlich mit dem Rüſſel emporgehoben, hinter den gewaltigen Zähnen, Dſchumbos kleine Äuglein blinzelten vergnüglich, er übertraf ſich, von Wein und Geſelligkeit angenehm erregt, in allen ſeinen Leiſtungen ſelbſt und war gerade dabei, die verſchiedenen Geldſtücke, welche man ihm reichte, dem Mahaut zu überliefern, als plötzlich ein gellender Schreckensſchrei das allgemeine Vergnügen jählings unterbrach.

Der Kreis der Frauen flog auseinander wie die Bewohner des Taubenſchlages, wenn der Marder naht, man fragte, rief, die

Männer eilten herbei, es ſchien, als ſei im Augenblick alle Ordnung gelöſt und alles Gewohnte abgeſtreift.

Die junge Fürſtin von Kaſchmir ſtand gegen einen Lorbeerbaum gelehnt, ſie hatte das Taſchentuch bis zur Höhe ihres Geſichtes erhoben und hielt den Arm, wie um einen Feind abzuwehren. Die Augen waren auf einen beſtimmten Punkt gerichtet, der ganze Körper zitterte.

„Habad! Habad!“ rief ſie.

Der Fürſt war mit drei Sprüngen neben ihr, ſchneller aber als ſelbſt er warf ſich Tippoo zwiſchen die beiden jungen Leute. „Hüte dich, Sahib,“ rief er, „hüte dich! — Sieh die Schlange!“

Dicht vor der geängſtigten jungen Frau, halben Leibes aus dem Gebüſche hervorragend, züngelte eine große Cobra mit erhobenem Kopfe und fortwährendem Ringeln ihres ſchuppigen Körpers. Jede Bewegung konnte ſie der Bedrohten ſo nahe bringen, daß alles verloren war.

Der Fürſt wollte den Zauberer beiſeite drängen, aber dieſer hielt ihn am Arm feſt. „So lieb dir deines Weibes Leben iſt,“ rief er laut und dringend, „reize die Schlange nicht, Sahib!“

„Aber ich kann ſie totſchlagen!“ ſchrie der Fürſt.

Hondin hatte während der wenigen Augenblicke dieſes Geſpräches im Fluge ausgeführt, was einzig und allein Rettung verhieß, nämlich eine große Schüſſel voll Milch aus dem Schloſſe herbeigeholt und ſie dicht vor der Schlange auf den Boden geſetzt; im gleichen Augenblick erklang aus Tippoos Pfeife der erſte leiſe, langgezogene Ton.

Der Zauberer hatte das Inſtrument mitgebracht, um es für ſeine Kunſtſtücke mit den abgerichteten Schlangen zu benutzen, — jetzt waren die ſonderbaren Klänge beſtimmt, ein junges hoffnungsvolles Menſchendaſein vor dem drohenden Verderben zu bewahren.

Atemloſe Stille herrſchte ringsumher. Die meiſten Frauen waren geflüchtet, einige lagen in Ohnmacht; die Dienerſchaft bemühte ſich, Wiederbelebungsmittel herbeizuſchaffen, Dſchumbo knapperte alle perſiſchen Roſen an und Hondin und die beiden jungen Deutſchen beobachteten mit geſpannter Aufmerkſamkeit die Schlange.

Tippoo hockte am Boden. Wie ein Knäuel, breit und unförmlich, von dem rieſigen Turban überſchattet, lag er und pfiff, indes ſeine liſtigen Augen unverwandt in die der Cobra ſchauten. In einer Hand hielt er verborgen einen roten Fetzen, um ihn der

Schlange rechtzeitig darzubieten, falls ſie etwa näher rücken und nach ihm ſchnappen ſollte.

Als Milch und Töne zu gleicher Zeit lockten, reckte die Cobra den Hals. Langſam, ganz langſam näherte ſie ſich der Schüſſel.

Tippoo pfiff. „Weggehen,“ mahnte er zwiſchen den einzelnen Tönen, „weg, weg, während die Schlange hierherſieht.“

Die Fürſtin zitterte ſo heftig, daß ſie kaum ſprechen konnte. „Das Gebüſch läßt mich nicht durch!“ ſtammelte ſie. „Es muß jemand die Bank wegnehmen.“

„Nein!“ rief Tippoo, — „nein, nein!“

Aber der Gemahl der hohen Frau hatte ſchon den Steinſitz ergriffen und verſucht, ihn mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte aus dem Erdboden zu reißen. Das Unglück war geſchehen, ehe Menſchenmacht es zu hindern vermochte, — die Schlange drehte ſich um und öffnete gegen die Bedrohte den Rachen.

Anarkalli ſchrie laut auf.

Und nun that der Fürſt das Unſinnigſte, was überhaupt gethan werden konnte; von der Angſt des entſetzlichen Augenblickes getrieben, ſchlug er mit der bloßen Fauſt nach dem Kopfe des Reptils.

Ein Schreckensſchrei brach von den Lippen der Anweſenden. Augenblicklich hatte ſich die Cobra um den Arm des jungen Mannes geringelt und voll Wut in das Fleiſch desſelben hineingebiſſen. Die Fürſtin war gerettet, aber um teuren Preis.

Ihr Gemahl taumelte, er beſaß noch Kraft genug, das widerwärtige Tier von ſich zu ſchleudern, dann brach er ohnmächtig zuſammen.

Schnell wie der Blitz hatte Tippoo die Schlange ergriffen und ſie dem Elefantenführer gereicht. Houdin trug das Reptil in den Stall und ſperrte es zu den übrigen; dem unglücklichen Fürſten war nicht mehr zu helfen, das wußte er.

Zwanzig Hände trugen den Bewußtloſen in das Schloß, ebenſoviele beſchäftigten ſich um die ohnmächtige Frau. Es war ein Auftritt der äußerſten Verwirrung, des allgemeinen Schreckens; Götterbildniſſe wurden hervorgeholt, Opfer in allen Geſtalten dargebracht, die Brahminen zu Gebeten und Waſchungen aufgefordert, vor allem aber die ärztliche Kunſt des Zauberers in Angriff genommen. Tippoo ſollte heilen, ſollte den Bewußtloſen erwecken, alle Stimmen riefen nach ihm.

Unter dem Schirmbaum im Garten loderte majeſtätiſch die Feuerſäule vom Opferaltar gen Himmel; ein Hahn und eine Antilope bluteten unter dem Meſſer des Brahminen, Milch und Reis,

die erleſenſten Früchte wurden geſpendet, — aber oben im verhangenen Zimmer geſtaltete ſich der Zuſtand des Fürſten von Viertelſtunde zu Viertelſtunde bedenklicher.

Er war aus der Ohnmacht freilich erwacht, aber in der heftigſten Raſerei des Schmerzes. Die Wunde ſchwoll hoch auf, die Ränder wurden ſchwarz, es ließ ſich trotz aller Bemühungen, aller Anſtrengung des Zwerges kein Tropfen Blut mehr herauspreſſen. Dabei verfielen die Kräfte des Kranken ſo ſchnell, daß er kaum noch die Hand aufzuheben vermochte, ſeine Augen waren ſtarr, auf die Lippen trat blutgefärbter Schaum, der ſich immer erneuerte, ſo oft ihn auch die Fürſtin mit dem Tuche entfernte.

Tippoo hatte eine Salbe bereitet und dem Kranken eine dunkle Flüſſigkeit eingeflößt, aber er ſelbſt ſchüttelte den Kopf. „Es iſt wenig Hoffnung!“ geſtand er.

Der Radſcha und ſeine Gemahlin teilten mit der Fürſtin die Pflege des unglückſeligen Mannes, ſie wichen nicht vom Bette, wo jetzt der Zwerg als unumſchränkter Gebieter herrſchte, aber auch ſie waren außer ſtande, der bedauernswerten Frau Troſt zu geben, — das Gift der Cobra iſt ein ſo ſchreckliches, daß es aus den Adern des Gebiſſenen niemals wieder zu entfernen iſt.

Tippoo nahm mit ehrfurchtsvoller Verneigung das Taſchentuch aus den gerungenen Händen der Fürſtin. Selbſt in dem Schaume von den Lippen des Kranken lag noch Gefahr verborgen. „Laß mich es thun, gnädige Fürſtin!“ ſagte er.

Aber ſie ſchob ihn beiſeite. „Ob ich tot oder lebend mit ihm verbrannt werde,“ flüſterten die zuckenden Lippen, — „was macht das aus?“

Und ſie küßte die heiße Stirn; ihr leiſes zärtliches „Habad, ſieh mich ein einziges Mal an!“ trieb die Thränen in aller Augen. Vergebens, ganz vergebens, der unglückliche, noch geſtern ſo ſchöne, lebensfrohe Mann hörte ihre Stimme nicht mehr. Die Hand, welche das bedrohte Daſein des Tierwärters rettete, die weiße kräftige Hand lag regungslos, war außer ſtande, den Druck der Finger zu fühlen, die ſich ſo bittend, ſo liebevoll hineinſchmiegten.

In Haus und Garten ſchien alles Leben erſtarrt. Die Gäſte blieben in ihren Zimmern, die Dienerſchaft ſchlich auf leiſen Sohlen; wie ausgeſtorben lag das Feenſchloß mit ſeinem Glanz und ſeiner ſchimmernden morgenländiſchen Pracht.

Nur die hohe einſame Feuerſäule leuchtete durch die Nacht, Blut und Milch floß über den Opfertiſch, und zagend ſtanden die

Diener des ſterbenden Fürſten hinter den Prieſtern, ihre Gebete miſchend mit denen der berufenen Vertreter des dreiköpfigen Götzen, der ſchafft, zerſtört oder erhält, je nachdem ihn der Menſch anruft als Brahma, Siwa oder Wiſchnu. —

Es war gegen Morgen, als Tippoo beinahe taumelnd herabkam in das gemeinſchaftliche Schlafzimmer. Wie alt er ausſah, wie fahl und grau!

„Es iſt vorbei," ſagte er. „Schade um den ſchönen, freigebigen Mann!"

Eine Regung von Menſchlichkeit durchbebte ſelbſt dies fühlloſe Herz. „Er hat furchtbar gelitten," fügte der Zwerg ſchaudernd hinzu. „Wir bekommen jetzt eine Sati!"

„Du meinſt?" fragte Hondin.

„Ganz gewiß. Sie ſelbſt ſagte es."

Der Mahaut ſchüttelte den Kopf. „Dann reiſen wir vorher ab, nicht wahr, Tippoo?"

„Nein, ſicherlich nicht. Ich muß für die Nacht am Krankenbette meine Bezahlung haben, außerdem kauft der Radſcha ohne Zweifel unſer Schweigen für eine ſtattliche Summe."

Hondin wandte ſich ab. Während Tippoo ermüdet auf das Lager zurückſank, näherte ſich Richard dem Elefantenführer. „Sage mir, was iſt das, eine Sati?" fragte er.

Hondin ſeufzte. „Sollteſt du in deiner Heimat nie gehört haben, daß ſich die indiſche Witwe mit der Leiche ihres verſtorbenen Mannes verbrennen läßt?" war ſeine Gegenfrage.

Richard erſchrak. „Nein!" geſtand er.

Oskar wußte es genauer. „Die engliſche Regierung hat dergleichen Vorgänge aber doch ſtrengſtens verboten und beſtraft alle Teilnehmer derſelben wegen Mordes!" rief er.

Hondin nickte gelaſſen. „Die Vornehmen, namentlich alle Fürſten, halten an der Überlieferung aber trotzdem feſt," antwortete er. „Ich bin überzeugt, daß hier in einem verſteckten Winkel des Gartens der Scheiterhaufen morgen ſchon errichtet wird."

„Auf dem die Fürſtin Anarkalli lebendig verbrennt? — Wie empörend!"

„Wann vollzieht ſich die Feier?" fragte Oskar.

„Ohne Zweifel in der nächſten Nacht. Es muß alles geſchehen und alle Spuren müſſen vertilgt ſein, ehe die engliſchen Behörden von dem Tode des Fürſten erfahren. Man ſagt dann ſpäter, daß beide am Biß der Cobra zu Grunde gegangen, Mann und Frau."

„Wollen wir das anſehen?“ fragte Richard.

„Wenn ſich die Fürſtin freiwillig verbrennen läßt, möchte ich dabei ſein,“ geſtand Oskar. „Es iſt doch ein Ereignis, das man ſchwerlich zum zweitenmale erlebt.“

„Aber ein abſcheuliches, — das kannſt du nicht leugnen.“

Tippoo drehte den Kopf gegen die Wand. „Geld,“ murmelte er, „wir bekommen Geld dafür.“

Und dann wurde es ſtill in dem hohen, kühlen Gemache. Es iſt eine eigen ſchaurige Empfindung, ſich mit einer Leiche unter einem und demſelben Dache zu wiſſen; etwas von der Majeſtät des Todes gebietet auf kurze Zeit wenigſtens dem Getriebe des lauten Lebens Schweigen. Alle Thätigkeit ruht, jeder Laut ſinkt zum Flüſtern, jeder Gedanke wird zum Gebet für das ewige Heil des Entſchlafenen.

Aber doch huſchte unheimliches Eilen, unheimliche Regſamkeit auf leiſen Sohlen durch das alte Fürſtenſchloß.

Hinten im Park, zwiſchen hohen blätterreichen Bäumen ſtand ein ſeltſamer, tempelartiger Bau aus weißem Stein. Keine Ranke flocht um die Säulen ihre grünen Arme, keine Blume nickte aus dem einſamen Rund hervor, nur breite, ſchön gemeißelte Stufen führten zu einer Plattform, in deren Mitte eine Erhöhung, etwa wie ein ſteinerner Sarg, ſich befand. Ganz weiß, ſauber gehalten wie der Schnee des Berggipfels, in lächelnder Ruhe lag auf dieſer Erhöhung eine ſchlummernde Frauengeſtalt aus Marmor gemeißelt. Das Haar floß in Wellen von dem edelgeformten Kopfe herab, das Geſicht zeigte eine ſanfte Rundung und die Hände waren über der Bruſt gefaltet.

Tiamba, die Mutter des Radſcha Bazin-Emu hatte an dieſer Stätte den Feuertod erlitten, als ihr Gatte auf der Eberjagd das Genick brach; der Tempel war eine Art Ehrenhalle, zu ihrem Gedächtnis erbaut und von dem einzigen Sohne wie ein Heiligtum verehrt, — an eben dieſem Punkte ſollte heute der neue Scheiterhaufen errichtet werden.

Geſchäftige Hände bauten ſeitwärts von den ſteinernen Säulen einen Turm aus trocknen Scheiten, die ſämtlich, ſobald ſie dem Ganzen eingefügt waren, mit Pech und Öl begoſſen wurden. Oben auf der höchſten Höhe lagen prachtvolle, mit Purpurſamt und Gold verbrämte Tigerdecken, gegen Abend aber brachten die Dienerinnen der Fürſtin noch koſtbare Güter, die mit dem Körper der trauernden Witwe zugleich in Rauch und Aſche aufgehen ſollten:

goldene Ketten und Spangen, Ringe, Schleiernadeln und Juwelen. Es wurde alles zwiſchen die Felle gelegt und endlich eine gediegene ſilberne Urne in der Nähe des Holzſtoßes aufgeſtellt.

„Für die Aſche?“ fragte Richard.

„Für die Aſche!“ nickte Hondin. „Sie kommt nach Oriſſa in die heilige Stadt.“

„Aber es iſt doch ein greulicher Gebrauch. Kannſt du ihn gutheißen, Hondin?“

Der Mahaut antwortete nicht, er wandte ſich, wie ſo oft, ſchweigend ab.

Alle Fenſter des Schloſſes waren verhängt, alle Fahnen eingezogen, der ſämtliche Blumenſchmuck entfernt. Schon am frühen Morgen hatte der Radſcha eine Anzahl Berittener nach verſchiedenen Richtungen ausgeſchickt; als ſie zurückkamen, folgten ihnen, einer nach dem anderen, mehr als zehn Brahminen, die alle in den Thoren des Schloſſes verſchwanden und nicht wieder zum Vorſchein kamen. Von der Fürſtin ſah man nichts; ſie ſaß neben der Leiche ihres Gemahls und hielt deſſen Hand, ohne ein einziges Wort zu ſprechen.

Nur als der Radſcha einmal die arme Frau fragte, ob es ihr für den ſchrecklichen Weg nicht an Mut fehle, da hatten ſich die Lippen zum traurigen und doch auch ſtolzen Lächeln getrennt.

„Habad iſt geſtorben, um mich zu retten,“ antwortete ſie einfach. „Muß ich nicht an ſeiner Seite bleiben, muß ich ihm nicht folgen in das Land, wohin er geht?“

„Aber wird nicht dein Mut dich im Angeſichte des Scheiterhaufens verlaſſen, Fürſtin?“

Da blitzte es auf in den verweinten Augen. „Die Töchter aus dem Hauſe des Maharadſcha von Gwalior kennen keine Furcht vor dem Tode,“ antwortete mit ruhiger Würde die junge Frau.

Und nach dieſem Beſcheide that der Radſcha keine weitere Frage mehr. Als die Dunkelheit herabſank, ſtanden über fünfzig Pferde auf dem Schloßhofe bereit. Die Diener ſchwangen ſich in die Sättel und ſprengten davon, — eine Schar von Wächtern, deren Amt es war, alle Heerſtraßen um das Schloß herum zu beobachten und bei dem erſten Zeichen einer Annäherung weißer Männer Lärm zu ſchlagen.

Boten eilten hin und wieder, man flüſterte und fragte, — alles ſtill, alles menſchenleer, meilenweit um das Fürſtenſchloß

herum. Das furchtbare Opferfeſt, die Sahagamana, konnte beginnen.

Was an Dienern im Schloſſe zurückgeblieben war, das erhielt den Befehl, ſich ganz weiß zu kleiden und im Hofe Stellung zu nehmen. Nach und nach ſammelten ſich dort auch die fremden Gäſte mit Ausnahme der Frauen. Es war bei der ganzen, nun folgenden Feier kein weibliches Weſen zu erblicken.

Tippoo, Hondin und die beiden Deutſchen befanden ſich unter dem Gefolge. Wie damals dem verſtorbenen Parſen, ſo mußten ſie auch jetzt der Leiche des Fürſten das letzte Ehrengeleit geben, obwohl es ſich in dieſem Falle um eine mit ſchwerer Strafe bedrohte Geſetzesverletzung handelte.

Jeder der Anweſenden trug in ſeiner Hand eine weiße Blume; ein ganzes Muſikkorps ſtand neben dem Thore und nur die Brahminen fehlten; ſie befanden ſich in dem Zimmer der jungen Witwe, um dieſelbe auf den ſchweren Gang, welcher nun ſo nahe war, gehörig vorzubereiten.

Am Himmel glänzten tauſend Sterne, leiſe von Blume zu Blume huſchten große Nachtſchmetterlinge, über den See glitten in weiten Kreiſen die Schwäne mit lautloſem Flügelſchlag. Neben dem Dſchematar kauerte der Tiger und lugte nach Katzenart. — —

Von drinnen her öffnete ſich das Thor. Große geſchnitzte Thüren gingen auseinander, blendende Helle flutete hinaus in den Hof, vier Fürſten in goldgeſtickten weißen Gewändern, geſenkten Hauptes, trugen auf ihren Schultern die verhüllte Leiche des Prinzen von Kaſchmir.

Als der Zug erſchien, empfing ihn eine leiſe einſetzende Trauermuſik. Wie eine Klage, ein rührend ſtilles Abſchiedswort klangen die Töne. „Fahr wohl! — Fahr wohl!“

Nach der Leiche kamen zwölf Brahminen, von Kopf zu Füßen ſchwarz gekleidet, mit halbverhüllten Geſichtern und ſchweren Bambusſtöcken in den Händen. Zwiſchen ihnen ging feſten Schrittes die dem Tode geweihte junge Frau; ein weißes Gewand umflutete ihre Glieder, das Geſicht war von dichten Schleiern bedeckt, die Hände mit Bändern gefeſſelt, wie zum Zeichen, daß ſie den eigenen Willen dahingegeben an den des Schickſals. Prinzeſſin Anarkalli trug keinen Schmuck, keine Blume, ſie war das Opfer und als ſolches ohne alle Zier.

Hinter den Brahminen folgten die anweſenden Herren und hinter dieſen die Diener. So oft ein Mann den äußeren Schloß-

hof durchschritt, reichte ihm eine Hand die brennende Fackel, — ohne Zeitverlust, ohne Worte begab sich der ganze Zug auf den Weg zum Scheiterhaufen.

Leise Klänge begleiteten den letzten irdischen Gang zweier Menschen, die gestern noch so froh und glücklich dem Leben entgegenlachten, die binnen kurzem ein fremdes Land zu durchwandern hofften und von seinen Herrlichkeiten im voraus Bild um Bild entwarfen, — jetzt waren es andere Ufer, denen ihr Kahn entgegentrieb, das Jenseits unserer Bitten und Wünsche, gleichviel wer wir in diesem Leben sind, in welcher Sprache wir den Herrn des Weltalls anrufen.

Ein großartiger Zug bewegte sich durch den Park. Dichte Rauchwolken wallten empor, strahlende Helle überflutete alles, die weißgekleideten Männer und die südlich schöne, blumenübersäete Natur; aus dem Dunkel erhob sich das Marmordach des Tempels, der farbenverhüllte Holzstoß, die Leiter, auf welcher das dem Tode geweihte junge Weib emporklimmen sollte zur letzten Ruhestätte. Die Fürsten mit ihrer Last auf den Schultern machten Halt, die Brahminen umgaben im Kreise den Scheiterhaufen und langsam hoben acht Hände den Toten auf das Gerüst.

„Fahr wohl! Fahr ewig wohl!“ sangen die Geigen und Hörner.

Geräuschlos bildeten die Männer eine Reihe, durch welche, geführt von zwei Brahminen, die Fürstin zum Holzstoß ging. Abschiedsworte wurden ihr zugeflüstert, Grüße für den Toten.

Gehalten von den Priestern betrat Anarkalli die Treppe; als sie sich auf das Tigerfell streckte, zog die kleine Hand den Kopf der Leiche mit schonender Bewegung an sich.

Die Musik verstummte. Der oberste der Brahminen nahm aus den Händen eines Dieners die brennende Fackel und entzündete das Holz am Fuße des Scheiterhaufens. Knisternd, plötzlich mit roten Armen hinaufgreifend, schlug die Flamme hervor.

Richards Hand legte sich bebend auf den Arm des Elefantenführers. „Sie stirbt!“ raunte er, kaum atmend.

„Sie ist glücklich, — glücklich!“ klang es von Hondins Lippen. „Wohl ihr!“

Ein leise beginnender, immer höher und voller anschwellender Gesang der zwölf Brahminen unterbrach jetzt die eingetretene Stille. Es waren Worte aus dem heiligen, altindischen Religionsgesetzbuch, ein Lied zum Lobe Brahmas, zur Verherrlichung der Witwe,

die lieber mit dem teuren Manne ſterben, als ihn verlaſſen will. Nur wenige beſonders Gebildete unter den anweſenden Gäſten mochten den Sinn des Geſanges verſtehen, — von den Dienern kein einziger, ebenſowenig der Mahaut.

Höher und höher krochen die Flammen, blutroter Schein färbte weithin den Himmel, während eine undurchdringliche Rauchwolke faſt den ganzen Holzſtoß umflutete. Jetzt hatten die Tigerdecken Feuer gefangen, es rauſchte und kniſterte, die obere ſchwere Lage ſank in das Glutenmeer hinein.

Der Geſang der Brahminen wurde zum Brauſen, zum dröhnenden, alles übertönenden Chor. Wollten ſie die Klagelaute, das Ächzen der furchtbaren Qual erſticken?

Es wurde nichts dergleichen gehört. Die junge Frau ſtarb, ohne ihre Lippen zum Schrei, zu einem Worte der Klage geöffnet zu haben.

So oft ein Brand aus dem Feuer fiel, ſtießen ihn die Brahminen mit ihren Stöcken wieder hinein, ſo oft der glühende Bau zu ſtürzen drohte, hielten ſie ihn im Gleichgewicht, bis endlich alles verzehrt war, das Holz und die beiden menſchlichen, der Vernichtung geweihten Körper.

Unbeweglich, bis der letzte Funke erloſch, blieb das Gefolge, dann legten alle die weißen Blumen, welche ſie bisher in den Händen gehalten, auf die ſchwarze ſtäubende Aſche. Neben dem Scheiterhaufen wurden die Fackeln zuſammengeworfen und während ſie verglühten von der Muſik abermals ein Trauergeſang vorgetragen, der ſich nun das Gefolge ohne die zwölf Brahminen anſchloß.

Ergreifend klangen die ernſten Stimmen durch das Dunkel; leiſe, einer nach dem anderen, verſchwanden die Teilnehmer der ſchrecklichen und doch auch wieder erhabenen Feier aus der Nähe des Aſchenfeldes, bei dem zwei vertraute Wärter zurückblieben, um ſpäter die Aſche zu ſammeln und in die Urne zu legen.

Schweigend ſuchten auch unſere Freunde ihre gemeinſame Schlafſtätte. Die Erinnerung dieſer Nacht würde erſt mit dem Leben ſelbſt erlöſchen, das wußten alle. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen ermahnte Tippoo zum Aufbruch. „Es kann doch auf irgend eine Weiſe den Faringi verraten werden, daß hier eine Sahagamana ſtattfand,“ meinte er, „wer weiß denn, was

geſchieht. Man muß ſeinen Hals nicht in die Schlinge ſtecken, dann kann auch niemand ſie darum zuſammenziehen.“

„Erſt wollen wir freilich ſehen, was der Radſcha zahlt,“ fügte er ſchmunzelnd bei.

Letzterer Punkt mußte nun allerdings zu ſeiner Zufriedenheit ausgefallen ſein, denn er reichte gnädig den beiden jungen Deutſchen je eine Rupie, — ein beſtimmter Beweis, daß er ihnen wenigſtens fünfzig hätte abliefern ſollen — und erzählte dann viel von der Leutſeligkeit des Fürſten. „Das ganze Schloß riecht nach Roſenöl,“ ſagte er, „die Gäſte ziehen davon. Es iſt doch ſchade um Habad und Anarkalli, — ſie beſaßen Millionen.“

„Weshalb riecht denn das Schloß nach Roſenöl?“ fragte Oskar.

„Nun, weil zum Abſchied jeder Gaſt einige Tropfen erhält; man ſpritzt ihm den koſtbaren Stoff auf die Kleider. Das kleine Vergnügen koſtet ganz allein Hunderte von Rupien.“

Im Schloßhof tummelten ſich Diener, Elefanten und Pferde; goldſchimmernde Reiſewagen, bunt wie Pfauenräder, wurden aufgeſchirrt, Sättel und Tragſeſſel herbeigeſchafft. Von Trauer oder dem Eindruck einer eben erſt durchlebten erſchütternden Feierlichkeit war bei allen dieſen Heiden nichts zu bemerken, nur Richard und Oskar gingen nochmals zum Opferplatze, um ſich das Ereignis der letzten Nacht mit allen Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen, aber ſie fanden jede Spur des Scheiterhaufens, der ſtattgehabten Verbrennung ſchon vollſtändig beſeitigt. Sauberer weißer Sand bedeckte den Boden, Kränze von weißen Blumen umgaben das Marmorbild der verſtorbenen Frau; auch das ſchärfſte Auge hätte kein Stäubchen Aſche mehr entdecken können.

Im Reiſewagen eines der Fürſten befand ſich die große ſilberne Urne, um ſpäter auf einem Altare der heiligen Stadt ihren Platz zu erhalten. Eine Handvoll Staub war alles, was das Schickſal übrig ließ von zwei jungen, glücklichen Menſchen, die dem Leben und ſeinen Freuden gerade erſt entgegenzugehen glaubten.

Jedem ſcheidenden Gaſte, auch unſeren Freunden, wurde von den Dienern des Radſcha das Waſſer aus dem heiligen Strome nachgeſpritzt, ſobald ſie den äußeren Schloßhof paſſiert hatten. Ein Segenswunſch, mit auf die Reiſe gegeben, — ein letztes „Gott befohlen!“

VII.

Zentralindien, das Land der Gonds, war erreicht. Vierzehn Tagereiſen trennten die kleine Karawane von dem Schloſſe Bazin-Emus, als Dſchumbo mit ſeiner Laſt in einem Dorfe Halt machte und nun alles Volk zuſammenlief, um die Fremden zu ſehen.

Bis hierher war noch kein Geſetz, keine Sitte der Europäer gedrungen; auf allen Bäumen lebten die menſchenähnlichen Affen, Papageien, Pfauen und andere Vögel, überall herrſchte Wald oder Dſchungel, nirgends ſah man mehr ein bebautes Feld.

Die Leute lebten in Felſenhöhlen, ſelten einmal in einem hohlen Baume; von Häuſern dagegen gab es keine Spur, auch nicht von den geordneten Beſchäftigungen des Handwerkers, von Tempeln oder Verkehrserleichterungen. Obwohl gutmütig, waren die Gonds mit ihrem einzigen Kleidungsſtück, dem breiten Gürtel, noch ganz und gar Wilde, auch die Sklaverei fand ſich unter ihnen erhalten.

Als größtes Hindernis des Verkehrs konnte die Sprache gelten. Alle Waldbewohner hüten dieſelbe mit dem zäheſten Eigenſinn, die Gonds aber am meiſten; es war völlig unmöglich, anders als durch Zeichen mit ihnen zu reden, ſelbſt der ſchlaue Tippoo hatte es nicht verſtanden, den Einblick in ihre Mundart zu erliſten.

Als unſere Freunde kamen, war gerade der Sklavenmarkt im beſten Zuge. Eine Reihe von Höhlen, in den Felſen hineingehauen, mit ganz niedrigen Eingängen, — das war das Dorf, während unter den Bäumen ſeltſame Bauten ſtanden, großen Hundehütten nicht unähnlich, aufgeführt aus Schlamm und Bambusſtäben, — darin wohnten die Sklaven.

Laſttiere gab es nicht, überhaupt keine andere Arbeit als die Jagd, dafür aber viele Waffen, um gelegentliche Überfälle der Nachbarn zurückſchlagen zu können; auch trug jeder Mann im Gürtel ein kleines ſteinernes Beil.

Nackte Geſtalten umringten den Elefanten, für welchen ſich hier kein anderes Unterkommen fand, als im Walde, wo er pflücken und knappern mochte, was ihm eben am beſten gefiel; den Menſchen wurde eine hohe, geräumige Felſenhöhle angewieſen, die ſie zwar mit der Familie des Beſitzers teilen mußten, die aber kühl und ſauber war, wenn auch das Fehlen des notwendigen Tageslichtes ſehr empfindlich berührte.

„Wo ſind die Gerätſchaften?“ fragte Richard. „Hier muß eine Auspfändung ſtattgefunden haben!“

Auch Oskar ſpähte umher. „Nichts als etliche Blätterhaufen! Das iſt für Leute, die geraden Weges aus dem Fürſtenſchloſſe kommen, bedenklich ſparſam eingerichtet. Allervortrefflichſte Madame Gond, ſagen Sie mir doch, wo Sie denn eigentlich kochen und wo Sie Ihre jungen Gondchen waſchen, — denn angezogen wird den ſüßen Geſchöpfen gar nichts, wie ich mißfällig bemerke!“

Sie lachten beide, und die Hindufrau lachte auf das gute Glück hin mit, aber eine Antwort gab es nicht; Richard und Oskar mußten auf Entdeckungen ausgehen, oder ſich in tiefes Schweigen hüllen.

Hondin lag, Betel kauend, der Länge nach im Schatten; Tippoo ſpähte umher, ob ſich nicht irgendwo ein Vorteil erſchleichen laſſe, er tauſchte und heilte, er ſteckte ſeine Naſe in alles, die beiden jungen Leute hatten daher Zeit genug, um ſich das Dorf und ſeine Gewohnheiten anzuſehen.

Mitten unter den Felſenbauten in einem waldigen Thale ſtanden mehr als hundert Menſchen, alte und junge Leute, Männer, Frauen und Kinder einzeln mit Baſtſchnüren an Bäume gebunden, während andere, etwas beſſer ausſehend als jene, in kleinen Gruppen plauderten oder auf- und abgingen.

Was ſie ſprachen, das verſtanden freilich die Deutſchen nicht, aber es wurde aus den begleitenden Handlungen völlig klar. Man ſchacherte um die armen, nackten Schelme, man feilſchte und lobte, überbot einander und ſuchte den Wert der Ware herabzuſetzen, ganz wie es im Leben an jedem geſitteten Orte und in jeder anderen Geſellſchaft auch geſchieht, — nur nicht, indem gleichberechtigte, fühlende und wehrloſe Menſchen durch Kauf und Verkauf von Hand zu Hand gehen.

Aus der ganzen Umgebung mußten die Kaufluſtigen hier zuſammengekommen ſein, ſie ſtanden ſcharenweiſe unter den Bäumen und klimperten mit den Goldſtücken im Turban, um ihre Zahlungsfähigkeit zu beweiſen. Manchesmal ſtellten ſie auch den Sklaven kurze Fragen, worauf dann höchſt einſilbige Antworten erfolgten.

Richard lächelte. „Lebte ich hier,“ ſagte er, „ſo würde ich binnen Jahresfriſt dieſe ſo ſorgfältig behütete Sprache ergründen. Das hieß z. B. eben: Wie alt biſt du? Ich möchte darauf ſchwören.“

„Wahrhaftig!“ rief Oskar. „Es iſt ſo. Der Käufer glaubt

indeſſen nicht, was ihm der arme Schelm ſagte. Siehſt du dieſe halb ſpöttiſchen Bewegungen, hörſt du den Ton?“

„Der Kerl da ſollte erſt vierzig Jahre zählen? Pah! wer's glaubt. Sieh doch das graue Haar, die eingeſchrumpften Muskeln, ſieh dieſe Zahnlücken. Sechzig hat er auf dem Buckel!“

Richard lachte. „Das nimmt der Eigentümer gewaltig übel. Hörſt du, wie er poltert!“

„Geizhals, Knauſer, du haſt wohl kein Geld, he, du biſt hergekommen, um dir etwas ſchenken zu laſſen? Geh ſchnell deiner Wege.“

Das that der vorſichtige Käufer auch ſogleich, er handelte jetzt um einen ſtrammen, jungen Mann, der gewiß das dreißigſte Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, aber hier ſchienen ſich noch viel unüberſteiglichere Hinderniſſe in den Weg zu legen. Der Eigentümer zeigte auf eine junge Frau, die einen Säugling von wenigen Wochen ängſtlich an ihre Bruſt drückte; ſein Achſelzucken, ſeine Bewegungen ſagten deutlich: „Du mußt alle dreie nehmen!“

„Auf keinen Fall. Auch noch Geld bezahlen für ein Weſen, das jahrelang erhalten werden muß, ehe es einen Peis wert wird, das vielleicht morgen ſtirbt! Denkſt du, ich fände das Meinige nur ſo am Wege?“

Der Ton verriet alles, als wäre es in deutſcher Sprache geſagt. „Ich will den Mann am liebſten allein kaufen!“ fügte jetzt der Bietende hinzu.

„Was gibſt du denn für ihn?“ fragte der Eigentümer.

Mann und Frau hatten natürlich alles verſtanden; in ihren Feſſeln ſahen ſie einander unruhig an. Die Frau ſchluchzte, während der Mann in bittendem Tone einige Worte ſprach. „Habt doch Erbarmen, trennt mich nicht von meinem Weibe und dem Kleinen!“

Weder Käufer noch Verkäufer achteten im geringſten auf die leiſe flehende Stimme. Das Angebot für den Mann mußte zu niedrig ſein, denn abermals zog der Eigentümer die bedauernswerte Frau in den Handel mit hinein, er zeigte ihr ſchönes Gebiß, ihr Haar, ihre kräftigen Schultern, er lobte ſo eifrig, daß der Käufer nickte. Ein neues Gebot erhielt den Zuſchlag, — die arme Mutter ſchrie hell auf.

Das Kind war nicht mit verkauft worden; der Beſitzer winkte einer humpelnden alten Frau, die aus einer der Erdwohnungen

herbeikam und schon ihre Arme ausstreckte. Sie sollte das Würmchen aufziehen, bis es marktfähig wurde.

Der Sklave bat noch einmal, noch dringlicher, seine Frau hielt das Kleine mit beiden Armen krampfhaft umfaßt, — vergebens, der Eigentümer dieser menschlichen fühlenden Ware trat näher, um es ihr mit Gewalt zu nehmen, da legte sich Richard ins Mittel.

„Oskar," rief er, „ich kann es nicht ansehen. Wollen wir unsere beiden Rupien hergeben, um dem unbarmherzigen Menschen das Kind zu schenken?"

„Sofort!" rief der andere. „Hier hast du meine. Gott lohne dir den guten Gedanken!"

Richard ergriff ohne viele Vorreden mit schneller, kräftiger Bewegung den Arm des Sklavenhalters, sein Gesicht war sehr rot, seine Augen blitzten, er hatte völlig vergessen, daß ihn der Mann nicht verstehen konnte.

„Zwei Rupien," rief er, auf den Säugling deutend. „Ist das genug, du Barbar?

Der Indier schien anfänglich sehr erstaunt, aber der Anblick des Geldes mochte ihm so außerordentlich wohlthun, daß er doch schließlich bald begriff. Binnen wenigen Augenblicken hatte er die beiden Geldstücke im Turban untergebracht und das kleine nackte Bübchen den Armen der Mutter entrissen. „Da!" sagte er, indem er es in Richards Hände legte.

Wenigstens klang der Ton so und die Bewegung schien ihn zu bestätigen; er mochte ja glauben, daß sich der junge Faringi das Püppchen zu seinem Vergnügen gekauft habe.

Richard schüttelte den Kopf. Er gab das Kind der Mutter zurück und deutete dann auf den Käufer. „Du sollst sie alle drei nehmen," rief er, nacheinander den Mann, die Frau und den Kleinen berührend, „du sollst sie nicht trennen!"

Der würdige Gond schnalzte mit den Lippen. Ein Geschenk zu empfangen war er gerade aufgelegt, am liebsten hier, wo es zugleich die eben gekaufte lebendige Ware im Wert bedeutend erhöhte, — er lächelte daher sehr verbindlich und bot sogar den beiden Faringi eine Betelrolle, die indes dankend abgelehnt wurde, dann winkte er der unglücklichen kleinen Familie, ihm näher zu treten.

Als die leichte Bastfessel vom Arme der jungen Frau gestreift wurde, warf sich dieselbe schluchzend vor Richards Füßen auf den

Boden, um ihm zu danken; hätte er nicht bei Zeiten aufgepaßt, ſo würde ſie auch ſeine Hände geküßt haben, — nur eine ſchnelle Bewegung konnte das verhindern.

Lächelnd nahm unſer junger Freund das bunte ſeidene Halstuch, ein Geſchenk Bazin-Emus, von ſeinem Körper und legte es behutſam um die Schultern des kleinen Bürſchchens, dabei der Mutter freundlich zunickend, ſo daß dieſe vor lauter Glück lachte, während noch die hellen Thränen über ihre Wangen herabliefen.

„Da! Da!“ rief Oskar und gab auch das ſeinige hin, „da, meine gute Mama, das behalte nur ſelber; es kann wirklich nicht ſchaden, wenn du einige Gewänder anlegſt!“

Die Sklavin kreiſchte vor Freude, der Säugling ſtrampelte, und der Familienvater ſchlug ſich mit beiden Händen auf die Kniee und hüpfte ein wenig; — ſolcher Reichtum ſchien die Leutchen förmlich zu blenden.

„Du denkſt immer gleich an das, was anderen nützen oder helfen könnte, Richard!“ rief Oskar. „Woher kommt das? Ich bin wahrhaftig nicht hartherzig, aber mir fällt nicht ein, was du ſofort begriffen haſt!“

Über das muntere Geſicht des jungen Mannes flog ein plötzlicher Schatten. „Du haſt Eltern und Geſchwiſter, Oskar,“ antwortete er ſeufzend, „du wurdeſt geliebt und liebteſt ſelbſt andere, ſo weit deine Gedanken zurückreichen, — bei mir iſt das anders. Ich mußte von je her um fremde Herzen werben, weil mir keines zu eigen gehörte.“

Oskar legte ihm die Hand auf die Schulter. „Nun nicht mehr,“ rief er innig, „nun nicht mehr, Richard. Du biſt mein Bruder, meine Eltern werden dich aufnehmen wie einen Sohn, — ach und lebte der arme Mr. Gould noch, dann würde ich mit dir teilen, was er mir gäbe!“

Sie drückten ſich ſtillſchweigend die Hände, dann deutete Richard auf die Gruppe der Eingebornen. „Was treiben die Leute da?“

Der Verkäufer hatte aus ſeiner Höhle eine Schüſſel mit Waſſer herbeigeholt, dieſe reichte er dem Käufer, der nun das bedungene Geld für die Sklavenfamilie abzählte und hineinwarf. Als ſich die beiden habgierigen Indier durch mehrfaches Anfaſſen und Schütteln von der Richtigkeit des Betrages überzeugt hatten, wurde die Schüſſel dem Sklaven an den Mund gehalten; er trank die Hälfte des Waſſers und gab dann das Gefäß ſeiner Frau.

Ehe dieſe den Reſt zu ſich nahm, träufelte ſie etwas davon auf die Lippen des Kindchens, — es galt ja, dadurch den Kauf bindend zu machen, auch den kleinen Burſchen mit hinüberzuziehen in das Eigentum des neuen Beſitzers; als es gelungen war, trank ſie vergnügt den Bodenſatz aus der Schale, in welcher eine Handvoll Geldſtücke ihren eigenen und den Wert ihrer Lieben auf Heller und Pfennig darſtellten.

Jetzt mußten die verkauften Sklaven dem neuen Gebieter eine Art von Huldigung leiſten. Der Käufer nahm etwas Erde und trug ſie, da ſein Grund und Boden weit entfernt lag, zur Aushilfe nach ſeinem plumpen, mit zwei Ochſen beſpannten Wagen, woſelbſt er das ſchwarze Klümpchen auf den Boden legte und nun dem jungen Paare winkte. Der Mann ſowohl als auch die Frau küßten dieſe Erde zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, dann war der Handel unwiderruflich geſchloſſen, und die kleine Karawane zog ab, während der Sklave den beiden jungen Deutſchen die Hand bot und das Weib immer wieder glückſtrahlend die bunten Tücher auseinander- und zuſammenfaltete.

Der bisherige Eigentümer des jungen, nun verkauften Ehepaares handelte bereits mit einem anderen Fremden. Er hatte noch billig ein altes Mütterchen abzugeben, das niemand mehr mochte, und einen lahmen Knaben, aus deſſen Augen der Blödſinn ſprach.

Zu traurig war es, dieſen Handel mit armen wehrloſen Menſchen anzuſehen, dies Feilſchen und Schachern um einzelne Peis, zu denen vielleicht ein Fell, eine Matte oder ein Huhn noch in den Kauf gegeben wurden, — zu empörend, wo es Kranke und Alte betraf, die für den fremden Nutzen ihre Kräfte geopfert hatten, um jetzt gleichſam als verbrauchtes Gerümpel auf den Kehrichthaufen geworfen zu werden. Unſere Freunde gingen lieber aus dem ſteinernen Dorfe ins Freie, wo zwiſchen all dem Fels und Wald eine ſumpfige Niederung ſich dehnte. Zahlreiche ſchmale Flußarme, teilweiſe als Waſſerfälle von den Bergen kommend, durchzogen ein Thal, deſſen äußerſter Rand in einen großen, unüberſehbaren, von Inſeln geſchmückten Binnenſee auslief. Farnbäume, in ihrer Dichtigkeit die Sonnenſtrahlen abhaltend, hoch wie die größten deutſchen Eichen, ſtanden in Gruppen beiſammen, Bambus und Schilf umſäumte die Ufer, alte verdorrte Baumſtämme waren hier und da quer über den Weg gefallen, Affen und Meer-

katzen lugten mit ihren häßlichen Gesichtern hinter jedem Gebüsch hervor.

Hier, wo aller Feldbau fehlte, wo die Bewohner wie die wildesten afrikanischen Negervölker nur von dem Ertrage der Jagd und dem Aufsuchen genießbarer Wurzeln und Früchte lebten, hier hatten sich die verschiedenen Tiergattungen ungestört entwickeln und verbreiten können, da es niemand einfiel, ihnen den Platz streitig zu machen.

Was nicht gegessen werden konnte, das kroch und flog, lief und huschte überall ungefährdet umher, namentlich solche Geschöpfe, die ihrer Natur nach keinen Schaden verursachten.

Tibetschafe, Angoraziegen und Büffel kletterten auf den Anhöhen oder weideten im Thale, Silber- und Goldfasanen, Pfauen und Tauben saßen in den Wipfeln, zahllose Rosenbüsche, mit Blüten bedeckt, gaben Vögeln und Käfern eine lauschige Herberge; der blaue Ara hing an schwankenden Zweigen, der Paradiesvogel hob sich hoch in die Luft empor, während aus dem Schilf eine ganze Reihe von Mandarinenenten schnatternd und quakend dem tieferen Flusse zueilte. Auch die Moskitos machten sich sehr unangenehm bemerklich, aber unsere beiden Freunde ließen sich dadurch nicht stören, sondern wanderten immer weiter in die grüne Wildnis hinein.

Von anderer Seite her kamen zwei Männer, die den Wurfhammer im Gürtel und Säcke aus Fellen über der Schulter trugen. Sie schwatzten lebhaft miteinander, während sie unter das Schilf krochen und langsam Schritt vor Schritt vordrangen.

Richard deutete auf einen Vogel, der in einiger Entfernung saß, dann auf den Hammer. „Wollt ihr jagen?“ fragten seine Worte und Bewegungen zugleich.

„Ja,“ hieß es, „der Beutel muß gefüllt nach Hause kommen.“

Das alles wurde beiderseitig nur erraten, aber die vier verstanden sich doch, und so blieben unsere Freunde neben den Eingebornen, um ihnen bei der Jagd auf Rebhühner und Wachteln zuzusehen.

Das Dorf lag in der Entfernung einer starken halben Meile landeinwärts; die Mittagssonne brannte heiß, und zahllose Stechmücken schwirrten in den glühenden Strahlen umher. Selbst das Wasser schien warm, und nur wo hohe Farne oder Bäume einen undurchdringlichen Schatten warfen, konnte man frei atmen.

Die Eingebornen wählten eine Stelle, wo dichtes Schilf den

Ausblick auf einen freien Platz insofern gestattete, als man zwischen den Halmen beobachten konnte, was draußen vorging, während jedoch das Innere des grünen Geheges völlig versteckt blieb; hier lagerten sie sich und nahmen die Wurfhämmer zur Hand.

Ein Volk Rebhühner stieg auf, schwärmte nach allen Seiten aus und ließ sich dann rauschend nieder, um die zahlreichen Beerenfrüchte der Büsche und Sträucher zu pflücken, — ebenso schnell fuhren jedoch, von geschickter Hand entsendet, die schweren Hämmer mitten in das dichteste Gewühl hinein und trafen sechs bis acht der feisten Vögel so glücklich, daß sie auf der Stelle tot liegen blieben.

Behende eilten die Indier aus dem Versteck hervor, suchten unter dem nach allen Richtungen fliehenden Schwarm die Jagdbeute an Getöteten und Verwundeten in ihre Taschen und zogen sich dann wieder zurück, um zu erwarten, daß die lüsternen Vögel abermals herankommen und einige der Ihrigen einbüßen sollten.

„Die Jagd ist hier nur ein Morden, eine Abschlachterei," meinte Oskar. „Komm, laß uns weitergehen, — das mißfällt mir."

„Da ist ein Hase!" rief Richard, „zwei, — drei, — mein Himmel, wer jagt denn die Tiere über Stock und Stein vor sich her?"

„Wenn es ein Tiger wäre!" rief Oskar, — „das könnte bös werden."

Auch die Eingebornen erschraken; sie vergaßen es, den dicht vorüberstreifenden Hasen ihre Wurfhämmer nachzusenden, sie berieten, zitterten, horchten, ihre Blicke verkündeten eine Unruhe, die sich nicht beherrschen noch verbergen ließ.

Was hatten diese Leute? Ihnen zuzusehen, brachte das Blut in Wallung, ließ etwas Entsetzliches befürchten.

Die Hasen waren vorübergeflohen, ein mächtiger Stier mit mehreren Kühen und kleinen Kälbern stürzte nach, daß die Erde dröhnte, dann wurde im Augenblick alles still. Die Indier horchten immer noch, — gleich darauf aber sah man ihre dunkeln Gesichter plötzlich erbleichen.

Aus einiger Entfernung tönte ein Gebrüll, das wie der Donner, rollend und grollend daherkam, zugleich ein Ton, der so klang, als kratze jemand an einer Mauer, ein sonderbares Scharren oder Schleifen, das näher rückte, immer näher.

Ein einziges Wort stießen die Indier hervor, beide zugleich, — ein einziges Wort. Die beiden Deutschen verstanden es nicht,

aber ſie ſahen, daß ſich jene bis in das tiefſte Dickicht zurückzogen und an dem breiten, unteren Stamme einer Pigala Schutz ſuchten. Ihre Augen blitzten, ihre Hände umklammerten feſt den ſchweren Wurfhammer, die einzige Waffe, über welche ſie verfügten.

Richard und Oskar machten es wie die Eingebornen, nur ſpannten ſie die Hähne der Piſtolen, anſtatt ſich auf einen geſchickten Wurf vorzubereiten. Mehrere Minuten vergingen ſo in einer Stille, die beinahe das Pochen der klopfenden Herzen hören ließ. Kein Blatt regte ſich, kein Hauch kräuſelte die Luft.

Und doch kam es geſchlichen mit leiſem Katzenſchritt, doch lugte es unter den Halmen hervor mit falſchem, grünem Katzenauge, daß die Entenſchar laut ſchreiend davonſtob und ſelbſt ſcheue kleine Vögel aufkreiſchend flüchteten. Ein ſchneller, gewaltiger Sprung trennte die grünen Schleier und dicht vor den Bedrohten ſtand der gefährliche Feind, — ein Panther, ein langgeſtreckter ſchwarzer Panther, deſſen Augen von Mordluſt funkelten.

Er duckte ſich, er ſetzte an, um den vorderſten Indier bei der Bruſt zu packen, da trafen ihn die beiden ſteinernen Wurfbeile zumal gegen den Kopf, daß er taumelte und auf die Hinterbeine fiel.

Ein gemeinſamer Schrei der Eingebornen, ein Hindeuten auf die Piſtolen zeigten den jungen Fremden, daß jetzt zur Anwendung ihrer kleinen Kugeln der richtige Augenblick gekommen ſei. Sie ſchoſſen zugleich, der Pulverdampf umhüllte die Stelle, wo das Raubtier lag und als er ſich verzog, ließen das krampfhafte Zucken, das beſtändige wütende Aufſchnellen und wieder Zurückfallen der Beſtie erkennen, daß ſie zum Tode getroffen war.

„Gott ſei gelobt!“ rief Richard.

Die Handbewegungen, die unverſtandenen Worte der Indier warnten ihn. Noch lebte das Tier, noch verſuchte es aufzuſpringen und ſchlug mit den furchtbaren Pranken um ſich, ſobald einer der Männer näherzukommen wagte, — vielleicht gewann es doch wieder Kraft genug zum Sprunge, zum Angriff.

„Haſt du Pulver und Blei mitgenommen?“ rief Richard.

„Ich nicht!“

„Ich auch nicht. Aber die Beſtie iſt ja unſchädlich gemacht.“

Mit einem langen, vom nächſten Baume gebrochenen Stecken verſuchten die Indier, ihre Wurfwaffen an ſich zu ziehen, aber immer vergebens. Der Panther wälzte an der Stelle, wo ſie lagen, ſterbend ſeine Glieder, aber er war trotz des beginnenden Todeskampfes wütend und kräftig genug, um jedesmal den Stock zu packen

und ihn aus den Händen der Männer zu reißen. Während dieſer aufregenden Minuten erklang plötzlich ganz in der Nähe abermals jenes Scharren, jenes heiſere Gebrüll, das vorher die Eingebornen ſo ſehr erſchreckte, — es war die Pantherin, welche dem gefallenen Männchen zur Hilfe eilte.

Dieſes antwortete ihr, wenn auch mit ſterbender Stimme. Das Brüllen der beiden furchtbaren Raubkatzen miſchte ſich zu einem Donner, der die Herzen aller vier Hörer gleich ſehr erſchütterte. Blaß und verſtört ſahen ſie einander an.

„Jetzt ſind wir verloren!“ flüſterte Oskar. „O meine armen Eltern.“

Das Schilf flog rauſchend auseinander, die Pantherin ſtürzte hervor und mit einem Klagelaut, der unter anderen Verhältniſſen Mitleid erregt haben würde, zu dem in Todeszuckungen liegenden Männchen. Sie beroch es, betaſtete es, ſie lief aufgeregt um den Körper und wieder zurück, dann wandten ſich die Blicke der grünſchillernden Augen zu den bedrohten, an den Baumſtamm gedrückten Menſchen.

Ein Knurren, ein Katzenbuckel, ein Sträuben der Haare — —
Und die Waffen nicht geladen, die Hämmer verloren. — —
„Jetzt! Jetzt! — Die Beſtie ſpringt hoch empor!“ —

„Gott ſtehe uns bei!“ rief Richard, „das iſt der letzte Augenblick.“

Die Indier beteten laut. „Wiſchnu, Wiſchnu, erhalte dein Geſchöpf! Wende den Blick, Siwa, du, der du zerſtörſt!“

Vergebens, vergebens, — ſchon ſchwebte der dunkle Körper nahe vor den Männern in der Luft.

Da krachte ein Büchſenſchuß. Donnernd, wiederhallend im Waldesecho, verklang der Schall. In ihrem Blute, gerade durchs Herz getroffen, tot lag die Pantherin.

Auf das Gewehr geſtützt, mit ſinnendem Blick ſtand neben dem Schilfdickicht eine Erſcheinung, zu ſeltſam faſt, um ſie in ſchlichten Worten zu beſchreiben, ein Mann im mittleren Lebensalter, ungewöhnlich groß und kräftig gebaut, mit finſteren Blicken und einem Antlitz, das von tiefen Seelenleiden ſprach.

Kein Stückchen Zeug befand ſich an ſeinem ganzen Körper, dennoch aber war derſelbe vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt mit einem künſtlich zuſammengeflochtenen Webwerk von großen Dornen, die nur Hände und Füße freiließen, ſonſt aber alles verhüllten, auch den Kopf bis auf das Geſicht. Tauſend und abermal tauſend

Dornen ſtachen wie Nadelſpitzen in jedem Augenblick, bei jeder Bewegung die Haut, ſo daß an einzelnen Stellen Blutstropfen hervorquollen, daß die ergrauten Haare von Pünktchen wie trockenes, geronnenes Blut überſäet ſchienen. Mienen und Blicke des ſonderbaren Mannes waren düſter; die Eingebornen duckten ſich vor ihm ebenſo ſcheu, ſo furchtſam, wie früher vor dem Panther.

Der Helfer in der Not ſah auf die erlegten Beſtien, auf die Menſchen, denen nun keine Gefahr mehr drohte und wandte ſich wortlos, ohne Gruß oder eine einzige weitere Bewegung zum Abſchied. Langſam gehend verſchwand er zwiſchen den Bäumen.

Der Bann eines bedrückenden, verwirrenden Schreckens löſte ſich erſt, als unſere jungen Freunde die ſeltſame Erſcheinung nicht mehr ſahen. Der Blick, das Gewand aus Stacheln, das tiefe Schweigen, alles war zu auffallend, um nicht jeden Gedanken in Anſpruch zu nehmen.

„Wer iſt das?“ rief Richard.

Die Indier beugten ſich vor, ſie legten die Hände an den Mund und flüſterten, den Sinn der Frage erratend, einen Namen, den ihre Lippen nur ungern auszuſprechen ſchienen.

„Tukallah!“

Dann machten ſie ſich ſchleunigſt darüber her, die beiden Panther abzuziehen, wobei ihnen unſere jungen Freunde eifrig halfen; jeder nahm eins der koſtbaren ſchwarzen Felle und nach gethaner Arbeit wanderten alle vier zurück in das Dorf, ohne miteinander ſprechen zu können, aber trotzdem das Ereignis ſtundenlang beſprechend, die Eingebornen in ihrer und Richard und Oskar in deutſcher Sprache. Die beiden letzteren waren ſchon vermißt worden; ſowohl der Zwerg als auch Hondin ſuchten überall, der Mahaut hatte ſogar ſämtliche Sklaven der ganzen Umgegend aufbieten wollen, nur in dem Gedanken, die jungen Leute könnten verunglückt ſein.

Jetzt ſchalt er und freute ſich zugleich. Als ihm die Knaben erzählten, was geſchehen war, da ſahen er und der Zwerg einander an. „Tukallah!“ ſagten wieder beide.

„Kennt ihr ihn denn?“ rief Richard.

„Wir reiſen ſogar ſchon morgen zu ihm,“ antwortete Tippoo.

„Weshalb? Wo wohnt er?“

„Was betreibt der Mann?“ fügte Oskar hinzu. „Seine Kleider waren aus Stacheln gewebt, er trug eine Dornenkrone und hatte nackte Füße.“

„Er iſt ein Einſiedler, der in einem zerfallenen alten Tempel

Fig. 1. Ruins of the Temple of Jupiter Optimus Maximus at Baalbek, Lebanon, from the Northwest.

ganz allein lebt," berichtete Hondin. „Ein unglücklicher, aber ein guter, braver Menſch, er hilft und ſchützt, wo er kann, niemand klopft an ſeine Thür vergeblich."

„Aber die Eingebornen wagten es doch kaum, ſeinen Namen auszuſprechen!"

„Weil ſie ihn fürchten, ihm überirdiſche Kräfte zuſchreiben. Er pflegt ihre kranken Kinder, er gibt ihnen nützliche Ratſchläge und heilt das kranke Vieh, — dafür verleumden ſie ihn."

„Thun alle!" krähte der Zwerg. „Iſt nichts Neues. Man muß die Menſchen bei ihren Thorheiten faſſen, das iſt eine gute Handhabe. Immer ſchlau!"

Und auf dieſe Weiſe an den dornenbedeckten Einſiedler erinnert, holte er aus Dſchumbos Sattel eine Menge getrockneter Kräuter hervor, die jetzt geſondert und in ſaubere Bündel gepackt wurden. „Sachen, die nur im Flachlande oder an der Meeresküſte wachſen," ſagte er äußerſt ſpöttiſch. „Tukallah kocht den alten Frauen Tränkchen und Säfte daraus, er heilt ſie, die von ihm allerlei Böſes ſprechen, umſonſt und gibt mir noch dazu, wenn ich ihm Pflanzen bringe, die ſchönſten Pelze, welche er erjagt. Ha, ha, ha, ſucht fleißig, Kinder, fleißig, es ſtecken Rupien darin, ſchöne blanke Rupien."

Der Mahaut hatte unterdeſſen von den Rebhuhnjägern einige der erlegten Vögel gekauft und ſelbſt zubereitet. Die Gonds aßen alles Fleiſch entweder völlig roh, oder doch höchſtens auf dem Feuer ein wenig geſengt, ſo daß ſelbſt die nicht verwöhnten Gaukler dieſen Gerichten unmöglich einen Geſchmack abgewinnen konnten, ſondern lieber ſelbſt kochten. Ein paar Wurzeln und Beeren vervollſtändigten das höchſt einfache Mahl und dann war es bald an der Zeit, ſich ſchlafen zu legen.

Wenn nur nicht die Felſenhöhle ſo unerhört viele Inſekten beherbergt hätte! Große Kakerlaken, Spinnen, Eidechſen, Käfer und Wanzen, außerdem Skorpione und Moskitos, — von Legionen großer Flöhe und einer anderen unliebſamen Gattung nicht erſt zu reden! — ſowie Fledermäuſe bildeten die ſtändigen Einwohner dieſer lichtloſen Räume und ſtürzten ſich daher, ſobald die Menſchen ruhten, auf dieſelben herab, um die Eindringlinge als gute Beute zu erklären.

In den Blättern des Lagers raſchelte und krabbelte es, von der Decke fiel es herunter, durch die Luft huſchte es auf leiſen Schwingen, an der Wand verbreitete ſich's wie ein ſchwarzes, unabſehbares

Heer, — nur eine Rhinozeroshaut hätte ſolchen Angriffen ſiegreich widerſtanden.

„Ich flüchte!“ rief Richard. „Das iſt gräßlich.“

Die Hausbewohner ſchienen an alle dieſe Biß-, Stich- und Kratzwunden ſchon ſo gewöhnt, daß ſie dieſelben nicht mehr bemerkten. Auf den Blätterlagern ausgeſtreckt, ſchliefen ſie ſanft, während nacheinander Tippoo, Hondin und die beiden Deutſchen hinausſchlichen, um wenigſtens einigermaßen Ruhe zu erlangen.

Dſchumbos Nähe hielt alles etwa herumſtreifende Raubgeſindel zwei- oder vierbeiniger Art vollſtändig ab, ſie konnten ſich alſo auf das Gras werfen und einige Stunden ſchlafen, denn drinnen war es durchaus unmöglich.

„Das Fürſtenſchloß gefiel mir beſſer,“ erklärte Oskar noch im Einſchlafen. Die übrigen lachten und dann wurde nichts mehr geſprochen.

Als es am folgenden Morgen zur Abreiſe ging, war Tippoo ſehr ungehalten. Hier hatte er wenig oder nichts verdient; die Gonds erfreuten ſich einer derben Geſundheit, ſie brauchten auch weder Beſchwörungen noch Geiſtertänzer und beſaßen kein Geld, um es für Zauberkunſtſtücke auszugeben, — er wollte wahrlich in dem Höhlendorfe bei dieſen Wilden, die ihr Fleiſch roh verzehrten, auch keinen Tag länger bleiben.

„Sind wir bald in der Einſiedelei des Mannes mit den Stacheln?“ fragte Richard.

„Puh — nicht vor Abend! Er klettert über das Gebirge, aber Dſchumbo muß einen weiten Umweg machen. Wir kommen noch durch zwei Dörfer.“

Der Graue ſetzte ſich in langſamen Trab, und wieder ging es vorwärts, meilenweit in den Wald hinein, auf Gebirgspfaden und durch Niederungen, vorüber an Flüſſen und fruchtbaren Thälern, in denen die wilden Katzen in zerbröckelnden Tempeltrümmern hauſten und große Affen mit Orangen Ball ſpielten.

Die Dörfer am Wege zeigten das gleiche Ausſehen; überall bildeten Höhlenbauten die Wohnungen der Herren und kleine Hütten aus Gras und Schlamm die der Sklaven, überall fehlte es an Arbeit und bürgerlicher Ordnung; man ſah auf jedem Schritte, daß hier das Heidentum mit der Geſittung noch nicht in Berührung gekommen war.

Gegen Abend bemerkten die Reiſenden einen mäßig großen verſchlammten Teich, deſſen Ufer kahle verdorrte Baumſtämme um-

ſtanden. Unter Dſchumbos Füßen kniſterten zerbrechende Zweige, die Gegend hatte ein ödes troſtloſes Ausſehen, das durch den Mondſchein, welcher alles wie mit weißen Schleiern bedeckte, nur noch in ſeiner Unheimlichkeit erhöht und verſtärkt wurde.

Die hellen geſpenſtiſchen Lichter ſchienen einen Trümmerhaufen zu überſtrahlen. Vielleicht lange vor der Geburt unſeres Heilandes hatte am Ufer dieſes jetzt toten, ſchwarz und regungslos daliegenden Gewäſſers ein Tempel geſtanden, ein ſteinerner Bau, in dem Menſchen beteten, eine Stätte wo ſich die Seele über das Irdiſche, über Freude und Leid des Menſchenlebens zu dem Gedanken an die Ewigkeit erhob, — jetzt war alles zerſchlagen und zerſchellt, jetzt ſah es aus wie ein hoher, nach oben ſpitz zulaufender Berg, aus deſſen Rücken hier und da ein Steinblock weiß und eckig hervorragte, den das Gewirre des ſüdlichen Pflanzenwuchſes überwucherte und auf deſſen Rund die verſchiedenſten Tiere horſteten.

Große Geier ließen ihre krächzenden Stimmen ertönen, Füchſe hatten Höhlen gegraben, der Wolf ſtrich unter den ſchwarzen Stämmen herum und ringelnd kroch die unſchädliche, aber widerwärtige rote Schlange durch alle Spalten.

„Fürwahr," rief Richard, „ein wenig einladender Aufenthalt."

„Hier ſteckt der Einſiedler?" fügte Oskar hinzu. „Wo denn?"

„Mitten im Berge. Auf der anderen Seite iſt übrigens ein Steingang, unter deſſen noch ziemlich wohlerhaltenen Säulen wir ganz gut ſchlafen werden."

Tippoo blinzelte zum Mond hinauf. „Gerade recht," ſagte er, „wir treffen den Fakir in ſeiner allertollſten Laune. Da gibt es für euch ſonderbare Dinge zu ſehen, Faringi!"

„Was denn? Was denn?"

„Oho, nicht ſo neugierig. Ihr werdet ſchon alles erfahren."

Dann legte er beide Hände an den Mund und rief mit gellender Stimme zweimal nacheinander: „Tukallah! — Tukallah!"

Richard näherte ſeine Lippen dem Ohre des Elefantenführers. „Houdin," fragte er, „was hat dieſer Einſiedler verbrochen?"

„Er hat in einer Vollmondnacht ſeinen Bruder erſchlagen. Natürlich war es im Streite um das leidige Mein und Dein, und als die alte Mutter hinzukam und ſich ſchreiend über die Leiche ihres gemordeten Sohnes warf, da erhob Tukallah die frevelnde Hand auch gegen ſie und bedrohte ihr graues Haupt. Andere Anweſende riſſen ihn beiſeite; er lebte eine Zeit lang im Überfluſſe und als ihm dann das geraubte Geld plötzlich wieder geſtohlen

wurde, verfiel er in Trübsinn. Seine Selbstpeinigungen als Fakir sind entsetzlich, er trägt das Kleid aus Dornen, schläft auf den bloßen Steinen und ißt nur rohe Wurzeln, wobei er sich höchstens einmal in der Woche einen Trunk aus dem Quell gestattet. Der arme Mann ist sehr zu bedauern!"

„Sehr!" sagte Richard. „Er weiß nicht, daß mehr Freude sein wird unter den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über hundert Gerechte, er glaubt, durch die armseligen Dornen und das Erdulden des Durstes Gott versöhnen zu müssen."

Hondin beschäftigte sich mit Dschumbos Sattel. „Was sagtest du da eben?" fragte er.

Richard wiederholte die Bibelstelle. „Ich wollte, ich könnte ihm das begreiflich machen," fügte er hinzu.

Hondin antwortete nicht. Es war wieder einer jener Augenblicke, in denen er, ganz den eigenen Gedanken hingegeben, weder zu hören, noch zu sehen schien.

Im Innern der Höhle regte sichs unterdessen; man hörte Schritte und dann erschien auf den Stufen eines überwachsenen Vorsprunges der Fakir. Er trug auch heute sein Gewand aus Stacheln und die Dornenkrone, unter deren Berührung das eisgraue Haar sich mit Blutperlen bedeckte; ein freundlich ernstes Lächeln begrüßte die Wanderer, welche so im blassen, ungewissen Lichte des Mondes von Dschumbos Rücken zu ihm herabsahen.

„Brahma segne euch," sagte er. „Was heischt ihr von einem armen Einsiedler?"

„Guten Abend, Tukallah!" rief Tippoo mit seiner krähenden Stimme. „Kennst du mich denn nicht mehr, Mann? Wir sind es, Hondin und ich."

„Dann seid willkommen," nickte der Fakir. „Bringst du mir Wurzeln und Kräuter, um die Schmerzen der armen Leidenden zu mildern, Tippoo?"

„Ja und nein," zögerte der habsüchtige Zwerg. „Du weißt, wie arm ich bin, Tukallah; — gibt es also in deiner Wohnung Felle, so habe ich dagegen Blätter und Blumen für dich!"

Der Fakir neigte das Haupt. „Ich gebe dir Tigerfelle," antwortete er, „Vogel- und Schlangenbälge, Eier von seltenen Tieren, eine Haut — —"

Der Zwerg lachte vor Vergnügen. „Du wirst sehen, wie fleißig wir für dich sammelten, Tukallah," rief er. „Auch diese

beiden Faringi, — — ach, ach, es ist so teuer, sich junge rüstige Kräfte zu halten!"

Während dieser einleitenden Reden waren alle von Dschumbos Rücken auf den Erdboden geklettert; Houdin band den Grauen mit einem langen Seil an einen naheſtehenden Baum und folgte dann den übrigen in die Höhle des Einsiedlers.

Unabsehbar fast wölbte sich bei dem Scheine der Fackel die steinerne, mit Götzenbildern geschmückte Halle, halb- und ganz zerbrochene Säulen standen oder lagen an den Wänden, grünes Blattgewirre hatte sich selbst bis in das Innere des einzigen, noch bewohnbaren Raumes hineingezogen, ja sogar Blumen blühten darin, große weiße Winden und volle Purpurrosen, die ihre Zweige von draußen hereinbogen.

Der Einsiedler hatte sie gewähren lassen, obgleich sonst dem steinernen Gemache aller und jeder Schmuck fehlte. Tukallah schlief auf dem harten Boden ohne Decke oder Kissen, er führte kein Stück Hausgerät, er besaß nicht einmal einen Stuhl oder einen Wasserkrug, — nur das Gewehr hing an der Wand und Pulver und Blei lagen daneben.

Der schwarze Rauch einer mächtigen Kienfackel zog langsam durch einen Spalt in der Decke zum Abendhimmel empor.

„Wollt ihr zur Nacht hier bleiben?" fragte der Einsiedler. „Ich kann trockenes Laub in der Halle aufschütten, Speisen besitzt indessen mein Haus für euch leider nicht."

„Die haben wir mitgebracht," rief Tippoo. „Wachteln und Hühnchen, dazu ein Gemüse, — aber Feuer gibt es bei dir auch nicht, he?"

Tukallah schüttelte den Kopf. „Nein!"

„Pflegst du nie zu kochen, nie etwas Warmes zu genießen, armer Mann?" fragte Richard, indem er freundlich die Hand ausstreckte. „Weshalb nicht?"

Der Fakir überhörte absichtlich die Worte des Deutschen. „Ich hindere euch nicht, draußen zu kochen," versetzte er ruhig.

„Wir sind dir noch einen Dank schuldig, mein Gefährte und ich," fuhr Richard fort. „Erkennst du uns nicht, Tukallah? Gestern errettete die Kugel aus deiner Büchse vier Menschen vom sicheren Tode, zwei Indier und uns beide."

Ein Ausdruck bitteren Leides erschien auf dem ernsten Antlitz. „Vier Leben?" wiederholte der Fakir, — „vier Leben?"

Und dann stützte er den Kopf gegen die Steinwand. „So

ſah vor Jahren der Mond auch herab," murmelte die traurige Stimme, „gerade ſo. Es iſt doch alles vergebens, alles!"

Ein Ausruf des Zwerges kam in dieſem Augenblick gerade zur rechten Zeit, um ihn abzulenken. „Zeig her die Felle, Tukallah," rief Tippoo. „Wo ſtecken ſie denn? — Und hör doch, hat deine Wohnung einen zweiten Ausgang? Wir wurden kürzlich von einer Anakonda belagert, ſeitdem iſt es mir in den Felſenhöhlen nicht mehr ſo recht geheuer."

Der Anſiedler deutete auf einen Spalt im Hintergrunde des großen Raumes. „Von dort gelangt man bis in die höchſten Wipfel der benachbarten Bäume," antwortete er.

„Ah ſo, das iſt gut, das iſt ſehr vernünftig. Du ſollteſt dir ein paar Hunde halten, Tukallah, oder dir einen jungen Tiger zähmen. Man wird alt, ſtumpf, man ſieht und hört nicht mehr ſo genau, da iſt es immer gut, ein tüchtiges Gebiß oder ſcharfe Krallen als Schutzmittel zur Verfügung zu haben."

„Aber die Felle," ſetzte er hinzu, „die Felle, Mann. Wo ſtecken ſie denn?"

Tukallah ſchob einen Steinblock beiſeite und brachte dann die Ausbeute ſeiner Jagdzüge zum Vorſchein. Weiche ſtreifige Tiger- und glänzend ſchwarze Pantherfelle, das zubereitete ſchillernde Gewand der Cobra Capella, Vogelbälge und ganze ausgeſtopfte Vögel, alles fiel in Tippoos Hände, alles erregte ſein habſüchtiges Entzücken, während der Einſiedler nur eins, ein einziges, wiederholte: „Gib mir, was die Sachen wert ſind, um der armen Kranken willen!"

Hondin berührte Richards Arm. „Wir wollen unſer Nachtlager aufſchlagen," ſagte er. „Laß die beiden nur allein miteinander verhandeln."

Während Tippoo feilſchte und an jedem einzelnen Stücke möglichſt viel zu tadeln ſuchte, kletterten die anderen wieder hinaus und umgingen das ſeltſame verfallene Felſenneſt des Einſiedlers. Das war freilich nur von drei Seiten möglich, die vierte bildete jener ſtehende ſchwarze See mit dem verdorrten Ufer und den toten Baumſtämmen, — dahin führte kein Weg.

„Was iſt das dort?" rief Oskar. „Eine Art Turngerüſt! Das muß doch Tukallah ſelbſt aufgeſtellt haben?"

Hondin nickte. „Ich glaube ſogar, daß er es in dieſer Nacht noch beſteigen wird, der arme Schelm. Es iſt auch ein Martergerät!"

„Aber kommt jetzt," setzte er hinzu. „Wir wollen doch nicht auf den Steinen schlafen."

Sie gingen zu einem halbverfallenen Steingang, dessen Säulen ein bogenförmiges Dach trugen. Auch hier hatten Ranken und Blumen den Weg bis ins Innere gefunden, Steinblöcke lagen zerstreut umher und in einer Ecke mächtige Haufen von trockenem, angenehm duftenden Gras und Schilf. Tukallah hielt diesen halboffenen Raum für die wandernden Händler, welche ihn zuweilen besuchten, als eine Art von Gastzimmer in Bereitschaft. Er reinigte die Decke und den Fußboden von Ungeziefer, er hatte sogar getrocknete Früchte hier aufgestapelt und Gefäße für Wasser, — Leckerbissen, welche er sich selbst unweigerlich versagte.

Hondin entzündete ein Feuer und als später Tippoo hinzukam, aßen alle die letzten Wachteln, welche gestern mit dem Wurfhammer erlegt worden waren, dazu eine Art Gemüse von Sauerampfer ohne Fett oder Zucker, und dann streckten sie sich auf das Blätterlager.

Tukallah war in seiner Höhle geblieben. „Er wollte nicht mit uns essen," erklärte Tippoo. „Meinetwegen laßt ihn immerhin rohe Wurzeln zernagen. Jeder nach seinem Geschmack."

Und dann flüsterte er noch im behaglichen Tone, leise mit der Zunge schnalzend: „Die Felle sind unter Brüdern Hunderte wert, — ha, ha, ha, er bekommt dafür eine Handvoll Pflanzen, die kocht er und verschenkt sie, damit andere gesund werden. Der Narr! — Der Narr!"

Seine Augenlider sanken allmählich herab, er schlief ein mit dem breiten zufriedenen Lächeln auf den Lippen, wahrscheinlich träumend von unabsehbaren Felsenhöhlen voller Felle, die alle ihm gehörten, ganz allein ihm.

Die drei anderen wachten und unterhielten sich flüsternd.

„Ich möchte von dem Holzgerüst am Seeufer mehr hören," gestand Oskar. „Wozu dient es dem Einsiedler?"

„In dieser Nacht wird er es noch besteigen, Hondin? Sagtest du das nicht vorhin? Dann müssen wir sehen, was da vorgeht."

Der Mahaut nickte. „Wenn ihr mir versprechen wollt, den unglücklichen Mann in keiner Weise zu stören, ihn eure Gegenwart nicht merken zu lassen, dann zeige ich euch den Weg," sagte er. „Ich bin, wie ihr denken könnt, nicht zum erstenmale hier."

Sie gelobten es beide, und Richard fragte außerdem, ob denn der sonderbare Mann nie in den Dörfern der Umgebung lebe.

„Iſt er immer allein an dieſem traurigen Orte? — Jahraus, jahrein ohne den Troſt und die Geſellſchaft anderer? Hat der Arme keinen Menſchen, dem ſeine Seele anhängt, der ihn wieder liebt?“

Hondin ſchüttelte den Kopf. „Seit langem nicht mehr. Tukallah lebt nur noch, um in jeder Stunde zu ringen, damit ihn die Strafen der Ewigkeit weniger hart treffen mögen.“

„Was hat denn der arme Mann nach eurem Glauben dereinſt zu erwarten, Hondin?“ fragte Oskar.

Der Mahaut zerpflückte ein dürres Blatt und warf ſpielend die Fäſerchen hinaus in den Wind, der ſie entführte. „Das Geſetz Brahmas beſtraft den Mörder mit ewiger Wanderung,“ ſagte er. „Unter ſeinen Füßen kniſtert glühender Staub, über ihm wölbt ſich glühender Himmel, — er geht und ſucht ein Dach, das ihm Schatten ſpenden möge, ein Lager zur Ruheſtatt, einen Quell, um ſeinen Durſt zu löſchen, aber er findet es nicht, — er wandert und wandert, er hofft neu an jedem Morgen und verzweifelt bei jeder ſinkenden Sonne, — nie in alle Ewigkeit gelangt er ans Ziel. Das iſt Brahmas Strafe für den ſchweren Sünder.“

Die beiden jungen Leute waren ſehr ernſt geworden. Eine ſchreckliche, markerſchütternde Vorſtellung! — —

„Etwas von dieſer ſchweren Heimſuchung können Reue und Buße ſchon auf Erden tilgen?“ fragte Richard mit leiſer Stimme.

„Etwas!“ antwortete der Mahaut. „Wer für das geraubte Leben wieder anderes ſchützt und erhält, wer zu jeder Stunde ſo leidet, wie es dem aus Brahmas Gnade gefallenen Sünder zukommt, dem gibt das Geſetz eine ſüße beglückende Hoffnung. Dereinſt, vielleicht nach Jahrtauſenden einer Wanderung über den glühenden Wüſtenſand öffnet ſich ſeinem Blicke ein grünes Thal, Quellen rieſeln unter Blumen, Früchte hängen von allen Zweigen und eine Stimme ſagt: ‚Ruhe aus, — die Gottheit iſt verſöhnt!‘“

Eine lange Pauſe folgte dieſen Worten. Wir ſehr bedauerten beide, ſowohl Richard als Oskar, im tiefſten Herzen die armen bethörten Heiden, denen es ſo ſchwer wurde, ſich die Gnade Gottes als ein Geſchenk zu denken, dem Bereuenden aus Vaterliebe, aus ewigem Erbarmen gewährt, ſobald er nur darum bittet, nur die Hände ausſtreckt. Welch einen Reichtum der Erkenntnis gewährt nicht dagegen die Lehre Chriſti! —

„Armer Tukallah!“ ſagte Richard. „Ob er ſich ſehr unglücklich fühlt?“

„Sehr! Er trägt Haupt und Füße unbekleidet, um ſich an

den schweren Weg durch die Ewigkeit zu gewöhnen, er leidet Hunger und Durst, damit es weniger schrecklich für ihn sei, das Ziel der Wanderung niemals zu erreichen, er sucht endlich die Gefahr, um furchtlos zu werden."

„Auch in dieser Nacht? Hondin, du wolltest uns den Weg zum See zeigen!"

„Ihr könnt vorher noch schlafen," antwortete der Mahaut. „Es wird erst um Mitternacht Zeit sein, das Treiben des Unglücklichen zu beobachten."

Aber trotz dieser Ermahnung wachten sie doch alle drei, und als der Mond gerade über dem See stand, winkte Hondin den beiden jungen Leuten, ihm zu folgen.

Tippoo schlief. Er rechnete und zählte gewiß auch im Traum; ihn kümmerte es nicht, ob neben ihm ein anderes Herz jauchzte oder mit allen Qualen der Verzweiflung rang. „Das Tigerfell," murmelte er, „es ist prächtig, — prächtig, — wenn wir nach Orissa kommen, — allein achtzig Rupien, — ha, ha, ha — achtzig Rupien."

Hondin begann hinter der letzten Säule vorsichtig den Hügel zu erklettern und die beiden anderen folgten ihm nach. Bald über Stufen gehend, bald auf einer Plattform kriechend, an Bäumen vorbei, durch lose Trümmerhaufen und wieder bergab in gleicher Weise bis hart an den Rand des schwarzen Wassers, so gelangten sie endlich ans Ziel.

Steintrümmer und zerbröckelnde Säulen boten ein sicheres Versteck, von dessen Innerem aus sie alles übersehen konnten. Gerade vorn, in unmittelbarer Nähe stand das Holzgerüst, heller Mondschein lag silbern auf den Fluten und ließ die kahlen Baumzweige im Nachtwind seltsame Schatten werfen, langgestreckt wie Arme, kraus und verworren wie Fäden, die sich weithin über das Wasser zogen.

Von dem Einsiedler war nichts zu erblicken.

„Er bleibt aus," flüsterte Richard, dem vor Erwartung das Herz fieberhaft schlug.

Hondin schüttelte den Kopf. „Er wird schon kommen," sage ich dir. „Aber verrate, was auch geschehen möge, durch keinen Laut unsere Gegenwart."

„Bleibst du denn bei uns, Mahaut?"

„Ja. Pst! — er kommt."

Ein Stein wurde zur Seite geschoben, noch einer, dann trat aus einem engen, völlig finsteren Spalt der Fakir auf das öde,

vom Mondlicht überflutete Ufer hinaus. Jetzt hatte er ſein ſeltſames Gewand abgelegt; ganz ohne Bekleidung, den Blick auf das Waſſer gerichtet, die Arme gekreuzt, ſo näherte er ſich der Grenze, die beide Elemente voneinander trennte, bis leiſe Wellen den nackten Fuß berührten, dann ſtand er ſtill.

Neben ihm, in der Entfernung eines Schrittes, erhob ſich das Holzgerüſt.

„Was will er?“ flüſterte Richard. „Sich töten?“

„Still!“

Von den Lippen des Einſiedlers erklang ein leiſer Pfiff, wie lockend, rufend, als wollte er ſich einem anderen Weſen bemerklich machen.

Der Ton wirkte gleich einer Zauberformel. Durch das Waſſer ging ein hohles brauſendes Geräuſch, höhere Wogen ſchlugen auf den Strand, hier und da erſchienen dunkle Maſſen, — es ſah aus, als ſchwämmen vermorſchte alte Baumſtämme von allen Seiten zugleich heran.

Der Mahaut hob warnend den Zeigefinger. „Keinen Laut!“ ſchien die Bewegung zu ſagen.

Aber Oskar konnte dennoch nicht ganz ſchweigen. „Krokodile?“ raunte er.

„Ja. Tukallah füttert ſie täglich mit dem Fleiſche der Tiere, welche er ſchießt; zu Zeiten wie dieſe läßt er ſie dagegen eine halbe Woche lang hungern.“

Wieder ſahen alle drei geſpannten Blickes hinaus. Der Fakir ſtand unbeweglich an derſelben Stelle, er beobachtete die Ungeheuer, wie ſie ſich in eiligen Stößen näherten, wie die ſchwarzen plumpen Köpfe immer höher aus dem Waſſer heraufragten und endlich die Füße den Uferſand berührten. Im ganzen waren wenigſtens zwölf Krokodile zugegen.

Eine ſcheußliche Schar; die großen Rachen öffneten ſich, die Zähne glänzten im Mondlicht, — das vorderſte Tier ſtieß mit der Schnauze faſt gegen den Fuß des Fakirs.

„Großer Gott,“ preßte Richard hervor, „ſie werden ihn töten!“

Die Krokodile erwarteten das gewohnte Futter, ſie kannten den, der es ihnen ſeit Jahren zu verabreichen pflegte und nur deshalb verſchonten ihn im Augenblick noch die mörderiſchen Zähne, aber ſchon wurden einige der Beſtien unruhig, ſie peitſchten mit dem Hinterteil des Körpers das ſchlammige Waſſer, ſie ſtießen

zornige Töne hervor, ihre Rachen klappten wütend auf und wieder zuſammen.

Der Fakir ſah die boshaften Augen, — er zitterte, der Schweiß rann von ſeiner Stirn herab, er murmelte halblaut.

Unverwandt hafteten ſeine Blicke an den hungrigen, aufs äußerſte gereizten Beſtien. In jedem Augenblick konnte die vorderſte gegen ihn aufſpringen.

„Hondin," flüſterte Richard, „hilf, hilf!"

„Das kann ich nicht. Tukallah würde es mir auch ſchwerlich Dank wiſſen!"

Der Fakir begann jetzt, ſeine ruhige Stellung aufzugeben. Er legte beide Hände in die Seiten und beugte ſich nach rechts, — die Krokodile folgten ihm, daß das Waſſer rauſchte, — eben ſo ſchnell drehte er den Körper nach der anderen Seite, wieder begleitet von der hungernden, immer wütender werdenden Schar. Ein Schritt vorwärts, einer rückwärts, ein Sprung, ein Drehen, als habe der Mann mit dem ernſten Antlitz plötzlich den Verſtand verloren. Alle dieſe Bewegungen hatten jedoch einen ganz beſtimmten Zweck, ſie ſollten die Krokodile irre leiten, ihre Gefährlichkeit abſchwächen, ſie in Verwirrung bringen. Unruhig, planlos, einander überſtürzend, glitten die ſchwarzen Körper durch das Waſſer, deſſen Wogen ſchäumend und brauſend auf das Ufer ſchlugen.

Mehr und mehr näherte ſich der Fakir dem Holzgerüſt, immer ſtärker keuchte ſeine Bruſt, immer raſender wurden ſeine Sprünge; dann, in dem Augenblick, als ſich die gereizten Ungeheuer von allen Seiten gegen ihn erhoben, packte er das unterſte Brett, ſchwang ſich hinauf und ſtand nun über ſeinen Widerſachern hoch oben auf einer Stange, die frei in den See hinausragte und etwa ſechs bis zehn Zentimeter Breite beſitzen mochte. Mit einer Hand hielt er ſich an dem Pfahl, im übrigen mußte ihn die eigene Kraft, die Spannkraft ſeiner Muskeln, tragen.

Von jedem Haar, von allen Gliedern rann in Strömen der Schweiß. Tukallah ſchwankte wie jemand, der ſich im Halbſchlafe befindet.

Unter ihm wälzte die wütende tobende Meute ihre Körper bald im Waſſer, bald auf dem feſten Erdboden. Alle zugleich ſprangen die getäuſchten Tiere an der Stange empor, alle riſſen ſie den Rachen auseinander und fuhren umher wie losgelaſſene Teufel. Wäre Tukallah gefallen, ſo hätten ſie ihn in einem Augenblick in tauſend Stücke zerfetzt.

Als ſich der erſte Lärm gelegt hatte, hielten ſie unter dem Gerüſt Wache. Die holzartigen Köpfe ſahen aus dem Waſſer hervor, die kleinen boshaften Augen blinzelten, — jedes einzelne dieſer ſcheußlichen Geſchöpfe hoffte das Opfer für ſich zu gewinnen.

„Wie lange ſteht er nun ſo da oben?“ fragte Richard voll eines unbezwinglichen Grauens. „O der Verblendete!“

„Bis an den Morgen,“ verſetzte Hondin. „Bei Tagesanbruch verſchwinden die Ungeheuer.“

„Und wir ſind ſolange hier eingeſchloſſen?“

„Nein. Der Rückweg iſt ſogar für uns viel bequemer, denn er führt durch Tukallahs Höhle.“

Richard und Oskar ſahen wieder hinaus auf die im Mondlicht wie eine Bildſäule daſtehende Geſtalt des Einſiedlers. Wie viele Vollmondnächte hatte der Unglückliche in dieſer Weiſe ſchon verbracht und wie viele würde er noch verbringen?

„Laß uns mit ihm ſprechen,“ ſchlug Richard vor. „Das iſt zu ſchrecklich.“

„Noch über vier Stunden ſoll der arme Schelm da auf einer Stange ſtehen, die fortwährend ſeine Füße zerſchneidet?“

„Es ſind ſpitze Pflöcke hineingetrieben,“ ſagte leiſe der Mahaut.

„Abſcheulich! Wollen wir nicht hinausgehen?“

„Um ſelbſt von den Krokodilen gepackt zu werden? Es iſt nicht daran zu denken und würde auch Tukallahs Entſchlüſſe niemals ändern können. Er thut Buße, darin liegt für ihn eine Linderung ſeiner Gewiſſensqualen.“

„Aber kommt,“ ſetzte er dann hinzu. „Ihr wolltet ſehen, welche Selbſtpeinigungen ein Mann über ſich verhängen kann, — Tukallah hat es euch bewieſen.“

Richard ſchüttelte den Kopf. „Es iſt mir, als dürften wir den Unglücklichen da auf der ſchmalen ſpitzgeſchnittenen Stange nicht ſo allein ſeinen Angreifern überlaſſen,“ ſagte er. „Wenn Tukallah fiele!“

„Dann wäre er mindeſtens von einem ſchrecklichen Daſein erlöſt,“ meinte Oskar.

Hondin hatte ſchon eine zerbrochene Säule, die an der Mauer lehnte, ein wenig beiſeite geſchoben und ging jetzt durch einen engen Spalt bis in die Höhle des Einſiedlers voran. Noch brannte die Fackel, ein paar große Eulen ſahen aus dem Geſchiebe des Hintergrundes hervor, — es war kirchenſtill hier in der tiefſten Mitte des alten Heidentempels.

Als ſie zu ihrer Halle kamen, ſchnarchte Tippoo wie ein Bär. Auch ihn traf der volle Mondſtrahl und ließ die Verſchmitztheit ſeines Geſichtes um ſo deutlicher hervortreten, — er würde nicht Buße thun und wenn er zehn Mordthaten auf dem Gewiſſen hätte. Richard war davon überzeugt.

Schlafen konnte niemand. Hondin kaute eine Arakanuß, und die beiden jungen Leute warfen ſich von einer Stelle zur andern; der Gedanke an den ſchweigenden einſamen Mann auf der Stange über dem Krokodilteiche hielt ſie immer wieder wach.

Am andern Morgen war Tukallah ſo blaß wie ein Sterbender; ſeine Kräfte ſchienen im höchſten Maße erſchöpft, ſelbſt Tippoo empfand eine Regung von Menſchlichkeit. „Lege dich aufs Ohr,“ ſagte er, „und gib mir die Kräuter her, ich will für dich kochen.“

Aber der Fakir ſchüttelte den Kopf. „Ich muß noch viel, viel mehr ertragen,“ murmelte er. „Der Weg durch die Ewigkeit iſt lang.“

Und dann ſchürten die Hände emſig ein Feuer. Er bereitete Tränke und Salben für andere, während ſeine eigenen Füße bluteten und tauſend Dornen die Haut ſeines Körpers unaufhörlich zerriſſen.

Gegen Mittag gab er den ſcheidenden Gäſten das Geleite mit der Kugelbüchſe auf der Schulter. Die Krokodile hatten heute morgen eine ſehr reichliche Mahlzeit erhalten, der Vorrat war verzehrt, und er mußte neuen herbeiſchaffen.

Tippoo blinzelte. „Die Felle verwahrſt du für mich, gelt, Tukallah? Nächſtes Jahr kommen wir wieder, Hondin und ich.“

Der Fakir ſenkte den Kopf. „Über das, was künftig geſchehen wird, verfügt Brahma,“ antwortete er in feierlichem Tone.

Tippoo lachte. „Denk an die Felle,“ ſagte er, „und laß mich für das Wiederkommen ſorgen. Leb wohl, alter Freund, leb wohl!“

„Noch einen Aufenthalt in meinem Heimatsdorfe,“ ſetzte er dann gegen die übrigen gewendet hinzu, „und die heilige Stadt iſt erreicht. Nach vierzehn Tagen ſind wir in Oriſſa.“

VIII.

Hell im Morgenschein lag der Udgirihügel. Kamele, Pferde und Elefanten weideten an den Abhängen, die Zebu (Ochsen)-Wagen der vornehmen Indierinnen, sonderbar spitzgeformte und mit bunten Zieraten überladene Fuhrwerke, standen hier und da am Wege, während zahllose menschliche Gestalten überall den Berg und seine Umgebungen belebten.

„Was geht da vor?“ riefen Richard und Oskar wie aus einem Munde.

„Das sind Pilger,“ erklärte Hondin. „Sie ziehen gleich uns in das heilige Land und beten erst im Tempel des Schlangengottes, ehe sie später die Waschungen im Ganges vornehmen.“

„Können wir das mit ansehen?“

„Wenn ihr euch ganz ruhig verhaltet und nicht von meiner Seite geht, ja.“

Die jungen Leute freuten sich und bewunderten den breiten, von Fußwegen nach allen Richtungen durchzogenen Hügel schon von weitem. Das Gedränge um die heilige Stätte herum war viel zu groß, — keiner dieser Andächtigen hätte sich Zeit genommen, die Weißen überhaupt zu beachten. Alle Frauen waren dicht verschleiert, Brahminen verkauften an den Eingängen zum Berge kleine steinerne Götzenbilder und betupften gegen Entgelt die Stirnen der Pilger mit jenem fatalen Etwas, das an die Heilighaltung der Kühe zu erinnern pflegte. Auch Tippoo ließ sich mit diesem Stempel versehen, Hondin dagegen flüsterte gerade sehr lebhaft mit den beiden Deutschen, es konnte daher nicht auffallen, daß er den eifrigen Brahminen übersah.

Dieser Tempel war nicht, wie die vorher durchwanderten, in den Felsen hineingemeißelt, sondern gleich einem Maulwurfshaufen aus Erde aufgeworfen und mit schmalen Gängen durchzogen, so daß sich ein kalter Wind darin fing und die Reisenden fröstelnd ließ. Fackeln brannten hier und da, religiöse Bettler saßen an jeder Ecke, Brahminen kamen und gingen; zuweilen wurde das Gedränge so groß, daß die letzten hinaustreten mußten, um den ersten Platz zu den nötigsten Bewegungen zu verschaffen.

Im mittleren Hauptgange befand sich ein riesenhafter Wandschmuck aus zartgemeißeltem, ganz weißen Sandstein, die Entstehung der Welt nach indischen Begriffen darstellend. Ein Eber, weit über

Lebensgröße, ſcharrt die Erde mit dem Fuße aus der Tiefe hervor, während unter ihm Kindergeſtalten im Waſſer ſpielen und über der ganzen Gruppe Scharen von Muſikanten in der Luft ſchweben, alle blaſend oder trommelnd zu Ehren Wiſchnus, den der Glaube hier durch den ſcharrenden Eber verkörpert ſieht.

Sobald an dieſem, mit den unvermeidlichen Fratzenbildern reich ausgeſtatteten Werke ein Andächtiger vorüberkam, neigte er ſich demutsvoll und berührte den von der Kuhverehrung zeugenden Fleck auf ſeiner Stirn, — dann ging es weiter zum Allerheiligſten.

„Sprecht nicht," ermahnte Hondin, „zeigt keine Verwunderung."

Er und Tippoo gingen langſamen Schrittes voraus, die beiden jungen Leute folgten nach. In einem Rundteil in der innerſten Tiefe des Berges ſtand alles ſtill, wobei um das Steinbild, welches die Mitte einnahm, ein breiter Umkreis leer blieb. Zehn Brahminen in weißen Gewändern umgaben das ſeltſame, aus Sandſtein gemeißelte, weit über die natürliche Größe hinausgehende Werk.

Eine Schlange, — die heilige Saſcha — lag zuſammengeringelt auf einer Platte und in der mittelſten ihrer Biegungen ſaß mit verſchränkten Armen, den Kopf etwas vornüber geneigt, Gott Wiſchnu, um von ſeiner Arbeit als Eber auszuruhen. Allem Anſcheine nach mußte es für ihn keine Kleinigkeit geweſen ſein, die Welt aus der Tiefe hervorzuſcharren, denn ſeine Züge, ſeine ganze Haltung waren außerordentlich ſchläfrig. Der arme Wiſchnu ſah aus, als wolle er ſagen: „All mein Lebtage hole ich keine Welt wieder aus der Tiefe heraus, — noch thun mir ſämtliche Glieder ganz erbärmlich weh!"

Als ſich der Raum bis auf den letzten Platz gefüllt hatte, hoben die zehn Brahminen den ſchweren Stein unter Aufbietung aller ihrer Kräfte vom Boden auf und nun zeigte ſich ein weiter, gähnender Schlund, der indeſſen vollkommen dunkel war. Eine Treppe führte hinab, Fackeln wurden verteilt und einer nach dem andern verſchwand in der Finſternis des weiten Raumes; auch unſere vier Freunde, die ſich dicht nebeneinander hielten.

Da unten bereitete ſich ein Opferfeſt.

Die Halle war drei Meter hoch und fünfzig Meter weit. In den vier Ecken ſtanden Götzenbilder, denen man Schüſſeln mit Milch und Reis vorgeſetzt hatte, — Erſatzmittel für die blutenden Körper hingeſchlachteter Menſchen, die urſprünglich bei Erbauung des Udgiritempels im elften Jahrhundert hier geopfert wurden. Der übrige Raum war leer bis auf die Mitte, wo in einem großen

Eisengefäß rote, völlig ausgeglühte Kohlenmassen zugleich Hitze und ein grelles, flackerndes Licht verbreiteten. Ganz schwarze Ziegen, bebend, als wüßten sie, welches Schicksal ihrer harrte, standen um einen kleinen Altar gereiht, dem sich jetzt auch die Priester näherten.

Jeder von ihnen trug ein breites, blitzendes Messer und in der Hand eine irdene Schale; sie sangen zuerst als Einleitung für die Feier einige Strophen, die wohl eine Anrufung der Gottheit enthalten mochten und deren Wohlklang wahrhaft hinreißend genannt werden konnte. Wie die Mönche der christlichen Vorzeit in weltabgeschiedenen Klöstern erzogen, waren diese Brahminen geschulte Tempelsänger, denen unsere Freunde mit innigem Vergnügen lauschten.

Milde und ergreifend, das Herz mit hoher Andacht erfüllend, klangen die ernsten Töne durch den Raum, an dessen Decke der Rauch sovieler Fackeln langsam dahinzog, wechselnde Gestalten bildend, Köpfe und Profile, langgestreckte Ungeheuer, bläulich schimmernd oder geballt zu schwarzen Wolken, über den Köpfen der ganzen, bunt zusammengewürfelten Schar von Andächtigen. Hier knieten in den weißen Sari gehüllt, mit goldgestickten Purpurkleidern vornehme Frauen aus den höchsten Klassen, dort standen in Gruppen die Männer aller verschiedenen Volksstämme, aller Formen des Götterglaubens und der Anbetung dieser oder jener Götzen. Orissa ist das heilige Land, die Pilgerschaft dorthin das höchste Gut, dessen der fromme Hindu auf Erden teilhaftig werden kann, — man läßt daher alle bisherigen Vorstellungen, alle Götzen, die sonst als Fürsprecher oder Vermittler dienen, einstweilen zu Hause und wallfahrtet zum Wagenfeste des Dschagannath nach Puri in Orissa, vorher indessen zur Schlange Sascha und zum Bade im heiligen Strome, als Reinigung für die Seele und den Leib, ehe das höchste Fest des Jahres beginnt.

Die Brahminen sangen leiser und leiser, immer wärmer wurde es im Saale, immer mehr Frauen neigten die verhüllte Stirn auf den Boden, schluchzend und betend, vielleicht einen glühenden Herzenswunsch, ein tiefgeheimes Leid den Göttern klagend, schauernd und flehend in einer Andacht, die rein und unerkünstelt war.

Ganz weißgekleidete Parsi scheuchten mit den Tüchern, die sie auch hier nicht aus den Händen ließen, solche Unreinigkeiten, welche ihnen etwa die Luft zuführen konnte; alle Stämme Indiens bis auf die Waldbewohner, alle hatten ihre Vertreter entsendet. Gewisse

untere Kasten dagegen fehlten gänzlich; sie werden zur Teilhaberschaft an den Festen des heiligen Landes nicht würdig befunden.

Als der Gesang beendet war, erhoben sich die Messer der Brahminen. Tief im Herzen des Berges nahm das Heidenopfer seinen Anfang.

Ein zweiter Gesang, in den alle Anwesenden mit einstimmten, scholl durch den Saal. Es brauste und dröhnte, es übertönte den Schmerzensschrei, unter welchem eine nach der anderen der schwarzen Ziegen verblutend auf den Steinboden sanken. Schnelle Griffe trennten das Fell, zogen das warme, noch zuckende Herz aus der Brust hervor und legten es auf die Kohlen, daß eine einzelne, hohe Flamme hervorsprang und zischend und brodelnd ein rotbraunes Klümpchen, immer kleiner werdend in der heißen Lohe zu Asche versank. Die Götter hatten ihren Anteil empfangen, — mochten jetzt auch die Menschen den ihrigen nehmen.

Alles Blut war sorgfältig aufgefangen worden, — die Priester boten ihre Schalen den Andächtigen dar, und jede Hand spritzte einige Tropfen auf das Gewand oder das Haar, meistens in der Gegend des Herzens, wobei eine Art von Rundgang stattfand, so daß die, welche schon in die Schale gegriffen hatten, an der entgegengesetzten Seite zur Treppe zurückgingen, um anderen, später Gekommenen Platz zu machen.

Tippoo hatte das heilige Blut auf seine Brust gespritzt, — Hondin entzog sich seinerseits auch hier der Teilnahme an dieser Feierlichkeit, er drängte ohne weiteres die beiden jungen Leute in den Strom der Fortgehenden hinein und gelangte so mit ihnen zur Treppe, ohne die Schalen der Brahminen berührt zu haben.

Richard sah ihn verwundert an. „Weshalb hast du das Opfer nicht mitgemacht, Hondin?“

Der Mahaut zuckte die Achseln. „Zufällig!“ antwortete er kurz.

„Das glaube ich nicht. Du glaubst im innersten Herzen nicht mehr daran, Hondin!“

„Thorheit!“

Der Indier hatte die Farbe gewechselt, er sah nach der andern Seite. „Wo ist Tippoo? — Wie das Gedränge zunimmt!“

Es war ihm offenbar daran gelegen, das Gespräch so rasch als möglich abzubrechen, er führte seine beiden Schutzbefohlenen auf dem kürzesten Wege ins Freie und lockte dann den Elefanten zu sich. „Seht dorthin,“ sagte er, „eine wahre Völkerwanderung!“

Bunte Ströme wälzten ſich gleich Rieſenſchlangen von den Bergen herab. Gehend und reitend, getragen und gefahren, zu Waſſer und zu Lande kamen die Gläubigen herbei, mehr und immer mehr in jeder Stunde. Man führte völlig Erblindete, man trug auf Bahren Gelähmte und auf den Armen kleine kranke Kinder, denen das Gnadenbild des Dſchagannath neue Lebenskraft, neue Geſundheit verleihen ſollte.

„In der heiligen Stadt wird es alſo ein hübſches Gedränge geben," ſagte Oskar.

„Es ziehen alljährlich Millionen dahin. Ein Gewand mit den Blutstropfen des Saſchatempels zu beſitzen, gilt als die Anwartſchaft auf alle Freuden der Ewigkeit."

„Da kommt Tippoo!" rief Richard. „Ziehen wir die gleiche Straße mit den Pilgern?"

„Noch nicht. Tippoo will vorher ſeine alte Mutter, ſein Heimatsdorf beſuchen."

Der Zwerg näherte ſich muſternd, mit zuſammengezogenen Brauen. Er ſah auf den erſten Blick, daß Hondin keine Blutstropfen beſaß, aber er ſchwieg darüber, obwohl ſeine Augen Blitze ſchoſſen.

„Wir können jetzt unſere Reiſe fortſetzen, nicht wahr?"

„Wie du willſt," antwortete gelaſſen der Mahaut.

Dſchumbo trabte über die hügelige Gegend ſeitab von dem Heereszuge der Pilger in den Wald hinein. Auch hier fehlten die bebauten Felder, fehlte jedes Zeichen menſchlicher Nähe, ſo daß die vier Wanderer wieder einmal eine Nacht im Freien zubringen und die Schakale ihr Lager umheulen hören mußten. Am Morgen des dritten Tages bot ſich den Augen der beiden jungen Deutſchen ein Bild von ſeltſamem Ausſehen.

Auf freier Waldlichtung ſtand ein Dorf, das aus lauter größeren Hundehütten zuſammengeſetzt ſchien. Schmutzige, ſchiefe und ganz verfallene Gebäude waren es, die dort wie ausgeſtorben lagen, — kein Kind ſpielte vor den Thüren, kein Tier weidete an den Abhängen, ſelbſt keine Tauben und Hühner ſchienen vorhanden.

Alles tot, alles leer!

„Ein verlaſſenes Dorf!" rief Richard.

„Menſchen können doch in dieſen Hütten nicht gewohnt haben," meinte Oskar. „Sie ſind dafür zu niedrig."

Tippoo verzog den Mund. „Es brauchen nicht gerade alle Leute ſo lange Schlingel zu ſein, wie ihr!" ſagte er etwas ärgerlich.

„Tippoo," rief Richard, „ist dies deine Heimat? Wo sind denn die Menschen darin?"

Der Zwerg lächelte, aber er sagte kein Wort.

Dschumbo hatte sich unterdessen dem Dorfe genähert, auch die höchste, bedeutendste Hütte desselben stattlich überragend. Er ging zwischen diesen elenden aus Bambus und Schlamm erbauten Behausungen dahin, und die Reiter sahen unter jedes Dach, ohne irgendwo ein lebendes Wesen zu bemerken. Fenster gab es natürlich nicht, auch keine Thüren, ebensowenig Schornsteine oder Viehställe, aber doch zeigten Fußstapfen im feuchten Boden, daß die traurigen Gelasse noch vor kurzem bewohnt gewesen sein mußten. Es galt jetzt, die Leute zu finden.

Vor einer Hütte ließ Tippoo halten; er stieg ab und legte beide Hände an den Mund, wie er es vor Tukallahs Felsenwohnung gethan hatte. Ein schrilles Pfeifen tönte weit hinaus in den hellen, sonnenglänzenden Morgen.

„Begreifst du das, Hondin?" flüsterte Richard.

Der Mahaut nickte. „Die Bewohner dieser Hütten sind sämtlich in der Nähe versteckt," sagte er. „Die Gegend hier herum ist die ärmste und verlassenste, du wirst sogar noch Hammer und Messer aus geschärften Steinen finden, Menschen, die außer dem Grasgürtel nichts am Körper haben und weder arbeiten, noch Gesetze kennen, — sie sind alle zwerghaft klein."

„Wie Tippoo?"

„Ungefähr, — du sollst sie gleich sehen!"

„Ja, aber weshalb verstecken sich denn die Kerle?"

„Weil das Dorf häufig von den größeren und kräftigeren Nachbarn plötzlich überfallen wird. Allerdings kann man diesen Zwergen nichts stehlen, da sie eben nichts besitzen, dafür aber schleppt man sie einfach fort in die Sklaverei."

„Aha," setzte er hinzu, „da haben wir die Leutchen!"

Ein dunkles, gutmütiges, aber ungemein häßliches Gesicht sah aus einem Dickicht hervor und schien beim Anblick der Weißen sehr erschreckt; geschwind wie der Blitz fuhr es wieder in die schützende Blätterhülle zurück, während andere, dreistere der kleinen Menschen zaghaft herankamen, und erst als sie den Schlangenbeschwörer erkannten, in laute Begrüßungen ausbrachen.

„Tippoo! Da ist Tippoo!"

Der Laut verriet den Sinn, obgleich außer dem Zwerge niemand die Sprache verstand. Von Mund zu Mund ging die Kunde,

daß Tippoo gekommen sei, und nun entwickelte sich ein Auftritt, der bei allem Komischen doch auch sein Rührendes hatte. Zwei Männer im mittleren Lebensalter trugen auf ihren Händen eine Greisin herbei, die uralt sein mochte. Der Kopf zeigte weniges ganz weißes Haar, die Haut glich der einer Mumie, und die Finger bewegten sich in krankhaftem Zittern, aber aus den eingesunkenen Augen blitzte ein Strahl seliger Freude.

„Tippoo!“ rief die Alte, „mein Knabe! mein Knabe!“

Die beiden Brüder des Zwerges trugen sie, bis der älteste Sohn der Familie das Mütterchen auf seine kräftigen Arme nahm und herzhaft küßte. Man erkannte die krähende Stimme nicht wieder, so sanft, so zärtlich konnte sie flüstern.

Von allen Seiten, aus den dichten Blattwipfeln und aus dem hohlen Inneren der Bäume, kamen jetzt die Dörfler herbei; Tippoo mußte immer und immer wieder einen Freund, einen Gefährten seiner Jugend begrüßen, er mußte auf hundert Fragen antworten und hielt dabei immer das alte Mütterchen zärtlich umfaßt, kurz, es war ein sehr belebter Auftritt, der sich in dem eben noch so stillen Dorfe abspielte, und der seinen Eindruck auf unsere jungen Freunde keineswegs verfehlte.

Man brachte jetzt Fleisch herbei, Wurzeln, Blattgemüse und Früchte, alles roh; die Kochkunst hatte offenbar ihren Einzug in diese Hütten noch nicht gehalten, selbst an Trinkgefäßen fehlte es fast ganz oder sie waren einfach ausgehöhlte Klötze, die man mit beiden Händen packen mußte, um sie überhaupt halten zu können.

Richard und Oskar aßen Früchte, die beiden Männer zerbissen aus Höflichkeit einige grüne Stengel, selbst Tippoo konnte die ungekochten Speisen nicht mehr genießen; als später seine alte Mutter aus lauter Ermattung ein wenig eingeschlummert war, schüttelte er halb seufzend den Kopf.

„Weißt du, Hondin, es ist doch gut, daß diese Burschen kein Geld kennen,“ sagte er vertraulich, „man würde sonst vollständig ausgeplündert werden.“

Richard sah auf. „Kein Geld?“ wiederholte er.

„Nein. Sie bezahlen ihre Abgaben in Fellen oder gesammelten Früchten, und da es unter ihnen weder Handwerker noch Ackerbauer gibt, so kann auch keiner vom anderen kaufen.“

„Ein schrecklicher Zustand! Was wird denn aus den Alten, den Witwen und Waisen?“

„Die läßt man miteſſen, solange es Speise gibt. Unter den

kleinen Waldbewohnern kennt man keine Liebloſigkeit, keine Untreue, — du kannſt hier alles aufs Wort glauben, Faringi.“

Richard dachte im ſtillen, daß Tippoo doch wohl unter fremden Leuten manche dieſer guten Eigenſchaften abgeſtreift habe, aber er ſprach ſeine Meinung nicht aus. Von Hütte zu Hütte wandernd, ſahen er und Oskar überall die gleiche Armut, den gleichen vollkommenen Naturzuſtand; — es gab in dieſem Dorfe nicht einmal Lagerſtätten. Irgendwo im Winkel häuften ſich dürre Blätter und darauf ſchlief man; heute hier, morgen dort. Die größten Männer der Ortſchaft hatten eine Höhe von kaum anderthalb Meter erreicht, die Frauen waren entſprechend kleiner.

Auch hier war der ſteinerne Wurfhammer die übliche Jagdwaffe; außerdem aber führten viele der Waldbewohner noch Bogen aus Holz, mit Sehnen von den Faſern der Palmrinde, und ſteinerne Meſſer. Wie bei den Indianern Nordamerikas wurde jedes erlegte Tier als gemeinſames Eigentum betrachtet, ebenſo die von den Frauen geſammelten Früchte.

Zwei Tage blieben die Reiſenden hier, dann nahmen ſie Abſchied und ſchlugen, von vielen der Dorfbewohner geleitet, den Weg zur Heerſtraße der Pilger wieder ein. Als die erſten Karawanenzüge ſichtbar wurden, verſchwanden ſämtliche Waldbewohner wie in den Boden hinein.

Jetzt ging es dem heiligen Strome zu. Das Bad im Ganges gilt als unerläßliche Vorbedingung der Tempelfeier in Puri; es gibt keinen gläubigen Indier, der nicht alles daran ſetzen würde, durch die geweihten Fluten ſeine Sünden von ſich abzuwaſchen. Tauſende und Abertauſende pilgerten zu den Stellen, wo die Brahminen ihre Verſammlungspunkte beſaßen.

Unſere jungen Freunde hatten erwartet, eine ganz unbebaute Gegend und einen offenen, dieſelbe durchfließenden Strom zu ſehen, — wie ſehr erſtaunten ſie, als die Wirklichkeit ihren Blicken begegnete. Fürſtenſchlöſſer, wenn auch ganz klein an Umfang, drängten ſich in langer Reihe nebeneinander, Altane, von Blumen, Götzenbildern und ſeidenen Fahnen bedeckt, ſahen auf die gelben, höchſt uneinladend erſcheinenden Fluten hinaus, goldgeſchmückte Treppen führten bis zum Waſſer, und beſondere Badeplätze waren überall mit feinen Geweben aus Kaſchmir und Tuchen vor den Blicken der Menge beſchützt.

Auch nicht ein einziger Menſch badete im Fluſſe, dafür aber lagerten unter Zelten Hunderttauſende an beiden Ufern, und mit

jeder Stunde kamen immer noch neue Andächtige hinzu. Die wenigen unermeßlich Reichen, die Großen und Fürsten des Landes hatten sich Paläste erbaut, um inmitten aller Genüsse des Daseins die nach der Meinungsäußerung der Priester für das Bad günstige Zeit zu erwarten, — das Volk schwärmte zu gleichem Zwecke im Freien umher.

Händler mit allen möglichen Getränken und Eßwaren drängten sich durch die Massen, heilige Kühe spendeten ihre Gaben, Kameljungen trieben die Tiere zu den Futterplätzen, wandernde Ärzte heilten auf offener Straße, Brahminen boten Amulette, Tempeltrümmer und kleine Götzenbilder feil, kurz, es war ein Treiben, wie auf einem Jahrmarkte, obgleich die Volksbelustigungen hier allerdings fehlten.

Tippoo begab sich sofort in das dichteste Gewühl hinein, um womöglich seine Truppe für das Wagenfest gleich an dieser Stelle zusammenzubringen. Er unterhandelte mit Gauklern, Bajaderen, Musikern und Trommlern, er spann überall seine Fäden, während Hondin von einem Chinesen ein Zelt und einen Bretterverschlag für den Elefanten mietete, um sogleich von demselben Besitz zu ergreifen.

Ihrer neuen Wohnung gegenüber lag am anderen Ufer des an dieser Stelle schmalen Gangesarmes ein Hügel, der an den Seiten überall mit kleinen, rings verschlossenen hölzernen Bauten besetzt war. Die jungen Leute bestürmten den Mahaut mit Fragen; sie glaubten, daß sich dort irgend welche Geheimnisse verbergen müßten und wollten in einem der vielen vorhandenen Flußboote hinüberfahren, um durch die Spalten zu sehen, aber Hondins Antwort enttäuschte sie gänzlich. „Da wohnen die Brahminen," erklärte er gelassen.

„Dieselben, welche hier jetzt all den Krims — — ich meine, welche Amulette aus Tempeltrümmern verkaufen?"

„Ja, du wirst sie früh genug auf der höchsten Spitze sehen."

Hondin verschloß die Thür zu Dschumbos Stall; weniger allerdings, um ihm den Austritt, als um Neugierigen oder Dieben den Eintritt zu verwehren, dann schlenderten die drei durch das Gewühl, ließen sich nach den Fasttagen jüngster Vergangenheit zuerst auf offener Straße gebratene Hühnchen schmecken, tranken Dattelwein dazu und beschauten dann mit dem Wohlempfinden der Sättigung die verschiedenen Gruppen.

Von Andacht oder weihevoller Stimmung war nicht das min-

beſte zu bemerken. Man erwartete eben den nächſten Sonnenaufgang und vertrieb ſich bis dahin die Zeit ſo gut wie möglich.

Hier knieten im Sande zwei Männer einander gegenüber und der eine barbierte den anderen, dort wurde ein auf der Reiſe zufällig gebrochenes Glied mit Lederriemen ſo feſt umwickelt, daß es ſteif ſtand wie ein Pfahl; neben einem großen Faſſe lehnte ein Bengali und pries fortwährend mit lauter Stimme den Heiltrank, welchen er verkaufte.

An ſeiner Seite ſtanden zwei Eſel, die lebendige Apotheke des Herrn Doktors, der an jedem Morgen unter den Füßen der beiden Langohre mit dem Stallbeſen zuſammenfegte, was ihm ſpäter die armen unwiſſenden Hindu für ſchweres Geld abkauften. Der koſtbare Stoff wurde in einen Sack geworfen und dieſer in die mit Waſſer gefüllte Tonne gehängt, — der Verſchleiß erfolgte dann mittels einer tüchtigen Blechkanne.

Neben dieſem Heilkünſtler ſtand ein anderer, ein Bewohner der Provinz Bombay. Er ſchrie womöglich noch lauter als ſein Kollege und Nebenbuhler.

„Kauft bei mir! Kauft bei mir! Wer will das Gemiſch dort trinken? Puh, ich muß mir die Naſe zuhalten! Immer fünf Peis der heilkräftige Spruch! Immer fünf Peis!“

„Ein Lügner iſt er, ein Betrüger und Schwindler! Was nützt es wohl, Sprüche zu verſchlingen? Meine Arznei iſt die beſte! Die beſte! Die beſte!“

Der aus Bombay verkaufte kleine bekritzelte, in Öl eingeweichte Zettel; er trug ſie in einem Kaſten auf der Bruſt, als aber die Schmähreden des Bengali allzuſtark wurden, warf er ſeine Laſt in den Sand und drang mit geballten Fäuſten auf jenen ein. Es entſpann ſich nun ein Kampf in einzelnen Akten wie man wohl ſagen könnte, denn durch das jeweilige Erſcheinen einer Käuferin wurden die hageldicht fallenden Schläge für den Augenblick unterbrochen, und zwar handelte man dabei auf Gegenſeitigkeit.

Trat ſo eine, mit dem Sari verhüllte Frau an die Tonne heran, dann ließ der Spruchverkäufer den erhobenen Arm ſinken; begünſtigte ſie den Kaſten, ſo zogen ſich die fünf Finger des Bengali ſchleunigſt aus dem Haar des anderen zurück, wenn aber der Kauf abgeſchloſſen und das Geld bezahlt war, dann fielen ſie beide mit erneutem Grimm übereinander her.

Ein Pflaſterhändler machte zuletzt bei den verehrten Kollegen

ein glänzendes Geschäft; sie bluteten aus Biß- und Kratzwunden, ihre Nasen glichen bläulichen Bällen.

Trotz dieser kleinen Unterbrechungen wurden aber doch Tonne wie Kasten leer und versöhnt zogen die bisherigen Widersacher Arm in Arm von dannen.

Allmählich neigte sich der Tag, Fackeln erhellten das bunte Gewühl; man kochte und briet, man trug Kranke aus den Wagen herbei; fürstliche Diener eilten den goldglänzenden Prunkwagen ihrer Gebieter voran, entlaufene Tiere wurden wieder eingefangen, ein paar schnell entstandene Feuersbrünste unter großem Geschrei bewältigt, und so viele Blumenkränze verkauft und gewunden, daß der Boden buchstäblich von Blättern und Blüten bedeckt war.

An Schlaf konnte gar nicht gedacht werden; erst gegen Morgen legte sich das Gewirre und war um die Zeit des Sonnenaufganges in eine förmliche Grabesstille verwandelt.

Richard und Oskar sahen zu dem Hügel an der anderen Seite des Wassers hinüber. Da standen wenigstens zehn Brahminen und beobachteten durch große Gläser den Himmel, indem sie einander leise Bemerkungen zuflüsterten oder mit tiefsinnigem Ausdruck allerlei geheimnisvolle Striche und Zeichen in den Sand zogen.

Tausende von Augen hingen an jeder ihrer Bewegungen. An beiden Ufern standen in unabsehbaren Reihen die Andächtigen mit Blumenkränzen auf den Köpfen, die Frauen tief verschleiert, die Männer nur mit dem Lendentuche bekleidet — und warteten des Augenblickes, den die Priester als günstig bezeichnen würden. Fürstliche Diener harrten auf den Altanen; tiefes feierliches Schweigen lag auf der ganzen großen Versammlung.

Endlich kam vom Berge herab das Zeichen zum Eintritt in die Flut. Wer nicht schwimmen konnte, der hatte sich entweder einen stämmigen Führer mitgebracht, oder blieb auf dem flacheren Ufer, während die Mutigeren, der eigenen Kraft Vertrauenden in langen Zügen bis in die Mitte des Stromes hinausruderten.

Mütter trugen ihre kleinen Kinder, Söhne die alten Eltern, mitleidige Menschen die Blinden und Lahmen, welche nicht allein zu gehen vermochten. Die heilige Welle spülte über jede Schulter, bespritzte jede Stirn und darauf allein kam es an.

Nicht so einfach vollzog sich die Sache, wo ein Fürst oder eine Fürstin von den Marmorstufen der Treppe hinabstieg in die Flut. Voraus und zu beiden Seiten gingen einige Dutzend Sklaven, alle mit Schwertern bewaffnet, die sie rücksichtslos brauchten,

wo irgend ein Andächtiger niederer Kaſte den prunkvollen Aufzügen zu nahe kam.

Ein Schmerzensſchrei, ein plötzliches Rotwerden des Waſſers, dann ein Gurgeln und Kreiſen, das war alles, — um den in die Tiefe verſunkenen Unglücklichen bekümmerte ſich niemand.

Anderſeits gab es Verzückte, die nur hierhergekommen waren, um zu ertrinken. Sie gingen mit erhobenen Armen, laut ſingend bis in die Mitte des Stromes, wo das Waſſer über ihren Köpfen rauſchend zuſammenſchlug, — eine Zeitlang bewegten ſich noch die Hände, dann verſchwanden auch dieſe.

Während man die unter den Streichen der Fürſtendiener Gefallenen gar nicht beachtete, wurde den Fakiren, die ſich ſelbſt opferten, jedesmal ein jubelnder Beifall geſpendet.

Auch Tippoo und die übrigen badeten, obwohl ſie keine Blumenkränze aufſetzten, ſelbſt Dſchumbo wurde etwas ſpäter, nachdem ſich die Menſchen entfernt hatten, in das Waſſer geführt, wo der Rieſe munter wie ein Fiſch den ungeheuren Körper dehnte; gegen ſieben Uhr morgens erfolgte dann der Aufbruch, wobei Scharen von Neuankommenden die Plätze der eben Abziehenden einnahmen und ganz das gleiche Getümmel wie geſtern ſich entwickelte.

Diesmal blieb Dſchumbo mitten unter den übrigen Reit- und Fahrtieren, bis endlich nach abermaliger langer Reiſe Puri erreicht war. Tippoo hatte ein gutes Geſchäft gemacht und ſchien in ſehr zufriedener Stimmung; ſeine ſämtlichen Künſtler erwarteten ihn in einer beſtimmten Herberge, — morgen, am Tage des Wagenfeſtes konnte das Geldeinſammeln auf den Straßen wieder vor ſich gehen.

Oskar und Richard mußten die Trommeln hervorholen, Houdin putzte Dſchumbos Schellen und ſonſtige Schmuckgegenſtände, Tippoo verabreichte den Schlangen eine beſonders ſtarke Mahlzeit und ließ ſie, nachdem alle ihr Gift ausgeſpritzt hatten, zur Probe ihre Kunſtſtücke vollführen, wobei die, welche den jungen Fürſten von Kaſchmir ſo plötzlich tötete, noch ſehr ungelehrig war, mit einem biegſamen Stöckchen gehörige Schläge bekam und ſpäter von dem Genuſſe einer großen Schüſſel Milch ausgeſchloſſen blieb.

Wohin das Auge ſah, in Gaſthöfen und Wohnhäuſern, auf der Straße und in Scheunen, zu Lande unter Zelten oder in Booten auf dem Waſſer, überall lagerten Scharen von Pilgern, angeführt und begleitet von den Werbepriеſtern, die durch das ganze Land ziehen und zu dieſen Heiligtumsfahrten anſpornen. Nicht alle

Leute hatten ein gutes Aussehen; wer zu Fuß gekommen war, der schleppte sich kaum noch mit letzter Kraft vorwärts, ja, einige arme Menschen lagen geradezu sterbend umher und die Ihrigen umstanden weinend das Schmerzenslager, ohne helfen zu können.

Kam dann der Tod, so beugte sich ein Brahmine über den Unglücklichen und flüsterte ihm einen Spruch aus dem heiligen Buche ins Ohr, welcher ihm Trost spendete für den Weg ins unbekannte Jenseits.

Die Angehörigen brachten den Leichnam beiseite und wieder andere Auftritte erreigneten sich an der Stelle, wo er gelegen. Fürstliche Wagen glitten darüber hin, lebensfrohe Menschen eilten zum Tempel des Gottes Dschagannath, oder neue Klagen, neue Seufzer erschallten, wie eben der Zufall die mannigfachen Verschiedenheiten des Lebens und der Schicksale durcheinander würfelte.

Auch ganze Bettlertruppen waren vorhanden; schreckliche schmutzstarrende Gestalten, denen Elend und Hoffnungslosigkeit aus allen Zügen sahen. Einer dieser Leute hatte den Kopf durch ein schweres Eisengitter gesteckt, so daß er gebückt gehen mußte, ohne sich aufrichten zu können, ein anderer hatte gelobt, jeden Weg, welchen er sein lebenlang gehen würde, mit seinem Körper auszumessen. Zu diesem Zwecke warf er sich nach je zwei Schritten lang auf den Boden, — wieder und immer wieder, gleichviel ob harte Steine unter seinen Füßen lagen, oder Morast, Staub, — gleichviel.

Heute gab es noch keine Vorstellungen auf den Straßen; die jungen Leute konnten daher den Tempel von innen und außen mit Muße besehen, Houdin schenkte ihnen sogar zu diesem Zweck einige Rupien, — „denn sonst kommt ihr nicht hinein!“ sagte er.

„Man verlangt also ein Eintrittsgeld wie in einer Schaubude?“ sagte Oskar. „Das ist für eine Kirche wenigstens sonderbar.“

„Behaltet derartige Gedanken für euch,“ warnte der Mahaut, ehe er sie entließ.

„Willst du denn nicht lieber mitgehen, Houdin?“

Er schüttelte nur stumm den Kopf, dann wandte er sich wieder zu Dschumbos Schellen.

So gingen sie denn, dem Strome der Andächtigen folgend bis zu jener Gruppe von Gebäuden, die für sich allein eine kleine Stadt bilden; hundertundzwanzig Tempel sind rings um die Säulenhallen her aufgeführt, sie gelten ebensowohl dem Dienste anderer Götter als auch sonstigen Zwecken, zum Teil sind sie bewohnt von gegen tausend Brahminen, Werbern, Tempeldienern und sonstigen

Perſonen, welche allein durch die Opfergaben der Andächtigen ihr Daſein müßig friſten.

Säulengänge umgeben das Ganze; wer ſich ohne Führer in dies Gewirre von Hallen, Thoren, Treppen und finſteren Räumen hineinwagen würde, der müßte ohne Zweifel die begangene Unklugheit mit dem Leben bezahlen.

Tief in innerſter Mitte liegt der Saal des Dſchagannath, des Hauptgottes aller der zahlreichen Religionen, welche allein die Provinz Oriſſa, ein Ländchen etwa von der Größe des Königreiches Württemberg, beſitzt; der Haupteingang zu dieſem Gebäude heißt das Löwenthor.

Wie Bienenkörbe neben einem Hauſe, ſo klein erſchienen die umgebenden Bauten im Vergleich mit dem kuppelförmigen Tempel. Enge Höfe, überdachte Säulengänge, Bäume, hohe einzelne Säulen und Niſchen, alles war auf- und übereinander geſchoben. Heilige Banianen, deren Früchte teuer bezahlt wurden, ſtanden vor dem Thore, auf deſſen Stufen ſich die Menge unabläſſig drängte; auch Richard und Oskar ſuchten unter großer Anſtrengung vorwärts zu gelangen und ſahen dann aus nächſter Nähe die Förmlichkeiten, denen ſich der Ankommende, wer er auch war, ob hoch oder niedrig, gleicherweiſe unterwerfen mußte.

Das Eingangsthor und die Stufen faßten mehr als fünfzig Perſonen, die innere Thür dagegen nur zwei. Dieſe Plätze waren von Brahminen eingenommen, deren einer einen gewöhnlichen Beſen in der Hand hielt, der andere Schreibgerät und ein Bündel Papierſtreifen, daneben aber auch ein metallnes Gefäß, wie eine Sparbüchſe.

„Was doch den Leuten zugeflüſtert werden mag?“ raunte Oskar. „Ich begreife es nicht.“

„Laß uns dreiſt ſelbſt hingehen. Ein Gotteshaus muß jedem Beſucher offen ſein!“

Sie bohrten ſo lange mit Schultern und Ellbogen, bis der Platz im Thürrahmen erreicht war, — dann begann die leiſe geführte Unterredung zwiſchen Richard und dem vorderſten Brahminen.

„Kommſt du aus weiter Ferne hierher, um das Gnadenbild von Puri anzuſehen?“

„Ja.“

„Was zahlſt du?“

„Hm, — mache einmal ſelbſt den Preis, Brahmine.“

Der Würdenträger beſah ſich den jungen Menſchen in leinenen

Kleidern und überlang gewachsenen Lockenhaaren. Er mochte glauben, daß da nicht viel zu holen sei.

„Zwanzig Peis!“ sagte er.

„Mit dem größten Vergnügen!“

Richard zog die von Hondin erhaltene Rupie hervor und erwartete nun, das überschüssige Kleingeld herauszubekommen, aber darin sollte er irren; der Brahmine that nichts dergleichen, sondern wandte sich, nachdem er mit Seelenruhe das Silberstück versenkt hatte, nochmals flüsternd zu dem heimlich lächelnden jungen Deutschen.

„Schwörst du, keinem Menschen von den Mühseligkeiten dieser Reise zu erzählen? Soll keiner erfahren, daß du Hunger littest, mit nackten blutenden Füßen wandertest oder krank in den Hütten der Rajoten lagst?“

„Keiner!“ entgegnete mit würdevollem Ernst unser Freund.

„Gut. Du kannst eintreten.“

Zwei Schritte, — dann kam der andere Brahmine mit dem Besen. Dieser sprach oder fragte nichts, sondern stäubte nur den Eintretenden von allen Seiten gründlich ab, murmelte: „Du bist rein von Sünden!“ und stützte sich dann schwer auf das Säuberungsgerät, bis wieder ein anderer kam, der auch gefegt sein wollte.

Richard wartete fünf Minuten lang und dann stand Oskar an seiner Seite, auch mit dem Besen behandelt und um Hondins Rupie erleichtert wie er. Sie betraten jetzt den ersten großen Saal, die Opferhalle.

„Hilf Himmel,“ flüsterte Richard, „welche Vorräte!“

Der gewaltige Raum sah aus wie ein großstädtischer Marktplatz. Das Fleisch von Wild und Schlachttieren, Geflügel aller Art, Fische, Krebse und Austern füllten eine ganze Längsseite fast bis zur Decke, während jegliche Feld- und Gartenfrucht, jedes Gemüse, ja sogar fertige Speisen an der anderen Seite aufgestapelt lagen. Weinfässer, Büchsen mit Salben, mit Rosenöl und eingemachten Gewürzen lagen auf Tischen, ganze Berge von Blumen füllten die Luft mit ihren Wohlgerüchen.

„Lauter Opfer, — und wir kommen mit leeren Händen!“ raunte Oskar.

„Das schadet nicht. Die Götter werden heute auch ohne unsere Beihilfe gesättigt.“

Sie durchschritten den von vielfachen Düften erfüllten Saal und kamen nun in die Empfangs- oder Audienzhalle. Hier spielte ein Musikkorps und Tänzerinnen in ganz weißen Gewändern be-

wegten ſich unter Doppelreihen herrlicher Säulen langſam ſchwebend gegen den Eingang. Sie geleiteten wie Schmetterlinge, die immer neben dem Wanderer herfliegen, jeden Ankömmling bis zur Thür des dritten Gemaches, des Gnadenſaales.

Hier ſtand das berühmte, in ganz Indien mit ſeinen Tauſenden von Göttern und Untergöttern hochverehrte Gnadenbild des Dſchagannath.

„Welch eine ſchauderhafte Fratze!“ — Die beiden jungen Leute ſahen einander an; ſie waren in der größten Gefahr, laut herauszulachen. Das ein Bild, um ſich in Andacht vor demſelben zu beugen, um überhaupt eine weihevolle Stimmung zu erlangen?

„Der leibhaftige Knecht Ruprecht, wie er auf dem Weihnachtsmarkt zu Hauſe in Hamburg einen Schilling koſtet!“

„Eulen mit Tüchern über den Köpfen!“

„Zu wahnwitzig, um es ernſthaft zu nehmen!“

Sie näherten ſich möglichſt dem rieſenhaften, in allen Formen ungeheuerlichen und abſchreckenden Bilde; ſie bedauerten lebhaft, kein Zeichengerät zu haben, um es malen zu können, — der Gedanke, dies Etwas als Gottheit zu bezeichnen, war wirklich urkomiſch.

Auf einer mit Gold und Perlen reich verzierten Erhöhung ſtanden drei hohe und breite Sandſteinfiguren, die keine menſchlichen Glieder, wohl aber etwas wie verzerrte, fratzenhafte Züge beſaßen. Ein nach oben ſpitz zulaufender Block war mit Perlenſchnüren und den Falten eines verhüllenden Gewandes ganz und gar bedeckt; Pfeiler wie Arme ohne Hände, hoch bis über den Kopf erhoben, ragten daraus hervor, große Kreiſe bezeichneten die Augen, ein gewaltiger Einſchnitt den Mund und etwas wie ein Strich oder Haken die Naſe. Das Ganze war formlos, unſchön und durchaus verzerrt. Als einziger Schmuck konnte die reiche Bildhauerarbeit der Umgebung gelten.

„Begreifſt du das?“ flüſterte Richard. „Weshalb gibt man nicht wenigſtens ſeinem Lieblingsgötzen ein Geſicht oder eine erkennbare Geſtalt?“

„Hier trägt ja alles Fratzen. Sieh doch nur die Andächtigen, wie ſie das Feinſte, was ihre Felder getragen haben, die ſchönſten Perlen und Edelſteine dem Ungeheuer zu Füßen legen.“

„Und dort, — wahrhaftig, das ſind Bekannte von der Inſel Elephanta her!“

Ein ganzer Zug religiöſer Bettler lagerte vor den Stufen des Gnadenbildes; zwei waren darunter, die unſere Freunde nicht

zum erſtenmale ſahen, der mit den ſtacheligen Kugeln und der, welcher ſeinen Körper fortwährend in ſchwingender Bewegung erhielt. Sie ernteten von den Pilgern reiche Spenden; ihre zerriſſenen Lumpen, ihre elenden, verfallenen Geſtalten erregten allgemeines Mitleid.

Das waren die Leute, mit denen Tippoo ſich in jener Nacht auf der Inſel ſo heftig ſtritt, die ihm das Geld, welches er ihnen bot, erzürnt vor die Füße warfen, — blitzartig tauchte das damals geſehene Bild in Richards Erinnerung wieder auf. Was hatte der Zwerg mit den Büßern zu ſchaffen, weshalb haßten ſie ihn?

Und nun waren ſich ihre Blicke und die der jungen Seeleute begegnet. Die Bettler flüſterten, etwas wie der Ausdruck des Frohlockens erſchien auf ihren Geſichtern; ſie ſprachen trotz ihrer ununterbrochenen Spiele ſehr lebhaft miteinander.

„Die haben uns erkannt!“ dachte Richard. „Jedenfalls werde ich es Hondin ſagen.“

Der dritte Saal war zur Genüge beſehen; die jungen Leute begaben ſich jetzt in den vierten, das Allerheiligſte mit dem Bilde Wiſchnus. Hier wölbte ſich das kuppelförmige Dach in faſt unabſehbarer Höhe. Siebenunddreißig Spitzbogen, alle reich verziert, trugen die Decke und gewährten einen Anblick von wunderbarer Pracht. Das Bild ſelbſt war dieſelbe traurige, ſchläfrige Erſcheinung wie in dem unterirdiſchen Udgiritempel.

Als die beiden jungen Leute aus dem Gebäude wieder auf die Straße hinaustraten, oder beſſer geſagt, treten wollten, gab es abermals ein Verhör zu beſtehen.

„Schwörſt du, von den Geheimniſſen des Tempels keinem Menſchen etwas zu ſagen?“ fragte der fegende Brahmine.

Richard ſchüttelte den Kopf. „Nein! Ich habe überhaupt keine Geheimniſſe bemerkt.“

Ein Zornesblick traf ihn. „Hüte dich vor der Rache der Götter!“ hieß es.

„Das werde ich jedenfalls. Was ſoll aber dieſer Zettel?“

„Es iſt ein Wechſel und du mußt ihn unterſchreiben. Zeit und Ort, um zu bezahlen, darfſt du ſelbſt beſtimmen.“

Richard lächelte. „Du biſt ſehr gütig, Brahmine. Ich kann aber leider kein Wort in deiner Sprache ſchreiben.“

„Das heißt, du willſt nicht zahlen. Denke an Yamas grauſige Halle, an die Strafen, welche der Affengott über dich verhängen wird!“

„Herr des Himmels, auch einen Affengott habt ihr?“

Der Brahmine deutete auf die alleinstehende hohe Säule vor dem Löwenthore. „Siehst du den Gott da oben? Er blickt zürnend herab auf dich! — Schnell unterzeichne den Wechsel.“

Richards und Oskars Winke hatten sich verständigt; als im Augenblick der Andrang der Pilger etwas größer wurde, schlüpften sie behende hinaus, und waren glücklich dem Drängen des Habsüchtigen entgangen.

Draußen auf der Säule hockte richtig ein schwarzer Affe, und auch er hatte seinen Anteil der gespendeten Opfergaben pünktlich erhalten. Ganz vergnügt schien der sonderbare Gott auf dem hohen Altar zu thronen — die beiden jungen Leute lachten ihm nach Herzenslust entgegen.

Jetzt kam die Besichtigung des Küchenhofes. Am Dschagannathfeste beherbergt Puri mehr als dreimalhunderttausend Pilger; es vergeht indessen kein einziger Tag des ganzen Jahres, an welchem nicht wenigstens fünfzigtausend zugegen wären. Alle diese Leute bringen Lebensmittel als Opfergaben; viermal am Tage wird der Tempel geschlossen, um die ungeheuren Vorräte in die Küchenräume zu schaffen und zugleich dem Volke vorzuschwindeln, daß jetzt die Steinbilder äßen, aber selbst der gesundeste Appetit der tausend verschiedenen Brahminen und Tempeldiener kann die ungeheuren Massen nicht bewältigen, weshalb die Götzenpriester aus den Spenden an Reis und Korn für sich eine neue Einnahmequelle schufen, indem sie diese Vorräte in ungeheuren Kesseln zubereiteten und als heilige Speise denselben Personen für schweres Geld verkauften, die vorher das Gericht dem Gnadenbilde zum Opfer gebracht hatten.

Alle Pilger ohne Unterschied mußten von den Brahminen beziehen, was sie während der Gebetstage essen wollten, mußten auch die Speisen im Tempelhofe verzehren und durften keine Brocken im Napfe zurücklassen, — sie schaufelten stellenweise so mühsam, daß ihnen der Angstschweiß auf der Stirn stand. In dem glühenden Klima Indiens verdirbt alles Gekochte schon nach wenigen Stunden; wer daher seinen Anteil heute nicht verzehren kann, der findet ihn morgen in Gährung wieder vor, außerdem wimmelnd von toten und lebenden Insekten, aber er genießt trotzdem jeden Bissen, aus Furcht, die Götter zu beleidigen.

Auf dem Pflaster dieses Küchenhofes von Puri gibt es keinen Unterschied der Kasten. Fürsten und Bettler essen aus gleichen

Schüſſeln das gleiche Gericht. Die in Gold und Purpur gekleidete vornehme Frau und die arme Waſſerträgerin aus Bombay oder Kalkutta ſitzen friedlich nebeneinander, Bilder des höchſten Glanzes zeigen ſich in unmittelbarſter Nähe eines Verfalles, vor dem der Blick entſetzt zurückbebt.

Es gab da Bettler, die gelobt hatten, ſich nie im Leben zu waſchen. Alle denkbaren Inſekten, ſogar Würmer zehrten an ihren, einem Gerippe ähnlichen Körpern; ſie ſelbſt hielten ſich von den übrigen Pilgern etwas abgeſondert, aber während man aß, war es doch unvermeidlich ſie zu ſehen, — der weite Hof glich einer Ausſtellung aller möglichen Schrecken, aller Armen und Elenden des Lebens.

Auch die beiden Bettler von Elephanta befanden ſich dort; als unſere Freunde vorübergingen, redete einer derſelben ſie an.

„Sahib Faringi, biſt du nicht der junge Mann, welcher mit dem Schlangenbändiger Tippoo in der Höhle von Elephanta zuſammentraf?“

„Richard nickte. „Ja, ich bin es. Aber, guter Freund, wir beide beſitzen keinen Pei, um ihn dir geben zu können.“

„Das ſollt ihr auch nicht; wir brauchen von euch nur einen Beſcheid, das iſt alles. Wo befindet ſich Tippoo? Iſt er in Puri?“

„Ja. Wir wohnen in der Herberge zum Krokodil.“

Der Bettler nickte äußerſt zufrieden. „Weiß ſchon!“ ſagte er, „weiß ſchon! Haſt du Hunger, Faringi? Es iſt dir von Herzen vergönnt!“

Er bot ſeinen Napf mit Reisbrei, aber die jungen Leute dankten verbindlichſt und eilten fort. Sie ſehnten ſich allerdings nach etwas Ernährendem, nur nicht gerade aus dem Topfe des Fakirs, deſſen Hände und zerfetzte Lumpen von Schmutz ſtarrten.

In der Herberge zeigte ſich ein ganz ähnliches Bild, wie auf dem Tempelhofe. Alle Räume waren überfüllt, jeder Platz beſetzt, jeder Winkel in Anſpruch genommen; ſelbſt unter Dſchumbos gewaltigem Körper lagen die Pilger; ja, an geſchützten Stellen ſperrten ihre Reihen die Straßen. Frauen und Kinder bildeten die ungeheure Mehrzahl; unter ihnen waren wieder neun zehntel krank und bis zum Tode erſchöpft.

Eine erſtickende Luft füllte das Haus; alle Räume ſtarrten von Schmutz, eingeborne Ärzte und Zauberer verkauften überall ihre wunderlichen Heilmittel, Fürſtendiener ſchlugen mit Schwertern

und Stöcken in die Menge hinein; Gaukler, Fakire, Tänzerinnen und Händler betrieben alle durcheinander ihre Geschäfte.

Es hielt schwer, den Zwerg zu finden; er heilte schon wieder jeden Kranken, dessen er habhaft werden konnte. Als Richard und Oskar zu ihm traten, leuchtete sein verschlagenes Gesicht vor geiziger Freude.

„Bleibt nur hier," raunte er. „Den Alten da müßt ihr mit dieser Salbe einreiben und für jenes Kind Tropfen abzählen. Gebt ihm sechzehn, — nicht mehr."

Die beiden jungen Leute machten sich sofort an ihre täglichen Verpflichtungen, während Tippoo verrenkte Glieder behandelte oder kranke Augen mit einer seiner vielen Mischungen wusch, — als ihm Richard zufällig von den Fakiren aus Elephanta erzählte, erschrak er freilich so sehr, daß das Glas aus seinen Fingern fiel und klirrend zerbrach.

„Der mit den Kugeln ist hier? Weißt du es gewiß?"

„Ja," antwortete voll Erstaunen der Deutsche, „ich selbst sprach mit ihm."

„Und er sagte, daß er mich hier in diesem Hause aufsuchen wolle."

„Ich glaube ja, wenigstens erkundigte er sich nach dir."

Tippoo sah zur Seite. „Es ist gut," versetzte er mit bebender Stimme, „es ist gut. Weshalb sollte ich mit dem Manne nicht sprechen? Weshalb nicht?"

Er vermied es, die beiden jungen Leute anzusehen, war auch bald danach plötzlich mit allen Kranken fertig und erklärte, daß er Kopfschmerz habe, es sei ihm unmöglich, jetzt schon zu schlafen. Dann verschwand er, während die drei anderen in dem erstickend heißen kleinen Zimmer vor Betäubung und Unruhe fast umkamen.

Man konnte nicht atmen, sich nicht ausstrecken, keinen Schluck Wasser erlangen; Moskitos und Wanzen schwärmten zu Tausenden umher, jeder zollbreit Bodens, jedes Gerät war mit Schmutz überzogen.

„Draußen erzählten eben die Leute, daß in zwei Herbergen zugleich die Cholera ausgebrochen sei," berichtete Oskar. „Das wäre schrecklich!"

„Sie herrscht zur Zeit des Wagenfestes alljährlich," versetzte Hondin gleichmütig.

Richard hatte den Indier schon länger heimlich beobachtet; jedenfalls wußte er von der Ankunft der beiden Bettler und sah

dieſelbe höchſt ungern. Er blieb auch wohl gegen ſeine Gewohnheit bei den jungen Leuten, um dem Zwerge draußen freie Hand zu ſchaffen.

Richard näherte ſich ihm. „Hondin, was ſagteſt du mir damals, als ich den Tiger erſchoß? Entſinnſt du dich heute noch deiner Worte?“

Der Mahaut neigte den Kopf. „Ja, Faringi. Ich bin dein Mayardar! — Das war es.“

„Und du denkſt heute noch wie in jener Stunde, Hondin?“

„Immer, — bis ans Ende, Faringi.“

„Gut, dann mußt du mir antworten, wenn ich dich frage, nicht wahr? Mußt auf Ehre und Gewiſſen ſagen, was du weißt?“

„Ja!“

Richard ſah den Kampf in den edlen wohlgeformten Zügen ſeines Freundes, er hatte ein Gefühl, als mißbrauche er ein ihm geſchenktes Vertrauen. „Hondin,“ fuhr er halb und halb zögernd fort, „Hondin, kannſt du mir ſagen, was Tippoo und der Fakir aus Elephanta miteinander haben?“

Der Mahaut zerpflückte ein Blatt, das er in der Hand hielt. „Ich muß dir dieſe Frage beantworten, wenn du es ausdrücklich verlangſt, Faringi,“ ſagte er halblaut.

„Aber du möchteſt es lieber nicht, Hondin?“

„Lieber nicht!“ beſtätigte der Indier.

„Gut, dann verzichte ich natürlich auf die Frage. Aber es macht mir das Herz ſchwer, Hondin, — meine Meinung von dem Zwerg iſt keine gute.“

Der Mahaut ſchwieg ſo auffallend, daß Richards Unruhe fortwährend wuchs. „Hondin,“ flüſterte er, „hat Tippoo ein Verbrechen begangen?“

Der Indier ſchüttelte den Kopf. „Nein! In ſeinem Sinne wenigſtens nicht. Du kannſt getroſt die beiden Bettler vergeſſen, Faringi, — dir und Oskar wird aus ihrem Erſcheinen kein Nachteil erwachſen.“

„Das ſchwörſt du mir, Hondin?“

„Das ſchwöre ich dir bei der Gegenwart Gottes!“

Richard ſah auf. „Gottes?“ wiederholte er.

Ein trauriges Lächeln umſpielte die Lippen des Elefantenführers. „Oder Brahmas!“ ſagte er. „Was bedeutet der Name?“

Sie reichten ſich die Hände und ſprachen nicht mehr. Richard

war wenigſtens für den Augenblick beruhigt. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Draußen ſpähte während dieſer Unterredung der Schlangenbändiger nach allen Seiten. Daß er noch an dieſem Abend den Beſuch des Fakirs empfangen würde, ſtand für ihn feſt; es ſollte daher unter vier Augen geſchehen. Tippoo bewachte die Hausthür und beide Seiten der Straße.

Einige Fackeln erhellten das Dunkel; unaufhörlich glitten menſchliche Geſtalten herüber und hinüber, ein Murmeln von Tauſenden verſchiedener Stimmen klang wie gedämpftes Meeresgrollen aus der Stadt herauf, dazwiſchen wieherten die Pferde, trompeteten Elefanten, brüllten Kamele, bellten zahlloſe Hunde und kreiſchten oder wimmerten kleine Kinder. Es war ſchwer, aus dieſer Wirrnis von Tönen und Geſtalten ein beſtimmtes Etwas herauszufinden.

Der Zwerg ſah fortwährend aus der Thür. Sollte er ſich getäuſcht haben?

Aber nein, nein. Eine Kugel flog in die Luft, noch eine, — es war der Fakir.

„Baulambal!“ rief er halblaut.

Der Bettler ſtutzte. „Wer iſt da? — Aha, du ſelbſt, Tippoo? Erwarteſt du mich?“

Das klang äußerſt ſpöttiſch, aber Tippoo ſchien abſichtlich den Ton zu überhören. „Du wollteſt mich aufſuchen, Baulambal, nicht wahr?“

„Ja, ja, natürlich. Der junge Burſche wird es dir geſagt haben!“

Und näher tretend, während die beiden Kugeln unabläſſig ſeine Hände zerriſſen, flüſterte er: „Haſt du jetzt das Geld bei dir?“

Der Zwerg wechſelte die Farbe. „Träumſt du immer noch von Tauſenden ſilberner Rupien, Baulambal? Denkſt du, ich beſäße ſie? Wer hat dich überhaupt hierher gebracht?“

Der Fakir wiegte höhniſch den Kopf. „Das iſt nicht deine Sache, mein guter Tippoo. Du dachteſt den unbequemen Gläubiger abgeſchüttelt zu haben, als du ihm in der Höhle von Elephanta den Platz zur Mitreiſe verweigerteſt, ha, ha, ha, jetzt erkennſt du die Täuſchung. Ich bin hier und verlange mein Geld.“

„Wie viel?“ preßte der Schlangenbändiger hervor.

„Die Hälfte von dem, was der Sahib Faringi bei ſich trug. Es kann nicht wenig geweſen ſein, da er in Bombay eine große Summe erhoben hatte.“

Tippoo wiegte den Kopf. „Du lauerteſt eines Tages hinter einem dichten Gebüſch von Tamarisken, mein guter Baulambal,“ verſetzte er äußerlich ruhig, „vielleicht träumteſt du da, vielleicht ſahſt du wirklich, daß ein weißer Mann ermordet wurde, aber ich war nicht dabei. Was kümmert mich die Geſchichte?“

Der Fakir lachte. „Viel kümmert ſie dich, Schlangenbändiger, ſoviel wie überhaupt der Kopf zwiſchen deinen Schultern wert iſt. Du biſt ein Phanſigar, du haſt den Lord-Oberrichter von Bombay erdroſſelt, als er ſich nach ſeinem Landhaus begeben wollte, du haſt ihn ausgeplündert und den Leichnam verſcharrt, ſoll ich das den engliſchen Behörden anzeigen?“

Der Zwerg war auf dieſe Drohung vorbereitet, ſie erſchreckte ihn aber dennoch. „Baulambal,“ ſagte er, „du irrſt vollſtändig, ich behaupte es, vollſtändig, indeſſen will ich mich einer Verfolgung durch die Gerichte nicht ausſetzen, ſondern lieber mit dir ſo unterhandeln, als wäre alles, wie du es geſehen zu haben glaubſt. Ich biete dir tauſend Rupien!“

In den Augen des Fakirs flammte es auf, aber nur für einen Augenblick, dann beherrſchte er ſich. „Zweitauſend!“ rief er. „Die habe ich nicht und kann ſie auch nicht zuſammenbringen. Wenn ich dir tauſend Rupien verſpreche, ſo muß der größte Teil dieſer Summe morgen erſt verdient werden.“

Der Fakir verzerrte das Geſicht. „Das heißt doch, ich ſollte dich aus den Augen laſſen, damit du mir entſchlüpfſt wie auf der Inſel, nicht wahr? Dein Freund Dſchumbo macht große Schritte, — es möchte einem Manne ſchwer werden, mit ihm um die Wette zu laufen. Nein, nein, Tippoo, jetzt habe ich dich und laſſe dich nicht von mir, ehe die Rupien in meiner Taſche klingen.“

Tippoo ſenkte die Lider. Er wollte vielleicht das ſataniſche Leuchten ſeiner Blicke der Beobachtung des anderen entziehen.

„Ich meine es ganz ehrlich, Baulambal,“ ſagte er, „du verkennſt mich, wenn du meine Abſichten für treulos hältſt. Gerade jetzt wollte ich dir den Vorſchlag machen, hier in dieſer Herberge und bei mir zu bleiben, bis ich morgen das Geld verdient habe.“

Der Fakir nickte. „Das werde ich jedenfalls, Tippoo. Auch ohne deine gütige Einladung hätte ich dieſe Stelle nicht wieder verlaſſen, wäre ich wie dein Schatten neben dir geblieben. Wenn du morgen zum Feſte gehſt, ſo ſtehe ich an deiner Seite; wenn du die Schlangen tanzen läßt, beobachte ich dich und du kommſt nimmermehr frei, bevor tauſend Rupien mein ſind.“

Der Zwerg atmete tief. „Es ist gut," sagte er. „Ich bin einverstanden, Baulambal. Wollen wir jetzt schlafen gehen?"

Der Fakir nickte. Schweigend schritten die beiden Männer in das Haus; Tippoo warf sich neben den anderen auf das Lager und Baulambal nahm seinen Platz wie ein Hund quer vor der Thür.

Die Augen des Zwerges funkelten gleich denen der Raubkatze; er lachte in sich hinein und rieb verstohlen die Hände, — ein sehr angenehmer Gedanke schien ihn zu beschäftigen.

Am folgenden Morgen nahm das große Wagenfest in der dazu bestimmten langen und schmalen Gasse außerhalb der Stadt seinen Anfang. Eine Art Hohlweg, bergab gehend und ziemlich tief gelegen, führte vom Tempel zu einem freien Platze, wo man Halt machte und langsam wieder zurückfuhr. An der ganzen Bahn standen die Pilger Kopf an Kopf zu beiden Seiten am Rande einer steilen Böschung, während unten das Götzenbild vorbeigezogen wurde; auf dem Wege, den es zu nehmen hatte, durfte kein Mensch seinen Platz suchen.

Auch unsere Freunde gingen bei Zeiten hinaus, um in die vorderste Reihe der Zuschauer zu kommen.

Zwar war die Wagenbahn eine gute Stunde lang, aber es harrten auch Hunderttausende des Anblickes, daher kostete es immerhin Mühe, sich die Stelle zu sichern, an der man alles zu übersehen vermochte.

Gott Dschagannath fuhr, von seinen Getreuen gezogen, im Schneckenschritt; es blieb jedem Pilger Zeit genug, sich das Bild des Festzuges für immer einzuprägen und während das Gefährt vorüberrollte, eine Bitte oder eine Danksagung in die Welt hinauszurufen. Was heute von dem Gotte erfleht wurde, das mußte er bewilligen; niemand hätte gewagt, daran zu zweifeln.

Die Sonne schien glühend heiß herab, als alle die Tausende hinauspilgerten und zuerst den Wagen der Gottheit bewunderten. Die ungeheure Arche ruhte auf acht Rädern und trug über vier vergoldeten, mit Perlen und Blumen reich geschmückten Säulen eine kuppelförmige Decke aus Metall, von oben bis unten mit Zacken, Vorsprüngen und Verschnörkelungen bedeckt, in allen Farben glänzend, reich und prachtvoll, wie nur morgenländische Phantasie gestaltet. Trotz dieses Aufwandes war aber der vordere, viereckige und ganz leere Raum doch nur der Vorhof des Tempels, wäh-

rend das Allerheiligſte, der Thron des Götzenbildes, weiter nach hinten ſtand.

Hier umſchloß ein Kreis von lebensgroßen, menſchlichen Steinfiguren mit furchtbaren Fratzen das eigentliche Innere. Säulen waren nicht vorhanden, wohl aber hingen feine purpurne und goldene Gewebe aus Kaſchmir in Wolken herab, flatterten als Fahnen nach allen Seiten und bedeckten den Boden des Wagens. Perlenſchnüre hingen vom Dach, Gold und Edelſteine funkelten im Sonnenlicht, Geſchoß nach Geſchoß erhob ſich über die vordere Kuppel, im ganzen fünf, deren jedes immer etwas kleiner wurde als das vorhergehende, bis zuletzt ein ſeltſamer, ſchirmartiger Bau, auf einer einzelnen Säule ruhend, hoch in die Luft hinausragte.

Hinter dieſem gewaltigen und prächtigen Turm, gleichſam als Hüter, hockten wieder zwei grinſende Göttergeſtalten mit abſcheulichen Fratzen.

Von einigen hundert Brahminen gezogen und geſchoben, fuhr der Wagen vor das Löwenthor. Die Muſik ſpielte, die Tänzerinnen umwirbelten das Gefährt, die tauſendſtimmige Menge jubelte und ein Chor von Prieſtern ſang, — langſam öffnete ſich die Thür, das dreiköpfige Fratzenbild erſchien und wurde in das Innere des Tempels gehoben. Der Zug nahm ſeinen Anfang.

Schritt um Schritt, langſam wie ein Totengeleit. Auf dieſe Stunde hatten ja die Elendeſten unter allen den Tauſenden von Elenden ihre Bitten verſpart, auf dieſe Stunde gehofft während einer langen Wanderung mit blutenden Füßen und blutendem Herzen. Das Gnadenbild ſollte hören, was ſie ihm ſagten, ſollte verſtehen und gnädig Gewährung ſpenden.

Abgemagerte Hände ſtreckten ſich ihm entgegen, hohle vergrämte Augen ſahen auf den fürſtlichen Pomp des Wagens. Hier eine Mutter, die für das kranke Kind flehte, dort ein Blinder, weiterhin ein Lahmer, den zwei andere trugen. Wer zählt die Wunden, aus denen das Menſchengeſchlecht für und für blutet, ſolange die Welt ſteht?

Und nun kam in das Gedränge ein Murmeln, eine Unruhe. Tippoo, Baulambal und die beiden Deutſchen hatten ihre Plätze an einer ſehr engen Stelle des Weges, einer Biegung, durch die der ſchwere, breite Wagen kaum zu bringen war. Zehn Pferde zogen ihn, weißgeborene Tiere ohne Flecken, — nur zwei Brahminen hielten die Zügel des erſten Paares.

Es ging hier etwas ſchneller, die Straße ſenkte ſich; wie das Toben des Sturmwindes ſchwollen die Stimmen der Tauſende.

Gebet und Dank, Singen und Anrufen, ein: „Er kommt! er kommt!“ von den Lippen aller, — es klang, als brächen die Poſaunen des letzten Gerichtes brauſend und donnernd herein.

Sowohl Tippoo als Baulambal hatten die Feierlichkeit ſchon in manchem Jahre geſehen, aber dennoch gebot ihnen ihr Glaube, jetzt in der vorderſten Reihe zu ſtehen und den dreiköpfigen Dſchagannath anzurufen. Sie ſtreckten die Arme aus; ſogar das Kugelſpiel ruhte für Augenblicke.

„Gib uns Geſundheit und Verdienſt, großer Dſchagannath! Gelobt ſei dein Name für alles, was du bisher an uns gethan!“

„Baulambal!“ flüſterte Tippoo.

Der Fakir neigte ſich zu ihm. Wer es ſah, der mußte glauben, daß die beiden Männer beſonders eifrig miteinander ſprachen.

Im nächſten Augenblick ſtürzte Baulambal mit hocherhobenen Händen die Böſchung hinab, gerade unter die Räder des Götterwagens. Ein gellender, markerſchütternder Schrei von ſeinen Lippen ging verloren in dem allgemeinen Toſen und Schreien, — wie ein ſchwerer Stein fiel der Unglückliche hinab auf die Bahn des Dſchagannath.

Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich zu erheben, gingen die Vorderräder über ſeine Bruſt und zermalmten ihn vollſtändig.

„Allmächtiger Gott!“ riefen wie aus einem Munde die beiden Deutſchen.

Tippoo lächelte. „Was denn weiter?“ ſagte er ruhig. „Baulambal kam zu dieſem Zweck hierher; er hat ſich geopfert, wie es ſoviele thun.“

„Da!“ ſetzte er haſtig hinzu, „da! und dort! — das iſt etwas Alltägliches.“

Was jetzt folgte auch nur annähernd zu ſchildern, wäre unmöglich. Wer ſich von dem Wagen des dreiköpfigen Gottes überfahren und zermalmen ließ, der galt damals in ganz Indien als ſelig, deſſen wartete zur ſelben Stunde das Paradies mit allen Freuden der Götter, — kein Wunder alſo, daß es immer überſpannte Köpfe gab, die ſich dieſem gräßlichen Tode widmeten, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Auch jetzt hatten ſich mehrere Fakire zum Selbſtmorde entſchloſſen und als der Körper Baulambals, von der Hand des Schlangenbeſchwörers plötzlich geſtoßen,

hinabflog in die Bahn, da war das noch fehlende Gefühl einer mächtigen Begeisterung wie durch Zauberei geweckt worden. Donnernder Jubel begrüßte den Sturz Baulambals; man klatschte in die Hände, man kreischte wie toll, — als noch drei andere Fakire selbst jauchzend und singend hinuntersprangen, erreichte der Lärm einen fast betäubenden Grad.

Jede Stimme schrie, jede Hand wirbelte durch die Luft, jeder Körper zuckte in wahnsinnigen Verdrehungen.

Es sah aus, als hätten diese Tausende plötzlich den Verstand verloren.

Langsam verschwand in den Tiefen des Weges der Götterwagen. Die Priester hatten Sorge getragen, daß jedes der vier Opfer ganz und gar zermalmt wurde, — in den Furchen der Räder lagen nur noch entstellte blutige Massen, Überreste ohne Menschenähnlichkeit.

Und nach und nach wurde alles still. Die Betenden schrieen nicht mehr, die Gesänge verhallten, die Lobpreisungen der Begeisterten verstummten im Anblick jener Toten, die buchstäblich zermalmt worden waren. Wie auf jeden Seelenrausch, so folgte auch hier eine lähmende Abspannung.

Lücke nach Lücke entstand in den Reihen; man flüsterte und beeilte sich, die Stätte des Todes zu verlassen; auch Tippoo trieb die jungen Leute zum schleunigen Aufbruch.

„Hondin hält seinen Elefanten und die Schlangen schon bereit," sagte er. „Taschenspieler und Tänzerinnen warten, — auf, daß wir endlich einmal wieder Geld verdienen!"

Richard schauderte; ein Gedanke, dessen er sich nicht erwehren konnte, überfiel immer aufs neue seine Seele. Tippoo war ein Verbrecher, sann auch gegen ihn und Oskar Böses!

Ob er doch den Mahaut zum Sprechen brachte?

„Was hast du?" fragte der Zwerg, ihn mißtrauisch ansehend. „Was kümmert's dich, wenn sich die Leute opfern?"

Richard nickte. „Das ist richtig, — aber man kann im Anblick solcher Greuel kaum an Taschenspielerkunststücke denken, mein guter Tippoo."

„Dann denke, woran du willst, aber folge mir jetzt."

Der ganze Strom der Pilger befand sich auf dem Heimwege; die eifrigsten waren dem Wagen nachgelaufen, um zu sehen, wie die Brahminen das Götzenbild wieder in den Tempel trugen, andere standen gruppenweise bei einander. Von Mund zu Mund ging das

Wort: „Cholera;“ engliſche Sicherheitsbeamte überwachten die Gaſſen und Höfe, auf den freien Plätzen brannten Schwefel und Teer, hier und da trug man eine ſtille, weißverhüllte Geſtalt im Geſchwindſchritt hinaus zur großen Grube, wo friſcher Kalk den Boden fußhoch bedeckte, aber neben dieſen ernſten Mahnungen an die Vergänglichkeit des Daſeins erklangen auch überall die Lockungen ſolcher Freuden und Genüſſe, wie ſie auf Jahrmärkten oder bei Kirmesfeiern geboten werden.

Muſik in jedem Zelt, Tanzmuſik, bei deren Klängen die Jüngeren zu hüpfen anfingen; berauſchende Getränke, Speiſen aller Art, Früchte und Backwerk, — die Stimmen der Verkäufer überſchrien einander, ſo daß niemand mehr hörte, was ſein nächſter Nachbar ſprach. Mit der Rückkehr des Götzenbildes in den Tempel waren die Gebetstage beendet; man durfte eſſen und trinken, was man wollte, tanzen, ſich beluſtigen, das Leben genießen. Auf allen Straßen erſchienen Chineſen mit ihren Meſſern und Kugeln, Tierbändiger, Gaukler, Puppenſpiele und Theater; es war alſo für den Zwerg die höchſte Zeit, ſeine eigenen Leiſtungen ins Feld zu führen, wenn er ſich nicht von anderen, klügeren, verdrängen laſſen wollte.

Auf dem Heimwege begegnete ihm und den beiden Deutſchen der Fakir, welcher ſeinen Oberkörper fortdauernd in wiegender Bewegung hielt. „Wo iſt Baulambal?“ fragte er unruhig.

Tippoos Geſicht blieb unbeweglich. „Im Paradieſe,“ antwortete er. „Baulambal hat ſich dem Dſchagannath geopfert, wie dieſe jungen Leute mit angeſehen haben.“

Der Fakir wich entſetzt zurück. „Du ſahſt es?“ rief er voll Grauen.

„Gewiß. Ich ſtand ganz in ſeiner Nähe.“

Der Bettler wandte ſich zum Gehen, er taumelte. „Ich habe die Cholera!“ ſchrie er plötzlich. „Helft! Helft! — O dieſe Schmerzen, dieſe Krämpfe! — Und Baulambal wollte das Geld mit mir teilen, das viele Geld! — Verflucht der Mörder! — Verflucht!“

Er wand ſich in Zuckungen auf dem Boden; als ſei ein Tiger mitten unter ihnen erſchienen, ſo flüchteten die Leute nach allen Richtungen auseinander.

Tippoo zog ein Glas hervor und trank haſtig mehrere Tropfen, dann bot er das übrige ſeinen Begleitern. „Nehmt, nehmt, —

die Krankheit ſteckt euch an! Aber ſo kommt doch endlich, — was kümmert es denn uns, wenn ein Bettler ſtirbt?"

„Dürfen wir ihn hilflos auf dem Pflaſter liegen laſſen?" rief Oskar entrüſtet.

„Die Stadtwächter holen ihn. Schnell, ſchnell!"

Er trieb die beiden Deutſchen zur größten Eile; ſein boshaftes Geſicht zeigte den heimlichen Triumph. Auch der zweite Bettler tot, — wie gefällig war doch das Schickſal!

Houdin war nicht bei der Feierlichkeit geweſen, er lehnte in der Thür des Stalles und Dſchumbo ſtand bei ihm. Eine Viertelſtunde ſpäter nahmen die gewohnten Vorſtellungen ihren Anfang. Tippoo tanzte als Schlangenkönig mit lächelndem Geſicht und ruhigem Herzen. Ein Mord, im Dienſt und zu Ehren der Göttin Bhawani begangen, die Beſeitigung eines Verräters der heiligen Sache, galt dem verhärteten Verbrecher als löbliches Werk.

IX

Die Ausbeute des Dſchagannathtages war eine überaus reiche. Wer gelitten und gedarbt hat, wer ſich ſelbſt freiwillig dieſer oder jener Buße unterwarf, der ſchlägt leicht über in das gerade Gegenteil, ſobald ihm dazu die Gelegenheit geboten wird. Tippoos Turban trug die Fülle des Segens nicht mehr; es mußte Geld in allen Falten der Gewänder und des Seſſels verborgen werden, man konnte die Reiſe nach Kalkutta ſehr zufriedenen Sinnes antreten.

In Puri tobte die Cholera; Tippoo ſchüttelte ſich, als der grüne friſche Wald wieder erreicht war. „Ich möchte doch noch nicht ſterben," geſtand er. „Nein, noch nicht."

Vor der Abreiſe hatte er auch vier tüchtige Kugelbüchſen und Schießbedarf eingekauft. „Man trifft auf dem Gebiete, das wir jetzt durchreiſen, viele Tiger," ſagte er, „ſind wir aber erſt glücklich in Kalkutta, ſo bringe ich die großen unbequemen Dinger ſchon wieder an den Mann. Es iſt doch ſehr angenehm, ſeine Verhältniſſe hübſch geſichert zu wiſſen, ſehr angenehm!"

„Eigentlich," ſetzte er hinzu, „bin ich euch beiden Geld ſchuldig geworden; die Pantherfelle waren euer Eigentum, und den Erlös habe ich hier in der Taſche, aber ſeht, Kinder, ihr koſtet mir auch Unſummen. In Madras rüſte ich euch aus für die See."

„Warum gehen wir denn nicht gleich nach Madras?“ fragte Richard. „Oder warum sind wir nicht vom Bad im Ganges erst nach Kalkutta gegangen? „Wozu diese Umwege?“

„Weil wir die Städte besuchen müssen, wenn die großen Feste dort gefeiert werden, ohne Rücksicht auf Umwege. Das ist ja eben unser Beruf!“ antwortete der Zwerg.

„So gib uns doch schon in Kalkutta frei,“ wiederholte Richard seine frühere Bitte.

„Das kann ich nicht, Faringi. Auf dem Wege nach Madras liegen Städte, wo ich der geschickten Trommler bedarf, Dörfer, wo Kräuter gebraucht werden, — überdies wäre es bedenklich, nur zu zweien eine so weite Reise zu unternehmen. Nein, nein, ihr dürft nicht daran denken, mich zu verlassen.“

Richard nickte. „Heimlich jedenfalls nicht!“

Oskar schwieg, später aber, als sie einen Augenblick allein waren, brachte er das Gespräch auf denselben Gegenstand wieder zurück. „In Kalkutta werden wir uns doch wohl ein Schiff suchen, meinst du nicht auch, Richard? Ich habe nachgerade dies Umherziehen herzlich satt!“

„Ich auch, aber — mein Wort ist mir ein Heiligtum.“

Oskar lachte. „Diesem Gauner gegenüber?“

„Darauf kommt gar nichts an. Ich halte, was ich versprach, gleichviel wer bei der Sache sonst beteiligt sei.“

Oskar schüttelte den Kopf. „Dann könntest du in die Lage kommen, allein mit Tippoo und Hondin weiterzureisen,“ sagte er. „Ich halte mich wahrhaftig einem Spitzbuben gegenüber nicht für gebunden, — und Tippoo ist nichts anderes.“

„Das fürchte ich auch!“ gestand Richard.

„Siehst du wohl! — Laß uns nur erst einmal glücklich in Kalkutta sein.“

Richard schwieg, er liebte es nicht, sich zu streiten, und wollte auch ungern gestehen, daß ihm die Trennung von dem Elefantenführer schon in Gedanken wehe that. Für den Augenblick war man ja von Kalkutta noch weit entfernt.

Es ging durch das Land der wilden streitbaren Khands, einer großen und tapferen Völkerschaft, die zu den wohlhabendsten von ganz Indien zählt. Herrliche Wälder wechselten mit grünen fruchtbaren Thälern, Ströme voller Krokodile, und Dschungeln, in denen Büffelherden, Nashörner und zahllose Antilopen den Wanderern begegneten.

Ein hübſches Bild gewährten namentlich die Büffel. Auf einer Anhöhe ſtehend, hob der älteſte Stier des Zuges, ſobald ſich Dſchumbos Rieſengeſtalt näherte, ſchnuppernd den mächtigen Kopf und gab der Herde ein Warnungszeichen, worauf Kühe und Kälber ihn umdrängten, alle fluchtbereit, in weiter Entfernung vom Wege, — verſchwunden ſchon bei der kleinſten Schwenkung des Elefanten nach ihrer Seite hin. Zum Schuſſe kamen ſie nie; noch ſcheuer als ſelbſt die Antilopen, hielten ſie ſich in tiefſter Verborgenheit.

In den Dörfern mit zum Teil ſteinernen Häuſern fanden die Wanderer immer eine gaſtliche Aufnahme, obwohl ſie alles Erhaltene bezahlen mußten und von Tippoos Heilkünſten nur ſehr wenig Gebrauch gemacht wurde. Es wimmelte hier von Tempeln und Brahminen; die Goſain, eine Art von Fakiren, welche überall am Körper tiefe Einſchnitte und Narben trugen, ſaßen auf jeder Landſtraße mit dem kleinen Tempel aus Blech im Arm und der Kette zwiſchen den Lippen im völligen Stillſchweigen da, die ſonderbare Bettelbüchſe den Reiſenden darbietend, um eine Gabe zu empfangen.

Zuweilen waren die armen Schelme ein Bild des Elendes, der äußerſten Verkümmerung. Es gehörte unter anderm zu ihren Gelübden, ſich nie mit irgend einem Kleidungsſtück zu bedecken, nie unter einem Dache zu ſchlafen und Speiſe nur aus den Händen beſtimmter Kaſten anzunehmen. Die merkwürdigen Schwärmer mit dem Schloß vor dem Munde mußten daher nicht allein häufig hungern, ſondern jetzt im Beginn der Regenzeit, Ende Juni bis Mitte Juli, auch gar oft frieren.

Kalte Fluten rauſchten während der ganzen Nacht auf ihren unverhüllten Körper herab, die Erde klebte an dem durchnäßten Rücken, die Zähne ſchlugen im Fieberfroſt gegen die ſtählerne Kette, und nicht ſelten verſagten die Füße den Dienſt.

Wenn das Mitleid der beiden Deutſchen den Schlangenbändiger bewog, dieſen armen Geſellen einen Platz auf Dſchumbos Rücken anzubieten, dann folgte jedesmal ein leiſes Kopfſchütteln. Die Goſain durften auch nicht fahren oder reiten; ihr Leben war eine Wanderſchaft, die erſt am Rande des Grabes endete.

Kalte naſſe Nächte wechſelten mit heißen Tagen, oder auch Zeiten, während welcher der Regen ohne Aufhören vom Himmel herabfiel. Die Reiſe wurde jetzt ſehr ungemütlich; die bewohnten Gegenden der unermeßlichen Reis-, Indigo- und Mohnfelder wegen ſeltener, ſo daß unſere Freunde zuweilen in Felshöhlen, unter

dichten Gebüschen oder in hohlen Bäumen übernachten mußten, oft auch in Tempeltrümmern, die am Wege standen. Sie zogen schweigend weiter, verstimmt und fröstelnd; hatte ihnen früher die Hitze arg zugesetzt, so war jetzt der flutende Regen noch ungleich unbehaglicher. Es lebte in den Seelen aller nur ein Gedanke, — Kalkutta!

An einem dunkeln Abend regnete es so stark, daß Dschumbo den Weg vor seinen Füßen nicht mehr sehen konnte. Es war unmöglich, das in der Entfernung einer halben Stunde liegende Dorf noch zu erreichen, der Wald dehnte sich schwarz und undurchdringlich, Eulen schossen nahe an den Köpfen der vier Reisenden vorüber, die Schakale umstreiften schon jetzt in gemessener Entfernung heulend und lechzend die Stelle, wo Dschumbo stillstand.

Fluten nach Fluten fielen rauschend herab und durchfeuchteten selbst das dichte Gebüsch, in dem die Reisenden Schutz gesucht hatten. Es war unmöglich, ein Feuer anzumachen, unmöglich, eine Fackel anzuzünden, — die Lage konnte kaum unangenehmer gedacht werden. Eng aneinander gedrückt saßen die vier unter den Zweigen und waren nur immer bemüht, durch alle Decken und Tücher, welche sie mit sich führten, die Kugelbüchsen vor dem eindringenden Regen zu behüten. In jedem Augenblick konnte ja ein Tiger erscheinen, und dann galt es, sich seiner mit Erfolg zu erwehren.

Mitten in der Nacht wandte sich Hondin zu den beiden Deutschen. „Horcht doch einmal," sagte er, „ich glaube schon seit gestern abend eine menschliche Stimme zu hören, die von Zeit zu Zeit jammert oder um Hilfe ruft. Ich denke nicht, daß mich diese Wahrnehmung täuscht."

Oskar schüttelte die Tropfen aus dem Haar. „Es wird ein Raubtier sein," sagte er.

„Oder ein Gosain, der die Stille der Nacht benutzt, um einmal wie andere Menschen seinen Mund zum Sprechen zu gebrauchen."

Hondin schüttelte den Kopf. „Beides ist unmöglich," sagte er. „Das Raubtier würde uns Dschumbo anmelden, der Gosain dagegen bleibt auch in der Nacht stumm, denn wenn irgend ein Mensch von seinen Lippen einen Laut gehört hätte, so wäre er aus der Kaste verstoßen und käme niemals in das Paradies. Es ist eine andere Person, die da wimmert."

Sie horchten alle. Eine längere Pause verging, dann klang durch das Fallen und Klatschen der Regentropfen ein gedehnter

klagender Laut. Es war, als habe jemand aus Herzensgrund gerufen: „O Vater im Himmel, erbarme dich meiner!“

„Wahrhaftig,“ rief Richard, „eine Menſchenſtimme.“

Hondin und Tippoo drehten die Köpfe gegeneinander, obwohl ſie ſich nicht ſehen konnten. „Ein Meriah!“ ſagten beide zugleich.

„Was iſt das?“ rief Oskar.

„Ein Mann, der zum Opfer beſtimmt iſt. Wenigſtens glaube ich es.“

„Natürlich,“ beſtätigte Tippoo, „natürlich. Wir werden ihn retten, ihn mitnehmen. Gib dem armen Burſchen ein Zeichen, Hondin.“

Der Mahaut rief ſein Tier. „Dſchumbo,“ ſagte er, „wie ſpricht mein Alter?“

Augenblicklich hob der Dickhäuter den ungeheuren Rüſſel und trompetete in die Nacht hinaus, daß es ſchmetternd widerhallte.

Als der Ton verklungen war, folgte ein Schrei von der unbekannten Stimme.

„Wie ſpricht mein Tier?“ rief Hondin.

Abermaliges Trompetenzeichen, dann wieder ein langgedehnter Schrei. Hoffnung und Furcht, inſtändiges Flehen, alles lag in dem Klange, der gleichſam aus der Luft zu den lauſchenden Männern herüberzuſchweben ſchien. Sie antworteten wie auf Verabredung alle vier zugleich.

Dann wurde es hüben und drüben ſtill. Unabläſſig ſickerten vom Himmel die kalten Fluten, bis ein ſpäter Sonnenaufgang den Morgen verkündete. In ganzen Seen ſtand das Waſſer am Wege; jedes Blatt bog ſich unter der Laſt von Tropfen, kahl und vergilbt hingen leere Blütenſtengel geknickt herab. Die Trauerzeit der ſüdlichen Natur war plötzlich und vernichtend hereingebrochen.

„Woher kam nun der Schall?“ fragte Richard. „Wenn wir nur die Spur finden!“

Hondin und der Schlangenbändiger deuteten beide in eine beſtimmte Richtung hinaus. „Dort liegt der Meriah-Hügel,“ ſagten ſie, „wir können gar nicht fehlgehen.“

„Ihr glaubt alſo den Zuſammenhang der Dinge zu kennen?“

„Ganz genau. Wir werden uns heranſchleichen.“

Durchnäßt und frierend, ohne Frühſtück, voll geſpannter Erwartung eines Abenteuers beſtiegen die vier Gefährten den Elefanten und trieben ihn zu größtmöglicher Eile. „Das Meriah-

opfer wird immer bei Sonnenaufgang gebracht," erklärte Tippoo, „wir müſſen gerade zur rechten Zeit eintreffen."

Dſchumbo trabte die langſam ſteigende Ebene hinan. Oben auf dem höchſten Gipfel befand ſich ein dichtes, beinahe undurchdringliches Gebüſch, das, breit und mit ſtarken Bäumen untermiſcht, eine Lichtung umſäumte. Am Rande dieſer Wildnis ſtiegen die Reiter ab, banden den Elefanten an einen Baum und krochen nun, wie die Indianer auf dem Kriegspfade, einer hinter dem anderen her durch das triefende Dickicht.

Da oben waren eine Menge Menſchen verſammelt, das unterſchieden ſie ſchon von weitem. Es wurde geſprochen und geſchrieen, dazwiſchen geſungen und in die Hände geklatſcht, dann hörte man wieder die flehentliche Stimme des Opfers. „Was habe ich euch gethan, daß ihr mich ſo entſetzlich foltert? Weshalb gabt ihr mir Brot und Obdach während langer Jahre, wenn ich doch jetzt ſterben ſoll? — O Brahma, ſtehe mir bei; ich weiß nun wo alle meine Genoſſen blieben, — ſie ſind tot, ſie ſind tot, und ihr habt ſie geſchlachtet."

Hondin bog langſam Buſch nach Buſch zur Seite, bis der Ausblick auf den Opferplatz frei wurde. Gegen fünfzig Eingeborne vollführten eine ſeltſame Handlung.

In der Mitte des freien Raumes ſtand ein Pfahl und an dieſen war ein junger Menſch gebunden, dem man vorher alle Kleider geraubt hatte. Sein Haar hing in naſſen verworrenen Strängen über die Stirn herab, ſeine Augen lagen tief in den Höhlen, das Geſicht war leichenblaß. Es hätte wohl einen Stein erbarmen können, dies Jammerbild zu ſehen.

Um den Stein herum tanzten die Khands in wilden Sprüngen, wobei ſie ſich jedesmal dem Opfer näherten, und ihm irgend eine Mißhandlung zufügten. Der erſte gab ihm einen Backenſtreich, der zweite einen Naſenſtüber, der dritte kniff oder ſtieß ihn, der vierte trat ſogar mit dem Fuße und wenn der Meriahmann vor Schmerz aufſchrie, ſo klatſchten alle vergnügt in die Hände. Es ſah aus, als ſei eine Rotte von Teufeln losgelaſſen, um ſich an den Qualen eines Verdammten zu weiden.

Und doch war bei alledem von keinem Haß, keiner Feindſeligkeit gegen die Perſon des Meriahmannes die Rede. Dieſe Verblendeten erfüllten nur mit dem gewiſſenhafteſten Eifer alle Förmlichkeiten des Opfers, damit die erhoffte Wirkſamkeit desſelben auch eintrete.

Tippoo überſah mit einem Blick die Sachlage. „Es iſt der dritte Tag," entſchied er.

Hondin nickte. „Ich glaube, daß jetzt die letzten zehn tanzen," fügte er bei.

Der Zauberer lächelte. „Offen angreifen können wir die Khands nicht," flüſterte er, „ſelbſt im beſten Falle ſtehen uns nur vier Büchſenſchüſſe zur Verfügung. Ehe wir wieder laden, fällt alles über uns her."

„Was denkſt du alſo zu thun?" fragte leiſe der Mahaut.

„Gib nur acht, ich will die Kerle erſchrecken."

Auf dem Opferplatz trat jetzt einer nach dem anderen aus den Reihen der Tänzer, und als ſich der letzte entfernt hatte, ſchritt ein Brahmine im weißen Gewande langſam und feierlich auf den Verurteilten zu. Als er vor ihm ſtand, hob ſich ſeine Rechte, die er auf den Kopf des armen Burſchen legte. „Die Stunde iſt gekommen!" rief er mit lauter Stimme.

Der Meriahmann ſchrie auf vor Entſetzen. „Was wollt ihr Unmenſchen beginnen?" kreiſchte er. „Ich that euch nichts zuleide!"

In dieſem Augenblick legte Tippoo beide Hände an den Mund, ſeine breite Bruſt hob ſich zu ſtärkſter Anſpannung aller Muskeln. Ein lautes donnerndes Tigergebrüll ſchallte über den Opferplatz dahin.

Wie ein Steinwurf auf das ſtille Waſſer, ſo wirkte der Ton auf die Ohren aller Verſammelten. Sie rannten durcheinander, ſie ſchrieen, ſelbſt der Brahmine vergaß die Bedeutung des Augenblicks, er zeigte auf eine Stelle der grünen Wildnis mit ſchreckensbleichem Geſicht, raffte die langen Gewänder zuſammen und floh in Sprüngen, die dem verfolgten Hirſch Ehre gemacht haben würden, den Berg hinab.

Ihm nach ſtürzten in wilder Flucht alle übrigen.

Der Meriahmann war allein. Er wandte voll Angſt den Kopf; alles Blut kehrte für Augenblicke in das aſchbleiche Geſicht zurück, die Augen ſchienen hervorzuquellen; ein erſtickter, gurgelnder Schrei brach aus ſeiner Kehle hervor, dann verließ ihn das Bewußtſein.

Tippoo ſchüttelte den Kopf. „Was haben die Leute?" rief er.

Zugleich zwängte ſich die kleine krüpplige Geſtalt durch das Buſchwerk. Der Schlangenbeſchwörer wollte den Meriahmann von ſeinen Feſſeln befreien und ihn ſo den Händen der Khands entreißen.

Aber auch er blieb jäh erſchreckend ſtehen. Kaum wenige Schritte von ihm entfernt lag geduckt unter den Zweigen ein großer Tiger. Sprungbereit kauerte die Beſtie, mit ihren glühenden Augen um ſich ſehend, auf dem Boden.

Was im nächſten Augenblick geſchehen wäre, das läßt ſich nur vermuten. Eine neue Kraft erſchien auf dem Kampfplatz und gab den Ereigniſſen eine veränderte Geſtalt, — Dſchumbo hatte die leichte Feſſel zerriſſen; er ſtieg in das Gebüſch hinein, Äſte und Sträucher zerknickend wie dürre Halme, — ſeine gewaltige Stimme widerhallte donnernd von den nahen Bergen.

Der Tiger ſetzte im Bogen, gleich einem Vogel aufſchnellend, faſt über den Kopf des Schlangenbändigers hinweg und verſchwand an der entgegengeſetzten Seite der Opferſtätte. Schon nach Augenblicken war ringsumher alles totenſtill.

Tippoo lachte. „Dſchumbo," rief er „das haſt du gut gemacht! — Schnell jetzt, ihr anderen! alle unſere Feinde können ſehr bald wieder hier ſein. Die Feſſeln weg! die Feſſeln weg! Wir müſſen eilen!"

„Aber," ſetzte er, während Hondin und die Deutſchen den Meriahmann befreiten, aufatmend hinzu, „aber wenn ich nun nicht gebrüllt hätte? — dann würde der Tiger jetzt Menſchenfleiſch eſſen."

Kräftige Arme löſten das Opfer von den Baſtſchnüren, welche ſchon blutige Furchen in die Haut des Unglücklichen geſchnitten hatten. Er wurde auf den Rücken des Elefanten gehoben und dieſer zur Eile angetrieben. „Jetzt ſind wir ſicher," meinte Hondin, „der Graue läßt weder Menſch noch Tier an ſich herankommen."

Die beiden jungen Leute rieben und bürſteten nach Möglichkeit den erſtarrten Körper des Bewußtloſen; ſie flößten ihm Tropfen aus Tippoos Vorräten ein und ſuchten ihn liebevoll zu erwärmen. Als der Atem langſam zurückkehrte, hüllte Hondin die ſchlanke Geſtalt in eine Wolldecke, welche zwar von Näſſe triefte, aber doch den eiſigen Regen von der Haut abwehrte.

„Nun ſage mir endlich," rief Richard, „was iſt denn ein Meriahopfer?"

„Nur die Khands bringen es den Göttern," verſetzte der Mahaut. „Es iſt eine Schändlichkeit ohne gleichen. Sie ſtehlen und kaufen bei anderen Völkern kleine Knaben, die dann in ihren Dörfern gehegt und gepflegt werden, bis ſie zu hübſchen wohlentwickelten jungen Leuten herangewachſen ſind, — dann ſchlachtet man ſolch ein

bedauernswertes Geſchöpf, das bisher ein Glied der Familie war, auf einem beſtimmten Hügel nach dreitägigen grauſamen Martern förmlich ab, in der Meinung, dadurch den Göttern wohlgefällig zu ſein und eine gute Ernte zu erlangen."

„Abſcheulich!" rief Oskar. „Aber weshalb empören ſich denn die Opfer nicht gegen ſolche Gewaltthätigkeit? Wenn einer dieſer jungen Leute verſchwindet, ſo ſollten doch wahrhaftig die anderen aufmerkſam werden!"

„Das würde ihnen nichts nützen. Man feiert jährlich nur ein Meriahopfer, bei dem ausſchließlich die älteſten, bewährteſten Männer des Dorfes zugegen ſind. — Uneingeweihte erfahren von der Sache nichts, während der Verſchwundene als von den Raubtieren zerriſſen betrachtet wird. Natürlich beſtrafen die Behörden vorkommenden Falles die Teilnehmer ſolcher empörenden Feſte als gemeine Mörder."

Tippoos Augen funkelten. „Du ſprichſt wahrhaftig, als wäreſt du ein Faringi, Houdin," rief er. „Es ſind doch auch deine Götter, zu denen die Khands beten."

Der Mahaut ſchüttelte den Kopf, ſein blaſſes Geſicht war ſehr rot geworden. „Ich glaube nicht, daß Mörder jemals beten," antwortete er in feſtem Tone und indem ſeine Blicke die des Schlangenbändigers trafen.

Tippoo zuckte die Achſeln. „Unſinn!" ſagte er grollend.

Richard hatte wieder jenes unbehagliche Gefühl, das ihn ſchon mehr als einmal wider Willen gepackt hatte. Zwiſchen den beiden Indiern gab es ein Geheimnis; das gegenſeitige Verhältnis ſchien getrübt, — vielleicht ſtand ſogar der Bruch unmittelbar bevor.

„Was würde ohne unſere Dazwiſchenkunft geſchehen ſein?" fragte er, nur um die drückende Pauſe zu unterbrechen. „Hätte der Brahmine den armen Schelm erſchlagen?"

Houdin ſchüttelte den Kopf. „Das wäre viel zu barmherzig," antwortete er, „ſo billig thun es dieſe menſchlichen Teufel nicht, überdies nimmt aber auch die Gottheit das Opfer, ſobald es noch gefeſſelt iſt, nicht an. Drei Tage hindurch läßt man den Meriahmann hungern und umtanzt und peinigt ihn fortwährend, bis endlich der Brahmine durch Handauflegen die Stunde des Mordes beſtimmt, — nun zieht man den ſtärkſten Aſt eines Baumes herab, ſchneidet ihn auf und preßt das Opfer in den Spalt, nachdem man ihm vorher beide Beine gebrochen. Die Arme folgen nach, dann wird das Fleiſch von den Füßen in Streifen abgeſchnitten und dadurch die Verblutung herbeigeführt. Man verwahrt jedes Stück-

Abbey Church, Tewkesbury
Effigy of Sir Hugh Despenser the younger (d. 1349) and his wife Elizabeth de Montfort (d. 1354)

chen, bis der Mißhandelte den Geiſt aufgibt und nun verbrannt wird, — ſehr ſorgfältig ſogar, denn die Aſche iſt ein koſtbares Gut. Dieſe armen Unwiſſenden kneten ſie mit Lehm und beſtreichen dann mit der ſchrecklichen Miſchung die Thüren ihrer Vorratshäuſer. Das gibt, wie ſie meinen, gute Ernten."

„O Hondin, es iſt ja nicht möglich!"

Der Mahaut lächelte traurig ohne zu antworten. Er erwärmte mit ſeinem Körper den Geretteten, der jetzt die Augen aufſchlug und ängſtlich umherſah. „Wo ſind die Khands?" flüſterte er.

Man beruhigte ihn, und er ſchlief ſehr bald wieder ein, indes Dſchumbo im Trabe das nächſte Dorf erreichte. Hier wurde Raſt gemacht und ausgeſchlafen; alle Scheunen zeigten bei näherer Betrachtung an Dächern und Thürpfoſten jene graugelben Klümpchen, die Hondin den beiden Deutſchen geſchildert hatte, — ein Beweis, daß auch hier das gräßliche Meriahopfer gefeiert worden war.

Der Gerettete erholte ſich ſchnell; er hieß Togannah und ſchien ein ſchlauer, aber gutmütiger Menſch zu ſein, der von dem ſchrecklichen Gebrauche gar keine Kenntnis beſaß. Nach Kalkutta zu gelangen, war ſchon ſeit Jahren ſein ſehnlicher Wunſch geweſen; er fügte ſich indeſſen ſorglos, als ihn Tippoo bis Madras mietete.

Nur nicht zurück zu den Khands! — das übrige war Nebenſache.

Der Himmel zeigte während dieſer ganzen beſchwerlichen Reiſe durch Bengalen ſein eintönigſtes Grau; es regnete beinahe ohne Unterlaß und erſt dicht vor den Thoren von Kalkutta klärte ſich das Wetter wieder auf. Eine milde Wärme beherrſchte die Luft; in einer einzigen Nacht ſchoſſen Tauſende von jungen Blättern und Blüten aus dem Boden hervor, Früchte begannen ſich zu entwickeln und zahlloſe Inſektenſchwärme erſchienen in den goldigen Strahlen der Sonne.

„Noch eine Tagereiſe," erklärte Tippoo, „dann ſind wir in Kalkutta."

Oskar ſeufzte. „Du," flüſterte er, „wenn ein Hamburger Schiff im Hafen läge!"

„Das könnte uns nichts helfen," verſetzte Richard.

„Hm, — wir werden ſehen."

Das letzte Dorf der Eingebornen am Hugly, dem Hauptarm des Ganges, war erreicht und die ärmliche Hütte aus Stroh und Lehm bezogen. Vor der Thür brannte ein luſtiges Feuer, das zugleich ein paar unterwegs erlegte Haſen briet und die läſtigen

Mückenschwärme fernhielt; um dasselbe gelagert, gaben sich die Reisenden, zum Teil rauchend oder Betel kauend, der Ruhe hin, als plötzlich Togannah die Fingerspitzen auf Richards Arm legte.

„Da kommen die Wasserlichter," sagte er.

„Was meinst du?"

Tippoo sah auf. „Aha, das Fest der Frauen und Mädchen," rief er. „Lauft, ihr Jungen, da gibt es für euch etwas zu sehen."

Die beiden hatten schon nach ihren arg zerfetzten, fast unkenntlich gewordenen Strohhüten gegriffen und Togannah schloß sich ihnen an; alle drei stürmten fort, einer ebenso hübschen als selbst in Indien seltenen Feierlichkeit entgegen.

Die Nacht war herabgesunken. In aller tropischen Schöne, unter dem Glanz von tausend Sternen lag das Ufer des Hugly. Leise murmelnd zogen die blauen Wellen dahin, von Nachtfaltern umgaukelt, von Blumen aller Art umblüht, — weiche Frauenstimmen, melodisch und schüchtern, begannen an seinen Ufern einen Gesang, dessen Melodie das religiöse Lied anzeigte.

Hunderte von schlanken weißen, ganz verhüllten Gestalten zählte der stattliche Zug. Vielfach aus meilenweiter Entfernung für diesen Tag hierher gekommen, hatten sich die Mädchen und Frauen der Umgegend auf dem Dorfplatz versammelt und waren nun in feierlichem Schritt bis an eine bestimmte Stelle gegangen, wo der Strom eine Biegung machte.

Jede von ihnen trug auf dem Kopfe einen Rosenkranz und in der Hand ein kleines, aus Holz geschnitztes, überreich mit seidenen Bändern, Blumen und Sternen geschmücktes Schiff. In der Mitte desselben brannte eine kleine Lampe hinter farbigen Gläsern.

Als der fromme Gesang beendet war, verteilten sich die Frauen und bildeten so am Ufer des Stromes eine lange ununterbrochene Kette. Jede einzelne sank auf ihre Kniee, setzte das Schiffchen in die Flut und blieb nun mit flach aneinander gelegten Händen im stummen Gebete, bis sich das Schicksal des kleinen Fahrzeuges entschieden hatte.

Ein besonderer Herzenswunsch begleitete jedes; das Ergebnis dieser Fahrt sollte nun eine Antwort der Götter sein.

Konnte die Eigentümerin ihr Licht bis zur Krümmung des Stromes von den übrigen unterscheiden, brannte es unbeschadet auf den tanzenden Wogen fort, so ging der Wunsch in Erfüllung, schlug dagegen eine Welle über den Rand und verlöschte das Lämpchen,

ſo galt dies Ereignis als eine ſchlimme Prophezeiung. Die Götter hatten das Gebet nicht erhören wollen.

Auf und ab im funkelnden Glanze ſo vieler Flammen und Flämmchen wiegten ſich die Kähne, hier und da gegen einander ſtoßend, zu ganzen Flotten dahintreibend oder vereinzelt auf ſpärlich erhellter Bahn, je nach der Laune des Windes, der das bewegliche Element im leiſen Schaukeln erhielt. Ein Flehen zum Himmel, ein heißer herzinniger Wunſch begleitete jedes dieſer Lichter, das der nächſte Augenblick zu verlöſchen drohte.

Unter den Naturkindern am Strande zeigten ſich die erhaltenen Eindrücke ſogleich in lautem Jubeln oder Schluchzen.

Sobald eine Lampe erloſch, tönte das Wehklagen der getäuſchten Eigentümerin zum Himmel empor, verſchwand aber das brennende Pünktchen hinter der Ecke des Stromes, dann wurde getanzt und gelacht und wäre die Bitte an das Schickſal auch nur die um einen neuen Schleier oder ein paar bunte Tücher geweſen. Zuletzt geſellten ſich auch die Männer des Dorfes den Frauen zu; das junge üppig keimende Gras am Ufer bildete einen vortrefflichen Tanzplatz und alt und jung erging ſich in luſtigen Sprüngen, an denen endlich auch die drei Gefährten teilnahmen.

Dieſer Ball war freilich von denen, welche ſie ſonſt hier und da in der Welt ſchon geſehen, ſehr verſchieden. Die Muſiker beſtanden aus lauter freiwilligen, d. h. ſolchen Dorfbewohnern, welche zufällig eines der landesüblichen Inſtrumente beſaßen und es mit hierhergebracht hatten. Sie fiedelten, quiekten und klapperten darauf los, daß nur ein Hindu dergleichen für Muſik erklären konnte.

Aber das ſtörte das Vergnügen keineswegs; auch nicht ein anderer ſeltſamer Umſtand. Kein Tänzer walzte oder polkte nämlich mit ſeiner Dame zuſammen, vielmehr tanzte das Paar immer Rücken gegen Rücken oder voreinander, ſo daß ſich die Hände nie berührten. Dabei blieb der Sari der Frauen unveränderlich vor dem Geſichte in tiefen Falten liegen.

Als ſich die beiden jungen Deutſchen müde getanzt und gelacht hatten, war unter Houdins Obhut Meiſter Lampe zum Verſpeiſen fertig geworden, und das Mahl ohne Gabel und Löffel nahm ſeinen Anfang. Aber es war doch ein fröhliches Mahl, — die Deutſchen glaubten ſich während der ganzen Reiſe nicht ſo vortrefflich unterhalten zu haben wie eben heute.

Am folgenden Tage war die Eingebornenſtadt von Kalkutta erreicht. Tippoo nahm in einer Hinduherberge Quartier und nun

erſt zeigte ſich's, daß auch hier wieder eines der drei großen Hauptfeſte Indiens gefeiert werden ſollte.

In Bombay das Schlangenfeſt, in Puri das Wagenfeſt und in Kalkutta das Durga-Pudſcha-Feſt, das der Göttin Kali, wie Tippoo hinzuſetzte.

Sein Lächeln hatte, während er ſprach, etwas Lauerndes, Triumphierendes. „Es fließt viel Blut," ſagte er, „mehr Blut als bei irgend einem anderen Opfer."

„Von Menſchen?" fragte Richard mit geheimem Erſchrecken.

„Bewahre! In Kalkutta unter der Herrſchaft der Faringi kann es ja kein Menſchenopfer geben. Wenigſtens zweihundert ſchwarze Ziegen müſſen ihr Leben laſſen, ha, ha, ha, zweihundert Ziegen."

Er pfiff vor ſich hin; ſeine Stimmung ſchien heute die allerbeſte. „Ihr könnt euch die Stadt beſehen," ſagte er; „bis die Feſte beginnen, ſind es noch mehrere Tage, und vorher brauche ich euch nicht, — aber bei der Sache iſt eine Bedingung."

„Welche?" fragte Richard.

„Ihr müßt mir ſchwören, hierher zurückzukommen. Ihr müßt einen Eid ablegen, daß es nicht euer Plan iſt, nach Diamond Harbour, dem Hafen von Kalkutta, zu flüchten oder euch mit den engliſchen Behörden in Verbindung zu ſetzen; das ſeid ihr mir ſchuldig."

Richard ſah auf. „Ich weiß es," ſagte er, „und ich ſchwöre dir, wiederzukommen, Tippoo."

„Es iſt gut, es iſt gut, Faringi. Und du, Oskar?"

„Ich ſchwöre dir, heute abend wieder hier zu ſein."

„Dann lauft, wohin ihr wollt. Da habt ihr eine Rupie, — der alte Tippoo iſt euer Freund; ſo oft er eure friſchen Geſichter anſieht, denkt er ſeiner eigenen Jugend. O Brahma, Brahma, das iſt dahin und kommt nie wieder!"

Er ging fort, während Hondin mit den beiden jungen Leuten allein blieb. „Richard," ſagte er flüſternd, „ſehe ich dich wirklich wieder?"

Seine Hand lag brennend heiß auf der des Knaben, ſein Atem ging ſchwer. „Du haſt einen Eid geleiſtet," ſetzte er hinzu, „du mußt ihn auch halten, — natürlich — aber doch ließe ſich vielleicht an der Sache etwas ändern. Wann du wieder hierher zurückkommſt, iſt nicht geſagt worden, glaube ich, — wohl, ſo laß es nach Monatsfriſt ſein."

Richard ſah aus, als habe er die einfachen Worte nicht ver-

ſtanden. „Houdin," rief er, „weshalb rätſt du mir, einen Treubruch zu begehen?"

„Pſt! — Iſt das, was ich ſage, ein Treubruch?"

„Ja, ein Meineid ſogar. Ich dachte bei meinem Schwur an den Abend dieſes Tages und an alle folgenden, bis wir Kalkutta verlaſſen haben."

Der Mahaut erſtickte einen Seufzer. „Dann mußt du zurückkommen," murmelte er. „Ja, du mußt, ich weiß es."

„Aber weshalb ſollte ich auch flüchten, Houdin? Droht mir hier eine Gefahr?"

„Nein, nein, — denke nicht daran. Und wenn ſie käme, ſo zertrete ich ihr den Kopf, — wahrhaftig, ich werde dich beſchützen."

Er küßte haſtig die Stirn des Knaben und verließ das Zimmer, ohne ein weiteres Wort. Richard wäre in dieſem Augenblick lieber ſeinem väterlichen Freunde nachgegangen und hätte es verſucht, denſelben weiter auszuforſchen, aber Oskar rief ſchon zum zweitenmale, — er konnte die Zeit für eine ruhige Unterhaltung jetzt nicht gewinnen.

„Frei!" rief Oskar, als beide zuſammen auf der Straße ſtanden. „Wir verſchaffen uns heute in Diamond Harbour ein Schiff und nehmen morgen Reißaus."

Richard ſchüttelte den Kopf. „Ich nicht," verſetzte er.

„Dann gehe ich allein, oder — wirſt du mich dem Schlangenbeſchwörer verraten?"

Richard blieb die Antwort ſchuldig. Er war von Hauſe aus eine tapfere, ehrliche, aber dabei beſonnene Natur, und er wollte einen unnötigen Zwiſt vermeiden.

„Du ſchweigſt?" fragte Oskar nach einer Pauſe. „Denkſt du mich an den Zauberer zu verraten?"

„Natürlich nicht," verſetzte nachdrücklich der andere. „Aber auch ebenſowenig ihn an dich, Oskar, das iſt ebenſo ſelbſtverſtändlich."

„So? — du haſt die Güte, mich mit dieſem Gauner auf die gleiche Stufe zu ſtellen?"

„In dieſem Falle, ja. Daß ich mein Wort nicht brechen würde, wußteſt du längſt."

Oskar pfiff. „Es gibt Dinge, die du nicht weißt," ſagte er nach einer Pauſe. „Togannah hat mir ſo manches erzählt!"

„Was zum Beiſpiel?"

„Hm, daß zwiſchen hier und Madras ein Fürſtenſchloß liegt.

in deſſen Ringmauern früher der Göttin Kali Menſchenopfer gebracht worden ſind."

„Und was kümmert das uns?"

„Togannah ſagt, daß die alte ſchreckliche Gewohnheit bis auf den heutigen Tag fortbeſteht. Ganz im Geheimen natürlich. Weshalb mißtrauen wir beide dem Zwerge ſo vollſtändig, Richard? — Es iſt eine innere Stimme, die vor der Gefahr warnt! — vielleicht hat er uns mitgenommen, um ſeiner Gottheit ein Menſchenopfer darzubringen."

„Ach, Thorheit!"

Aber indem er das ſagte, ſchlug ſein Herz doch ſchneller. Der Mahaut hatte ſo unverblümt zur Flucht geraten.

„Denke dir einmal dieſen Fall," fuhr Oskar fort, „und frage dich, ob es trotzdem unſere Pflicht iſt, freiwillig in der Gewalt des Zwerges zu bleiben?"

Richard ſchüttelte ärgerlich den Kopf. „Sobald beſſere Beweiſe vorliegen, als nur das Geſchwätz Togannahs," ſagte er, „ſobald wir ſelbſt gegründeten Verdacht ſchöpfen, hört natürlich für uns jede Verbindlichkeit auf."

Oskar faßte plötzlich ſeine Hand. „Ich bitte dich," rief er, „laß es heute ſein!"

„Das iſt unmöglich. Mich bindet mein Verſprechen."

Der andere ſchwieg und während des ganzen Weges wurde nicht mehr geſprochen; auf den Seelen beider lag eine drückende Verſtimmung. Nur einmal warf Richard einen Gedanken gleichſam unwillkürlich hin.

„Es iſt natürlich, daß ſich Togannah ſeit ſeinem letzten Erlebnis nur mit Gedanken über Menſchenopfer beſchäftigt!"

Oskar nahm das Geſpräch nicht wieder auf. Sie kamen an den Mahrattenwall, die ſtattliche alte Feſtung Kalkuttas und ſpäter durch die ſchöne, ganz im europäiſchen Stil erbaute Stadt bis zum Tempel der Göttin Kali, wo die Opfertage in einer ganz beſonderen, von der des Wagenfeſtes völlig verſchiedenen Weiſe gefeiert wurden.

Während man dort Geſchenke an Lebensmitteln ſpendete, brachte hier jeder einzelne Andächtige in den Tempel, was er an Handwerksgerät, Handelsware oder Hausſtandsſachen beſaß, um davor zu beten, Weihwaſſer darauf zu gießen und es dann wieder mitzunehmen.

Das Innere des geräumigen, in gleicher Weiſe wie alle anderen ausgeſchmückten Götzentempels mit dem abſcheulichen Zerrbilde der Bhawani glich einer weiten Trödelbude. Zimmerleute ſchleppten Balken, Sägen, Äxte und Hobel zuſammen, Maurer den Kalk nebſt Steinen und Kelle, die Schuſter ihre Böcke, ihre Pfriemen und Pechdräthe, — ja, die frommen Hausfrauen hatten ſogar alles, was ſonſt die Küche ſchmückt, heute im Allerheiligſten aufgeſtapelt, Eimer und Beſen, Aſchenbehälter und Kochtopf; eine Anzahl Artilleriſten brachten eine rieſige Kanone gezogen und ſogar Schulkinder kamen mit ihren Tafeln.

Nachdem reichlich Weihwaſſer über die Sachen geträufelt worden war, kniete jeder neben ſeinem Beſitztum auf den Steinboden und betete, dann ſchleppte er die Sachen wieder hinaus, ſo daß der, welcher den ſonderbaren Gebrauch nicht kannte, leicht den Tempel für einen Verſteigerungsort anſehen mochte. Immer neue kamen hinzu, die Maſſen drängten ſich, das Weihwaſſer in den Keſſeln der Brahminen mußte fortwährend erſetzt werden, ſo ſehr wurde es begehrt.

Auch Europäer waren zahlreich vertreten, obwohl ſie allerdings ihr Beſitztum zu Hauſe gelaſſen hatten, — einer derſelben gab den beiden jungen Leuten bereitwilligſt die gewünſchte Auskunft.

„Jeder unter dieſen Gläubigen will in ſeinem Fache geſegnet ſein," ſagte er, „daher zeigt er dem Bilde der Bhawani das Handwerksgerät oder was es ſonſt iſt und opfert ſpäter eine ſchwarze Ziege, um Erhörung zu finden."

„Alſo die Opferfeſte kommen erſt weiterhin?"

„Am ſiebenten oder achten Tage."

Sie dankten und beſahen ſich dann das Getriebe auch draußen. Wäre die geſamte eingeborne Bevölkerung im Umzuge, ja in der Auswanderung begriffen geweſen, ſo hätte die Verwirrung nicht größer, nicht von mehr Geſchrei und Zank begleitet ſein können. Alles was Menſchen beſitzen und womit ſie arbeiten, wurde gewälzt oder gekugelt, gezogen oder getragen; alles was das Herz wünſcht, fand hier auf dieſe ſeltſame Weiſe ſeinen Ausdruck. Mütter trugen die Wiegen ihrer Säuglinge in den Kalitempel, der Schmied rollte den Amboß heran, der Waſſerträger brachte ſeine ſämtlichen Schläuche, damit keiner während des Jahres einen Leck erhalte; der Koch ſchleppte einen großen Topf voll Dal, das Lieblingsgericht

aller Bengali, aus Erbſen, Bohnen und Linſen bereitet und ſtark mit Gewürzen verſetzt.

Aber nicht allein das niedere Volk huldigte dieſem eigentümlichen Gebrauche, ſondern ebenſowohl der Adel des Landes. Gerade jetzt nahte ein Reiterzug voll orientaliſcher Pracht dem Tempel der Bhawani; die beiden jungen Leute konnten das ganze glänzende Gefolge bequem überſehen.

Es war ein eingeborner Radſcha, der aus dem Binnenlande nach Kalkutta kam, um das Durga-Pudſchafeſt an Ort und Stelle mitzumachen.

Voran liefen vierundzwanzig weißgekleidete Diener mit brennenden, einen ſtarken Wohlgeruch verbreitenden Fackeln, dann kam auf dem Elefanten der fürſtliche Gebieter. Die Saumdecke des Tieres, ganz aus Purpurſamt und Gold, ging bis auf die plumpen Füße herab; den Kopf zierten eben ſolche Binden mit Doppelreihen ſchwerer Quaſten, während oben auf der breiten Stirn eine glänzende Krone aus Gold und Edelſteinen ſich erhob.

Von dem Rücken des mächtigen Dickhäuters herab hingen zu beiden Seiten Geſtelle oder Stufen an bunten Schnüren; darauf ſaßen je zwei und zwei Herolde, in deren Händen die Fahne mit den fürſtlichen Farben ſich bei jedem Luftzug bauſchend hob. Ganz oben ſtand der Tragſeſſel des Fürſten, eine Art von Tempel mit Kuppeldach, den ſechs ſchlanke Säulen trugen. Die durchbrochene Arbeit der halbhohen Wände und des geſchweiften Daches war ganz weiß, ebenſo die ſeidenen Polſter und das Feſtgewand des Herrſchers. Nur im Gürtel blitzten zahlreiche große Diamanten, ſonſt trug der ziemlich ältliche Mann keinen farbigen Schmuck.

Neben ihm im Tempelbau ſaßen zwei Miniſter, während hinter dem Elefanten das Reitergefolge, in allen Schattierungen des Regenbogens glänzend, unabſehbar die Straße füllte, begleitet von den ſchallenden Klängen einer Muſikbande, die unberitten war.

Vor dem Kalitempel hielten die Fackelträger und bildeten zwei Reihen. Es gewährte einen prachtvollen Anblick, die vielen vornehmen, ſo reich geſchmückten Männer ſich anſammeln und in demutvoller Haltung die Pforte überſchreiten zu ſehen. Oskar und Richard eilten ihnen ſogleich nach, um von dieſer ſeltſamen Feierlichkeit nichts einzubüßen.

Als alle Würdenträger des Fürſten im Schiff des Götzentempels verſammelt waren, bildeten ſie unter Vorantritt des Herrſchers einen Zug, der ſich gegen das Schreckensbild der gefürchteten

und in Demut verehrten Kali langſam fortbewegte. Zwiſchen Eimern, Beſen, Backtrögen und Kinderwiegen ging der Radſcha zum Opferaltar und legte, nachdem er ſich tief verneigt hatte, ſein Schwert auf die Stufen desſelben, dann beſprengte er es mit Weihwaſſer, neigte ſich abermals und betete, indem er die Hände flach zuſammenlegte.

Nach ihm that jeder einzelne Adlige ſeines Gefolges das gleiche.

Es war alſo ohne Zweifel ein Kriegszug, zu dem hier der Segen der Bhawani beſonders erfleht wurde.

Neben und hinter den ritterlichen Herren bewegten ſich ungeſtört die niederſten Perſonen aus dem Volke. In allen indiſchen Tempeln herrſcht vollſtändige Gleichheit vor den Göttern; der Fürſt gilt hier nicht mehr als der Bettler.

Fackelträger und Edelleute, Männer aus den unterſten Kaſten, Frauen und Kinder, alles drängte ſich durcheinander; der ganze Tag verging im bunten, bewegten Treiben, erſt gegen Abend ſchlugen die beiden jungen Seeleute den Heimweg zur „ſchwarzen Stadt“ wieder ein.

Sie ſchmollten miteinander, hatten nur das unerläßlichſte geſprochen und auch dieſes mit gereizten Redensarten durchmiſcht; jetzt ſah Oskar beinahe drohend in das Geſicht des anderen. „Du willſt alſo wirklich zu dem Schlangenbändiger zurückkehren, Richard?“

„Natürlich!“ war die kurze Antwort. „Du brauchſt dich ja freilich in keiner Weiſe nach meinen Handlungen zu richten, Oskar.“

„Danke ſehr. Da du mich indeſſen unter eigener Lebensgefahr aus den Händen des Chineſen befreiteſt, ſo würde ich es nicht eben für beſonders ehrenwert halten, dich jetzt im Stiche zu laſſen und ſelbſt das Weite zu ſuchen.“

Richard bot ihm plötzlich die Hand. „Weshalb ſtreiten wir uns nun ſchon den ganzen Tag?“ fragte er in ſeiner offenen Weiſe. „Einer Gefahr gegenüber ſollte man vor allen Dingen einig ſein.“

„Indem man ihr aus dem Wege geht, ja.“

Wieder wie am Morgen ſcheiterten auf dieſem Punkte die Verhandlungen; Richard und Oskar kamen zur Herberge, ohne weiter miteinander geſprochen zu haben.

Tippoo lächelte wohlgefällig, als er ſie ſah. „Setzt euch und eßt,“ rief er, „ihr müßt einen Mordshunger haben. Hier iſt Dal, Fleiſch und verſchiedene Früchte! — Nun erzählt, wie euch der Kalitempel gefiel?“

„Warſt du noch nicht darinnen?“ fragte Richard.

Tippoos verſchmitztes Geſicht wurde plötzlich ernſt. „Ich bringe meine Schlangen alljährlich vor das Auge der Allmutter,“ ſagte er, „auch Houdin hat bisher immer ſein Tier einſegnen laſſen.“

„Hilf Himmel, er hat den Elefanten in den Tempel geführt?“

„Ja, — weshalb nicht? Die Allmutter hört jede Stimme, auch die des vernunftloſen Weſens.“

Richard nickte. „Ich wollte nicht ſpotten,“ antwortete er. „Aber die Vorſtellung eines betenden Elefanten war etwas befremdlich.“

Der Mahaut hatte kein Wort geſprochen; er rauchte und ſah ſtumm vor ſich hin. Als ihn Richard ſpäter fragte, ob Dſchumbo in dieſem Jahre wieder den Tempel beſuchen werde, da ſchüttelte er den Kopf.

„Was habt ihr denn eingekauft?“ fragte er, wie um den Gegenſtand des Geſpräches möglichſt ſchnell zu wechſeln. „Gewiß Schreibgerät!“

Eine Wolke flog über Richards hübſches Geſicht. „Oskar will einen Brief auf die Poſt geben,“ antwortete er, „ich ſelbſt beſitze keinen Menſchen, dem ich ſchreiben könnte.“

Der Mahaut hielt die Hand des Knaben zwiſchen ſeinen beiden, er drückte ſie leiſe und zärtlich. Wie immer nahm er auf dem gemeinſchaftlichen Mattenlager den Platz unmittelbar neben ihm.

Während der folgenden Tage wurden die Vorſtädte beſichtigt. Die „ſchwarze Stadt“ iſt nicht wie in Bombay von dem eigentlichen Kalkutta ganz getrennt, ſondern geht in dasſelbe über, beſteht aus den erbärmlichſten, von Lehm erbauten und mit Schilf gedeckten Hütten, aus vielen verſumpften engen Gaſſen und zerfallenden Wällen, und liegt an den Ufern des Hugly, an denen zahlloſe Krokodile im Schlamm leben und um die ankernden Schiffe herumlungern, in der Hoffnung, daß irgend eine Nahrung über Bord und ihnen in den gierigen Rachen fallen möge. Die häßlichen ſchwarzen Köpfe ſahen überall hervor, obgleich freilich der träge, nachläſſige Sinn der Bengali ſie gar nicht achtete. Am Ufer trockneten ſie Schilf oder ſammelten Muſcheln, während zwanzig Schritte weit davon das Ungeheuer halbverſteckt lauerte, aber es geſchah nichts, um ſeiner habhaft zu werden.

„Verunglückt hier denn nie jemand?“ fragte Oskar einen der Eingebornen.

„Viele!“ war die ruhige Antwort, „beſonders Frauen und

Kinder beim Waſſerſchöpfen. Was ſoll man machen? — das iſt Beſtimmung.“

Unſere beiden Freunde wanderten weiter. In den Vorſtädten wechſelten die erbärmlichen Schmutzhöhlen der Eingebornen mit den Steinpaläſten reicher Kaufleute, die oft mitten zwiſchen ſolchen Stätten des Verfalles ihre Häuſer erbaut hatten, unbekümmert um den Sumpf, den ſie vor ihren Thüren durchwaten mußten, um das Gewühl halbnackter Kinder und zahlloſer hungriger Krähen, die den Vorübergehenden beinahe auf die Köpfe flogen.

Zwiſchen je zwei oder mehreren ſolcher Eingebornenhäuſer lag jedesmal ein verſumpfter Teich, den die Bengali, faul und arm zugleich, ebenſowohl als Brunnen wie auch als Abflußröhre benutzten. Das Waſſer war beinahe ſchwarz, die Oberfläche ſchillerte von Gaſen.

„Sollen wir heute den Spaziergang bis nach Diamond Harbour ausdehnen?“ fragte Oskar. „Ich möchte das Meer ſehen!“

„Ich auch. Wir ſind ja dem Zwerge darüber keine Rechenſchaft ſchuldig.“

So gingen ſie denn hinaus, zwiſchen prachtvollen Fernſichten dahin, und mehr und mehr gewann die Gegend an Schönheit, je weiter ſie kamen. Blau und unendlich dehnte ſich der Ozean, Schiff an Schiff blähte weiße Segel oder wirbelte luſtig den ſchwarzen Dampf aus dem Schornſtein empor, — rot und weiß grüßte Hamburgs Flagge herüber.

Oskars Stimme zitterte vor Aufregung. „Wir könnten ein Boot nehmen,“ ſagte er unwillkürlich, — „in wenigen Minuten wären wir an Bord.“

„Haſt du deinen Brief beſorgt?“ fragte Richard.

„Ja. Schon gleich heute morgen. Richard, überlege es dir noch, — ſoll ich den Bootsführer rufen, daß er uns hinüberfährt? — O ich bitte dich, denke an meine armen Eltern, an ihre Angſt, ihren Kummer, — geh mit mir, Richard!“

„Ich kann es nicht! — Bei Gott, ich kann es nicht. Der Gedanke an ein gebrochenes Verſprechen iſt mir ſchlimmer als ſelbſt der an den Tod.“

Oskar hob die Hand in wilder, leidenſchaftlicher Bewegung. „Das verzeihe ich dir nie,“ ſtieß er hervor. „Ich haſſe dich!“

Richard antwortete nicht, er ſprach auch keine Silbe, als ſich Oskar von ihm trennte. Beide gingen auf verſchiedenen Wegen nach Hauſe, während in der Stadt das Treiben und Drängen auf

allen Straßen fortdauerte. Ganze Wagenladungen voll Blumen ſchmückten jetzt, nachdem das Weihwaſſer im Tempel geſpendet worden war, auf dem Rückwege die Geräte und Hausſtandsſachen, es duftete an jeder Ecke; jedes Kind hatte ſich den Kopf bekränzt.

Als Richard in die Herberge kam, fand er daſelbſt lautes Wehklagen und allgemeine Beſtürzung der Gäſte. Tſchander Ajub, der Wirt, hatte ſich mit einem Fuhrmann um die Bezahlung geſtritten und war dann im vollſten Ärger vom Herzſchlage getroffen worden. Jetzt lag er tot auf der Matte, und alles ſchrie und jammerte um ihn herum.

Tippoo wiegte den mißgeſtalteten Körper im Takte von einer Seite zur anderen. „Wieder einer dahin," ſagte er, „einer, der mit mir jung geweſen, bei dem ich Jahr um Jahr einkehrte. O, o, jetzt iſt er in Yamas grauſiger Halle, nie werde ich ſeine Stimme wieder hören, nie Tſchander Ajubs Hand drücken. Tot! Tot! — Das iſt ein gräßliches Wort; ich mag nicht ſterben, nein, nicht ſterben!"

„Der Schlagfluß iſt nicht anſteckend," ſagte Richard etwas ſcharf. „Beſinne dich, Tippoo, und erzähle mir, wie das Unglück kam."

Der Schlangenbändiger ſeufzte; er hatte ſogar die Betelrolle fallen laſſen. „Was iſt da zu erzählen, Faringi? Tſchander Ajub ärgerte ſich, das konnte er nicht vertragen, — oder er hatte vielleicht auch voriges Jahr ſeine Flaſchen und Gläſer nicht in den Kalitempel gebracht, das wird es ſein."

„Ich will nur raſch mit meinen Schlangen hingehen," ſetzte er erſchreckend hinzu. „Hilf mir, Richard, hilf mir, ſonſt könnte der Tod auch mich aufſuchen."

„Wo iſt Oskar?" fragte Richard.

Ein neues Erſchrecken überfiel den Zwerg. „Nicht bei dir?" ſchrie er. „Nicht bei dir? O mein gutes Geld! der ſchlechte Burſche iſt entflohen."

Houdin ſah zur Thür hinein. „Oskar iſt hier," ſagte er. „Du thäteſt gut, zum Tempel zu gehen, Tippoo, für morgen bleibt dazu keine Zeit."

„Ja, ja, ich will es auch. O ihr Götter, morgen wird Tſchander Ajub verbrannt!"

Richard ſah auf. „Verbrannt?" wiederholte er.

„Ja, ja, — ich will nicht ins Feuer geworfen werden, nein, ganz beſtimmt nicht. Da machen es doch die Bewohner von Zen-

tralindien menſchlicher, ſie bringen ihre Toten ganz offen an einen entlegenen Ort und laſſen ihnen Zeit, vielleicht wieder zu ſich zu kommen. Aber verbrennen, braten, — das iſt grauenhaft."

Er mietete ſich von dem nächſten beſten im Hofe herumlungernden Kameljungen ein Laſttier, packte die Schlangenkörbe auf und fort ging es zum Tempel. Togannah und Richard begleiteten ihn; er war vor Furcht und Schreck faſt unzurechnungsfähig.

Am folgenden Tage begann die Totenfeier für den verſtorbenen Hindu. Sie wurde auf ganz beſondere Weiſe eingeleitet.

Schon früh erſchien ein Brahmine und erklärte, daß der Tag ein ungünſtiger ſei; man dürfe alſo den Verewigten zum Schutze der Hinterbliebenen auf keinen Fall durch die Thür hinaustragen, ſondern müſſe in die Seitenwand des Hauſes ein Loch ſchlagen laſſen, groß genug, um die Bahre mit dem Toten und das Gefolge hindurchzubringen.

Seit Tagesanbruch hämmerten Maurer die Steine und den Kalk aus dem Fachwerk. Große Schutthaufen wurden beſeitigt, dann erſchien der Sohn des Verſtorbenen mit einem Topf in der Hand und ihm folgte, von allen anweſenden Leidtragenden begleitet, die Bahre aus Bambusſtäben. Der Tote lag bis an den Hals unter Blumen und weißen Tüchern, während das Geſicht ganz frei blieb.

Es war ſeltſam genug, ſo alle dieſe erwachſenen Männer gleich Kindern, welche Verſteckens ſpielen, durch das niedere viereckige Loch klettern zu ſehen, aber auch die beiden Deutſchen mußten dieſen Weg nehmen, worauf ſie ſtumm nebeneinander hergingen, bis an das Ufer des Hugly, wo der Ghas oder Verbrennungshof lag.

Ein Brahmine führte den Zug in den rings von hohen Mauern umgebenen Raum, wo der Scheiterhaufen ſchon errichtet war. Holz und Kuhdünger gaben den Brennſtoff; in dem Topfe, welchen der Sohn des Verſtorbenen trug, lag eine Zündmaſſe, die nur mit dem Funken in Berührung gebracht zu werden brauchte, um den ganzen Holzſtoß in Brand zu ſetzen.

Jetzt begann der Prieſter Gebete herzuſagen. Vier Männer legten die Leiche auf den Holzſtoß, dann trat der erſte Leidtragende, alſo der Sohn Tſchander Ajubs herzu, band über das Geſicht des toten Vaters ein Tuch und häufte auf die Stelle, unter welcher ſich der Mund befand, ein wenig gekochten Reis. Nach dieſer ſonderbaren Förmlichkeit ſetzte er den Scheiterhaufen in Brand.

Die vier Träger ſchürten mit ihren langen Stäben die Glut, bis ſie praſſelnd über dem Leichnam zuſammenſchlug.

Drei Stunden vergingen unter peinlichem Schweigen und Harren, — dann war alles zu Aſche geworden, was geſtern um dieſe Zeit noch als geſunder, lebensfroher Mann Tſchander Ajub hieß.

„Schauderhaft!“ ächzte Tippoo, „ganz ſchauderhaft.“

Als das Feuer erloſchen war, ſchloß der Brahmine den ummauerten Verbrennungshof und führte das Trauergeleite hinunter an den Hugly, wo ein Badeplatz durch Einzäunung gegen die Raubgelüſte der Krokodile geſichert war. Wer von einer Beſtattung kommt, ſie ſei welcher Art ſie wolle, der muß, ehe er mit irgend einem Menſchen ſpricht, ein Bad nehmen.

Die beiden Deutſchen dankten für dieſe wohlthätige Erfriſchung dem Himmel.

Als ſie in die Herberge zurückkamen, wurde genau an derſelben Stelle, wo Tſchander Ajub tot zu Boden geſunken war, die Sterbelampe angezündet. Ihr Schein erſchreckte den Zwerg während der ganzen Nacht; er konnte nicht ſchlafen, ſondern warf ſich immer ruhelos von einer Seite zur andern.

Am nächſten Morgen begann der zweite Abſchnitt der Totenfeier.

Wieder durch das Loch in der Mauer zogen ſämtliche Leidtragende hinaus nach dem Verbrennungsplatze, wo der Brahmine die Gebeine zuſammenſammelte und nun ſeine abſtoßenden, alles Anſprechenden, aller Würde entbehrenden Feierlichkeiten wieder aufnahm.

Zuerſt wuſch er die halbverbrannten kniſternden Knochen mit Milch, dann mit Honig und zuletzt mit Öl; als das geſchehen war, wickelte er jedes einzelne Stück in ein bereit gehaltenes, dick mit Butter beſchmiertes Piſangblatt, wobei ihm immer der erſte Leidtragende behilflich war, während die übrigen einen Kreis bildeten und wenigſtens den ganzen Vorgang mit anſahen. Richard konnte den Ausdruck ſeiner Empörung nicht in das Herz zurückdrängen. „Hondin,“ flüſterte er dem Elefantenführer zu, „das iſt Leichenſchändung! Wer in Europa dergleichen wagen ſollte, der würde den Frevel im Zuchthauſe büßen.“

Hondin ſah immer auf die ſchauerlichen grünen Pakete, welche der Prieſter wohlgeordnet in einen großen irdenen Topf legte. „Wie beſtattet ihr in deiner Heimat die Toten, Faringi?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Indem wir ſie, allen Blicken entzogen, hinausfahren an die Gruft und dort für ihre ewige Ruhe beten, ehe die Erde auf den Sarg fällt. Dieſe aberwitzigen Geſchichten mit Butter und Honig ſind ein Verbrechen gegen das Andenken des Toten!“

Der Mahaut lächelte. „Sage das keinem anderen,“ warnte er.

„Jetzt wird der Topf zugebunden,“ flüſterte Richard. „Wenn Tippoo mit den Überreſten eines Verſtorbenen unter demſelben Dache verweilen muß, ſo wird er vor Furcht noch wahnſinnig.“

„In dieſe Lage kommt er nicht. Warte nur ab, was weiter geſchieht.“

Nachdem der Brahmine den Topf mit Tſchander Ajubs Knochen dem erſten Leidtragenden übergeben, verfügte ſich das ganze Trauergeleite abermals an den Fluß und nahm hier förmliche Aufſtellung. Der Sohn des Verſtorbenen ſchleuderte mit kräftiger Armbewegung das Gefäß, welches ſeines Vaters Überreſte enthielt, ſo weit er konnte in das Waſſer hinaus.

Wenigſtens ein Dutzend Krokodile ſtürzten ſich mit wilder Eile dem ſchwer aufſchlagenden irdenen Topfe nach.

Richard ſchauderte. „Die Beſtien werden nun, von dem Geruche angelockt, tauchen und jeden Knochen zwiſchen ihren Zähnen zermalmen,“ flüſterte er. „Iſt das nicht ein empörender Gedanke?“

Hondin nickte. „Ich habe oft dieſe ſchwarzen Splitter, — ganze Füße und Arme — federleicht wie ſie durch das Feuer geworden ſind, auf den Wellen treiben ſehen,“ antwortete er.

„Und du möchteſt, daß einmal deine eigenen irdiſchen Überreſte ſo behandelt würden, Hondin?“

„Nein!“ geſtand der Hindu. „An meiner Aſche betet, wenn die Stunde gekommen iſt, kein Menſch, aber doch möchte ich ein Begräbnis nach eurer Art haben, möchte in ein weißes Tuch geſchlagen werden, unberührt, — ohne ſolche Dinge, wie ſie hier geſchehen.“

„Das kannſt du ja!“ rief eifrig der junge Mann. „Geh mit mir nach Deutſchland; da erwirbt dir Dſchumbo in jeder Menagerie ein Vermögen.“

Der Indier ſchüttelte den Kopf. „Es iſt zu ſpät, Kind, viel zu ſpät. Ich bin ein alter Mann, das vergiß nicht.“

Richard wollte eben den Einwand widerlegen, als ein neuer Teil der Beſtattungsfeierlichkeit ſeine Aufmerkſamkeit ablenkte. Der Sohn Tſchander Ajubs hatte unter den Gebüſchen am Ufer einen großen Stein aufgeſucht, den wälzte er dahin, wo der Rand des Waſſers die Erde berührte.

„Was iſt das wieder?“ rief Richard.

„Pſt! — Zehn Tage hindurch ſitzt die Seele des Toten auf dieſem Steine; dann hat Yama, der Beherrſcher der Unterwelt, über ihr ferneres Schickſal endgültig verfügt, und der Stein wird in das tiefſte Waſſer geworfen.“

„Bis dahin läßt man ihn hier unbekümmert liegen?“

„O durchaus nicht. Man bringt im Gegenteil jeden Tag das Eſſen, wie es der Verſtorbene beſonders liebte, an den Stein und freut ſich, wenn es die Krähen verzehren.“

„Weshalb denn das?“

„Weil Yama dadurch den Hinterbliebenen anzeigt, daß er die Seele zur ewigen Ruhe begnadigt.“

„Durch die hungrigen Krähen? — Das iſt zu arg.“

Er folgte unwillkürlich, als jetzt alle den nächſtgelegenen Tempel aufſuchten. Es wurde laut in der Sprache der Hindu gebetet, während von Zeit zu Zeit der Brahmine den Namen Tſchander Ajubs mit erhobener Stimme ausſprach. Damit ſchloß das Trauerfeſt, und die Teilnehmer desſelben gingen einzeln nach Hauſe.

Tippoo war auch heute ſchweigſam und verſtimmt; endlich erklärte er geradezu, daß für ihn hier keines Bleibens mehr ſei. Die Sterbelampe quälte den Feigherzigen mit ihrem Schimmer bis zur Unerträglichkeit, er konnte es nicht aushalten, ſie zu ſehen.

„Wir ziehen um,“ ſagte er.

Faſt alle fremden Gäſte der Herberge dachten wie er. Einer nach dem anderen verſchwanden ſie in aller Stille, Gaukler, Tierbändiger, Fakire und Händler, welche ſämtlich von den beiden Beluſtigungstagen in Kalkutta ihren Vorteil zu erlangen hofften. Das Heidentum beſitzt keine Kraft, die den Schrecken des Todes gegenüber ſtichhaltig wäre.

Tſchander Ajubs Witwe und ihre Kinder blieben in dem Hauſe, das ehedem faſt hundert Menſchen ein Obdach gewährte, ganz allein zurück, aber ſie wunderten ſich darüber nicht, ſondern würden es ihrerſeits genau ebenſo gemacht haben, wie jene.

In Kalkutta waren mittlerweile die Gebetstage zu Ende gegangen, und die Volksbeluſtigungen nahmen ihren Anfang, — hier aber doch etwas anders als in Bombay und Puri.

Der größte Platz der Stadt war von Zuſchauern ganz geſäubert; alles Volk ſtand im Umkreiſe auf Hausdächern und Gerüſten, die zu dieſem Zwecke angefertigt waren, — man ſah

immer nur gespannten Blickes auf ein Zelt, das rings umschlossen in der Mitte des Raumes lag. Sämtliche auf denselben ausmündende Straßen waren offen gehalten, und auch hier drängte sich die Menge zu beiden Seiten.

Man lachte jetzt schon; das zu erwartende Schauspiel schien eine ganz besondere Zugkraft zu entwickeln.

„Was ist es?“ fragte Richard.

Der Mahaut zuckte die Achseln. „Nichts Unrechtes oder Lästerliches,“ antwortete er, „aber du als Abendländer wirst es doch nicht nach deinem Geschmack finden. Bemerkst du in den Händen der Versammelten Blumen, Fahnen, Rauschgold und kleine Stöcke? — Nun wohl, die Nutzanwendung dieser Gegenstände wird dir sogleich sichtbar werden.“

„Aha!“ setzte er hinzu. „Da hast du es.“

Die Thür des geheimnisvollen Zeltes wurde geöffnet und hinaus auf den Marktplatz stürzten, offenbar von kräftigen Fäusten getrieben, zwei Ochsen mit Blumenkränzen auf den Köpfen und Gewinden von Laub und Rosen am ganzen Körper. Sie hielten die Köpfe gesenkt und hatten die Schwänze hoch erhoben; in Sprüngen wie diejenigen ganz junger Fohlen oder ausgelassener Hunde taumelten sie einher, zuweilen fallend, zuweilen gegeneinander rennend, als trügen sie Binden vor den Augen.

Ein brausendes, weithin schallendes Gelächter, tausend Zurufe und Händeklatschen von seiten der Bevölkerung empfingen die beiden Hörnerträger.

„Was ist es mit den Tieren?“ fragte Richard. „Sie taumeln ja!“

„Merkst du es wirklich nicht? Der Spaß ist sehr plump.“

„Hondin — man hat doch unmöglich diese Ochsen betrunken gemacht?“

„Natürlich. Seit gestern ist ihnen nichts als Dattelwein gereicht worden.“

Richard schüttelte den Kopf. Der Anblick der beiden Tiere war empörend; sie stießen sich mit den Köpfen, fielen auf das Pflaster und drehten sich im Kreise, immer angefeuert von dem Jubel der Zuschauer, mehr und mehr erhitzt durch den Lärm und die bunten Fahnen, welche ihnen von allen Seiten entgegen geworfen wurden. Hier knisterte Rauschgold, dort flog durch die Luft eine ganze Wolke von Rosen, Pistolenschüsse knallten, Geschrei und Zurufe tönten unaufhaltsam aus den Reihen des Volkes, so-

daß endlich die Munterkeit der erſchreckten Ochſen überging in zornige Aufwallung.

Ihnen war nur ſo viel Dattelwein gegeben worden, wie für die Feſtlaune erforderlich ſchien; nicht genug, um die plumpen Tiere zu betäuben, — ſie ließen ein lautes Gebrüll hören und begannen zunächſt einen Zweikampf, wobei ſie in voller Wucht gegeneinander rannten und bald aus mehreren Wunden bluteten.

Das war der Punkt, auf welchem die Mitwirkung der Zuſchauer begann.

Unter dem Thorbogen eines Hauſes erſchien ein Reiter auf flinkem Pferde. In der Rechten hielt er eine Piſtole, in der Linken ein rotes Tuch; pfeilſchnell näherte ſich der Pony den kämpfenden Hörnerträgern.

Der Schuß fiel, Pulverdampf umhüllte die Köpfe, das Tuch lag auf den ſchnaubenden Nüſtern. Ebenſo ſchnell, wie er gekommen war, eilte der Reiter hinüber zur entgegengeſetzten Seite des breiten Platzes.

Ein lautes donnerndes: Hai! Hai! der Zuſchauer begleitete ihn.

Die erſchreckten Ochſen fuhren auseinander. Sie warfen mit den Hörnern Steine aus dem Boden, ihr wütendes Gebrüll erſchütterte weithin die Luft, — das rote Tuch wurde von den beiden Kämpfern zu Fetzen zerriſſen.

In dieſem Augenblick kam von der anderen Seite des Platzes ein neuer Reiter, dann ein dritter und vierter, — ſie ſchoſſen alle, ſie warfen Gold und Blumen, kleine aufziſchende Feuerwerkskörper neben den Tieren zu Boden.

Gellendes Pfeifen und Schreien, Trommeln und Rufen. Ein betäubendes, von Mund zu Mund gehendes: „Hai! Hai!“

Einer der Büffel ſetzte ſich in Galopp. Er taumelte, ſchwankte, drehte ſich um die eigene Achſe, aber er gelangte doch in eine Seitenſtraße, wo ihn ſofort ein Blumenregen, Hunderte von kleinen Stöcken und Fahnen empfingen, — brüllend machte er Kehrt.

Ein halbes Dutzend Reiter begleiteten ihn; ſchneller und immer ſchneller folgten ſich knatternd und kniſternd die Schüſſe mit loſem Pulver. Sinnlos jagten, gehetzt von allen Seiten, die Tiere hierhin und dorthin.

Das allgemeine Vergnügen erreichte den Gipfelpunkt. Aus dem Wirrwarr von Tönen, von Farben und Formen trat nichts Einzelnes mehr heraus, bis endlich ein furchtbares Ereignis den tollen Jubel wenigſtens auf Augenblicke unterbrach.

Einer der Ochſen bog in eine Seitenſtraße, wurde von hundert Stimmen, hundert Wurfgeſchoſſen begrüßt und ſtürzte ſinnlos vor Schreck in die nächſte offene Thür hinein, dabei eine junge Frau, welche ein Kind auf dem Arm trug, jählings zu Boden reißend. Ein gellender Schrei folgte dem unglücklichen Ereignis, der kleine Knabe war weit hinausgeſchleudert worden auf die Straße und unter die Hufe der galoppierenden Pferde, — ſeine Mutter lag zerſtampft und zertreten im Hausflur, aus deſſen Mauern der Ochſe nur mit großer Mühe wieder vertrieben wurde. Unter dem weißen Sari ſtrömte das Blut aus mehr als einer Wunde; die Bedauernswerte ſtarb ſchon unter den Händen derer, welche ſie aufhoben, aber das ſtörte das Vergnügen doch nur auf Augenblicke. Solche Zwiſchenfälle erlebte man bei jedem Durga-Pudſcha-Feſt, — es war eben nichts Beſonderes.

Auf dem Marktplatze erſchienen jetzt Reiter mit großen Meſſern. Nachdem die Ochſen ihre tollen Sprünge dem Volke genügend vorgeführt hatten, ſollten ſie erlegt und an Ort und Stelle gebraten werden. Die Verfolgung begann ſogleich; wo ſich einer der Hörnerträger blicken ließ, da empfing ihn ein Meſſerſtich, der allerdings nicht ſofort töten, aber ein allmähliches Ermatten und Verbluten herbeiführen ſollte; das Pflaſter färbte ſich rot, zuweilen blieb in dem Fleiſche der toll und ziellos dahinjagenden Tiere auch ſo ein langes Meſſer ſtecken, kurz, die Sache ging über in rohes Toben, bei dem merkwürdigerweiſe mehr und mehr Weiße, Einwanderer aus Europa und Amerika, zum Vorſchein kamen. Jetzt wurde auf offenem Markte ein großes Feuer entzündet, den beiden Ochſen der Gnadenſtoß gegeben und der Bratſpieß herbeigeholt; es bereitete ſich ein Freiſchmaus, bei dem der geſamte Pöbel der großen Stadt die beſten Stücke an ſich zu reißen ſuchte, während alle ehrbaren, einigermaßen anſtändigen Eingebornen dieſem Gelage fern blieben.

Und nun war denn auch für den Zwerg und ſeine Begleiter die Stunde der Arbeit gekommen. Richard und Oskar trommelten, handhabten das Glockenſpiel und gingen ſammeln, Togannah zeigte Taſchenſpielerkunſtſtücke und Tippoo tanzte mit den Schlangen. Es war alles wie in Bombay und Puri, — nur mit einem einzigen aber ſehr bemerkenswerten Unterſchiede.

Bei Eintritt der Dunkelheit glänzte die geſamte Umgebung in jenem vielfarbigen, wirkungsvollen Licht, das bei uns als bengaliſches Feuer ſo allgemein bekannt und beliebt iſt. Bald ſchienen die hohen

Prachtbauten ringsumher in helles leuchtendes Blau getaucht, dann wieder lag es im weißen Schimmer wie von Mondglanz überſtrahlt auf den Dächern und Kuppeln, oder glühte, als ſtehe die prachtvolle Stadt mit ihren Paläſten und Parkanlagen in lodernden Flammen.

Jetzt begann das Feuerwerk. Jeder Bengali verſteht es herzurichten, jeder ſchleppt herbei was ihm einfällt und verpufft es an irgend einer beliebigen Stelle. An den Beluſtigungstagen des Durga-Pudſcha-Feſtes iſt manches erlaubt, was ſonſt nicht gelitten werden würde.

Hier ſtiegen Schwärmer auf, dort Raketen, dort Leuchtkugeln. Mitten auf dem Markte kreiſte ein rieſenhaftes Feuerrad, züngelnde glühende Feuerſchlangen liefen durch die Straßen, eine Mühle drehte hoch auflodernd ihre Flügel.

Plötzlich erloſch alles und ein grünes Licht lag auf der Umgebung. Eine purpurne Sonne, hellſtrahlend und funkelnd ſtieg auf aus dem Waſſer; das grüne Licht verfloß, ein weißes trat an ſeine Stelle und blendete faſt die Augen.

Von jedem Balkon klang Muſik, die vornehme Welt fuhr in offenen Wagen langſam durch die Menge, das Geſchrei und die Anpreiſungen der Gaukler übertönten jeden anderen Laut, — es ſchien, als wohne in der ſchönen Stadt kein Menſch, der nicht gerade heute im Lachen, Schreien, Tanzen und Singen ſein Möglichſtes leiſten müſſe.

Als die kleine Geſellſchaft in das Gaſthaus zurückkam, war es gegen drei Uhr morgens und vor den Strahlen der aufgehenden Sonne das künſtliche Licht erloſchen. Müde bis zum Umfallen ſanken alle auf ihr Lager, — nur Tippoo ſaß wieder wie damals und zählte, ließ mit einem Wohlgefühl, das Schauer durch ſeine Adern trieb, die Hände in die kühlen metallnen Fluten verſinken. Geld! Viel Geld! — Er konnte morgen vier ſchwarze Ziegen in den Tempel der Allmutter führen und ihr zum Opfer bringen durch Prieſterhand. Vier ſchwarze, fleckenloſe Ziegen!

Er lachte leiſe. Im Halbdunkel der Morgendämmerung funkelten ſeine Augen wie die des gereizten Panthers. „Ziegen!“ wiederholte er murmelnd, „Ziegen! ha, ha, ha, —“

Und dann verſteckte er die koſtbaren ſilbernen Götzen an ſich ſelbſt, im Schlangenkorb, im Sattel. Er lachte immer vor ſich hin.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die nächſten beiden Tage waren dem eigentlichen Tempeldienſt

geweiht. Hondin hielt sich demselben völlig fern, und auch die beiden jungen Leute hatten schon nach dem ersten Besuche einen Widerwillen empfunden, der ihnen diesen Teil des Festes verleidete. Eine Ziege opfern zu sehen, das ging noch an, aber mehr als tausend, — da hörte doch vieles auf. Der Steinfußboden schwamm buchstäblich in Blut, — wilder und immer wilder wurden die Gesichtszüge, die Blicke der Brahminen. Der Tempel der grausamen fürchterlichen Kali glich einem Schlachthause, in welchem Männer mit aufgestreiften Ärmeln die widerwärtige Arbeit verrichten.

Das Durga-Pudscha-Fest war zu Ende und der letzte Teil des Weges, die Reise von Kalkutta nach Madras, nahm ihren Anfang.

Togannah hielt die Augen weit offen. „Hier herum liegt das Schloß, in welchem die Menschenopfer gefeiert werden," flüsterte er.

„Bist du denn je in dieser Gegend gewesen? Hast du es gesehen?"

„Nein, — aber ich weiß, daß es so ist. Die Bhawani bekommt offen im Tempel zu Kalkutta ihre Ziegen, weil von den Faringi kein anderes Opfer mehr gestattet wird, aber man holt das Versäumte heimlich nach, — die großen Feste verbergen sich in den Kellern der Fürstenschlösser."

Richard schüttelte ungläubig den Kopf. „Hirngespinste!" sagte er. „Das sind so die Geschichten, mit denen alte Frauen einander in Schrecken setzen. Es gibt keine Thugs mehr, hat vielleicht niemals welche gegeben, — die man bei ihren Mordanfällen ertappte, waren Räuber, Spitzbuben, und solche finden sich in aller Herren Ländern."

Togannah lächelte überlegen. „Es gibt am Ganges, tief im Herzen von Bengalen noch ganze Dörfer, in denen die Würger leben, wo sich vom Vater auf den Sohn der Dienst der heiligen Phansi vererbt, — das weiß ich besser. Hast du jemals überlegt, weshalb —"

„Aber," setzte er hinzu, „das sind Angelegenheiten, über die man lieber nicht spricht. Du hast ja gesunde Augen, — gib selbst acht auf deine Sicherheit."

Richard suchte mehr als nur diese abgerissenen Bemerkungen herauszulocken. „Was wolltest du eben sagen, Togannah?" fragte er dringend.

Der Indier legte ihm die Hand fest auf den Arm. „Daß ich die Thugs fürchte," raunte er. „Von hinten her legt sich die Schlinge um deinen Hals, und du behältst keine Zeit, auch nur

einen Schrei auszuſtoßen. Wiege dich nicht voreilig in Sicherheit, Faringi!“

Damit verſchwand er und ließ unſeren Freund ziemlich beſtürzt zurück. „Unſinn das mit den Menſchenopfern,“ brummte Richard, „Unſinn!“

Aber doch blieb in ſeiner Seele eine geheime Unruhe, die ihn beſtändig horchen und achtgeben ließ. Es wäre gerade jetzt ſehr notwendig geweſen, ſich mit Oskar über dieſe am Himmel drohenden Wolken auszuſprechen und in betreff einer vielleicht nahen Gefahr zu beſtimmten Verabredungen zu gelangen, aber ſeit jenem Spaziergang nach Diamond Harbour war zwiſchen ihnen kein Wort gewechſelt worden, und ſo unterblieb es auch hier.

Dſchumbo trug zwei Tage lang die kleine Geſellſchaft durch das blühende Land, ohne daß irgend ein Ereignis die Ruhe geſtört hätte. Man übernachtete in den friedlichen Hütten der Bauern, und Tippoo ſprach von der Ankunft in Madras.

„Dann verlaßt ihr euern alten Freund, nicht wahr, Faringi? Was habt ihr denn miteinander, he? das ſieht ja aus, als ſei einer von euch dem anderen gram bis ins Herz hinein!“

Und als beide ſchwiegen, ſetzte er hinzu: „Ich möchte euch einen Vorſchlag machen, Kinder, einen recht ernſtgemeinten Vorſchlag.“

Richard horchte auf. „Und der wäre?“ fragte er.

Tippoo wiegte ſich in den Hüften; ſeine Lieblingsgewohnheit, wenn er etwas Angenehmes dachte und in aller Ruhe davon ſprach. Die lange Pfeife lag neben ihm im Gras, das verſchmitzte Geſicht hatte einen Ausdruck der ſchmeichelndſten Freundlichkeit.

„Ich werde alt, Faringi,“ ſagte er nach einer Pauſe, „alt, alt, das iſt ein ſchmerzliches Wort. Die Füße verlangen nach dem bequemen Polſter, Auge und Ohr ſtumpfen ab, die Hand erlahmt. Ich habe kein Weib, Faringi, keinen Sohn, — nun hört ihr ſchon, worauf der Alte hinaus will, nicht wahr? Seht, bis jetzt habt ihr eigentlich nur dabei geſtanden, wenn ich arbeitete, aber ihr könnt doch das Geſchäft nicht ſelbſtändig führen und dazu möchte ich euch gern erziehen. Bleibt ganz bei mir, meine Jungen, ganz und für immer, das iſt beſſer als das Seeleben. Ihr verdient gut, ſeid eure eigenen Herren, lernt die Welt kennen und erfahrt ſo manches Geheimnis, von dem ihr euch jetzt noch nichts träumen laßt! — Natürlich gibt es vom erſten Tage an eine anſtändige Bezahlung,

das brauche ich kaum hinzuzufügen. Kommt, Kinder, ſchlagt ein, — wollt ihr?“

Oskar lächelte nur, er ſprach keine Silbe.

Richard dagegen ſchüttelte den Kopf. „Nein, Tippoo,“ ſagte er, „das iſt unmöglich. Ich danke dir für die gute Abſicht, aber annehmen kann ich den Vorſchlag nicht.“

In den tiefliegenden Augen des Zwerges blitzte es auf. „Weshalb nicht?“ fragte er raſch.

„Weil ich mein Vaterland, mein Volk nicht aufgeben will, Tippoo. Ich bin ein Deutſcher, ein Chriſt, — wie könnte ich alſo zum indiſchen Schlangenbeſchwörer werden?“

„Warum nicht? Man wird das, was gute Einnahmen verſpricht.“

Richard lächelte. „Das gebe ich allerdings zu,“ verſetzte er. „Denke nicht, daß ich das Geld unterſchätze, Tippoo, — ich will auch dereinſt ſelbſtändig werden, gewiß, nur auf meine Weiſe, die Planken eines Schiffes unter den Füßen und um mich herum den blauen, weiten Ozean! — Schenke dein Wohlwollen einem anderen, Tippoo, einem Indier, wie du ſelbſt es biſt, und er wird dir aufrichtig danken. Togannah zum Beiſpiel!“

Tippoo zerbiß die Pfeifenſpitze. „Du willſt es wirklich nicht?“ fragte er nach einer Pauſe. „Beſinne dich, — der Menſch ſteht oft an einem Scheidewege, ohne es zu wiſſen.“

„Das mag ſein, und ich muß mein Los auf mich nehmen, falle es, wie es wolle. In Madras geht unſer Vertrag zu Ende, Tippoo.“

„Gut,“ nickte der Zwerg, „gut. In Madras, jawohl, in Madras.“

„Unſer Dank bleibt dir indeſſen ungeſchmälert,“ fuhr Richard fort. „Du haſt uns einen großen Dienſt geleiſtet, Oskar und mir, das werden wir dir nie vergeſſen.“

Tippoo lachte ſpöttiſch. „Wirklich nicht?“ fragte er. „Ha, ha, ha.“

Richard ſchwieg; dies Lachen hatte ihm ein unangenehmes Gefühl erregt. Zum erſtenmale während der ganzen Reiſe dachte er: „Ständen wir erſt vor den Thoren von Madras!“ —

Es gibt wenig Schläge, die ganz aus heiterem Himmel herab den Menſchen treffen; meiſtens kündet eine gewiſſe Schwüle ſchon vorher den Ausbruch des Gewitters an, und ſo war es auch hier!

Am Abend des dritten Tages erſchien im Zwielicht zur Seite

der Straße ein hoher, alleinliegender Berg, auf deſſen oberer Fläche ein Schloß mit Mauern und Zinnen zum Himmel emporragte. Keine Hütte ſtand im Thal, kein Tier weidete an den Abhängen; ein düſterer Wald umgab die Feſte von drei Seiten, während vorn das nackte graue Geſtein eine unzugängliche, völlig uneinnehmbare Wehr bildete.

Mehrere große Kanonen ſtreckten die Mündungen der Straße entgegen; hoch oben lief durch die Luft von Eckturm zu Eckturm eine ſchwebende Brücke.

„Hier bleiben wir zur Nacht," ſagte Tippoo. „Die Dienerſchaft iſt angewieſen, allen Reiſenden Obdach zu geben, — vielleicht bedarf auch der eine oder andere meiner Hilfe, — ſieh da, es kommen noch mehr Leute, die auch ein Unterkommen ſuchen."

Von der entgegengeſetzten Seite des Weges her nahte ein Reiterzug von wenigſtens zwanzig oder dreißig Männern, die mehrere ſchwerbeladene Kamele mit ſich führten. Sie hatten die Geſichter mehr als halb verhüllt und trugen am Gürtel und in den Händen die verſchiedenſten Waffen, — als der Anführer einen Seitenweg einſchlug, um auf den Schloßhof zu gelangen, da vollführte er mit der Rechten eine ſeltſame Bewegung. Es ſah aus, als habe er einen Gegenſtand ergriffen und drehe ihn jetzt mit der vollen gekrümmten Hand plötzlich um.

Gedankenſchnell wiederholte der Zwerg die Bewegung, dann ritten alle, ohne ſich weiter um einander zu bekümmern, den Weg hinauf.

Richards und Oskars Blicke begegneten ſich, aber doch wurde kein Wort gewechſelt. Ein Zeichen, ein Gruß zwiſchen Bundesgenoſſen, — ſie dachten es beide.

Ein breiter Weg führte faſt um die Hälfte des Berges herum und dann, ſchmäler werdend, hinauf zur Höhe. Die Füße unzähliger Elefanten, Pferde und Kamele hatten ſich dem feuchten Erdreich überall unverkennbar eingedrückt.

Es mußten Maſſen von Gäſten im Schloſſe ſein.

Der weite Hof war erleuchtet und mit der ganzen verſchwenderiſchen Fülle indiſchen Reichtumes ausgeſtattet. Die perſiſche Roſe blühte an der grauen Wand empor, oder bildete, in Gruppen eine Palme umſchlingend, ganze kleine, von Wohlgeruch erfüllte Haine; Tamarisken und Farne grünten in üppiger Fülle, Granatblüten und Hibiskus ſchimmerten wie Rubinen durch das Dämmerlicht. Dazu weiße Steinbänke, künſtliche Teiche und Göttergeſtalten,

zierliche Lusthäuser, breite mit Gold und Marmor reichgeschmückte Treppen und Vorbauten, — so zeigte sich der vordere Hof, während der rückwärts belegene völlig dunkel blieb. Als Dschumbo stillstand, erschien ein Diener mit einer Fackel, die er hoch empor hielt und den Ankommenden scharf in das Gesicht sah.

„Du bist es, Tippoo!“ sagte er.

„Ich selbst, Sen-Sen, mein Lieber. Ist der Fürst zu Hause?“

„Ja, — er befindet sich hier.“

„Ach, gut, dann bitte ihn, daß wir diese Nacht hier bleiben können! Du weißt, daß sich während der nächsten zehn Stunden am Wege kein Dorf erreichen läßt.“

Der Diener nickte. „Es ist schon gut,“ versetzte er, „Ihr könnt bleiben. Mein Gebieter, der allergnädigste Radscha Keschub Agarri weist keinen Wanderer von seiner Thür. Führe deinen Elefanten nur in den Stall, Mahaut.“

Er ging voran, und Hondin lenkte das Tier über eine weite freie Fläche zum Hintergebäude. Soviele Spuren auch der Weg gezeigt hatte, soviele Pferde und Kamele auch den Reisenden vor dem Schloßthore begegnet waren, hier fand sich weder Mensch noch Tier, es schien alles wie ausgestorben.

Tippoo stieg als der erste von der Leiter, aber er blieb neben dem Elefanten stehen, bis ihm die übrigen in das Schloß folgten. Eine geräumige Kammer wurde der kleinen Gesellschaft als Wohnraum angewiesen. Der Diener brachte Wolldecken und ein reichliches Nachtessen, zündete auch eine Lampe an und trug frisches Wasser herbei, dann wünschte er gute Nacht und ging fort.

Tippoo aß hastig wie jemand, der eine bestimmte Zeit zu verfehlen fürchtet. „Ich muß den Fürsten noch sprechen,“ sagte er endlich, „meistens gibt mir Keschub Agarri nach Madras diese oder jene Bestellung mit, wobei ich immer ein hübsches Stück Geld verdiene. Legt euch nur schlafen, Kinder!“

Dann ging er hinaus und bald nach ihm auch der Mahaut, so daß die drei jungen Leute allein blieben. Richard horchte angestrengt, — alles war totenstill, es regte sich weit und breit nicht das mindeste, es erklang kein Geräusch irgend einer Art.

Wohin hatte man die Reisenden geführt, alle diese vermummten Männer, welche vor einer Stunde ankamen? Weshalb das sonderbare Geheimnis?

Togannah lehnte am Fenster, und jetzt öffnete er es; ein Sprung, geräuschlos gleich dem des Tigers brachte ihn hinaus auf den Hof.

Er ſah umher, er ſpähte und horchte, dann trat er wieder zurück in den Lichtkreis der engen Fenſteröffnung, — ſein Blick ſuchte denjenigen Richards, ſein Finger legte ſich auf die Lippen.

„Komm!“ ſagten die lebhaften, blitzenden Augen.

„Nein!“ antwortete eine ſtumme Gebärde.

Togannah bewegte die Hand zum Abſchiedsgruß. Noch ein letztes Winken, ein Lebewohl, dann war er verſchwunden.

Hitze und Kälte wechſelten in Richards Adern. Togannah würde nicht zurückkommen, er wußte es, fühlte es. Weshalb flüchtete der Indier und weshalb war alles um ſie her ſo unnatürlich ſtill und menſchenleer?

Auch Oskar ſchwieg beharrlich. Sie waren beide viel zu trotzig, zu eigenſinnig, um das erſte gute Wort zu geben; Oskar dachte ſogar im bitterſten Groll, daß ſie ſich ohne Richards unbegreiflichen Eigenſinn jetzt auf einem deutſchen Schiffe und in vollſter Sicherheit befinden könnten. Er ſtützte den Kopf in die Hand, während ſeine Zähne zuweilen hörbar knirſchten.

Eine Viertelſtunde verging ſo; Inſekten flatterten um das Licht, ein leiſer Wind bauſchte die Vorhänge, — unverwandten Blickes, wie gebannt ſah Richard aus dem Fenſter.

Ob ſich Togannah gerettet hatte? Wo mochte er ſein?

Ach, vielleicht zerſtreute ja der nächſte Tag die gehäuften Nebel dieſer ſeltſamen Wahnvorſtellungen. Sie zogen weiter und kamen nach Madras, wo die Freiheit winkte, — es waren doch nur Märchen und Erfindungen, alle die halb ſchaurigen, halb thörichten Geſchichten von den Thugs.

Draußen vor dem offenen Fenſter bewegte ſich ein Schatten. Hondins hohe Geſtalt, ſein ſchönes, ernſtes Antlitz wurden ſichtbar, — er winkte dem jungen Deutſchen.

Richard flog auf, als habe ihn ein Schuß getroffen. Kaum ganz bewußt deſſen, was er that, ſprang er hinaus und an die Seite des Elefantenführers.

„Nun, Hondin, was gibt es?“

Seine Stimme bebte, ſeine Hand legte ſich ſchwer und heiß auf die des Indiers. „Droht uns eine Gefahr, Hondin?“

Der Mahaut führte ihn ſchweigend zum Stalle. Da ſtanden die beiden Körbe mit den Schlangen und neben dieſen lag gehäuft auf dem Fußboden alles, was dem Zauberer gehörte, ſeine Kräuter, Arzneiflaſchen und Kleidungsſtücke, ſogar ſein bares Geld; der

Sattel aber war auf Dschumbos Rücken befestigt und die Leiter angelegt. Hondins Hand streichelte das Tier.

„Richard," sagte er mit eigentümlich veränderter Stimme, „entsinnst du dich des Tages, wo ich dir erzählte, daß das Reittier jedes Asiaten sein besonderes Geheimnis besitze?"

Richard nickte. „Es geschah, als uns die Anakonda belagerte, ich weiß es."

„Gut. Auch mein Elefant hat sein Geheimnis! Ich will es dir heute abend um eines sehr ernsten Zweckes willen anvertrauen, — du und Oskar, ihr müßt flüchten, jetzt gleich, — rufe ihn, dann führe ich den Grauen bis zum Wege und flüstere dir das Wort ins Ohr. Ehe Minuten vergehen, seid ihr in völliger Sicherheit. Den in vollem Laufe galoppierenden Elefanten holt kein lebendes Geschöpf ein."

Richard erschrak nicht. Seine Sinne waren in solcher Aufregung, daß es ihm kaum unglaublich erschienen wäre, wenn Hondin gesagt hätte: „In dieser Nacht kommt das letzte Gericht!" — Er sah nur fest in des anderen Auge.

„Droht uns hier eine Gefahr, Hondin?"

„Ja!"

„Auch dir?"

„Darum kümmere dich nicht. Ihr beide müßt fliehen."

„Was mich betrifft, so gehe ich ohne dich auf keinen Fall, Hondin. Komm, — wir bleiben bei einander, es geschehe, was da wolle."

Der Mahaut legte plötzlich beide Arme um Richards Nacken. „Glaube mir doch," bat er eindringlich, „glaube mir, Kind, ihr müßt ohne mich flüchten, ich sage: ihr müßt! Man wird sich nicht eben sonderlich bemühen, euch allein wieder einzuholen, mich dagegen verfolgt man bis an das Ende der Welt, — ich gefährde euer Leben, wenn wir bei einander gesehen werden."

Richard nickte. „Ich dachte es mir," antwortete er. „Du bleibst, um unsere Flucht zu decken. Und gerade das ist es, was ich nicht will."

Hondins blasses Gesicht färbte sich mit schnell verschwindender Röte. „Du ahnst nicht, wie viele Widersacher hier versammelt sind," flüsterte er. „In den Tiefen des Berges befinden sich augenblicklich mehr als zweitausend Männer, die alle —"

„Thugs sind!" ergänzte der Deutsche. „Ich weiß es."

Hondin bebte. „Mich bindet in dieser Beziehung ein Eid,

ſagte er. „Du wirſt nicht verlangen, daß ich ihn breche. Geh und überlaſſe mich meinem Schickſal, ich bitte dich!“

„Nie, ſo wahr mir Gott helfe. Auch das iſt ein Eid.“

Der Elefantenführer deutete auf den breiten Weg, welcher zur Straße hinablief. „Du kommſt nicht lebend wieder aus den Ringmauern dieſes Schloſſes,“ ſagte er in feierlichem Tone, „du biſt eines entſetzlichen Todes geſtorben, ehe noch die neue Sonne aufgeht, — wenn du es verſchmähſt, meiner Warnung Gehör zu geben.“

Ein Schauder rann durch alle Adern des jungen Deutſchen, aber dennoch blieb er feſt. „Ich durchſchaue jetzt die ganze Sache Hondin, aus dem einen und anderen ſetzt ſich die Erkenntnis zuſammen, namentlich was Togannahs Mitteilungen betrifft. Die Thugs feiern in den Kellern dieſes Schloſſes das eigentliche Feſt der Göttin Kali, indem ſie ihr Menſchenopfer bringen, — du biſt Mitglied des Bundes —“

Hondin ſchüttelte den Kopf. „Nein!“ ſtammelte er.

„Ich glaube es dennoch. Hondin, lieber guter Hondin, ſage dich los von dem Greuel der finſterſten ſchrecklichſten Verirrung, — fliehe mit mir, ich bitte dich. Das entſetzliche Bild der Bhawani, die Spitzaxt, die Schale und die Schlinge, ich habe es alles in deinen Händen geſehen, damals in der Eingebornenſtadt von Bombay, als ihr opfertet; du —“

„Richard, — das hätteſt du geſehen?“

„Ja. Ich ſchlich euch nach, um mich zu überzeugen, wohin ihr ginget. Hondin, kannſt du wirklich ſolche Verbrechen dem höchſten Weſen für wohlgefällig halten?“

Der Indier rang die Hände. „Laß es,“ ſagte er, „laß es, ich darf davon nicht ſprechen. Geh und denke an mich wie an einen Geſtorbenen.“

„Und du wollteſt zu den Thugs zurückkehren, wollteſt ihre Blutfeſte mitfeiern?“

„Nimmer! — Nimmer! Das gelobe ich dir. Alles Böſe in meinem Herzen, aller Haß und Groll waren bis zum äußerſten gereizt, als mir die Faringi meine armen kleinen Kinder raubten und ſie den wilden Tieren preisgaben, — ich wollte das Leid, welches ich erlitten, vergelten mit zehntauſendfältigem Leide, ich wollte für jede Thräne Millionen Thränen erpreſſen, als Opfer an den unbekannten Gräbern der Meinen. O, ich blinder Thor! Ruheloſer und immer ruheloſer wurde unter der Herrſchaft des

bitteren Rachegelüſtes mein Leben, — bis du kamſt, Richard. Ja, ja, es gab einen Tag, wo ich auch dich martern, auch dich töten wollte, gerade weil du ein ſchöner blühender Knabe warſt, kräftig und lebensfroh, während man meinen Sohn dem ſchrecklichſten Schickſal überliefert hatte! es gab einen Tag, wo ich dich haßte um deiner Jugend, deines offenen ſchuldloſen Blickes willen! — dann aber haſt du die Finſternis in meiner Seele beſiegt. Denkſt du jenes erſten Beiſammenſeins, jenes Augenblickes, wo du mir ſagteſt: ‚Hondin, wäre ich zugegen geweſen, ich hätte deine Kinder verteidigt!‘ — das warf mich zu Boden, das zeigte mir die gewaltige Macht des Chriſtenglaubens; ich liebte dich, Richard, ich liebte dich immer wärmer, immer inniger, obgleich ich mir's ſelbſt zu leugnen ſuchte. Sieh, nun weißt du alles, Kind, du ſiehſt in die Tiefen eines armen zertretenen Lebens, dem nur ein Gutes, ein einziges geblieben, daß es ſich freimachen konnte aus den Banden des Irrwahnes. Denke, ich ſei dein unbekannter Vater, Richard, und ich bäte dich, fliehe! fliehe! dann wirſt du es mir nicht abſchlagen können!“

Unſer Freund ſchüttelte den Kopf. „Und wenn ich es ſchon oft gedacht hätte, Hondin? Wenn ich dir ebenſo herzlich zugethan wäre, wie du mir? — Sollte ich dann dich, gerade dich der Gefahr gegenüber im Stiche laſſen? Das glaubſt du von mir nicht.“

Seine Stimme war vor Rührung faſt erſtickt, er liebkoſte das blaſſe Geſicht des Indiers, die großen blauen Augenſterne ſtanden voll Thränen. „Hondin, wir fliehen miteinander und fallen miteinander, wenn es ſein muß, aber ich laſſe dich nicht in den Händen dieſer lebendigen Teufel. Du biſt mein Mayardar, du mußt mir folgen, wenn ich es befehle, — nun wohl, ich will es jetzt.“

Hondin drehte in der Bretterwand des Stalles ein kleines, kaum fauſtgroßes Schiebfenſter. „Sieh dorthin,“ bat er, „ſieh die unzählbaren arabiſchen Renner und die Elefanten, — ſollte wohl darunter kein Tier ſein, deſſen ſchnelle Füße unſeren Schlupfwinkel erreichen würden, und wäre es erſt nach Tagen, nach Wochen vielleicht? Wiſſe eins, Richard, vielleicht das Gräßlichſte! — — Kein Opfer iſt der Göttin ſo lieblich, ſo angenehm, als das des Bundesbruders, welcher Verrat übte. Ich *kann* nicht entkommen, ich *kann* vor der Rache derer, die mich einſt als den Ihrigen betrachteten, an keinen Ort des ganzen Landes flüchten; überall würde mich die Schlinge erreichen, überall die heilige Cobra mein Herzblut finden und trinken. So laß mich wenigſtens — zur Sühne

für anderes, als letzte Freude dieſer Erde — fallen, indem ich dich rette, für dich!"

Richards Auge blitzte. „Schande über mich, wenn ich das Opfer annehmen könnte, Hondin! Nur ein Feigling läßt den Freund im Stich, ein Elender!"

„Aber du kannſt mir nichts nützen!" rief leidenſchaftlich der Mahaut, „nichts, nichts!"

„Dann falle ich an deiner Seite!"

In dieſem Augenblick erſchien auf dem Hofe ein einzelner Reiter, ein hochgewachſener vermummter Mann, dem ein Tiger in luſtigen Sprüngen folgte. Hondin zuckte zuſammen; ſchnell wie der Gedanke zog er den jungen Deutſchen durch eine Thür im Hintergrunde des Stalles hinaus ins Freie und winkte dann mit der Hand, ihm nicht zu folgen. Im nächſten Augenblick war er zwiſchen den Roſengebüſchen verſchwunden.

Richard zauderte. Was ſollte er beginnen?

Das Schloß und die ganze Umgebung lagen in vollkommenſter Ruhe; wer nicht dieſe aufregenden, das Blut erhitzenden Berichte anderer gehört hätte, der würde an keine Gefahr gedacht, die Erzählungen von den Thugs vielmehr für alberne Erfindungen müßiger Köpfe gehalten haben. In einem Stalle krähte ein Hahn, ein weißes Kätzchen ſpielte mit einer großen Vogelſpinne, die es glücklich erwiſcht hatte und nun in der grauſamen Art ſeines Geſchlechtes langſam zu Tode marterte. Überall Stille und nächtliche Ruhe, — Richard hörte deutlich das Rauſchen des Blutes vor ſeinen Ohren.

Hätte ihm nicht Hondin die unabſehbare Reihe von Pferden, Kamelen und Elefanten gezeigt, ſo würde er vielleicht noch jetzt alles für eine thörichte Einbildung gehalten haben.

Plötzlich ließ das Kätzchen die halbzerriſſene Vogelſpinne fahren, duckte ſich und erkletterte in Sprüngen die Seitenwand einer breiten Marmorterraſſe, — ein Geräuſch mußte es erſchreckt haben.

Richard horchte beinahe atemlos.

Über den Hof ging der Mann, dem das Raubtier leiſe knurrend, geſenkten Hauptes folgte. Auf ein beſtimmtes Klopfen öffnete ſich die Thür der vorderen, hell erleuchteten Halle; er trat ein und ebenſo geheimnisvoll ſchloß ſich hinter ihm die Pforte. Das frühere Dunkel umgab die Rückſeite des Schloßhofes.

Richard war im Begriff, das Zimmer, in welchem ſich Oskar aufhielt, wieder zu betreten; er ſehnte ſich nach dem Klange einer

menſchlichen Stimme, nach Licht und der Nähe anderer, — da tauchte plötzlich vor ſeinen Blicken die hohe Geſtalt des Elefantenführers für einen Augenblick aus den Roſengebüſchen auf. Hondin ſpähte umher, als wolle er ſich überzeugen, daß ihn kein Auge ſehe.

Dann öffnete er blitzſchnell die Thür eines kleinen prächtigen Luſthauſes, trat ein und ſchloß ebenſo raſch hinter ſich wieder ab. Der ganze Vorgang geſchah in ganz kurzer Zeit.

Ein Strom von Hitze rann durch Richards Adern. Ehe er überlegen, ehe er das Für und Wider gegeneinander abmeſſen konnte, hatten ſich ſeine Füße ſchon in Bewegung geſetzt. Unter der grünen Hecke kriechend, erreichte er das kleine goldgeſchmückte Bauwerk und verſuchte die Thür. Sie war offen, er konnte den Drücker geräuſchlos bewegen.

Wenige Augenblicke ſpäter ſtand er drinnen.

Heller Lichtglanz von außen her warf über die Umgebung innerhalb dieſer vier Wände ein ungewiſſes Halbdunkel, bei deſſen Schimmer ſich im Hintergrunde eine zweite Thür erkennen ließ. Richard taſtete. Es führte eine ſchmale Treppe nach unten.

Hondin konnte keinen anderen Weg als nur dieſen gewählt haben.

Richard folgte ihm kurz entſchloſſen nach. Der Mahaut kehrte nicht zu den Blutfeſten der Thugs zurück, das wußte er, es ließ ſich vielmehr annehmen, daß er dieſelben heimlich beobachten wollte und bei dieſem Vorhaben ſollte er lieber nicht allein bleiben.

Je weiter der verwegene junge Deutſche in die Tiefen des Berges hinabkletterte, deſto mehr wuchs ſein Erſtaunen. Der Gang erweiterte ſich, irgendwoher ſtrömte eine ferne, halbverblaßte Helle, die Stufen hörten auf, und ein hohes Gewölbe lag vor den Blicken des einſamen Wanderers. An den Wänden ſtanden Särge.

Hier der eines Mannes, dort der eines Kindes, dann ein hoher geſchmückter Sockel mit ſilberner Urne, — ohne Zweifel die Aſche der lebend verbrannten Frau und Mutter enthaltend. Steinerne Roſen, wunderbar geſchnitzt, umflochten die Urne, — Götterbilder und Tierfiguren ſchmückten alle Wände. Elefanten in Lebensgröße, Schlangen und Affen, das Bild Brahmas als dreiköpfiger Gott, mit Wiſchnu und Siwa, das der Bhawani und des Dſchagannath, — ſie fanden ſich ſämtlich und bildeten über den Särgen eine grauenerregende Geſellſchaft.

Die Halle war durchſchritten, wieder ging es eine Treppe hinab. Gewinde von Straußeneiern, kleinen Glocken, Federbüſcheln und Götzenbildern hingen quer über den Weg; zuweilen fuhr ein

Windzug hindurch, daß leiſe klagende Töne entſtanden, hier und da flackerte auch eine einſame Lampe oder befanden ſich an den Mauern aus ſchwarzem Marmor die fratzenhaften buntfarbigen Malereien, welche ganz Aſien kennzeichnen. Krokodile und Drachen, Fabeltiere aller Art, Schlangen und Skorpione ſchienen einander zu jagen, zu verfolgen, an Häßlichkeit zu überbieten. Eines dieſer Ungeheuer war noch größer, noch abſcheulicher als das andere; jedes einzelne, weit über Lebensgröße hinausragend, ſperrte gegen den Wanderer den drohenden Rachen auf.

Fürwahr, auch das feſteſte Männerherz konnte auf dieſem Wege wohl erbeben. Die diamantnen Augen der Krokodile funkelten im Halbdunkel, die ſpitzen Zungen der Giftſchlangen bohrten ſich auf dem engen Wege faſt in ſeinen Körper, — es erforderte viel Mut, um unbeirrt weiterzugehen.

Tiefer hinab, immer tiefer in den unheimlichen Schoß der Erde. Hunderte von Stufen lagen ſchon hinter dem jungen Deutſchen, er mußte die ganze Höhe des Berges bereits durchmeſſen haben und ſich unter der Fläche der Landſtraße befinden. Seine Bruſt atmete ſchwer, die Luft wurde immer ſpärlicher, immer heißer, — jetzt umgab ihn dichte Finſternis von allen Seiten.

Wenn ſich irgendwo in dieſem Raume ein Fallgitter befand, das hinter ihm ins Schloß fiel? Wenn Houdin einen Seitenweg eingeſchlagen hatte, ſo daß er ihn nicht traf, nicht mehr rufen konnte!

Kalter Schweiß brach aus allen ſeinen Poren. Ein entſetzlicher Gedanke!

Er taſtete ſich vorwärts. Richard war nicht der Mann, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, oder gar kleinmütigem Verzagen Raum zu geben.

Da ſchimmerte vor ihm auch wieder ein Licht. Ein ungewiſſer Schein ſpiegelte ſich an den Wänden, — das Flämmchen wanderte, es brannte in einer Laterne, die jemand trug.

Richards Herz ſchlug ſchneller. Sollte es Houdin ſein?

Er folgte, ſo raſch er vermochte, und endlich ſchwellte ein tieferer Atemzug ſeine Bruſt. Vor ihm in ziemlicher Entfernung hob ſich die Geſtalt des Indiers, rieſenhaft vergrößert, aus dem Dunkel, — Houdin ſchlich bis in eine enge Niſche, wo er ſtehen blieb.

Richard glitt lautlos durch die Finſternis, ihm nach.

Jetzt ſchien ein unbeſtimmtes Geräuſch die Luft zu erfüllen.

War es Muſik, das ſtetige Fallen großer Regentropfen auf ein Glasdach, oder das Murmeln vieler Tauſende von Stimmen? Richard horchte. Es klang wie das ferne Rauſchen des Meeres, es wurde ſtärker und ſtärker mit jedem Schritt. Zugleich erhob ſich ein Lichtſchein, erſt ſchwach, dann immer heller und heller, bis eine lodernde Feuersbrunſt die hohe Decke des Gewölbes in ihre Gluten zu hüllen ſchien.

Richard ſchlich weiter, indem er fortwährend jede Bewegung des Elefantenführers auf das ſorgfältigſte im Auge behielt.

Houdin hatte ſeine kleine Lampe hinter einem Pfeiler verborgen. Jetzt näherte er ſich einem breiten, eiſernen Gitter, das den Gang von jener Grotte, welche die Helligkeit ausſtrahlte, vollſtändig abſchied. Er faßte vorſichtig einen ſchweren Bolzen, hob ihn unter Aufbietung aller ſeiner Kräfte empor und ſtieß ihn in einen Ring am Pfoſten des Gitters. Jetzt war der Zugang verſperrt; aus dem beleuchteten Raume konnte niemand hierhergelangen.

Sobald Houdin dies Werk vollbracht hatte, ergriff er die Lampe und wollte auf demſelben Wege, den er gekommen, zur Oberwelt zurückkehren, — als ihm dabei der junge Deutſche ſo unerwartet entgegentrat, blieb er, wie vom Blitz getroffen, ſtehen.

„Du hier?“ rang es ſich kaum verſtändlich von ſeinen Lippen.

Richard kreuzte ruhig die Arme. „Ich ſagte dir ja, Houdin, wir bleiben bei einander.“

Der Indier bebte. „Aber in jedem Augenblick kann dieſer oder jener der Verſammelten kommen,“ flüſterte er. „Dann ſind wir verloren, du und ich.“

Richard ſchüttelte den Kopf. „Wenn nur einer kommt, noch nicht, Houdin. Es gibt hier auf jedem Schritt Verſtecke genug.“

„Was geht übrigens da drüben vor?“ ſetzte er hinzu.

„Das brauchſt du nicht zu ſehen, Kind. O ich möchte deiner ſchuldloſen Jugend eine vergiftende, entſetzliche Erinnerung erſparen! — Komm, komm, wir müſſen eilen; ich habe meinen Plan gefaßt, — es wird noch alles gut gehen.“

Und den Arm ſeines jungen Schützlings erfaſſend, wollte er ihn mit ſich fortziehen, als plötzlich vom Treppengange her ein leiſes Geräuſch erſcholl. Houdin blieb tödlich erſchrocken ſtehen. „Ihr Götter,“ flüſterte er, „es kommt jemand!“

Eine Handbewegung deutete auf das Steinbild des lebensgroßen Elefanten, der den Zugang zu bewachen ſchien. Schnell

wie eine gewandte Katze verschwand Richard unter dem undurchdringlichen Schatten des Riesen.

Hondin gab seiner Lampe eine dem Zwecke entsprechende Richtung, dann erwartete er, gegen den Pfosten des Gitters gelehnt, äußerlich ruhig den Ankömmling. Richard sah ihn, er war vollständig vermummt und begrüßte bei seinem Erscheinen den Elefantenführer mit jener Biegung der rechten Hand, die auch schon von den Reitern vor dem Thore des Schlosses gemacht worden war.

Hondin erwiderte das Zeichen. Obgleich er vollkommen gelassen aussah, klopfte ihm doch das Herz zum Zerspringen; in jedem Augenblick fürchtete er, daß sich Richards Gegenwart dem Fremden verraten werde.

Dieser sah musternd umher. „Was thust du hier?“ fragte er den Elefantenführer.

„Ich bewache die Pforte, wie du siehst.“

„Schickte dich einer der Oberen?“

„Ja.“

Der Mann nickte. „Es ist gut, — alles in Ordnung.“

Damit entfernte er sich, während Hondin dem verklingenden Schall seiner Tritte atemlos lauschte. Wenigstens war die Biegung des Weges jetzt ein Schutz gegen etwaige Horchergelüste, aber dennoch lag auf der Seele des Indiers eine schwere Last. Wer konnte wissen, wo der Vermummte sich aufstellen und in dieser Weise den Rückzug verhindern würde?

„Richard,“ flüsterte er, „wir müssen vor der Hand noch hier bleiben. Komm zu mir, Kind.“

Der junge Deutsche hatte sich bereits so weit vorgewagt, daß er den Raum jenseits des Eisengitters überblicken konnte. Von der Pforte aus lief ein ziemlich breiter Pfad bis zu einer Halle, wo sich ein wahrhaft furchtbares Schauspiel seinen Blicken darbot.

„Komm, komm,“ bat Hondin, „sieh nicht dahin, Kind.“

Aber Richard winkte ihm ein Nein. Er war einmal hier und wollte nun auch die Geheimnisse der Felsenburg gründlich kennen lernen.

In dem gewaltigen Rund da hinten befanden sich Tausende; seine entferntesten Wölbungen verloren sich im Dunkel und nur der nächstliegende Raum zeigte sich offen dem Blick. Auf einem Socke von schwarzem Marmor stand das über zehn Fuß hohe Bild der furchtbaren Göttin Kali, wie jenes andere, kleinere, das Richard in Bombay gesehen, aus gediegenem Silber gearbeitet und eben so

widerwärtig, ſo abſchreckend als jenes, ja mehr noch, abſcheulicher in ſolcher Größe und in der mit vollendeterer Deutlichkeit hervortretenden Bosheit der Züge. Das Steinbild trug echte Wolfszähne und als Geſchmeide zwei ausgeſtopfte Schlangen, ſowie Schnüre von Menſchenſchädeln; im Haar kauerten Eidechſen, über den ganzen Körper waren Blutflecke verbreitet.

Rings um dies ſcheußliche Weſen her zog ſich am Boden ein breites Halbrund von Blumen, auf denen die Abzeichen der Verbrüderung lagen, Schlinge, Seidentuch, Meſſer und Spitzaxt; dann folgte ein zweiter Kreis, in dem Fruchtkörbe ſtanden, Schalen mit Backwerk und große Krüge voll Dattelwein.

Nun kam in einer Vertiefung das heilige Feuer, bei dem zwei Männer Wache hielten. Von Zeit zu Zeit goſſen dieſe eine helle Flüſſigkeit in die Flammen, worauf ſich jedesmal ein ſtarker, beinahe betäubender Wohlgeruch entwickelte.

Alle Anweſende trugen den Kopf vermummt. Die Prieſter weiß, die übrigen ſchwarz. So viel Richard ſehen konnte, befand ſich Tippoo nicht unter den Verſammelten.

Jetzt brachten mehrere Männer auf ihren Schultern eine mächtige Schale aus reinem Golde, beſtimmt, zu den Füßen der Göttin ſtehend das Blut aus den Adern der Opfer aufzunehmen. Andere trugen in Körben die Koſtbarkeiten herbei, welche während des Jahres zuſammengeraubt und denen entzogen waren, die man im ganzen Lande, unter den verſchiedenſten äußeren Umſtänden erwürgt hatte. Diamanten, Goldbarren, Perlen, Edelſteine aller Art, die feinen Gewebe von Tibet und Kaſchmir, ſowie Unſummen baren Geldes, gelöſt für ſolche Artikel, die ſich weder aufbewahren noch auch ohne Verdacht zu erregen fortſchaffen ließen.

Es ſchimmerte und glänzte im Widerſchein des Feuers, es glühte rot und golden. Wie frohlockend fletſchten die Wolfszähne in dem Geſicht der ſchrecklichen Bhawani.

Als der letzte der Thugs ſeine Gaben dargebracht hatte, erhob ſich aus der Menge eine hohe ſchlanke Männergeſtalt und trat dicht vor den Altar zu Füßen des Bildes. Augenblicklich verſtummte das Murmeln ringsumher, eine tiefe, feierliche Stille beherrſchte die ganze Verſammlung.

Der Mann ſtreckte beide Arme zu der Göttin empor. „O Kali!“ rief er, „große Göttin Bhawani — gib uns jetzt den Thibaut! — Gib uns das Zeichen zum Anfang!“

Mehrere Männer, an deren Verhüllungen breite Goldbänder

blitzten, die Obergurus oder vornehmſten Tempeldiener trugen eine ſchwarze Ziege herbei, ſchnitten ihr den Hals ab und ſteckten den linken Vorderfuß in das zuckende Maul. Dann beobachteten ſie die unſicheren, ſchwankenden Bewegungen dieſes hin- und hergeworfenen kleinen Gliedes.

Zuletzt fiel dasſelbe, gegen die Seite des Götzenbildes gewendet, zu Boden. Der Oberguru ſprach mit lauter Stimme die Worte: „Das Zeichen iſt günſtig. Kali blickt in Gnaden auf ihre Anhänger!“

Das Freudengeheul, welches jetzt losbrach, ſpottet jeglicher Beſchreibung. Alle Stimmen jubelten, kreiſchten, ſchrieen und brüllten; jeder einzelne dieſer Verirrten, in furchtbarer Selbſttäuſchung Befangenen tanzte, ſchlug in die Hände, umarmte den anderen oder drehte ſich um ſich ſelbſt wie jemand, der den Verſtand verloren hat.

Den hölliſchen Teufeln gleich tobte die ſchreckliche Geſellſchaft in dem unterirdiſchen Raume. Richard hatte nie Töne wie dieſe gehört, nie ein Raſen geſehen, das dem gegenwärtigen auch nur annähernd zu vergleichen geweſen wäre.

Das alles aber bildete erſt den Anfang. Die Freude über den gnadenvollen Beſcheid der Göttin Kali ſollte ſich noch ganz anders äußern. Keiner der Wahnwitzigen fragte den eigenen Verſtand, ob auch möglicherweiſe der Oberguru die ſterbende Ziege heimlich mit ſicherer Hand ſo gedreht habe, daß der Vorderfuß des Tieres aus dem Maule nach rechts hinüber fallen mußte, ſondern er beſtrebte ſich nur, die erwieſene Gnade der Gottheit mit möglichſt überſtrömenden Dankesäußerungen zu erwidern.

Die Selbſtpeinigungen, welche bei den Indiern eben ſo beliebt ſind, wie bei den Indianern Nordamerikas, die ſinnloſen, grauſamen Mißhandlungen des eigenen Körpers nahmen ihren Anfang.

Hier und da flog eine Verhüllung zu Boden. Junge und alte Köpfe kamen zum Vorſchein, Geſichter, die ebenſowohl den höchſten als den niedrigſten Ständen angehörten, verſchmitzte und edle, kluge und gewöhnliche Geſichter, die alle nur das eine gemeinſchaftlich beſaßen, den Ausdruck einer wilden, ungemeſſenen Freude.

Als erſt einmal verſchiedene Kappen und Überwürfe gefallen waren, da packte die Tollheit einzelne unter den Verſammelten dermaßen, daß ſie alle Kleider vom Leibe riſſen und in dieſem Zuſtande hin und her durch das Feuer ſprangen, wobei ſich natürlich entſetzliche Brandwunden bildeten, die aber weder beachtet noch ver-

bunden wurden, im Gegenteil den Stolz der wahnwitzigen Menschen zu erregen schienen. Andere bohrten spitze Nägel durch ihre Wangen, Lippen und Zunge, schnitten hier und da in den Körper hinein, daß das Blut hoch emporspritzte, oder liefen mit flammendem Haar und Bart umher, während sich besonders eifrige von ihren Freunden einen starken eisernen Haken in die Seite bohren ließen und dann an langer Kette über dem Feuer hin- und herschwenkten.

Dabei kreischten, brüllten, klatschten und trampelten alle. Kein einzelner Ton klang mehr aus dem unentwirrbaren Lärm deutlich hervor.

Dann trat ein Mann mit einem großen metallnen Schlegel in der Hand zu einer von der Decke frei herabhängenden Metallplatte und schlug darauf. Augenblicklich verstummte das rasende Toben und Heulen; es wurde so still, daß Richard erschrack, er glaubte, seine tiefen, von der heftigen Aufregung beschleunigten Atemzüge müßten da drüben gehört werden können.

Noch einmal bat der Mahaut mehr mit den Bewegungen seiner Hände, als mit Worten: „Komm, komm, — sieh nicht an, was jetzt geschieht.“

Als Richard den Kopf schüttelte, spähte er den Gang hinauf, horchend und zugleich mit seinen Blicken die Finsternis durchdringend. Ob sich der Wächter noch dort befand?

Schwerlich. Houdin flüsterte eine Frage, er ging weiter, — niemand war da. Vielleicht gelang es, unentdeckt zu entkommen! Wenn sich der unterirdische Gang leer zeigte, dann wollte er dem Knaben den Anblick dieser entsetzlichen Auftritte entziehen und sei es auch mit Gewalt.

Er eilte vorwärts, während Richard mit hochschlagendem Herzen beobachtete.

Aus der Tiefe des Hintergrundes tönte halblauter Gesang, eintönig und einfach, aber unheimlich dabei. Die Versammlung beharrte in vollständigstem Schweigen, die singenden Männer kamen näher und immer näher, ihre Stimmen erhoben sich lauter, bis sie brausend anschwollen, — dann erschien ein seltsamer schauerlicher Zug.

Die Menge trat ehrerbietig auseinander, alle Stirnen senkten sich.

Voraus gingen sechs vom Kopf bis zu den Füßen weißgekleidete Gestalten, die Unter-Gurus oder Chams, eben jene, welche

ſangen, dann kamen ſechs Beckenträger, die mit ihren Inſtrumenten das feierliche, zum Lobe der Göttin Kali vorgetragene Lied begleiteten und hinter dieſen vier ſchwarzvermummte Männer, auf deren Schultern eine Bahre lag.

Schwarze Tücher hingen von derſelben nach allen Seiten herab.

Vor dem Altare der Bhawani wurde dieſe verhüllte Bahre zu Boden geſetzt.

Richard erkannte unſchwer die Formen menſchlicher Körper; auf ſeiner Stirn ſammelten ſich große Tropfen, er ſuchte das Auge des Elefantenführers und als er die Stelle, wo Hondin geſtanden, leer fand, da ging durch ſeine Adern ein eiſiges Grauen.

Waren das lebende Menſchen, die dort als Opfer bluten ſollten?

Er preßte die Zähne zuſammen, ihm ſchwindelte. Was jetzt geſchah, das mit anzuſehen überſtieg doch faſt ſeine Kräfte.

„Hondin," flüſterte er, „Hondin, wo biſt du?"

Aber der Mahaut hörte ihn nicht, er durchſuchte fliegenden Fußes, die kleine Lampe in jeden Winkel tauchend, den ganzen weitverzweigten Felſenweg.

Im Gewölbe ertönte jetzt abermals ein Schlag gegen das Tamtam. Die Geſänge verſtummten augenblicklich, die Decke wurde herabgezogen und auf der Bahre zeigten ſich die an Händen und Füßen mit Stricken umſchnürten Geſtalten, zweier Männer. Es waren Parſi und ältere Leute, ſehr reich, wie man an ihrer Kleidung ſah, ſehr vornehm.

Richards Haare begannen ſich zu ſträuben. Lebten dieſe Bedauernswerten?

Aber nein, — Gottlob, ſie regten kein Glied, als jetzt die Feſſeln fielen. Ein gebundenes Opfer nimmt ja die Heidengottheit nicht an.

Aber doch konnte der Tod erſt vor ganz kurzem eingetreten ſein. Noch bogen ſich die Glieder, noch bewahrten die Geſichter das Ausſehen des Lebens, der blühenden Geſundheit.

Zwei Männer ergriffen die Leichen an den Schultern, zwei andere an den Füßen; ſo wurden ſie auf die Marmorplatte über der Opferſchale gelegt. Als man ihnen die Kleider vom Leibe ſchnitt, zeigte ſich die ſeidene Schnur, welche dem heiligen Gebrauche der Thugs gemäß das Opfer ohne Blutvergießen tötet.

Erſt ganz kürzlich, vor wenigen Minuten hatten die Hände

finſterer Eiferer das Mordwerk an den unglücklichen Gefangenen vollendet.

Der Oberguru tauchte den Zeigefinger in die goldene Schale, auf deren Grunde ſich etwas Blut befand und zog damit über die Stirnen der beiden Toten einen Streifen, dann winkte er ſeinen Gehilfen.

Die Schlinge wurde entfernt und ein dreieckiges ſpitzes Meſſer in die Halsader der Erdroſſelten gebohrt, — ein heller Blutſtrom rann in das Opfergefäß.

Nun begann eine gräßliche Arbeit. Drei oder vier Chams kneteten mit ihren Händen jeden Körper, um auch den letzten Tropfen Blutes vor dem Erkalten desſelben herauszupreſſen, während die ganze Verſammlung ein nach den Begriffen dieſer Heiden geheiligtes Lied anſtimmte. Als mit dem Ende desſelben alles Blut aus den Leichnamen herausgedrückt worden war, tauchte der Oberguru die Hand in das Gefäß und beſpritzte ſiebenmal das Standbild der Göttin, — dann folgten den beiden erſten Opfern zwei weitere und ſo fort, bis zehn Leichen ihres Blutes beraubt worden waren. Während man den Dienſt am Altare der Bhawani verrichtete, erdroſſelten in einem anderen Raum die Chams zwei neue Opfer, um immer friſches, fließendes Blut zu behalten.

Jetzt war die Schale gefüllt bis zum Rand.

Der Ober-Guru winkte den Chams, die Körper der Geopferten fortzutragen, dann gab er ein Zeichen mit der Hand, worauf plötzlich alle Vermummungen fielen. Einer nach dem anderen traten die Thugs an das goldene Gefäß und erhielten von dem oberſten Prieſter dieſes gräßlichen Tempels das Zeichen der Weihe, nämlich eine Berührung mit dem noch warmen Blute ſchuldlos hingemordeter Mitmenſchen. Alle Stirnen ſchimmerten rot, — es war ein Anblick, der Richards Bewußtſein faſt umnebelte.

Wieder ſuchten ſeine Augen den Elefantenführer.

Als der letzte der Verſammelten die ſchreckliche Weihe erhalten hatte, bildete ſich vom Altare bis zum Hintergrunde des Raumes eine breite Gaſſe und nun erſchien im Lichtkreiſe ein Mann, der dem ſuchenden Blicke des Knaben bisher gefehlt hatte, Tippoo, der Zauberzwerg.

Seine Schlangen umwanden ihn von allen Seiten, ſie züngelten und richteten ſich ſteil an den Schultern ihres Meiſters empor, ſie ziſchten laut bei dem Anblick ſo vieler Menſchen. Man

erkannte unſchwer, daß die Tiere ſeit mehreren Tagen keine Speiſe erhalten hatten.

Tippoo trug eine ſeltſame Feſtkleidung aus ſcharlachroten Stoffen, überall mit Gold- und Silberflittern geſchmückt, mit kleinen Knochen, Schlangenhäuten und ausgeſtopften Eidechſen behängt, mit Glocken und Federbüſcheln wie beſäet. Er tanzte langſam ſiebenmal um den Altar der Bhawani herum, immer die Flöte blaſend und den Kopf nach dem Takte wiegend, dann ſtand er endlich vor der goldenen Schale ſtill.

Die Schlangen ziſchten immer lauter.

Der Ober-Guru trocknete ſeine blutüberſtrömten Hände. „Jetzt kommen die weißen Gefangenen der Göttin," ſagte er, „Tippoo, ſind deine Lieblinge, die heiligen Schlangen des Tempels, bereit, das Opfer in Empfang zu nehmen?"

Der Zwerg nickte. „Zwei ſchöne kräftige Knaben harren des Augenblickes, wo ich ſie, die Ahnungsloſen, rufen und hierherführen werde," verſetzte er. „Die Schlangen haben ſeit vorgeſtern nichts gefreſſen, — befiehl, o Guru, und das Opfer kann beginnen."

„Noch nicht," verſetzte der Prieſter, „es iſt ein anderer Weißer da, den ich ſelbſt brachte, ein Faringi aus den Reihen unſerer Bedrücker, — er ſoll zuerſt mit den Zähnen der heiligen Schlangen Bekanntſchaft machen."

Ein Murmeln der Befriedigung erhob ſich rings im Kreiſe. Der Guru winkte, — ſechs Chams brachten einen engliſchen, an Händen und Füßen gefeſſelten Offizier herbei. Im Munde des Unglücklichen ſteckte ein Knebel; jeder ſeiner verzweifelten Verſuche, ſich zu befreien, ſcheiterte an den unzerreißbaren Feſſeln.

Richard hatte jedes Wort gehört, jede Bewegung des Zwerges geſehen. Alſo das war es! Lebendig ſollten Oskar und er den giftgeſchwollenen Reptilien vorgeworfen werden!

Ein kaltes Grauen rann durch ſeine Adern. Wo war Hondin?

Auch er treulos? — Auch er ein Verräter?

Unwillkürlich trat der Knabe etwas näher an das Gitter heran. Es war ihm, als müſſe er die Piſtole aus der Taſche reißen und hineinſchießen in den Haufen der gottvergeſſenen Mörder, die da das Leben eines weißen Mannes bedrohten, als könne es nicht ungeſtraft geſchehen, das Gräßliche, Empörende, zu dem eine Horde wilder Eiferer jetzt die Vorbereitungen traf.

Man legte den Körper des völlig gefeſſelten Offiziers auf den Boden, Tippoo kniete daneben, — züngelnd und ziſchend ſchoſſen die Schlangen herab auf das zuckende, von Entſetzen verzerrte Geſicht des Wehrloſen.

Die Menge begann wieder zu ſingen.*)

Tippoo hob frohlockend den Kopf. Einen Augenblick begegneten ſich ſeine und Richards Blicke, nur einen Augenblick, aber der junge Deutſche fühlte, daß er geſehen ſei, er taumelte zurück, einer Ohnmacht nahe.

In dieſem verhängnisvollen Augenblick ergriffen ihn kräftige Arme und bewahrten den mehr als halb Bewußtloſen vor ſchwerem Falle. „Der Gang iſt frei," flüſterte Hondin, „komm raſch, wir haben keine Minute zu verliern."

Richard ließ ſich ohne Widerſtreben fortziehen, ſeine Kraft war gelähmt; er glaubte aus allen Winkeln, aus der Finſternis der Krokodilen- und Elefantenbilder das verzerrte Antlitz des unglücklichen Engländers hervorſchimmern zu ſehen, er fühlte, daß ihn das Herzklopfen beinahe erſtickte.

„Ich war oben," berichtete Hondin, „es iſt alles zur Flucht bereit, Oskar führt meinen Elefanten bis an den Weg und ihr flieht. Ich brauche Gewalt, wenn du dich weigerſt."

Richard zitterte. „Kommſt du nach, Hondin?"

Der Indier atmete tief. „Wenn ich es kann, gewiß. Sonſt denke an mich wie an einen Toten, Kind. Möchteſt du glücklich ſein!"

Er zog unaufhaltſam den Knaben mit ſich fort durch die langen öden Gänge, dennoch aber vergingen zehn Minuten, ehe ſie die Oberwelt erreichten. Richard hatte ſich jetzt einigermaßen erholt, er dachte wieder an den Augenblick, wo ihn Tippoo geſehen haben mußte. „Sei vorſichtig, Hondin," ſagte er leiſe, „ich glaube, daß mich Tippoo bemerkte!"

Der Mahaut erſchrak. „Die Götter mögen es verhüten," rief er.

Oben im Luſthaus lauſchten beide. Alles war ſtill.

Hondin öffnete die Thür. „Schnell!" flüſterte er. „Haſt du jetzt genug geſehen, um die Gefahr völlig zu begreifen?"

---

*) Schon der griechiſche Geſchichtsſchreiber Herodot berichtet von den Thugs, als einer religiöſen Geſellſchaft, deren Opferfeſte, wie geſchildert, in der Nähe der Gangesmündung gefeiert wurden.

„Das wohl, aber da mich Tippoo erkannte, ſo weiß er auch, wer uns zur Flucht verhalf, nicht wahr? — Suche alſo ſelbſt den Würgern zu entgehen, Hondin.“

Der Indier zauderte. „Biſt du deiner Sache ſicher?“ fragte er unruhig.

„Vollkommen ſicher! Laß uns eilen, Hondin, ich fühle mich krank.“

Der Mahaut trat hinaus in das Roſengebüſch. „Folge mir,“ flüſterte er, „es iſt niemand da.“

Unter den Blättern rauſchte es. „Niemand?“ wiederholte im ſpöttiſchen Tone die Stimme eines Mannes.

Es war der Zauberer. Er trug noch das bunte, mit Flittern beſetzte Gewand und die ſcheußlichen Schmuckgegenſtände; während ſeine Schlangen das Herzblut des unglücklichen Offiziers tranken, hatte er ſich hinausgeſtohlen, um nachzuſehen, ob es wirklich Richard war, den er ſo unerwartet am Gitter des geheimen, zu Fluchtzwecken eingerichteten Ganges entdeckte. Jetzt kreuzte er die Arme und lachte höhniſch.

„Nicht wahr,“ ſagte halblaut die krähende Stimme, „der Elefant ſteht ſchon bereit, ihr könnt flüchten, der Göttin das Opfer entziehen? ha, ha, ha, ein Pfiff, ein Ton von mir und hundert Fäuſte packen euch. Kennſt du das Schickſal des Verräters, Hondin?“

Er hob die Hand mit der kleinen Pfeife empor, blitzſchnell gellte der Ton durch den ſtillen Abend, aber im gleichen Augenblick hatte auch Richards Fauſt die Stirn des Zwerges getroffen. Der Schlag war mit voller Kraft gegeben, Tippoo fiel wie von einer Kugel durchbohrt, zu Boden.

„Schnell!“ rief der junge Deutſche. „Hondin, du wirſt keine Zweifel mehr hegen.“

Sie liefen flüchtigen Fußes über den Hof bis hinab zum Wege, wo Dſchumbo ruhig wartend ſtand. Die Leiter lehnte bereits an ſeiner ſtattlichen Seite, aus dem Schatten hinter ihm ſchlich ſich Oskar zögernd hervor.

„Was gab es eben?“ fragte er.

„Verrat,“ drängte der Elefantenführer, „ſchnell! ſchnell!“

„Du willſt uns alſo begleiten? — Ah, das iſt gut.“

Im Fluge hatte er den Sattel beſtiegen, Richard folgte nach und nun ſetzte auch Hondin den Fuß auf die Leiter, — da nahte das Verhängnis.

Das Opferfeſt der Thugs.

„— züngelnd und ziſchend ſchoſſen die Schlangen herab auf das zuckende, von Entſetzen verzerrte Geſicht des Wehrloſen.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hauptthür des Schloſſes wurde von innen geöffnet, eine größere Anzahl Männer ſtürzte auf den Hofplatz hinaus und krachend zerriß der Donner eines Büchſenſchuſſes die Luft. Wie Schatten, lautlos, aber in voller Haſt näherten ſich die vorderſten dem Elefanten.

Ein Zucken, das den Körper des Indiers plötzlich durchlief, ein halberſtickter Schrei von ſeinen Lippen hatten den beiden jungen Deutſchen bewieſen, daß ihr Freund getroffen ſei. Zugleich wie auf Verabredung ſeine Arme ergreifend, zogen ſie ihn zu ſich empor in den Sattel, als ſchon die Widerſacher mehr als den halben Hofplatz durchlaufen hatten. „Hondin," flüſterte Richard, „um Gotteswillen, Hondin, wie heißt das Geheimnis deines Elefanten?"

Der Mahaut hielt die Augen geſchloſſen, ſein Geſicht war fahl, er beſaß nicht Kräfte genug, um ſich zu dem Ohre des Tieres vorzubeugen; leiſe flüſterten die Lippen, kaum verſtändlich, ein kurzes Wort.

Richard hatte im Fluge den Klang desſelben aufgefangen. „Dſchumbo!" rief er, „gib acht, mein gutes Tier!"

Und die Lippen an das Ohr des Grauen legend, hauchte er zwei Silben, leiſe, aber mit eindringlichem Tone: „Eloh!" — —

Dſchumbo hob den Rüſſel, die gewaltige Maſſe ſetzte ſich in Bewegung und noch einmal, noch dringender raunte ihm Richard das Wort ins Ohr.

„Eloh!" — —

Als ſchon die gierigen Hände der Verfolger ſich an ſeinen Körper legten, ſtürzte Dſchumbo den Weg hinab, daß die Erde dröhnte und rechts und links erſchreckte Vögel aus ihren Neſtern aufflogen. Richard hörte noch, wie eine Stimme rief: „Den Tiger heraus! ihnen nach! ihnen nach!" — dann hatte der Elefant das Schloß weit hinter ſich gelaſſen und ſtürmte vorwärts wie der Pfeil vom Bogen, wie der Falke, wenn er ſchnellen Fluges die Luft durchmißt.

„Eloh! Eloh!" wiederholte Richard.

Auf der offenen Straße zu bleiben, wäre gefährlich geweſen; ein leiſer Zug der Hand lenkte daher das gutgeſchulte Tier hinein in den Wald, über die Ebene mit fußhohem Gras, durch Gebüſch und Felder, vorwärts, immer vorwärts wie die Windsbraut, mit dem leichten ſpielenden Weſt um die Wette, im tollen Jagen um dem ſchrecklichſten Schickſal zu entgehen.

Die Feinde brachten jetzt den Tiger auf Dſchumbos Spur,

ſie hetzten das Raubtier und ſpornten es, ſie hatten den lebloſen Körper des Zwerges im Roſengebüſch aufgefunden und ein eiskaltes Entſetzen war in ihre Seelen gefahren. Einige verſchloſſen und verrammelten die Thüren zum Allerheiligſten, wo noch das Blut der Opfer rauchte, andere verbargen den geheimen Zugang zum Luſthaus und wenigſtens fünfzig Bewaffnete ſattelten ihre Renner, um die Jagd zu beginnen.

Auch dieſe Tiere beſaßen, eines wie das andere, ihr Geheimnis, auch ſie waren zum ſtrengſten Gehorſam erzogen, — es galt nun, einen Vorſprung zu gewinnen.

Richard ſah im Geiſte alles, was hinter ihm vorging, er ſah die Augen der Widerſacher funkeln und hörte das blutgierige Knurren der Raubkatze. Wenn Dſchumbo ſtürzte, — welch ein grauenvolles Schickſal war dann ſeinen Freunden und ihm ſelbſt gewiß.

Vorwärts, vorwärts in wilder Eile. Wie Geſpenſter ſtiegen Bäume mit weißer glatter Rinde aus dem Dunkel auf, wie Geſpenſter ſchwanden ſie wieder dahin. Die kleineren Tiere flohen voll Entſetzen vor dieſem Sturmlauf, die Erde dröhnte und die niederen Gebüſche brachen wie Halme.

Ein Waſſerſtreif lag quer vor dem Wege, — Richard ſchloß die Augen. Was würde jetzt geſchehen?

Der Graue trat hinein in die Flut, anfangs ging es, dann reichte das naſſe Element bis an die Riemen des Tragſeſſels, — vorſichtig taſtend ſetzte das kluge Tier ſeinen Weg fort und erreichte glücklich das jenſeitige Ufer. Ein Wort Richards brachte es wieder in ſchnellſten Galopp.

Eloh! Eloh!

Meilen lagen ſchon zwiſchen dem Schloſſe und dieſer Gegend. Wohin ging die wilde Flucht? Nach Süden oder nach Norden? Gott mochte es wiſſen.

Ob nicht die Türme von Kalkutta auftauchen würden am Rande des Horizontes? Ein Strom von Hitze durchflutete Richards Adern. Wenn er das Schickſal ſeiner Gefährten, ſein eigenes jetzt dem Schutze weißer Männer anvertrauen konnte, wenn er dieſer erdrückenden Sorge ledig wurde, — welch ein grenzenloſes Glück.

Kein Zeichen am Wege verriet die Richtung. Dſchumbo ſtürmte nur vorwärts auf Tod und Leben; gleichviel wohin.

Richard und Oskar ſprachen keine Silbe, aber ſie waren beide bemüht, den bewußtloſen Indier ſo ſanft als nur möglich zu betten. Die Kugel hatte ihn in die Bruſt getroffen, und Richard ſtillte

unaufhörlich mit ſeinen Kleidern, die er in Stücke zerriß, das fließende Blut. Vielleicht, wenn Dſchumbo ermattet zuſammenbrach, im Angeſichte der Rettung war Hondins teures Leben entflohen.

Richards Hand ſuchte unter dem verſchobenen Gewande das Herz. Ob es noch ſchlug?

Leiſe, ganz leiſe. Zuweilen blieben die Schläge aus, — das Geſicht des Verwundeten wurde bleicher und immer bleicher. Ein bitterer Schmerz zerriß die Seele des jungen Mannes, er ſpähte wie verzweifelt nach allen Richtungen.

Noch ſtand am Himmel der Mond, aber die Stunde des Sonnenaufganges konnte doch nicht mehr fern ſein. Es ſchien eine Ewigkeit, ſeit jener Schuß fiel, ſeit dies wilde unaufhaltſame Jagen durch Buſch und Flachland ſeinen Anfang nahm.

Richard ſpähte und ſpähte, er dachte nur ein einziges: „Großer Gott, der du alles vermagſt, laß Hondins Leben gerettet werden!“

Plötzlich ſchreckte er auf. War das nicht ein Berg? Und lag nicht auf ſeiner höchſten Höhe ein Schloß mit Türmen und Zinnen? — —

Wenn Dſchumbo im Kreiſe gegangen, wenn er zu der geheimnisvollen Feſte der Thugs zurückgekehrt wäre?

Richards Geſicht mochte die Aufregung, in welcher er ſich befand, deutlich wiederſpiegeln. Oskor wandte den Kopf und folgte dem Blicke ſeines Gefährten. Was war das?

Nur Wolken, Wolken, weiter nichts. Sie zogen ſich zuſammen und wieder auseinander, ſie formten ſeltame Gebilde und verzerrten dieſelben bis ins ungeheuerliche. Jetzt war aus dem ragenden Schloſſe da oben eine Herde geworden, — der Leitbock ſtand und warf herausfordernd den Kopf in den Nacken.

Ein kühlerer Hauch ließ die Flüchtigen ſchaudern. Hondin öffnete matt die Augen und ſeufzte voll Schmerz. Etwas wie „Waſſer! Waſſer!“ bebte über ſeine Lippen.

Richard hätte den Schritt des Elefanten gehemmt, allen Widerſachern zum Trotz, er hätte den Kampf mit ihnen ohne Zaudern aufgenommen, um nur die brennenden Lippen des Indiers mit der erſehnten Labung netzen zu können, — aber Dſchumbos Weg führte über weite baumloſe Flächen ohne einen Quell oder wildwachſende Früchte; es gab kein Waſſer und hätte Richard auch ſein Herzblut dafür in Tauſch geboten.

Wie endlos ſich die Stunden dehnten! Im Oſten erſchienen helle Streifen; das Gebrüll eines Panthers klang fernher aus den

Dſchungeln herüber, — keine menſchliche Wohnung war weit und breit zu entdecken. Es konnte unmöglich die Richtung nach Kalkutta ſein, welche Dſchumbo verfolgte; bei dieſem raſenden Laufe wäre die Stadt längſt erreicht geweſen, längſt, ſchon vor Stunden. Wohin ging die tolle Fahrt? Wo würde ſie enden?

„Waſſer!“ murmelte Hondin, „Waſſer!“

In Richards Seele bildete ſich langſam eine ſchreckliche Vorſtellung. Wenn der Elefant ſeine Kräfte verbraucht hatte — und einmal mußte das doch jedenfalls geſchehen! — dann war es nicht mehr möglich, die Flucht noch weiter fortzuſetzen. Hondin konnte ſelbſt nicht gehen, und ihn zu tragen, ſchien undenkbar, ebenſo, ihn zu verlaſſen. Einige Beeren oder Wurzeln bildeten vielleicht noch einen Tag die unentbehrlichſte Nahrung, dann brach das Verhängnis herein. Der Tiger, beharrlich auf der Spur des Elefanten, fand die Stelle, an der drei ſchutzloſe Menſchen des Augenblickes harrten, wo ſie ihr Leben den Gegnern ohne Erbarmen überliefern mußten.

Die Schlinge wurde hervorgeholt, die heilige Phanſi, — Tippoos Lieblinge reckten ihre Hälſe, die Tempelſchlangen, die unerſättlichen! — —

Wurden nicht Dſchumbos Schritte ſchon langſamer? Der Graue keuchte. Wieviele Meilen mochte er im Sturmlauf zurückgelegt haben?

Drüben erhob ſich dichter grüner Wald. Gottlob, — wenn der Elefant ſtürzte, ſo fanden ſich doch vielleicht für den Verwundeten und für ihn ſelbſt ein paar Tropfen Waſſer oder einige Früchte!

Ja, ja, es ging langſamer. Jetzt nahte die Entſcheidung.

„Eloh!“ rief Richard, dem das Herz zum Zerſpringen klopfte. „Eloh!“

Dſchumbo hob den Rüſſel, ein heiſerer Ton antwortete dem jungen Deutſchen. Es klang, als wolle er ſagen: „Du verlangſt das Unmögliche!“

Und Richard ſchwieg. Was verſchlug denn auch eine Viertelſtunde mehr oder weniger? Es war weit und breit keine menſchliche Wohnſtätte zu entdecken, — der nahe Tod ſah über die Schultern der Flüchtlinge; in dieſer oder jener Geſtalt würde er kommen, ehe die andere Nacht zu Ende ging.

Der Panther im Dickicht brüllte immer noch. Ob er den

Schritten des ermüdeten Elefanten folgte, ob er schon jetzt die Zähne fletschte im Gedanken an das leckere Mahl?

Dschumbo taumelte, er fiel in Schritt und lehnte endlich den schweren Körper gegen einen Baum. Allmählich zusammensinkend blieb das gewaltige Tier liegen.

Ein Schauder ging durch Richards Adern. Jetzt gab es kein Entrinnen mehr; die offene meilenweite Wildnis umschloß fester als Riegel und Mauern ihre Gefangenen.

Leise den Arm unter Hondins Körper hervorziehend, stand er auf und versuchte zu gehen. Der Schwindel beherrschte ihn im Anfang vollständig, die ganze Erde schien zu schwanken wie ein empörtes Meer, alle Bäume und Sträucher um ihn herum tanzten, aber nachdem er einige taufeuchte Blätter in den Mund genommen und sich an die selbständige Bewegung einigermaßen gewöhnt hatte, ging die Sache schon besser. Langsam schlich er vorwärts, um womöglich eine Quelle zu finden.

Alles war still wie in einer Kirche. Ringsumher wuchs dichtes Gebüsch, aber keine Beere hing daran, kein Pfad zeigte sich dem suchenden Auge; Richard knickte kleine Zweige, um wenigstens den Rückweg zu seinen Unglücksgenossen wieder zu finden.

Vor ihm lag eine grüne undurchdringliche Wand, von weißen Winden und Glockenblumen durchflochten. Je länger er hinsah, um desto lebhafter entstand in ihm der Gedanke, daß nicht die Natur, sondern Menschenhände diese schnurgerade Mauer aus dichtem Gesträuch dahingepflanzt haben müßten. Ob es eine Hütte war, ein Dorf vielleicht, das die lebendige Einzäunung umschloß?

O glücklicher Gedanke! — —

Er raffte alle seine Kräfte zusammen und ging weiter. Das Grün verlor sich im Walde, er sah keinen Weg, aber an einer bestimmten Stelle schien die Hecke etwas weniger undurchdringlich, und dahin lenkte er seine Schritte.

Ein einziger Blick überzeugte ihn von der Bestimmung des Ortes, an welchem er sich befand. Sein Erstaunen, die Unermeßlichkeit seines Jubels schildern zu wollen, wäre verlorene Mühe.

Jenseits der Hecke erhob sich ein schwarzes Kreuz mit einem Namen und verschiedenen Daten. Darunter standen in deutscher Sprache die Worte: „Er war auch einer von denen, die zu Jesus von Nazareth gehören.“

Wie gebannt, wie der Gegenwart entrückt, starrten Richards Blicke auf die wenigen Worte. Ein deutscher Gottesacker mitten

im indiſchen Urwalde, — er traute kaum ſeinen Sinnen, er ſah, ohne begreifen zu können.

Drinnen erhob ſich Kreuz an Kreuz, — ob hier Deutſche lebten? Noch jetzt und vielleicht ganz in der Nähe?

Dann könnte Hondin gerettet werden!

Der letztere Gedanke verlieh dem jungen Menſchen plötzliche Kraft. Er ſtand jetzt ganz feſt auf den Füßen, er konnte ſich ſogar durch die ſchadhafte Stelle der Hecke drängen und verhältnismäßig ſchnell einen breiten, ſauber gehaltenen Kiesweg hinabgehen. Es mochte etwa acht Uhr morgens ſein, die Sonne ſtand hoch am Himmel, Bienen ſchwärmten zu Tauſenden in der hellen Luft, von fern bellte ein wachſamer Hofhund.

Richard beſchleunigte, ſo ſehr es ihm möglich war, ſeine Schritte, plötzlich aber ſtand er doch, wie von unſichtbarer Hand erfaßt, mitten im Wege ſtill; ſein blaſſes Geſicht überzog ſich mit Purpur, langſam nahm er den zerfetzten Strohhut vom Kopfe.

Kein Gebäude, kein Menſch ließ ſich erblicken, aber durch den ſonnenhellen Morgen trug der Wind zu ihm die Strophen eines deutſchen Liedes, das ſeine Seele mächtig erſchütterte.

„Ein feſte Burg iſt unſer Gott, ein gute Wehr und Waffen.“

Sonntag! — Es war Sonntag heute. Wie lange ſchon hatte er an die Bedeutung dieſes Tages, an Kirche und Kirchengeſang in dem heidniſchen Treiben der Umgebung nicht mehr gedacht. Jetzt packten ihn die frommen Klänge mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Er ſang im Herzen das alte Lutherlied, wie er es in der Kirche des Hamburger Waiſenhauſes ſo oft geſungen hatte. Die Gegenwart war faſt vergeſſen, ſelbſt Hondins Gefahr, — erſt als drüben die Klänge verſtummten, raffte er ſich auf und eilte weiter. Bis die Predigt zu Ende war, konnte ſein todkranker Freund nicht warten, — er mußte für ihn handeln.

Ein Hindudorf mit den bekannten Strohhütten lag rechts im Thale, das der Gebirgsbach plätſchernd durchlief, daneben, etwas höher, ein Haus in europäiſchem Stil erbaut, und zur Linken, unmittelbar neben der Pforte des Gottesackers ein beſcheiden hölzern Kirchlein ohne Turm oder Glocke, aber von ſo friedlichem Ausſehen, ſo ſauber und hübſch, daß das Herz des jungen Mannes vor Erregung mächtig ſchlug. Als er die Hand an den Thürdrücker legte, ſangen drinnen die Stimmen unſchuldiger Kinder das „Heilig, heilig, heilig iſt der Herr!“ — dann, nachdem die Töne leis verklungen waren, öffnete er mit ſchnellem Ruck und trat ein.

Vor dem hübſchen Altartiſch mit Decke und heiligem Gerät ſtand ein milde und würdig ausſehender Geiſtlicher im mittlern Lebensalter, während auf ſauberen Holzbänken die kleine Gemeinde Platz genommen hatte, einige Hundert eingeborne Männer und Frauen, die alle anſtändig gekleidet waren und Geſangbücher in den Händen hielten.

Sowohl dieſe als auch der Prediger ſahen voll Erſtaunen auf die unerwartete Erſcheinung des weißen Knaben, deſſen Geſicht ſo blaß, deſſen Kleider zerfetzt und von Blut überſtrömt war. Einen Augenblick lang herrſchte tiefes Schweigen.

Richard näherte ſich dem Geiſtlichen. „Herr Paſtor,“ ſagte er laut in deutſcher Sprache und mit vor Bewegung faſt erſtickter Stimme, „Herr Paſtor, ich bitte Sie um Hilfe. Draußen im Walde, eine Viertelſtunde von hier, liegt ein Sterbender.“

Der Prediger ſchüttelte den Kopf. „Wer biſt du?“ fragte er etwas ungehalten. „Es iſt eine Kirche, in der du dich befindeſt!“

Richard verbeugte ſich. „Das weiß ich, Herr Paſtor,“ ſagte er in beſcheidenem Tone. „Wir zogen unſerer drei von Kalkutta nach Madras, ein Deutſcher in meinem Alter, ein indiſcher Mahaut und ich ſelbſt, dabei gerieten wir in einen Hinterhalt der Thugs, wobei —“

Der Paſtor zuckte zuſammen. „Der Thugs?“ wiederholte er. „Unmöglich! dieſe menſchlichen Scheuſale ſind ausgerottet, die Regierung hat während des letzten Jahrzehnts mehr als zwanzigtauſend derſelben aufgegriffen und in die Gefängniſſe werfen laſſen!“

Richard konnte das Grauen, welches ihn durchrieſelte, nicht unterdrücken. „Und trotzdem waren vor meinen Blicken in dieſer Nacht über zweitauſend ſolcher Mörder in einem Fürſtenſchloſſe unweit Kalkutta verſammelt,“ rief er. „Man hat zehn ſchuldloſe Menſchen erdroſſelt und ihr noch warmes Blut der Göttin Kali geopfert. Als Weiße ſollten wir beide, mein Gefährte und ich, den Tempelſchlangen vorgeworfen werden, wenn uns nicht eben die Treue jenes Indiers vor dieſem ſchrecklichen Schickſal bewahrt hätte. Auf der Flucht erhielt er leider eine Büchſenkugel in die Bruſt.“

Der Prediger legte die Bibel, welche er immer noch in der Hand hielt, auf den Tiſch. „Du kannſt das, was du mir da ſoeben erzählteſt, auch beweiſen, mein Sohn?“ fragte er.

„Vollſtändig, Herr Paſtor.

„Gut, dann werde ich dich begleiten.“

„Meine Kinder," wandte er ſich in indiſcher Mundart zu den Verſammelten, „es iſt in unſerer nächſten Nähe ein ſchweres Verbrechen geſchehen, ein Sterbender bedarf unſeres Beiſtandes. Kommt, ich darf heute nicht mit dem Worte predigen, Gott gebietet uns allen das Werk thätiger Nächſtenliebe!"

Er erzählte nun in gedrängter Kürze den Bericht des Knaben, wobei die Hindus mehr und mehr in Aufregung gerieten. „Die Thugs!" das Wort klang ſchrecklicher als hätte es geheißen: „Eine Anzahl von Tigern!" — Kaum einen einzigen aus dieſer kleinen Chriſtengemeinde gab es, der nicht früher oder ſpäter durch die gefürchteten Würger einen Freund oder lieben Angehörigen verloren hätte; ſie umdrängten den weißen Knaben und als ſie hörten, daß er ihre Sprache redete, überhäuften ſie ihn mit freundlichen Anerbietungen aller Art.

Der Prediger war in das Haus geeilt und kam ohne Amtsgewand, mit breitrandigem Strohhute und weißen Leinenkleidern zurück. Er hatte ein Fläſchchen guten alten Weines, Verbandzeug und etwas gebratenes Fleiſch zu ſich geſteckt, während die indiſchen Frauen bereitwilligſt Waſſer herbeiholten, auch Früchte und Decken, kurz alles was dem Verwundeten und den beiden ganz erſchöpften Deutſchen nützlich oder angenehm ſein konnte. Die Männer brachten eine Tragbahre, und ſo ausgerüſtet bewegte ſich der Zug durch den Wald bis zu jener einſamen Stelle, wo Dſchumbo unter den Bäumen von ſeinen Kräften verlaſſen worden war.

Er lag noch lechzend und ganz ermattet da, während Oskar mit ſeinem Strohhute, ſo gut es ging, das Geſicht des Indiers vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen ſuchte. Als er die vielen Menſchen kommen ſah, brach über ſeine zuckenden Lippen ein Freudenſchrei.

Die Stunde des Alleinſeins im pfadloſen Walde, nur den ſchweratmenden Verwundeten neben ſich, ſelbſt krank und halb verdurſtet, — die lange einſame Stunde mochte ſchrecklich geweſen ſein.

Aber nun nahte die Hilfe. Der Prediger begrüßte freundlich den erſchütterten jungen Menſchen, welcher ſogleich Waſſer, Früchte und Lebensmittel in Fülle von den Eingebornen erhielt, — dann legte er dem Indier, nachdem die Wunde gewaſchen worden war, einen Notverband an und mehrere Männer hoben ihn ſorgfältig auf die Bahre.

Auch Dſchumbo, der vielgetreue, erfuhr die liebevollſte Pflege. Mehrere Eingeborne, ſelbſt Elefantenführer und mit den Gewohn-

heiten des Tieres vollkommen vertraut, blieben bei ihm, um durch Futter und Liebkosungen den Riesen zunächst wieder auf die Beine zu bringen. Er bekam frischgebrochene Zweige, Äpfel und Brot, — die Leute erklärten bald, daß für ihn an keine Gefahr zu denken sei.

Dann bewegte sich der Zug mit der Bahre des Verwundeten langsam durch den Wald und dem Hause des Predigers entgegen. Dieser letztere erzählte, daß das Dorf eine Niederlassung der deutschen Brüdergemeinde und er selbst ordinierter Missionar sei. „Wir sind keineswegs reich," fügte er hinzu, „aber was wir besitzen, das soll herzlich gern mit euch geteilt werden. Vielleicht gelingt es uns auch später durch den Beistand der englischen Behörden, die entmenschten Thugs zu ergreifen und der gerechten Strafe zu überliefern. Du mußt natürlich alles Erlebte vor Gericht aussagen, mein Sohn, oder vielmehr ihr beide."

Richard und Oskar gaben ihre lebhafteste Beistimmung zu erkennen; sie wollten je eher, desto lieber die Verbrecher zur Anzeige bringen, namentlich auch Hondins und des auf so entsetzliche Weise ums Leben gekommenen englischen Offiziers wegen.

„Den Mahaut dürfen Sie nicht fragen, Herr Pastor," setzte Richard hinzu, „er ist durch seinen Eid gebunden. Ich dagegen will mit dem größten Vergnügen die Polizisten in den geheimen Gang führen, das heißt, wenn wir von Kalkutta aufbrechen. Sonst könnte ich das Schloß, dessen Umgebung wir nur im Halbdunkel sahen, wohl nicht mit Bestimmtheit wiedererkennen."

Er erfuhr noch, daß die Niederlassung viele Meilen von Kalkutta entfernt lag, und dann war das Missionsgehöft erreicht.

Vor und hinter dem Hause dehnten sich blühende Gärten; der Fluß, welcher unten das Dorf durchrauschte, fiel hier oben als kleiner silberblitzender Wasserfall über zehn Fuß tief in ein natürliches Felsenbecken, an dessen Rand Bruder Körner, der Missionar, Blattgewächse aller Art gepflanzt hatte, so daß die hübsche Anlage keinem botanischen Garten Europas Schande gemacht haben würde. Eine schattige Laube stand dicht daneben, Melonen, Ananas und eine Fülle von Trauben wuchsen überall, wo sich ein Stock oder ein Spalier hatte anbringen lassen, Hühner krähten vom Hofe her, Enten badeten in dem sprudelnden Fall ihr weißes Gefieder und Tauben gurrten auf dem Dache.

Wie ein Bild des Friedens lag die Heimat der deutschen

Miſſionarsfamilie inmitten einer von reißenden Tieren und armen blinden Götzendienern bewohnten Wildnis. Zwei kleine Kinder ſpielten vor dem Hauſe, und liefen, als ſie den nahenden Zug bemerkten, in dasſelbe hinein, um ihre Mutter zu holen. Wenige Minuten ſpäter erſchien die Paſtorin, eine freundliche, gut ausſehende Frau von etwa dreißig Jahren, welche ſogleich ihre Gäſte auf das wohlwollendſte begrüßte und für den Verwundeten ein ſchon in Bereitſchaft geſetztes Zimmer öffnete.

Richards Herz ſchlug, als man Hondin auf das Bett legte, zum erſticken. In den Fenſtern mit weißen Vorhängen blühten Blumen, an den Wänden hingen Bilder, während ein Singvogel ſeine ſchmetternden Weiſen ertönen ließ; die kleinen Kinder hatten ihm ein deutſches ‚Willkommen!‘ zugerufen, — herzerſchütternd grüßten die Klänge, die Art der geliebten deutſchen Heimat den jungen Menſchen, deſſen Auge in der letzten Nacht die Greuel des finſterſten Heidentums mit anſehen mußte. Er konnte kein Wort hervorbringen, ſtumm hielt er die Hand des Indiers zwiſchen ſeinen beiden.

Der Miſſionar ſtreichelte gütig das blaſſe verſtörte Geſicht. „Ihr müßt vor allen Dingen eſſen, meine lieben Kinder,“ ſagte er, „laßt mich nur mit ein paar zuverläſſigen Männern allein bei eurem Freunde, für den alles geſchehen ſoll, was ein Menſch dem anderen an treuer Hilfeleiſtung gewähren kann. Geht, geht, meine Frau hat gewiß ſchon den Tiſch gedeckt!“

Die Paſtorin öffnete eine andere Thür, ſchickte ihre Kleinen zur Begrüßung mit einem blühenden Roſenſtrauß zu den beiden jungen Leuten und trug dann auf, was die beſcheidene Haushaltung zu geben vermochte, eine Milchſuppe, eine gebratene Ente und friſches Gemüſe, dazu Trauben, die noch den duftigen blauen Hauch zeigten und ſchäumendes ſelbſtgebrautes Bier.

Als die brave Frau ein herzliches „Geſegne es Gott!“ geſprochen hatte, verließ ſie das Zimmer, um in echt mütterlichem Sinne die beiden jungen Leute ſo wenig als nur möglich zu ſtören. Mochten ſie jetzt im Gefühl neuerrungener Sicherheit ausruhen und Körper und Geiſt erholen.

Und doch war es ein gar ſchweigſames Mahl, das da drinnen im wohnlichen Raume. Sie horchten beide, Richard und Oskar, ſie dachten nur an den Verwundeten und wie der Ausſpruch des Miſſionars lauten würde. Blieb Hondin, der gute treue Hondin am Leben?

Mit einander ſprachen ſie auch jetzt kein Wort. Der Trotz in ihren Herzen war noch ungebrochen.

Die Suppe und die Ente verſchwanden; vom Bier blieb kein Tröpfchen in den Flaſchen. Nach langer, langer Irrfahrt durch die Küchen fremder Länder, nach Mangel und Entbehrung jeder Art, wird das einfachſte Gericht, ſobald es nur in der Weiſe unſerer Heimat zubereitet iſt, zum Hochgenuß, der die Leckerbiſſen aller Zonen in den Hintergrund drängt.

Als der Miſſionar in das Zimmer trat, da war ſein Geſicht ſehr ernſt. „Euer Freund hat das Bewußtſein wieder erlangt, meine Kinder," ſagte er, „aber die Schwäche iſt groß. Ihr dürft nur ganz kurze Zeit an ſeinem Bette ſitzen."

Richard wechſelte die Farbe. „Herr Paſtor," ſagte er beinahe ſtammelnd, „iſt Hondin — ja, ich meine, — wird er ſterben?"

Bruder Körner ſah aus dem Fenſter. „Das weiß nur Gott," antwortete er halblaut.

„Sie halten alſo die Verwundung für ſehr ſchwer?"

„Soweit ich mich auf die Sache verſtehe, ja. Es geht noch heute ein Bote nach Kalkutta und holt den Arzt, — da ſoll er gleich die Anzeige machen, nicht wahr?"

Das letztere war geſagt, um die jungen Leute abzulenken. Der Miſſionar brachte eine Schilderung des von den beiden Deutſchen erlebten Abenteuers zu Papier, Richard und Oskar unterzeichneten das Blatt und zwei Eingeborne, bewaffnet bis an die Zähne, ritten fort, um es nach Kalkutta zu bringen.

Der Morgen verging, indem Bruder Körner den beiden Knaben erzählte, daß es die gewohnte Weiſe der Thugs ſei, ſich Reiſenden aller Art anzuſchließen, ihnen als Führer, Schiffer oder Laſtträger zu dienen und ſie dann zu den entſetzlichen Feſten der Bhawani zu ſchleppen. „Gewalt brauchen die Würger nie," fügte er hinzu, „dabei würde Blut fließen, aus dem dann ihrer Anſicht nach die zehnfache Anzahl der Widerſacher hervorwachſen müßte; es geht allemal mit Liſt zu. Daß euch der Zwerg überhaupt mit ſich nahm, daß er für euch auch nur eine einzige Brotrinde hergab, offenbart von vorn herein die Abſicht, euch den Tempelſchlangen vorzuwerfen. Hondin ſeinerſeits kann über dieſe Thatſache unmöglich im Zweifel geweſen ſein.

Richard errötete ſtark. „Das war er auch nicht, Herr Paſtor, ich weiß es von ihm ſelbſt. Aber das iſt eine lange Geſchichte,

ich erzähle ſie Ihnen ſpäterhin einmal. Hondin iſt im innerſten Herzen ein Chriſt!"

Bruder Körner ſah ſehr überraſcht aus. „Weshalb glaubſt du das?" fragte er.

„Ich weiß es ganz gewiß. Armer Hondin, er hat ſo ſchweres Unglück ertragen müſſen!"

Und wieder ſchlichen ſich die beiden auf Augenblicke zu dem leidenden Freunde, um ſtumm ſeine Hand zu drücken. Der Indier lächelte matt, aber wenn ſie ihm von Dſchumbos Heldenleiſtung erzählten, dann überflog wärmere Färbung das blaſſe Geſicht.

„Dſchumbo wird mich vermiſſen!" flüſterte er. „Mein armes Tier!"

Richard hütete ſich, die Worte zu verſtehen. „Du trennſt dich ja nicht von ihm, Hondin," ſagte er tröſtend. „Wir ſind hier alle ſicher geborgen, und ſobald deine Wunde geheilt iſt, begleiteſt du uns nach Europa. Ich will Dſchumbo noch in Hamburg ſehen, da ſoll er dir ein Vermögen erwerben."

Hondin ſchüttelte nur leiſe den Kopf, ohne zu ſprechen. Bruder Körner winkte auch ſchon den jungen Leuten, ſie durften ihn nicht aufregen.

Am Nachmittag hielt die kleine Chriſtengemeinde ihren heute morgen verſäumten Gottesdienſt, worauf dann ein Spaziergang durch das Dorf folgte. Als die beiden Deutſchen mit der freundlichen Predigerfamilie beim Kaffee in der Laube ſaßen, erſchien plötzlich ein Mann aus dem näheren Umgangskreiſe des Miſſionars und winkte mit blaſſem, verſtörtem Geſicht.

Der Hausherr nahm die Pfeife aus dem Munde. „Nun," fragte er, „was gibt es, Thumal?"

„O Lehrer, Lehrer, — ſie ſind da!"

„Sie ſind da? — Wer denn?"

Der Indier rang die Hände. „Vorn auf der Straße halten ſie," rief er ſchaudernd. „Alle zu Pferde, alles Adelige! es ſind die Thugs, glaube es mir, Lehrer, es ſind die Thugs!"

Der Miſſionar ſtand auf. „Thumal," ſagte er, „dir haben die Erzählungen unſerer Gäſte völlig den Kopf verdreht, wie mir ſcheinen will. Wünſchen übrigens die fremden Herren mit mir zu ſprechen?"

„Ja, ja. Sie fragten gleich, ob hier Weiße angekommen ſind, ein Verwundeter, — alle auf einem Elefanten. Gewiß, gewiß, es ſind die Thugs!"

Richard und Oskar waren aufgesprungen. „Sie haben doch Waffen, Herr Pastor?“ rief ersterer. „Gegen drei Männer können wir uns mit Erfolg verteidigen.“

Der Missionar lächelte. „Begleitet mich,“ sagte er ruhig, „ihr sollt nicht gesehen werden, aber jedes Wort hören. Ich denke wahrlich nicht an einen Kampf mit Büchsen oder Messern.“

Und obgleich Thumal bat und flehte, obgleich die Pastorin leise flüsternd hinzufügte: „Papa, sei vorsichtig!“ — so ging er doch vollkommen ruhig in das Haus, ließ Hondins Zimmer schließen und gebot den Knaben, da zu bleiben, wohin er sie wies, dann begab er sich in das beste Gemach des Hauses, wo meistens fremde Besuche empfangen wurden.

„So, Thumal, jetzt bitte die Herren, einzutreten.“

Der Indier bemühte sich, seiner Stimme einen einigermaßen festen Klang zu geben. Er hielt die Steigbügel der Reiter und brachte dann den Pferden etwas Gras in einer Krippe. Während dieser Vorbereitungen sah Richard verstohlen aus dem vorderen Fenster.

„Der Große, Schlanke ist der Dschematar der Thugs,“ flüsterte er in Bruder Körners Ohr. „Er war es, der die Kali im Felsentempel dreimal anrief!“

„Ein reicher Adeliger,“ gab der Missionar zurück, „Keschub Agarri, ein Todfeind der Christen.“

Dann verschwand Richard in das anstoßende Zimmer, die Thür öffnete sich und drei reichgekleidete Indier traten leicht grüßend ein; die beiden Deutschen bewunderten heimlich die ruhige Würde, mit welcher der Geistliche sie empfing.

„Mögen die Herren Platz nehmen,“ sagte er gelassen. „Womit kann ich dienen?“

Keschub Agarri maß ihn mit finsterem Blick. „Kennst du mich, Faringi?“ fragte er kurz.

„Ich glaube es. Du besitzest unweit Kalkutta ein Schloß und ausgedehnte Ländereien, nicht wahr? Du hast diejenigen Eingebornen, welche Christen geworden waren, ohne Erbarmen von deinem Grund und Boden vertrieben!“

Der Indier lächelte grimmig. „So ist es,“ antwortete er. „Könnte ich die Faringi samt und sonders aus dem Lande jagen, würde ich es noch heute und gern thun. Nach dieser Einleitung weißt du hoffentlich, woran du mir gegenüber bist — und wirst

die Wahrheit ſprechen. Sind ſeit dieſem Morgen Fremde in deinem Hauſe?“

„Ja. Das darf alle Welt wiſſen, auch du, Keſchub Agarri. Es ſind zwei deutſche Knaben hier und ein ſchwer verwundeter Indier!“

Eine Bewegung des Dſchematars zeigte den Eindruck dieſes Zugeſtändniſſes; ſeine Augen flammten in herriſchem, zornigem Erglühen. „Gut,“ rief er, „gut, Faringi, du wirſt dieſe drei Perſonen herausgeben, auch den Elefanten, auf welchem ſie kamen. Es ſind Diebe!“

Der Miſſionar blieb ganz ruhig. „Haben die Leute bei dir geſtohlen, Keſchub Agarri?“ fragte er ohne ein Zeichen des Spottes oder Ärgers.

„Ja. Ich gab ihnen aus Barmherzigkeit in meinem Hauſe ein Nachtlager und dafür wollten mich die Schufte mehrerer wertvoller Pferde berauben. Ich habe den Diebſtahl vereitelt, will aber die Gauner zur Beſtrafung nach Kalkutta bringen. Gib ſie alſo heraus, Faringi!“

Der Miſſionar ſchüttelte den Kopf. „Nein, Keſchub Agarri, das werde ich nicht thun,“ ſagte er kalt. „Du haſt kein Recht, mir Geſetze vorzuſchreiben, biſt nicht der Grundherr dieſer Niederlaſſung, nicht Polizeibeamter, was willſt du alſo? Ich antworte dir auf das, was du zu wiſſen wünſcheſt, aus bloßer Höflichkeit und bitte, das nicht zu vergeſſen!“

Der jähzornige Indier ſprang plötzlich auf. Als Sohn eines Landes, in welchem vor dem gebietenden Herrn alles auf die Kniee fällt, als adelsſtolzer Morgenländer konnte er nicht den geringſten Widerſpruch ertragen.

„Du haſt recht, Faringi,“ rief er voll Erbitterung, „du haſt recht, ich bin kein Polizeibeamter, wohl aber kann ich dich, wenn du den Gehorſam verweigerſt, mit blanker Waffe zu dem zwingen, was ich erreichen möchte. Aus welchem Grunde nimmſt du übrigens Diebe und fahrendes Geſindel in deinen Schutz?“

„Das werde ich dir ſagen, Keſchub Agarri. Die Erzählung jener Leute klingt anders, als die deinige, das iſt es. Sie wollen gar ſeltſame Dinge in deinem Schloſſe erlebt haben!“

Ein erzwungenes Lachen klang von den Lippen des Dſchematars. „Lügen natürlich!“ rief er.

„Das iſt möglich, — die Unterſuchung wird es lehren.“

Zwiſchen den drei Indiern wurden ſchnelle Blicke gewechſelt,

dann nahm der Dschematar zum zweitenmale das Wort. „Ich beabsichtige ja gerade eine genaue Untersuchung," rief er, „gib also die Leute heraus, Faringi!"

Der Missionar schüttelte den Kopf. „Laß uns von der Sache nicht weiter sprechen, Keschub Agarri; es wäre vergebliche Mühe, — du erreichst bei mir nichts."

„Das wollen wir sehen! Weißt du, daß ich dir jetzt mein Messer in die Brust stoßen und dich wie einen Hund unter die Füße treten könnte, verfluchter Faringi? Was hindert mich, dir das Haus über dem Kopfe anzuzünden?"

Bruder Körner lächelte gelassen. „Zunächst eure geringe Anzahl," versetzte er. „Auch müßtest du, um dein schlimmes Geheimnis zu bewahren, nicht allein meine Hausgenossen und mich selbst ermorden, sondern auch mehrere hundert Bewohner unseres Dorfes. Sie alle haben an diesem Morgen den Bericht der beiden weißen jungen Leute mit angehört."

Keschub Agarri lachte wieder. „Welchen Bericht?" rief er. „Von welchem Geheimnis sprichst du, Faringi? Es scheint, man hat dir Fabeln erzählt!"

„Das werden die Behörden untersuchen, darauf verlasse dich. Und nun kann unsere Unterredung als beendet gelten, nicht wahr?"

„Das heißt, du zeigst mir die Thür!" knirschte der Indier. „Fürchtest du gar nichts für dein jämmerliches Leben, deutscher Lügenpriester?"

Der Missionar sah kalten Blickes in das Auge des wutbebenden Mannes. „Nein," antwortete er, „denn nicht du verfügst über dasselbe, Keschub Agarri, sondern Gott, der es in seiner allmächtigen Hand hält. Stoße zu, wenn du wirklich den Mut dazu fühlst!"

Der Indier ließ plötzlich ab, er lachte schrill. „Du besitzest Mut, Faringi, das muß dir dein Feind nachsagen. Es sah doch ganz so aus, als wollte ich dich mit Haut und Haar verschlingen, obgleich die Sache natürlich nur ein Scherz war. Ich mache dir vielmehr einen guten Vorschlag!"

„Sieh her!" fuhr er fort. „Du kennst den Besitz Keschub Agarris, du weißt, daß er bezahlen kann. Nun wohl, dies Blatt Papier ist ein Wechsel, ich unterschreibe es, und du füllst die Summe aus. Sei nicht zu bescheiden, Faringi; nimm genug, damit du Indien verlassen und in deiner Heimat als reicher Mann leben kannst, nimm für dein Weib, für jedes deiner Kinder noch eine

hübsche Summe hinzu, — aber überlasse mir die Fremden, welche in deinem Hause wohnen."

Er hatte seinen Namenszug auf das Papier geworfen und wollte dasselbe in die Hand des Predigers drücken, — während eines Augenblickes fühlten im anstoßenden Zimmer die beiden Deutschen, daß ihre Herzschläge stockten, die Versuchung war ja groß! — dann aber änderte sich der Ton der Unterredung ganz unerwartet.

Der Prediger, bis dahin kalt und abweisend, flammte bei den letzten Worten des vermessenen Indiers plötzlich auf; er warf ihm das zerrissene Blatt mit zorniger Gebärde vor die Füße.

„Hinaus mit dir!" rief er, „hinaus und erlaube dir nie wieder, meine Schwelle zu betreten! Da liegt dein Judaslohn, nimm ihn und lerne daraus, daß ein Christ den ungerechten Mammon verachtet, die Schuldlosen, Verfolgten aber beschützt um Gottes willen. Hätte ich dich als Anführer und Beherberger der Thugs bis jetzt noch nicht betrachtet, so würde ich nach dem Geschehenen wissen, daß du es in Wahrheit bist. Geh, deine Gegenwart befleckt mein Haus!"

Er öffnete die Thür und deutete auf die Straße hinaus. Vor dem Hause hatten sich mehr als fünfzig Männer in aller Stille versammelt, um im Notfall den geliebten Lehrer zu beschützen. Thumal, als ihr Anführer, stand, mit einem gewaltigen Zimmermannsbeil bewaffnet, so nahe am Eingang, daß es dem Dschematar und seinen Genossen bedenklich erscheinen mochte, hier irgend eine Gewaltthat zu versuchen. Nur einen Augenblick lang zögerten sie, dann flogen die windschnellen Rosse mit ihnen davon, daß Staubwolken wie Gespenster in grauen Schleiern, soweit das Auge reichte, einander überstürzend nachwirbelten.

Ein tieferer Atemzug hob die Brust des Predigers. „So geht es in toller Fahrt zum Lande hinaus," dachte er. „Die kommen niemals wieder, ihr Spiel ist verloren."

Drinnen reichte er den beiden jungen Leuten die Hände. „Ihr habt mir die Wahrheit berichtet," sagte er herzlich, „jetzt weiß ich es. Gottlob, — der letzte Schlupfwinkel dieser Greuel ist nun entdeckt und wird aufgehoben. Binnen wenigen Tagen ist ein Regiment Infanterie zur Stelle, darauf verlaßt euch!"

„Aber," setzte er warnend hinzu, „Hondin erfährt davon keine Silbe. Er ist für eine derartige Aufregung viel zu schwach."

Richard und Oskar dankten dem Prediger auf das wärmste. Der schlichte Mann mit dem Herzen voll treuer Nächstenliebe und

dem echtdeutſchen Freimut dem Verſucher gegenüber, der Freund in höchſter Not flößte ihnen jene Ehrerbietung ein, die aus dem Guten, Großen von ſelbſt hervorgeht und die ſich unter allen Verhältniſſen des Lebens behauptet. Bruder Körner hatte ihretwegen den Reichtum des Indiers ausgeſchlagen, — das ſollte ihm unvergeſſen bleiben, ſo lange ſie atmeten.

Am nächſten Morgen ſchien ſich Hondin beſſer zu fühlen, die Wunde brannte nicht ſo ſehr und auch der Kopf war etwas freier. Er hatte mit dem Geiſtlichen eine lange Unterredung, deren Inhalt zwar niemand erfuhr, aber den doch alle ungefähr erraten konnten. Bruder Körner unterrichtete den armen Sterbenden auf ſeinem Schmerzenslager in den Heilswahrheiten der chriſtlichen Religion und fand an ihm einen eifrigen, lernbegierigen Schüler. Die Heidengötter konnten dem unglücklichen Manne keinen Troſt gewähren, ſeiner Seele keinen Frieden geben, das fühlte er und ſuchte nach feſteren, zuverläſſigeren Stützen.

Auch der engliſche Arzt kam aus Kalkutta. Die Kugel konnte nach ſeinem Beſcheide aus Hondins Körper nicht entfernt werden; er ließ Vorſchriften und Arzneien zurück, verſprach auch, wiederzukommen, aber er gab dem Geiſtlichen nur wenig Hoffnung.

„Das Stück Blei ſitzt dem Herzen ſehr nahe," ſagte er, „wenn es ſinkt, ſo —"

Und eine Handbewegung vollendete den Satz.

Das hatte der erfahrene Miſſionar ſchon vorher gewußt, er nickte nur ſtumm. Die beiden jungen Deutſchen würden ihres treuen Beſchützers ſchon ſehr bald beraubt ſein.

Einige Tage vergingen, ohne daß die Ruhe der einſamen Niederlaſſung geſtört wurde. Dſchumbo war ganz wiederhergeſtellt, er erkannte die Stimme ſeines geliebten Herrn und ſtreckte den langen Rüſſel durchs Fenſter hinein, um denſelben von der Hand des Kranken ſtreicheln zu laſſen, aber er hatte ſich auch mit Thumal ziemlich eng befreundet, ſodaß durch ihn keine Schwierigkeiten entſtanden. Der Indier ließ die Kinder des Miſſionars auf dem mächtigen Rücken Platz nehmen und Dſchumbo trug ſie zu ihrem nie endenden Vergnügen zehnmal täglich durch den Garten hin und her.

Richard und Oskar fanden während dieſer Zeit, aber immer jeder von ihnen für ſich allein, im Dorfe und auf dem eigentlichen Miſſionsgehöft Unterhaltung genug. Nur am Sonntag war ja Bruder Körner ausſchließlich der Seelenhirte und geiſtliche Berater

ſeiner kleinen Gemeinde; an den Wochentagen dagegen unterrichtete er Männer und Frauen in ſolchen Arbeiten, die ſie früher nicht gekannt hatten und deren Nutzanwendung den Leuten ſelbſt zu gute kam. In einer Ecke des Hofes ſtand ein mächtiger Ziegelofen, weiterhin lagen die Lehmbrüche und zwiſchen beiden Plätzen bewegte ſich eine lange Reihe von Schubkarren immer hin und zurück. Es wurde für das nächſte Jahr der Bau einer ſteinernen Kirche geplant; die Eingebornen mußten daher unter Bruder Körners Leitung Ziegel ſtreichen und brennen, während wieder an anderer Stelle Bäume zum Zerſägen bereit lagen, und Tiſchler und Zimmerleute emſig arbeiteten.

Was ſich auf dem Miſſionsgehöfte nicht ſelbſt herſtellen ließ, das Fenſterglas, den Kalk, die Nägel u. ſ. w., das verdienten ſich die fleißigen Hindu durch den Anbau ſeiner Früchte, welche alle in Kalkutta willige Abnehmer fanden. Auch die älteſten Leute konnten noch irgend etwas thun, Brennholz ſpalten, Obſt pflücken, begießen oder Unkraut ausjäten und alle waren fröhlich und zufrieden, ſelbſt die Kranken, denen es weder an Pflege noch an Troſt fehlte. Bruder Körners Auge wachte aller Orten; der eben ſo thatkräftige wie wahrhaft gute Mann ſorgte für ein ſchattiges Plätzchen, an dem die Leidenden ausruhen konnten, er ſchaffte den kleinen Kindern ſichere Wartung und den Männern Arbeit, er unterrichtete täglich die größeren Knaben und Mädchen vier Stunden lang in allen Anfangsgründen und hatte ſogar im Laufe einer zehnjährigen geſegneten Amtsthätigkeit das neue Teſtament, ſowie das Geſangbuch in die Mundart der Eingebornen überſetzt.

Wohin Richard kam, da bemerkte er im ſauberen Wandſchrank dieſe beiden Bücher am Ehrenplatz. Wie ganz anders ſah es überhaupt hier aus, als bei den heidniſchen Landeskindern! Überall hatte Richard nur zwei, aneinander ſtoßende und durch eine thürloſe Öffnung verbundene Räume gefunden, die Menſchen in dem einen, ſämtliches Vieh in dem anderen, Hühner, Enten, Tauben, Schafe und Ziegen ſamt einer Anzahl von Hunden frei umherſchwärmend, dazu Fenſter ohne Scheiben, Rauch in ganzen Wolken, Lebensmittel und Vorräte jeder Art auf dem Fußboden umherliegend, — bei den chriſtlichen Hindu dagegen jene Ordnung und Sauberkeit, ohne welche kein wohnlicher Aufenthalt gedacht werden kann. Die Hütten aus Stroh und Bambus waren dieſelben, aber ſie beſaßen verſchließbare Thüren und Fenſter, ſie hatten einen Anbau aus Backſteinen, in dem der Herd ſtand und deſſen

Schornſtein den Rauch in die Luft entführte. Das Vieh war in einem ordentlichen Stalle untergebracht, die Vorräte in Scheunen; ſelbſt das Brennholz lag regelrecht geſpalten unter einem Bretterdach, anſtatt bei jedesmaligem Bedarfe aus dem Walde geholt und grün verbraucht zu werden.

Hinter dem Dorfe dehnten ſich wogende Ährenfelder, Kürbiſſe und Melonen rankten an den Abhängen empor, Scharen von Kühen lagerten im fußhohen Gras, freilich ohne bis zur Heiligſprechung vorgedrungen zu ſein, aber wohlgepflegt und ſehr geſchätzt als die Lieferantinnen von Butter und Käſe, welche Schweſter Körner vortrefflich zu bereiten verſtand.

Überall halfen Richard und Oskar den fleißigen Leuten, am meiſten in der Schule, wo ſie dem vielbeſchäftigten Lehrer die kleineren Arbeiten abnahmen, und bei der Beförderung der friſchgeſchnittenen Backſteine zum Ofen. Nur wenige Hindu hatten die Kunſt, mit dem Schubkarren zu fahren, ganz begriffen; meiſtens ging es ſchief und immer ſchiefer, bis die Ladung unten im Abgrund lag. Da aber doch auf dem ſchmalen, ſteil aus der Grube bergan führenden Bretterwege das landesübliche Ochſengeſpann durchaus unverwendbar war, ſo mußte immer von neuem wieder verſucht werden, wobei unſre Freunde unter großer Heiterkeit als Lehrer dienten.

„Daniel," hieß es dann wohl, „Daniel, jetzt kippt gleich dein Karren um! Mehr nach rechts, Joſef, mehr nach rechts, — aha, da liegt alles unten!"

Dann waren die friſchgeſchnittenen Steine aus der Form gefallen und ihre Führer ſaßen mit Armenſündergeſichtern dabei, bis endlich alle lachten und die beiden jungen Deutſchen zum hundertſtenmale die Geheimniſſe der Schubkarrenbehandlung aufdeckten, indem ſie eine neue Ladung ſelbſt zum Ofen fuhren.

Einmal kam auch auf dem Elefanten, mit zahlreicher Dienerſchaft hinter ſich, der Parſi-Grundherr der Niederlaſſung geritten und erkundigte ſich nach dem Urſprung jener Gerüchte, die in aller Leute Mund lebten und auch zu ihm ſchon vorgedrungen waren. „Alſo doch noch Thugs in unmittelbarer Nähe!" — Der alte Herr ſchauderte, denn er wußte wohl, daß gerade die reichen Parſi den Würgern die allerwillkommenſten Opfer waren, nicht allein, weil ſie gute Beute verſprachen, ſondern hauptſächlich als Fremde im Lande, als Einwanderer und Andersglaubende. Ganz Kalkutta war in Aufregung, wie er erzählte; ein reicher Diamantenhändler

ſeines Volkes und ein Gaſthausbeſitzer waren ſpurlos verſchwunden, und nun hatte die engliſche Polizei Nachforſchungen veranſtaltet um zu erfahren, ob die beiden Leute freiwillig fern blieben, oder den Würgern für das „Rakkat-Byj", das Blutopfer dienen mußten. Als Richard die Perſönlichkeiten der Erdroſſelten beſchrieb, da wehte das weiße Tuch, welches die Parſi bekanntlich nie aus der Hand legen, heftiger als jemals durch die Luft.

„Das war der Diamantenhändler," rief er, „o Gott ſchütze uns! alſo der arme Ortram mußte mit der Schlinge um den Hals ſterben! Dieſe Mörder, dieſe Räuber! Er lachte, wenn das Flüſtern von den Thugs leiſe über die Lippen beſonnener Männer glitt, er lachte und meinte, ſo nahe bei der Stadt könne ihm nichts geſchehen. Er trug immer die Edelſteine ſelbſt zu den Schleifern, dabei haben ſie ihm aufgelauert, die Söhne unreiner Tiere! — O welches Unglück? Ortram hätte noch ſo lange leben können, — o, o, — und wo bleibt nun die Seele? Sie irrt heimatlos umher, ſie kommt nie zur Ruhe! Das iſt ſchrecklich."

Bruder Körner machte keinen Verſuch, den alten Herrn wenigſtens über dieſen letzteren Punkt zu beruhigen. Der fromme Parſe war nicht geneigt, ſich zum Chriſtentum bekehren zu laſſen, das wußte er ſchon, aber achten mußte er ihn trotzdem hoch, denn Kaſſim duldete keinerlei Unrecht oder Treubruch, im Gegenteil, er beſchützte die Miſſionare und geſtattete ſeinen Hinterſaſſen volle Freiheit in Glaubensangelegenheiten. Daß die Chriſten ihre Abgaben pünktlicher bezahlten, als die Heiden, daß überhaupt unter deutſcher Behandlungsweiſe ſein Grund und Boden an Wert bedeutend gewann, — nun, das bildete ja vielleicht den erſten Urſprung dieſer liebenswürdigen Bereitwilligkeit, aber für den Geiſtlichen und ſeine Schutzbefohlenen kam es doch hauptſächlich darauf an, einen Grundherrn zu beſitzen, der ſich weder als knauſerig, noch als wortbrüchig erwies.

Houdin erhielt den Beſuch des alten Herrn, der ihm Wein und Betel zu ſchicken verſprach, auch den beiden Deutſchen ſtreichelte er die Wangen und drückte dem Geiſtlichen die Hand. „Es kommen Soldaten hierher," ſagte er, „die ganze Gegend ſoll durchſucht werden, alle Schlöſſer und Hütten, alle Tempel. Das gibt eine teure Zeche für Keſchub Agarri."

„Hatte er übrigens ſeinen Tiger bei ſich?" ſetzte er plötzlich erſchreckend hinzu. „Die Beſtie könnte hier herum irgendwo verſteckt ſein."

Bruder Körner beruhigte ihn, und so schied er inmitten seiner fünfzig Bewaffneten, nicht ohne lebhaftes Bedauern, daß sich durchaus keine Kanone durch den Wald schaffen lasse.

„Ortram ist erdrosselt worden," seufzte er, „kann mich nicht das gleiche Schicksal treffen? O ihr Götter, und er trug für mehr als eine halbe Million Diamanten bei sich!"

Das weiße Tuch wirbelte den Abschiedsgruß und Bruder Körner sah lächelnd dem kleinen alten Manne nach, wie er sich in den Polstern seines übergroßen, ganz von Wänden umgebenen Tragsessels so dünn als nur möglich machte. Der Tiger und die Würger hatten den Geist des erschreckten alten Herrn mit lauter Bildern von Blut und Mord erfüllt.

Zwei Tage später tönte durch die Morgenluft das klingende Spiel einer Militärmusik. Die Leute aus dem Dorfe liefen zusammen. Die Kinder jubelten, feste taktmäßige Schritte näherten sich dem Missionsgebäude und ein Regiment Infanterie lagerte am Wege, um einige Stunden zu rasten.

Die Kochkessel wurden hervorgeholt, die Vorratwagen geöffnet und ein prasselndes Feuer entzündet. Während die Soldaten ihr Mittagsessen bereiteten, erschien Oberst Gordon, der Befehlshaber, mit noch zwei anderen höheren Offizieren im Pfarrhause und legte den Befehl des Gouverneurs von Bengalen vor, nach welchem ihm in den verdächtigen Gegenden der Oberbefehl ohne bestimmte Vorschriften übertragen worden war. Er konnte verfügen und alle Unterthanen der englischen Krone mußten ihm blindlings gehorchen.

Zunächst ließ er sich die beiden Deutschen vorführen.

Richard und Oskar sahen einen älteren Mann, dessen Züge zwar große Strenge verrieten, aber doch auch offen und vertrauenerweckend waren. Oberst Gordon ließ sich die Geschichte jener Nacht in Keschub Agarris Felsenschloß nochmals auf das genaueste wiederholen, — als Richard dazu gelangte, von dem letzten Opfer der Würger, dem jungen englischen Offizier zu sprechen, da trommelten seine Finger in fieberhafter Hast auf die Tischplatte.

„Beschreibe mir das Äußere des Unglücklichen, mein Sohn," sagte er. „Nimm dir Zeit, besinne dich! wie sah er aus?"

„Er war groß und schlank mit braunem, lockigen Haar, die Augen grau und das Gesicht länglich. Seine Hände erschienen mir zart wie die einer Dame."

„Wellesley!" riefen in diesem Augenblick wie aus einem Munde die Offiziere. „Es war George Wellesley, der Unglückliche!"

Oberſt Gordon hob die Hand. „Übereilen wir uns nicht, meine Herren," ſagte er mit vor Bewegung unſicherer Stimme. „Es fehlt noch der hauptſächlichſte Beweis."

Und dann wandte er ſich abermals zu dem jungen Deutſchen. „Welche Uniform trug der Offizier, den die Thugs ermordeten, mein lieber Junge?"

„Das wollte ich vorhin ſchon beifügen, Herr Oberſt. Es war diejenige, welche Sie ſelbſt im Augenblick tragen. Über ſeine Stirn lief ſchräg herab eine alte Narbe."

Der Oberſt ſah ſtarr auf einen Punkt, er ſchwieg lange. Die rechte Hand zog wieder und wieder den eisgrauen Bart ſo tief als er reichte herab.

„Meine Herren," ſagte dann mit unſicherer Stimme der alte Kriegsmann, „meine Herren, ich habe George Wellesley, als er mit der großen Summe königlicher Gelder in der Taſche ſo unerwartet verſchwand, einen leichtſinnigen, möglicherweiſe ſogar ehrloſen Menſchen genannt, — dafür bitte ich ihn jetzt um Verzeihung. Möchte es ſeiner Seele vergönnt ſein, dieſe Worte zu hören."

Durch das Zimmer flog ein Engel, wie es im Volksmunde heißt. Niemand ſprach; die britiſchen Offiziere ehrten ſchweigend das Andenken ihres gemordeten Kameraden.

Erſt nach längerer Pauſe ſagte der Oberſt, indem er ſeine Mütze ergriff und ſich zum Fortgehen wandte: „Du mußt uns begleiten, mein Junge; ich werde dir auf dem Gepäckwagen einen Platz anweiſen und dich ſpäter wieder hierher zurückbringen laſſen. Leutnant Wellesley ſtand bei meinem Regimente, er war ein flotter junger Offizier, der das Spiel und die luſtige Geſellſchaft ſehr liebte, ja, der oft am frühen Morgen in die Kaſerne kam, ohne geſchlafen zu haben, ſo friſch und ſo fröhlich wie ein Zaunkönig im Neſt, — eben daher ließ ich den Verdacht gegen ihn in mein Herz kriechen, Gott vergebe mir's. Jetzt habe ich den Befehl, die Gegend zu ſäubern und bei der rächenden Vergeltung, ich will keine Gnade üben!"

„Sahſt du übrigens, wie die Verbrecher den armen Schelm töteten, mein lieber Junge?" fügte er plötzlich hinzu.

Richard ſchüttelte den Kopf. „Ich konnte es nicht," geſtand er.

Sein Angeſicht war dermaßen blaß geworden, daß Bruder Körner erſchreckend zu ihm trat. „Biſt du krank, Richard?" fragte er leiſe.

„Nein, — nein, — es übermannte mich nur, daran zu denken. Die Schlangen biſſen in des Offiziers Augen hinein — und — und —“

„Großer Gott!“

Der Oberſt war faſt ohnmächtig in das Sofa zurückgeſunken. Er hatte den verſchwundenen Leutnant für einen Dieb gehalten und das auch laut ausgeſprochen; als ihm jetzt die entſetzlichen Einzelheiten ſeines Todes zur Kunde kamen, da wirkte die Erſchütterung überwältigend. Das Regiment mußte einen Tag und eine Nacht im Freien verbringen, ehe ſein Führer das Pferd wieder beſteigen und die Reiſe fortſetzen konnte.

Dann erhielt Richard aus der Werkſtätte des Kompanieſchneiders einen neuen leinenen Anzug, nebſt Stiefeln und Wäſche und von dem Geiſtlichen einen Strohhut, — ſo ausgerüſtet ſollte er den Truppen als Führer dienen.

Sein Abſchied von dem Verwundeten war kurz und herzlich. Die Offiziere hatten den Eid des bedauernswerten Mannes geachtet und von ihm keinerlei Ausſagen verlangt, ihm war nicht einmal eine Mitteilung irgend welcher Art gemacht worden, aber er wußte doch alles.

„Ihr findet keine Seele,“ ſagte er. „Das Schloß iſt leer von oben bis unten, die Mitglieder des Bundes ſind längſt in Sicherheit. Sie tragen ihre gewöhnlichen Vermummungen nicht ohne Zweck, — keiner kennt den anderen.“

Richard hielt die beiden fieberheißen Hände zwiſchen den ſeinigen. „Biſt du mir böſe, Hondin?“ fragte er bittend wie ein Kind, „ich gehe ja nur mit den Soldaten, weil ich muß. Sie zwingen mich.“

Der Mahaut ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſagte er ſchaudernd, „nein, mein lieber Junge. Möge Keſchub Agarris Haus dem Boden gleich gemacht werden, ich wünſche es jetzt ſelbſt. Die Irrtümer, denen ſich mein armes Volk hingibt, ſind zu furchtbar.“

Er ſchloß matt die Augen und Richard küßte ihn, ehe er ging. „Hondin,“ ſagte er innig, „auf die Zeit, welche ich in deiner Nähe verbrachte, werde ich immer zurückſehen als auf die kurze glückliche Friſt, in der ich einen Vater beſaß.“

Hondin lächelte. „Mein Liebling,“ flüſterte er, „mein guter Junge!“

So ſchieden ſie mit treufeſtem Händedruck und Richard begleitete die Soldaten, ohne Oskars Lebewohl gehört oder ihm ein

ſolches geboten zu haben. Es ſchien zufällig, daß der eine abweſend war, als der andere den Wagen beſtieg.

Die Muſik trug Abſchiedsgrüße in das ſtille Pfarrhaus, die Soldaten ſangen und Richard ſaß zwiſchen allerlei Gepäckſtücken auf dem Wagen. Wieder ein neuer Abſchnitt der Reiſe, — würde es zugleich auch der letzte ſein?

Ein quälender Gedanke lag auf des jungen Mannes Seele. Er hatte noch mit keinem Menſchen von der Sache geſprochen, aber heute beſchäftigte ſie ihn doppelt lebhaft, — als damals der Schlangenbändiger wie von einer Kugel getroffen bewußtlos zu Boden ſtürzte, war er geſtorben? War er nie wieder aufgeſtanden?

Ein Grauen durchrieſelte die Adern des jungen Mannes. Wenn er den tückiſchen Zwerg mit jenem Fauſtſchlage getötet hätte?

Niemand wußte um das Ereignis, als nur Hondin, der Pfarrer und er ſelbſt; Tippoos Name war ſonſt bei keiner Erzählung genannt worden; die Offiziere kannten die Geſchichte des habſüchtigen kleinen Burſchen nicht. Jetzt aber fand ſich vielleicht auf dem Schloßhofe ein friſches Grab und in der Urne lag Tippoos Aſche.

Richard ſeufzte. „Eine Unglücksfahrt, dieſe Reiſe.“

Das Regiment bewegte ſich nur langſam und mit großen Unterbrechungen vorwärts. Auf dem ganzen Wege wurde verhört und nachgeſpürt, wurden Häuſer und Tempel durchſucht, aber nur Verwünſchungen gegen die Thugs ſchallten den Soldaten entgegen; weder von Keſchub Agarris Leuten noch von ihm ſelbſt ließ ſich eine Spur entdecken.

Am fünften Tage lag der Eingang zum Felſenſchloſſe, wie er ihn im Halbdunkel jener Mondnacht geſehen, wieder vor Richards Blicken. Die Soldaten teilten ſich in verſchiedene Züge, ſchwärmten aus und umzingelten den ganzen Beſitz, ſo daß, wenn überhaupt Menſchen zugegen waren, dieſelben wenigſtens nicht heimlich entfliehen konnten.

Der große Schloßhof, die Blumenanlagen und Terraſſen, die Stallungen, alles lag wie ausgeſtorben. Nur die Mücken und die Krähen, jene Unvermeidlichen, überall Vorhandenen ſo weit Indiens Sonne ſcheint, — waren auch hier zahlreich verſammelt. Krächzend flogen die ſchwarzröckigen Geſellen auf, als das Militär nahte.

Der Oberſt hielt eine kurze Anſprache und ſchickte dann ſeine Adjutanten nach allen Seiten. Eine ununterbrochene Poſtenkette zog ſich um den ganzen Beſitz.

„Zuerſt das Haus!“ befahl der alte Herr. „Mir nach, Kinder!“

Er ging mit gezogenem Säbel voran, die Offiziere folgten ihm, und den Schluß bildeten etwa fünfzig Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett; Richard blieb hart an der Seite des Führers.

Die Thür war unverſchloſſen und in der Halle ſtand Sen-Sen, jener Diener, welcher damals die Reiſenden zuerſt begrüßt hatte. Kaltblütig fragte er nach dem Begehr der Fremden.

„Iſt dein Herr anweſend, Burſche?“

„Nein. Sahib Agarri hat ſich auf die Reiſe begeben.“

„Das finde ich ſehr klug von ihm. Vermutlich nahm der gute Mann Weib und Kind gleich mit ſich auf die Fahrt?“

Der Diener blieb völlig kalt. „Keſchub Agarri, mein Sahib, hat weder eine Frau noch Kinder, Faringi,“ antwortete er.

„Deſto beſſer, dann wird die Natternbrut mit einem Schlage ausgerottet. Geh und öffne alle Thüren, ich habe den Befehl, dies Haus zu durchſuchen.“

Sen-Sen zog ein großes Schlüſſelbund aus einem Kaſten hervor.

„Du kannſt alles ſehen, Sahib Faringi,“ ſagte er, „mein Gebieter hat keine Geheimniſſe.“

Er öffnete mehrere Thüren und die Offiziere betraten Prunkgemächer, in denen die Werte von Hunderttauſenden als Teppiche, Polſter, Decken und Koſtbarkeiten überall umherlagen. Ein feiner Duft von Roſenöl zog wie ein Hauch durch die Luft, auf dem Tiſche ſtanden noch Flaſchen und Gläſer mit den feinſten europäiſchen Weinen, gleich als ſei die fröhliche Tafelrunde ſoeben erſt verſcheucht worden; an den Wänden hingen Waffenſammlungen, Porträts in Lebensgröße, indiſche Fürſten vorſtellend, während Seltenheiten aller Art die Schränke füllten. Keine noch ſo verwöhnte Dame hätte ſich mit ausgeſuchterer Pracht umgeben können, als dieſes Haupt einer Würgerbande, dieſer Mann, deſſen weiße juwelenblitzende Hände ſich wohlgefällig in das Blut ſeiner Nebenmenſchen zu tauchen pflegten.

Zimmer auf Zimmer dehnte ſich in langer Flucht, enge lauſchige Räume mit einem einzigen Diwan und dem Tiſch voll Büchern und Zeitungen davor, weite Geſellſchaftsſäle, deren Glasthüren ſich in die Roſengebüſche des Gartens öffneten, — nichts Verdächtiges war zu ſehen.

„Wo iſt der Eingang zu den Kellern?“ fragte der Oberſt.

„Im Hofe. Das Küchenperſonal kam niemals in das Schloß.“

„Aber dennoch hat dasselbe mit den unterirdischen Räumen eine Verbindung. Wo ist also die Treppe?“

„Ich kenne keine!“

Der Oberst wandte sich zu seinen Soldaten. „Jungen,“ sagte er, „es gilt jetzt, eine Tapetenthür, eine frische Mauer oder einen versteckten Zugang aufzuspüren. Sucht! Sucht! Euer Vorgesetzter, der Leutnant Wellesley ist in diesem verfluchten Hause ermordet worden, — wir wollen wenigstens den Leichnam finden um ihn mit kriegerischen Ehren zu bestatten.“

Die Mannschaften verteilten sich in alle Räume, von draußen kamen noch fünfzig Mann mehr herbei, aber dennoch verging eine Viertelstunde nach der anderen, ohne daß auch nur eine Spur entdeckt worden wäre, bis endlich der Oberst selbst in einem Zimmer mit golddurchwirkten Seidentapeten musternd stillstand.

„Kommen Sie einmal her, Leutnant Bourke,“ sagte er. „Ich glaube, ich habe es. Die Ausstattung des ganzen Schlosses ist prachtvoll, aber nicht mehr neu, besonders die Malereien an den Wänden sind sehr alt, nur dies Zimmer macht davon eine Ausnahme. An der Seide haftet kein Stäubchen, — sie ist erst ganz vor kurzem befestigt und deckt die Treppe zum Keller!“

Der Offizier nahm den Degen und spaltete rücksichtslos das kostbare Gewebe. Die Soldaten, erbittert durch den Mord an einem sehr beliebten Vorgesetzten, rissen mit beiden Händen den Stoff herab und siehe da, — eine Thür lag vor aller Blicken.

„Hurra!“ rief der Oberst, „ich dachte es mir.“

Seine Augen suchten den Diener, aber Sen-Sen war verschwunden, als habe ihn die Erde in ihren Schoß aufgenommen. Der Oberst lachte. „Er entläuft uns nicht! — Jetzt in den Keller, meine Jungen, wir müssen die Beweise haben, das Götzenbild und die anderen Mordwerkzeuge. Vorwärts, vorwärts, bringt Fackeln her!“

Wieder ging er voran und eine Anzahl von Soldaten folgte ihm. Richard sah die weitgedehnte Halle, welche als Versammlungssaal der Thugs diente, im roten Lichte zahlreicher Fackeln, auch der marmorne Sockel des Götzenbildes war da, aber das letztere selbst fehlte, ebenso Schale, Spitzaxt und Schlingen. Das eiserne Gitter zum geheimen Gange war heraufgezogen.

Eben wollten die Offiziere den engen unterirdischen Weg betreten, als von draußen her eine Meldung an den Obersten eintraf.

„Die Gräber ſind gefunden," hieß es. „Wir haben das des Herrn Leutnants ſchon geöffnet!"

„Wo? — Ich bitte euch, wo?"

Der alte Soldat bebte. „Ich bitte euch, Kinder, — iſt denn die Leiche unverſehrt?"

Der Adjutant ſchauderte. „Es ſind nur Überreſte vorhanden," antwortete er, „blutige Knochen, ein zernagter Schädel, aber das ganze iſt in die Uniform des Ermordeten gewickelt. Wir fanden das Taſchentuch unſeres armen Kameraden, ſeine Börſe, ſeine Brieftaſche!"

„Alſo doch! — Doch!"

Er ging ſchnellen Schrittes die Treppe hinauf, während eine Abteilung Soldaten den Gang durchſuchte. Dieſen letzteren folgte Richard, blieb aber etwas zurück, da es ihm ſchien, als glänzten aus jener Ecke, die ihm damals als Verſteck gedient, plötzlich ein Paar Augen hervor.

Er dachte an den Tiger. Die Beſtie konnte möglicherweiſe hier zur Bewachung zurückgelaſſen ſein.

Schon wollte er den Soldaten eine Warnung zurufen, als plötzlich aus dem Dunkel hervor zwei Hände ſich gegen ihn erhoben. „Richard," ſagte eine leiſe Stimme, „Richard, um der Götter willen, verrate mich nicht! denke an den Tag, wo du flüchteteſt wie ich jetzt, — da half ich dir!"

Es war Tippoo und bei ſeinem Anblick fielen Felſenlaſten von der Seele des Knaben. Er hatte alſo damals kein Menſchenleben vernichtet!

Das alte Geſicht des Zwerges ſchien geiſterhaft blaß, ſeine Hände bebten. „Gnade, Faringi," flehte er, „Gnade!"

Der junge Deutſche wandte den Blick. „Lauf!" ſagte er mit tiefem Atemzug.

Der ganze Vorgang hatte kaum eine halbe Minute gedauert, Richard konnte den Soldaten nachſpringen, ehe ſie ſeine Abweſenheit überhaupt bemerkten.

Im Gange warfen die Fackeln das rote flackernde Licht auf alle jene rieſenhaften Gebilde von Göttern, Elefanten, Schlangen und Affen, auf Särge und Blumengewinde aus Stein. Das Luſthäuschen konnte nicht erreicht werden, denn auch hier war die Thür verſperrt, wurde indeſſen von den Kolbenſtößen der Soldaten ſehr bald zerſplittert, ſo daß ſie krachend einſtürzte. Mit ihr fiel

ein Aufſatz von perſiſchen Roſen, welcher die Füllung geſchickt verborgen hielt.

Trommelwirbel rief draußen die Soldaten zuſammen. Der Oberſt hatte alle Beſitztümer des gemordeten Offiziers als Beweisſtücke zu ſich genommen und dann die traurigen Überreſte in einen Soldatenmantel wickeln laſſen, um ſie im grünen Walde der Erde zu überliefern. Ein Grab wurde gegraben und die Leiche hineingelegt, dann hielt der Geiſtliche des Regimentes eine ergreifende Rede, bei welcher Oberſt Gordon das Taſchentuch vor die Augen hielt, um nicht ſehen zu laſſen, daß er weinte.

Gerade er war es geweſen, der achſelzuckend in Kalkutta geſagt hatte: „Leutnant Wellesley trug zufällig eine große, der Regimentskaſſe gehörige Summe in der Taſche, als er ſo ſpurlos verſchwand, iſt das nicht ein ſeltſames Zuſammentreffen? Der hübſche George lacht jetzt über die, welche nicht begreifen können, wohin er kam!“

Dieſe ſpöttiſchen Worte brannten wie Feuer im Herzen des ehrlichen Mannes; er hätte am liebſten auf ſeine Kniee fallen und Gott und George Wellesley laut um Verzeihung bitten mögen.

Die Klänge der Trauermuſik ſchallten durch den ſtillen Wald und nach dem letzten gemeinſamen Gebete folgten die üblichen drei Ehrenſalven. Jetzt war wenigſtens vor jedem Soldaten des ganzen Regimentes die Ehre des Toten glänzend wieder hergeſtellt.

Einige Soldaten zimmerten gleich an Ort und Stelle ein Kreuz, das ſie auf der Gruft anbrachten, ſpäter ſollte dann dasſelbe erſetzt werden durch einen Stein, welchen die Kameraden dem armen Leutnant zu widmen gedachten.

„Das Schloß iſt eingezogen im Namen der Königin!“ erklärte Oberſt Gordon. „Eine Kompanie bleibt hier, bis vom Gouverneur weitere Beſtimmungen eingehen, vorerſt müſſen wir nun den ſchurkiſchen Diener einfangen. Wer hat ihn geſehen?“

Es meldete ſich niemand. Sen-Sen war einmal über den Hof gegangen, aber man ließ ihn unangefochten, denn aus dem Thore konnte er ja nicht gelangen, — jetzt ſuchten ihn die Soldaten überall.

Plötzlich rief aus den Pferdeſtällen eine Stimme, und als mehrere Leute hinzuliefen, ſahen ſie eine in der Ecke verborgene Geheimtreppe, die in einen kurzen Gang ausmündete. Schon nach zwanzig Schritten ſtanden die erſten, welche ſich hineingewagt hatten,

jenſeits der Umfaſſungsmauer des Schloſſes im Freien, wo ein dichtes Gebüſch von Tamarisken den Zugang verbarg.

Sen-Sen war auf dieſem Wege entſchlüpft.

Der Oberſt ließ auch hier eine Wache zurück und verfolgte dann mit einer großen Anzahl von Soldaten den geflüchteten Indier. „Er kann nicht erwarten, uns zu Fuß zu entkommen," ſagte der erbitterte alte Herr, „ein Pferd beſitzt er auch nicht, folglich gibt es irgendwo in der Nähe ein Haus, das ihm Schutz gewährt! Suchen wir!"

Nach allen Seiten ſchwärmten die Soldaten auseinander, Horniſten begleiteten jeden einzelnen Zug, es wurde kein Weg, kein Gebüſch unbeachtet gelaſſen, ſelbſt der Oberſt ſpähte wie ein Indianerhäuptling zwiſchen alle Zweige.

„Wo der Burſche ſteckt, da findet ſich auch das Tempelgerät," ſagte er. „Die Mörder haben hier herum verſchwiegene Helfershelfer."

Sie ſuchten weiter und weiter, bis endlich aus ſtarker Entfernung das verabredete Zeichen herüberklang.

Irgend etwas mußten jene dort entdeckt haben.

Der Oberſt ließ antworten, dann gingen alle der Richtung nach, die Vögel des Waldes aus ihren Neſtern aufſchreckend, Spinnen und Schlangen, große Fröſche und Eidechſen unter den Füßen zertretend. Es war eine lange beſchwerliche Wanderung, bei der nur die von Zeit zu Zeit wiederholten Horntöne den Wegweiſer bildeten, aber endlich gelangte doch die kleine Karawane ans Ziel.

Unter dem Schatten dichter Baumkronen lag eine Einſiedlerhütte, ein ſonderbarer Bau ohne Thür und mit flachem Dache; an der Wand lehnte eine Leiter, während aus einer kleinen runden Luke das Geſicht eines alten Mannes hervorſah und dann ebenſo ſchnell wieder verſchwand.

Der Oberſt ließ die Leute ſtillſtehen. „Kennt jemand den Einſiedler?" fragte er.

Nein. Es fand ſich keiner.

Wieder beobachtete das ſchlaue Geſicht die Soldaten. Als ſich einige der höheren Offiziere näherten, nahm der Einſiedler Platz an ſeinem Fenſter. „Was begehrt ihr?" fragte er mit ſcharfer Stimme. „Kraoh hat die Welt längſt verachten gelernt, er weiß nichts von ihren Freuden oder Leiden. Opfert und betet, damit ihr nicht an dem ſchaudervollen Fluſſe der Unterwelt ewig wandern müßt."

Richard ſah plötzlich auf. Er erkannte die Stimme des Mannes mit den lauernden Augen und dem Fuchsgeſicht. „Herr Oberſt,“ rief er, „dieſer Menſch öffnete bei dem Blutopfer die Adern der Erdroſſelten, er iſt es, welcher zugleich mit dem Dſchematar den Tempeldienſt verſieht!“

„So! So! Wollen ihn ſchon Mores lehren, dem ſauberen Burſchen!“

„Gebt dem Einſiedler, der nur einmal im Jahre ſeine Hütte verläßt, um das Durga-Pudſcha-Feſt mitzumachen, einige Peis,“ rief der Mann am Fenſter. „Kraoh lebt von den Geſchenken der Gläubigen, dafür betet er und geleitet die Seelen in Brahmas Schoß. Von der Welt iſt nur Ungerechtigkeit zu erwarten und blutiger Hader, — im Paradieſe iſt Frieden.“

„Das glauben wir auch,“ ſagte trocken der Oberſt. „Komm ein wenig ans Tageslicht, Burſche. In dem Dache deiner Höhle wird ſich ja wohl ein Zugang finden.“

„Nein! Nein!“ rief der Indier. „Zwiſchen den Kindern der Welt tritt der Gläubige auf Dornen, die ihn verletzen. Kraoh geht nicht aus ſeiner Hütte.“

„Dann müſſen wir ihn alſo hervorziehen. Drauf, meine Jungen, nehmt das Neſt aus!“

Wie ein Rabe mit flatternden Fängen erhob ſich, beide Arme vorſtreckend, der Einſiedler. „Fürchtet den Zorn der Götter!“ ſchrie er, „die Erde öffnet ſich, wenn ihr eure dreiſten Hände an das Haus eines Gläubigen legt! Fort, fort, oder Feuer und Flammen ſollen vom Himmel fallen!“

Er hatte ſich ganz aus der Luke vorüber gebeugt, ſein nackter Körper war von Narben bedeckt, ſeine Augen glühten in halbem Irrſinn. „Weichet!“ ſchrie er, „weicht, ihr Frevler, oder die heilige Bhawani ſchleudert euch in den Abgrund!“

Ein luſtiges Lachen aus den Reihen der Soldaten beantwortete die Verwünſchungen. Sie hatten die Leiter erklommen und durch eine mit Matten verhüllte Öffnung in die Hütte hinabgeſehen. Einer von ihnen ſprang in die Tiefe, dann noch einer und wenige Minuten ſpäter bot ſich den Draußenſtehenden ein überwältigend komiſcher Anblick. Zuerſt erſchienen die Arme des Einſiedlers, darauf ſein Kopf und zuletzt der ganze Menſch, deſſen lebhafte Bewegungen Himmel und Erde in Aufruhr verſetzen zu wollen ſchienen, deſſen Lippen von bitteren wütenden Verwünſchungen überquollen. Während ihn die Soldaten auf den Erdboden herab-

beförderten, ſprudelte er alles mögliche Böſe, alle Schimpf- und Drohreden, deren er ſich entſinnen konnte, wild durcheinander.

„Alle Büſche ſollen Funken und Flammen tragen anſtatt der Blätter, ſie ſollen euch die Herzen verbrennen, ihr gottloſen Faringi! Wißt ihr, was eure unreinen Hände verſchulden? Sie haben einen Brahminen ſeiner Kaſte beraubt. Ihr ſeid Mörder, Mörder!“

„Immerzu!“ lachten die Soldaten. „Wenn's nicht hilft, ſo ſchadet's doch auch nicht. Hip! Hip! Hurra! Da haben wir den zweiten!“

Sen-Sens verblüfftes grauweißes Geſicht erhob ſich über die Dachluke. Der ertappte Sünder ſprach kein Wort, weder der Bitte, noch der Schmähung, er zitterte am ganzen Körper, ſein Haar ſtand wild zu Berge und ſeine Arme hingen herab, wie die einer Leiche.

Aus der Dachſpalte ſah, als auch der zweite Gefangene zu Boden befördert war, das hübſche Geſicht eines Soldaten. „Mehr Vögel ſind nicht im Neſte, Euer Ehren,“ rief er. „Soll ich's anzünden?“

„Sachte! Sachte!“ gab der Oberſt zurück. „Kannſt du von dem Tempelgerät nichts entdecken, mein Junge? Sieh nach, ſieh nach, vielleicht findet ſich's doch!“

Der Soldat ſprang wieder hinab. „Roſen oder ſonſt Wohlduftendes gibt's hier nicht, hörte man die helle Stimme, „brr! welche Schätze hat ſich der alte Schmutzfinke aufgeſtapelt, — bei Golly, es wäre genug für meiner Mutter größten Kartoffelacker! Fußhoch, wahrhaftig, mannshoch, lauter welke Blätter und Koſtbarkeiten aus dem Kuhſtall; Sakra, ſolch ein indiſcher Heiliger verbraucht tüchtig Balſam, — die Cholera könnte man davonkriegen!“

Und dann nach einigem Scharren und Schaben — „Segne meine arme Seele, was iſt das? Kling! Kling! — Hat er da Töpfe mit Rupien, der alte Sünder?“

„Die böſe Seuche über dich!“ ſchrie der Einſiedler. „Laß ab! Laß ab! Der Blitz wird in deine Seele fahren und ſie zu Aſche verſengen!“

„Oho, langſam, langſam, das kommt morgen auch noch früh genug, heiliges Gerippe! Es klingt ſo hübſch nach Metall, erſt muß ich die Geheimniſſe deiner beſten Stube ein bißchen genauer unterſuchen, weißt du. Schau! Schau! — — Eine große Puppe!“

Die Offiziere lachten trotz der ernſten Stimmung, in welcher ſie ſich befanden. „Gib die Puppe her, mein Sohn!“ rief der

Oberſt. „Ich ſage dir, es iſt die Göttin Kali, ſieh zu, daß du ſie nicht zerbrichſt, — langſam, ganz langſam!“

Noch ein paar Soldaten ſprangen nach in das Innere der Hütte, Ausrufe und halblaute Schreie wurden gehört, aber draußen zeigte ſich von dem entdeckten Götzenbilde nichts; endlich erſchien wieder der erſte Sprecher.

„Das Frauenzimmer iſt zu groß,“ meldete er, „aus der Luke kann ſie nicht ſehen, ſonſt ſtößt ſie ihren Kopf entzwei. Sollen wir die Wand einreißen?“

„Die Peſt über dich! Feuer! Verderben! Flammen!“

Der Oberſt nickte. „Reißt ſie nur ein, Kinder! Der Bewohner dieſer Höhle bekommt ein anderes Gemach, aus dem man ihn ſo bald nicht wieder freiläßt. Schont aber das Götzenbild, hört ihr!“

Die Draußenſtehenden halfen, und ſchon nach Minuten lag der leichte Bau aus Stroh und Bambus in Trümmern. Wolken von Inſekten ſtoben nach allen Seiten, ein halbleerer Waſſerkrug, ein Stein und ein Haufen von trockenen Wurzeln bildeten das Hausgerät der traurigen Wohnung, in deren Hintergrund jedoch Gold und Silber durch die umhüllenden Schmutzmaſſen hervorſchimmerten.

Das grauenvolle Bild der Bhawani mit dem Wolfsrachen und den Schnüren von Menſchenſchädeln kam zum Vorſchein, die goldene Opferſchale und die Spitzaxt. Das Allerheiligſte des Tempels, der teuerſte unſchätzbarſte Beſitz des Blutbundes war in die Hände der Faringi gefallen.

Im erſten Augenblick ſchwiegen alle, nur der Einſiedler gebärdete ſich gleich einem Wahnwitzigen. „Die Erde vergeht,“ ſchrie er, „Wiſchnu, Wiſchnu, wo biſt du, damit mich dein Mantel decke!“

Emſig ſcharrten und gruben die Soldaten, bis das ganze, doppelt mannshohe Götzenbild freilag. Zu dieſem Scheuſal hatten wie aus der am Fuße eingegrabenen Zahl 1540 hervorging, denkende, fühlende Menſchen mit der vollen Hingebung ihrer Seelen drei Jahrhunderte hindurch gebetet.

Jetzt war der letzte Tempel dieſer Wahnbethörten entdeckt, das Götzenbild und die Blutſchale ihrer Würde entkleidet, die Diener der Kali gefangen oder landflüchtig, — nur der Zauberzwerg mit ſeinen Schlangen hatte ſich gerettet.

„Das war ein guter Fang,“ ſagte der Oberſt, „aber wie ſollen wir die ‚große Puppe‘ nach Kalkutta bringen? Ein Teil

Die Entdeckung des Götzenbildes.

„Das grauenvolle Bild der Bhawani mit dem Wolfsrachen und den Schnüren von Menschenschädeln kam zum Vorschein."

Digitized by Google

von euch, meine tapferen Jungen, muß hier bleiben und sie bewachen, während ein anderer die Gepäckwagen herbeiholt. Das kommt alles ins britische Museum, und eine Tafel hängt dabei mit dem Vermerk, daß Ihrer Majestät Grenadiere vom dreiundachtzigsten Regiment es den Thugs abnahmen. So, jetzt treibt diese beiden Galgengesichter vor euch her."

Der Einsiedler wollte nicht vom Platze weichen. Er wälzte sich am Boden und versuchte es, mit den Zähnen seine Pulsader zu zerbeißen, bis man ihm schließlich Hände und Füße band und ihn neben dem Götzenbilde am Boden liegen ließ. Wenn die Wagen kamen, so konnte er ja wie ein Gepäckstück aufgepackt werden.

Sen-Sen gehorchte ohne Widerrede. In seinem Herzen lebte nur ein Gedanke, — das Verlangen, zu sterben. Sahib Agarri flüchtig und der Altar der Bhawani zerschlagen, das war mehr, als er ruhig zu ertragen vermochte.

Jetzt galt alles gleich, auch das, was etwa die Faringi über ihn beschlossen hatten. Sein Herz war gebrochen.

Ein schnell beschafftes Mahl wurde im Freien eingenommen, dann ging es zum Rückmarsch. Richards Stimmung war gegen die der Herreise eine weit leichtere, glücklichere zu nennen, — wußte er doch den Zwerg lebend und sogar durch ihn selbst gerettet, — das befriedigte alle seine Wünsche.

Am zweiten Tage stießen die Gepäckwagen mit den Gefangenen und dem Tempelgerät wieder zu dem marschierenden Regimente, und am dritten trennte sich Richard von dem alten Obersten. „Du hast dich als tapferer junger Mann erwiesen," sagte dieser, „hauptsächlich bist du es, dem wir die Ergreifung der Thugs verdanken; das soll dir nicht unbelohnt bleiben. Ich werde bei dem Gouverneur darüber berichten."

Unser Freund dankte bescheiden, und dann brachte ihn einer der Wagen unter starker Bedeckung nach dem Missionsdorfe zurück.

Eine sonderbare Stille lag auf der ganzen, sonst so belebten Umgebung. Die Fenster waren verhüllt, die Stimmen der Kinder nirgends zu hören. Vom kleinen hölzernen Kirchlein bis zum Thore des Gottesackers lagen auf dem Wege Blumen und frischgeschnittene Zweige.

Richards Herzschläge stockten. Das bedeutete nur eins, etwas Schreckliches, — während der zehn Tage seiner Abwesenheit war Hondin gestorben.

Er bat den Unteroffizier, welcher den kleinen Zug führte, ihn auf dem Fußpfade vorauseilen zu lassen, und nun schlich er, nachdem der Turm erreicht war, leisen Fußes in das offene Innere der Kirche. Überall dufteten Blumen, überall hingen grüne Gewinde.

Gewiß, gewiß, — hier mußte ein Sarg stehen.

Vor dem Altare sah er im Halbschatten eine menschliche Gestalt, die mit einem Arm den Pfeiler umschlungen hielt, während die rechte Hand müßig herabhing. Es war Oskar, — seine Stirn lehnte an der Tafel, worauf einige Worte verzeichnet standen:

„Auferstehn, ja auferstehn, wirst du, mein Leib, nach kurzer Ruh!“ —

Zagend, mit verhaltenem Atem trat er näher. Da wandte Oskar den Kopf, er veränderte ein wenig seine bisherige Stellung, und nun sah Richard, was er bisher nur vermutete.

Im offenen Sarge lag Hondin, die Augen geschlossen, die Hände über der Brust gefaltet, stillen Frieden in den sonst so gramvollen Zügen. Unter Blumen gebettet, vor dem Altare Christi aufgebahrt, so glich der Tote einem Schläfer, dem der Traum das Ziel seiner Sehnsucht zeigte, dem er mit leiser Hand die Pforten des Paradieses erschlossen.

Und zum gewaltigen Mahner wurde der stumme Mund. Die Blicke der jungen Leute begegneten sich hier am Sarge, um die getrennten Herzen einander wieder näher zu bringen. Beide wollten sprechen und konnten es nicht, sie umarmten sich schluchzend, ehe noch die nüchterne Erwägung Raum erhielt. Nun der, welcher väterlich für sie gesorgt hatte, ihnen auf immer entrissen war, nun Hondin tot im Sarge lag, einte der gemeinschaftliche Gram die Herzen, welche früher aus Eigensinn der Versöhnung unzugänglich blieben.

Richard konnte nicht glauben, was er sah; jetzt erst wurde es ihm ganz klar, wie innig er den Entschlafenen geliebt hatte.

„Wann starb Hondin?“ fragte er, mühsam sprechend.

„Vorgestern. Wir wollen ihn heute beerdigen.“

Sie traten miteinander zum Sarge, wo die Bibel unter Hondins Kopf lag. „Er ist als Christ gestorben,“ flüsterte Oskar, „Bruder Körner hat ihn getauft. O ich werde nie im Leben den Eindruck dieser Stunde vergessen, — als der Prediger ihm seinen neuen christlichen Namen gab, da that er es mit den Worten: ‚Johannes Emanuel, Gott ruft dich in seinen Himmel!‘ — — —

„Ich bin fortgeſtürzt, ich ertrug es nicht. Houdin hat ſo glücklich, ſo zufrieden ausgeſehen, wie nie vorher. ‚Noch ganz kurz,‘ ſagte er leiſe, ‚ganz kurz, dann bin ich bei den Meinigen. Die kleinen Kinder, mein Weib, meine alte Mutter, ich ſoll ſie wiederfinden für immer!‘ —

„Und als der letzte Augenblick kam, da ſuchte er, ſchon taſtend, Bruder Körners Hand. ‚Sag’ es mir noch einmal, das Wort, an dem ich mich aufgerichtet habe, — ſag’ es mir noch einmal!‘

„Der Prediger faltete ihm die Hände; immer noch höre ich ſeine tiefe freundliche Stimme. ‚Es wird mehr Freude ſein unter den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte.‘

„Während er ſprach, hat Houdins Herz den letzten Schlag gethan. Das Lächeln auf ſeinen Lippen iſt das des Glückes, welches ihm die Verheißung der freien Gnade Gottes gebracht.“

Richard beugte ſich tief herab auf das Geſicht des Toten. Er küßte die erſtarrten Lippen, während warme Thränen aus ſeinen Augen fielen.

Wie bitter, wie unendlich bitter ſchmerzt doch der Abſchied an einem Sarge!

„Armer Dſchumbo,“ flüſterte nach einer Pauſe der junge Deutſche, „was wird nun aus ihm?“

„Houdin hat ihn dir vermacht, er hat dir ein herzliches Lebewohl ſagen laſſen und dich gebeten, ihn nie ganz zu vergeſſen.“

„Das werde ich gewiß nicht, o gewiß nicht, aber Dſchumbo kann bei mir nicht bleiben, und ihn an den erſten beſten verkaufen möchte ich um keinen Preis. Bruder Körner ſoll ihn haben.“

Oskar nickte. „Das war auch mein Gedanke,“ ſagte er, „hier kann der Elefant großen Nutzen ſtiften und iſt einer freundlichen Behandlung ſicher. Wenn der Miſſionar jetzt ſeine Reiſen in die Dörfer einiger entfernt wohnender Chriſten macht, dann geſchieht es im Ochſenkarren, und wo dieſer nicht verwendbar iſt zu Fuß. Wie viel angenehmer wird der Platz auf Dſchumbos Rücken ſein!“

„Ich will es dem freundlichen Manne gleich ſagen. Noch habe ich ihn ja nicht einmal begrüßt!“

Während er ſprach, betrat Bruder Körner die Kirche und ging ſtumm, mit ausgeſtreckter Hand dem jungen Deutſchen entgegen, in ſeinen Augen glänzte ein feuchter Schimmer.

Richard ſchluchzte. „O Herr Paſtor!“ ſtammelte er.

Der Miſſionar bezwang mit Mühe das Beben ſeiner Stimme.

„Gott weiß es," ſagte er, „ich hatte ihn lieb gewonnen wie einen Bruder."

„Ich auch, ich auch, — wie wird mir Hondin fehlen!"

Ein mildes Lächeln trennte die Lippen des Geiſtlichen. „Wohl die ſchönſte Grabrede, welche dem Menſchen gehalten werden kann," ſagte er innig. „Du beſonders lagſt unſerem heimgegangenen Freunde ſehr am Herzen, Richard, er liebte dich wie ein eigenes Kind, er hat ſich von der erſten Stunde eurer Bekanntſchaft her zu dir hingezogen gefühlt und dich auch zu ſeinem Erben eingeſetzt. Dſchumbo iſt dein rechtmäßiges Eigentum."

Richard ſchüttelte den Kopf. „Oskar ſagte es mir bereits," antwortete er, „aber ich kann Hondins Geſchenk nicht annehmen. Meine Heimat iſt die See, ich müßte alſo den armen Dſchumbo verkaufen, und das ſoll nie geſchehen."

„Aber weshalb nicht? Gerade das war es, was Hondin wollte. ‚Richard hat keinen Vater,' ſagte er mir, ‚keine Familie, die für ihn ſorgt oder ſeine Zukunft ſichert, er ſoll daher meinen Elefanten in Kalkutta zu Geld machen, dann beſitzt er ein kleines Vermögen. Dſchumbo iſt mindeſtens ſeine zehntauſend Rupien wert.'"

Richard blieb bei ſeiner Weigerung. „Ich will mir ſchon erwerben, was nötig iſt," meinte er, „das Tier, welches Hondin ſo zärtlich liebte, ſoll nicht auf den Markt gebracht werden, um mir einen Haufen Geld zu verſchaffen. Nein, nein, Herr Paſtor, Sie behalten den Grauen und verſprechen mir dafür nur, ihm hier bei ſich das Gnadenbrot zu ſichern; einſtweilen trägt er Sie unter Thumals Führung durch das Land, wie er uns getragen hat."

Der Miſſionar dankte gerührt dem uneigennützigen jungen Landsmann, dann verließen alle drei die Kirche, und Richard berichtete von dem Erfolge ſeiner Reiſe. „So ſind denn hoffentlich jetzt die letzten Thugs verſcheucht," ſchloß er ſeine Erzählung.

„Wie wurde es mit dem Schlangenbändiger?" forſchte der Geiſtliche. „War er mit dabei?"

Richard wechſelte die Farbe; er konnte ſich nicht entſchließen, zu lügen. „Ich habe ihn entſchlüpfen laſſen," geſtand er.

Bruder Körner antwortete nichts, aber er lächelte, und was er dachte, war: „Lieber zu menſchlich, als zu lebensklug, — ich hätte es auch gethan."

Am Nachmittag wurde das Leichenbegängnis gefeiert.

Nachdem ſchon die eigenen Hände der Hausgenoſſen Hondins Sarg gezimmert hatten, trugen ſie jetzt auch den Toten hinaus auf

den Gottesacker. Die Schulkinder in weißen Kleidern gingen voran, ein paar Männer läuteten das Glöcklein der kleinen Kirche, und hinter dem von Blumenkränzen faſt verdeckten Sarge folgte alles, was der Chriſtengemeinde angehörte, Männer wie Frauen, ſelbſt die älteſten, krüppelhafteſten, die Mütter mit ihren kleinen Kindern auf den Armen.

Bruder Körner hatte auch deutſche Weiſen den braunen Söhnen des Südens eingeprägt; jetzt, am offenen Grabe empfingen, als der Zug nahte, die leiſen feierlichen Klänge den Toten, deſſen irdiſches Teil hier dem Staube zurückgegeben werden ſollte.

Durch Richards erſchütterte Seele zogen die Bilder jener Tage, an denen man Tſchander Ajubs Leiche mit Reis, Milch und Honig behandelte, um dann zuletzt die Knochen in den Strom zu werfen, den Krokodilen zur Beute. Damals hatte Hondin ſeufzend geſagt: „Ich möchte dereinſt ein chriſtliches Begräbnis haben!“

Nun wurde der Sarg aufgehoben und hinabgelaſſen in die Gruft. Bruder Körner hielt die Leichenrede über den Text: „Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt.“ Er nannte dieſen Toten, im Glauben Geſtorbenen einen jener Auserwählten und bewies das durch den äußeren Lebensgang desſelben. In Hondins Seele hatte nur ein einziger Gedanke gelebt, alles andere neben ſich verdrängend, alles beherrſchend, gleichſam das ganze Leben mit düſterem unheilvollem Bann umſtrickend, — er wollte ſich rächen für den Verluſt ſeiner gemordeten Lieben.

Hatte man ihm das Glück des Daſeins ſchonungslos zertreten, — wohl, ſo dachte er Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aber nicht nur an dem einzelnen, nicht in einer jähzornigen Aufwallung, nein, wohl überlegt — an der ganzen atmenden, ſich des Lebens freuenden Menſchheit. Er ſuchte die lichtſcheue Gemeinſchaft der Thugs, er wurde ihr Schüler und feierte als der erbittertſten, der rachſüchtigſten einer die Jahresfeſte der Bhawani in Keſchub Agarris Felſenſchloß. Er tötete ſelbſt mehr als einen Weißen und ſein Herz weidete ſich an dem Gedanken, daß dieſe Opfer fallen mußten um der gemordeten Kinder willen. Ja, als das Schickſal ihm die beiden ſchutzloſen Chriſtenknaben entgegenführte, da jubelte er heimlich. In dem Alter der Fremden hätte jetzt ſein eigener Sohn ſtehen müſſen, — er haßte ſie ſchon deshalb, er wollte es ſein, der ihnen am Blutfeſte die Schlinge um den Hals warf.

„Und dann,“ ſchloß mit erhobener Stimme der Miſſionar, „dann ſchickte ihm ſein Vater im Himmel den Engel der Verſöh-

nung in Geſtalt eines dieſer Knaben. Richard hat keine Eltern mehr, er trägt das Los, welches auch der Verſtorbene trug, ganz allein dazuſtehen unter lauter Fremden, — das erzählte er zufällig dem, der ihn töten wollte, und durch die verfinſterte Seele ging ein erſtes leiſes Regen des Mitleids. ‚Wenn dieſer dein Kind wäre!‘ hat Houdin ſchon ſehr bald gedacht, ‚welch ein ſtolzer Vater könnteſt du ſein!‘ — Er liebte den ſchlichten, offenen Charakter des jungen Deutſchen, ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, er fühlte ſein Inneres wie von Meſſerſtichen zerriſſen, als ihm Richard einmal ſagte: ‚Ich würde dir vertrauen, Houdin, ich ginge mit dir, wohin es auch ſei!‘

„Dann kam die Stunde der Entſcheidung. Im Fürſtenſchloſſe des fernen Landesteiles traf er zufällig den Dſchematar der Thugs, eben' jenen Keſchub Agarri, den jetzt das Schickſal ereilt hat; es waren auch noch andere Würdenträger des abſcheulichen Bundes zugegen und in einer Nacht wurde von dem Schüler verlangt, daß er ſich jetzt als Mitglied aufnehmen laſſe, — Houdin ſollte den Eid leiſten, welcher ihn verpflichtet hätte, die beiden weißen Knaben zu töten. Er ſchlug dies Verlangen aus, er brach mit allem, was bisher den Inhalt ſeines Daſeins gebildet hatte, und in der Stunde der Gefahr war er es, der die Bedrohten rettete. Wahrlich, er hat das Leben dahingegeben um des Lebens willen, ſein Los iſt auf das herrlichſte gefallen.“

Bruder Körners Stimme erſtickte, kaum war es ihm möglich, unter dem Schluchzen der Verſammelten die Leiche einzuſegnen. Jeder einzelne warf ſeine Handvoll Erde auf den Sarg, die Kinder ſtreuten Blumen und wieder ſangen die Männer.

„Einſt reift die Saat, mein Staub erwacht,
Zu Jeſu Chriſti Leben — — — —“

Richard und Oskar ſtanden nebeneinander, auch noch, als ſchon die Verſammelten langſam in das Dorf zurückkehrten. Jetzt, wo Houdin fehlte, was würde ihr Schickſal ſein?

Hier war ihres Bleibens nicht länger, ſie mußten zurück nach Kalkutta und dort Schiffsdienſte ſuchen, — einſamer, freundloſer als jemals. Im Stalle brüllte der Elefant; wieder trieb ſeine Stimme die kaum getrockneten Thränen heiß aus dem Herzen herauf. Armer Dſchumbo! er vermißte den geliebten Herrn, er war unruhig und ſcheu, ſeit ſich das Fenſter nicht mehr öffnete, hinter dem noch in den Schauern der letzten Stunde Houdins Hand ſeinen Rüſſel geſtreichelt hatte.

Sie ſprachen ihm zu, die beiden Trauernden, ſie brachten ihm kleine Leckerbiſſen; der Tag wurde lang und öde. Abends hielt Bruder Körner mit ihnen eine eingehende Unterredung, als deren Ergebnis ſpäterhin ein Brief nach Kalkutta abging, worin der Miſſionar einen dortigen Amtsbruder bat, den beiden jungen Leuten Schiffsdienſte zu verſchaffen, womöglich nach Hamburg, jedenfalls aber nach Europa.

Vierzehn Tage vergingen, dann kam die Antwort und zwar eine ſehr niederſchlagende, — es war kein ſegelfertiges Schiff im Hafen, oder wenn ſich ein ſolches fand, ſo hatte es bereits vollzählige Mannſchaft. Nur ein einziger engliſcher Kapitän ſuchte Leute, dieſer aber ging nach Sumatra und erſt von dort mit Kaffee nach Liverpool.

Richard nickte. „Einerlei," rief er, „ſo nehmen wir dies Schiff. Es iſt nicht möglich, hier ganz zwecklos die Zeit zu verbringen, während vielleicht noch monatelang kein Hamburger den Hafen verläßt. Morgen reiſen wir ab."

Der Miſſionar bot ihm herzlich die Hand. „Ich widerſpreche dir nicht," ſagte er, „denn du haſt im Grunde recht, aber eins ſteht feſt, — ihr könnt hier bleiben und unſere beſcheidenen Arbeiten, unſer Los teilen, ſo lange es euch gefällt."

Richard dankte freundlich, ohne indeſſen den einmal gefaßten Entſchluß zu ändern. Auch Oskar wollte je eher deſto lieber auf den Ozean hinaus und ſo wurde denn die Abreiſe für einen der nächſten Tage feſtgeſetzt. Vorher kam noch ein Brief vom Oberſten Gordon, mit dem als Belohnung für Richards Dienſtleiſtungen eine hübſche Summe eintraf; unſer Freund konnte alſo der Miſſion, die von den Liebesgaben europäiſcher, hauptſächlich deutſcher Chriſten lebte, einigermaßen vergüten, was der wochenlange Aufenthalt dreier Perſonen gekoſtet hatte. Frau Eliſabeth, die emſig ſchaffende Hausmutter, nähte den beiden eine hübſche Ausſteuer, der Paſtor fügte aus ſeiner Bibliothek einige gute Bücher hinzu und ſo kam die Stunde der Trennung, von allen gleich ſchmerzhaft empfunden, heran.

Sie ſtanden noch einmal an Houdins friſchem Grabe, zum letztenmale für das ganze Leben. „Ruhe ſanft, Houdin! — Wir wollen dich nie vergeſſen, nie in Glück oder Leid das Bild des treuen Freundes aus unſerer Erinnerung verlieren."

Eine ſchwere Prüfung war es, als ſpäter der Elefant, zur

Reiſe gerüſtet, vor der Thür des Miſſionsgehöftes erſchien. Ein anderer ſaß an Hondins Stelle! — —

Sonſt hatte ſich nichts verändert; es war der Tragſeſſel und die Leiter; alle kleinen Einzelheiten fanden ſich vor, — — nur die hohe Geſtalt des Indiers fehlte, ſein liebes ernſtes Geſicht.

Wie ſträubt ſich das Herz gegen den, welcher den Platz eines geliebten Toten einnimmt! — Sonſt galt der gutmütige Thumal den beiden Knaben längſt als gern geſehener Kamerad, heute war das Auge, als es zu ihm emporſah, von Thränen verdunkelt.

„Geleite euch Gott!“ ſagte voll tiefer Bewegung der Miſſionar. „Unſere Bahnen gehen hier auseinander, aber wenn ihr einmal eine Mußeſtunde habt, ſo ſchreibt ein paar Worte! Ein Brief von euch wird für mein ſtilles Haus immer ein Feſttag ſein.“

Sie verſprachen es, ſie küßten die Kinder und ſchüttelten allen Erwachſenen die Hände. Vorwärts, alter Dſchumbo, es muß ſein, ob auch das Herz ſo unruhvoll ſchlägt, es muß ſein, — das Leben kennt nichts Dauerndes, nichts, das dem Menſchen geſchenkt wäre. Alle ſeine Güter ſind nur geliehen von der Stunde, — die nächſtfolgende rafft ſie dahin für immer.

„Lebt wohl! Lebt wohl!“ —

Zum zweitenmale trug Dſchumbo auf ſeinem ſtattlichen Rücken die beiden jungen Deutſchen hinein in Kalkuttas Thore, wenn auch jetzt ſofort zur ‚weißen Stadt.‘ Bruder Körner hatte ſeine Schützlinge dem bewußten Amtsgenoſſen brieflich empfohlen und ſo zogen ſie denn an dem Gaſthauſe des verſtorbenen Tſchander Ajub, an dem Ghas, wo er verbrannt wurde und an den Krokodilen des Hugly vorüber bis zu jenem Marktplatz, auf welchem bei Gelegenheit des Durga-Pudſcha-Feſtes die betrunkenen Ochſen umhertaumelten. Wie ganz anders ſtanden heute die Dinge, welch eine bittere Erfahrung lag hinter den jungen Herzen!

„Hallo!“ rief plötzlich aus einer Seitengaſſe hervor eine Stimme, „Hallo, Dſchumbo! Woher kommſt du alter Junge? — Richard, Oskar, da ſeid ihr ja, — guten Tag! guten Tag!“

Ein junger Waſſerträger, den gefüllten Schlauch auf der Schulter, näherte ſich im Laufſchritt und erſt als er ganz dicht neben ihnen ſtand, erkannten die Deutſchen Togannahs gutmütiges Geſicht. Sie ſtreckten ihm beide zugleich die Hände entgegen. „Guten Tag, du Ausreißer! Wußteſt du damals ſchon, daß Keſchub Agarris Schloß als Opferſtätte für die Würger diente?“

Vor lauter Freude und Aufregung ließ Togannah plötzlich das untere, nur von seinen Fingern zusammengehaltene Ende des straffgefüllten Schlauches fahren und wie aus einem Springquell ergoß sich die kühle Flut über Dschumbos Rüssel, so daß er prustete und blinzelte, als wolle er eine Staubwolke von sich abschütteln. Unter allgemeinem Lachen der Beteiligten und der Umgebung schlang der junge Indier den plötzlich leergewordenen Behälter wie einen Gürtel um den Leib und wandelte neben dem Grauen her zur Herberge.

„Ich wußte es halb und halb," gestand er, „in unserem Dorfe wohnten auch Thugs, und man munkelte allerlei. Dir gab ich ja ein Zeichen, Richard."

„Allerdings," nickte dieser, „nur konnte ich von deiner Warnung keinen Gebrauch machen, mein guter Togannah!"

„Wie lebst du übrigens hier?" setzte er hinzu. „Was betreibst du?"

„Hm, ich verdiene als Wasserträger mein bescheidenes Auskommen, aber ich bin zufrieden. Hier auf englischem Grund und Boden kann man doch sein Haupt ruhig hinlegen, ohne daß irgend ein Verbrecher mit dem gezückten Mordmesser hinter einem steht. — Ihr wollt natürlich jetzt wieder Schiffsdienste nehmen?"

„Ja. Es soll in Diamond Harbour ein Engländer liegen, der von hier auf Sumatra geht und von dort auf Liverpool, — er sucht Leute."

Togannah nickte. „Kennt ihr den Mann?" fragte er.

„Nein, leider nicht. Aber es bleibt uns im Augenblick keine Wahl, wir müssen die Katze im Sacke kaufen."

Togannah schüttelte den Kopf. „Das sollt ihr nicht," rief er entschieden. „Wäret ihr nicht gewesen, so hätte ich damals als Meriahopfer bluten müssen, das bleibt euch unvergessen. Ich wandere noch heute hinaus nach Diamond Harbour und bringe euch über das Schiff und seinen Führer ganz genaue Nachrichten; ein Eingeborner erfährt dergleichen immer besser als ihr."

Sie dankten ihm beide und nahmen Wohnung in der Herberge, deren Wirt, einen Deutschen, der Missionar persönlich kannte. Am Nachmittag dieses Tages folgte dann eine schwere Stunde, die der Trennung von dem Elefanten. Thumal hatte Befehl, so rasch als möglich zurückzukehren, er durfte daher nicht säumen, sondern ließ den Grauen nur einige Stunden ausruhen und führte ihn später vor das Hofthor, um die Heimreise anzutreten.

Ein beklemmendes Gefühl laſtete auf den Herzen der beiden jungen Leute. Sie ſtanden wieder ſo allein, ſo ganz verlaſſen wie an jenem Abend vor acht Monaten, als Dewitſchand auf der Hafentreppe von Bombay für ihre Wiederergreifung eine Belohnung nach der anderen ausbot.

Ganz allein! — ein trauriges Wort!

Thumal bot ihnen die Hand: „Soll ich alle grüßen, auch die alten Frauen und die Kinder?“

„Alle! Alle! — Leb wohl, Dſchumbo, hab Dank für deine Treue! Leb wohl, alter Kerl, leb wohl!“

Richard umklammerte den Rüſſel des grauen Rieſen, wie man eines ſcheidenden Freundes Hand erfaßt und feſthält. „Dſchumbo,“ ſagte er mit erſtickter Stimme, „Dſchumbo, wo iſt dein Herr? — Wer iſt es, den du lieb haſt?“

Der Elefant blinzelte, er ſah umher, als ſuche er etwas, dann ſchüttelte das große Tier den Kopf. Dies Kunſtſtück war von ſeiner Liſte geſtrichen, — einen anderen, einen Fremden an die Stelle ſeines geliebten Herrn zu ſetzen, dazu konnte ſich Dſchumbo nicht verſtehen.

Aber er gehorchte den Befehlen Thumals ſo willig, als wiſſe er, daß dies ſeine Pflicht ſei. Der Indier grüßte nochmals und dann ſetzte ſich das Tier in Bewegung. Richard und Oskar ſahen ihm nach, bis eine Biegung der Straße alles verhüllte, den Reiter und den Elefanten. Leere Luft, fremde gleichgültige Geſichter, wo wir noch eben Grüße und Blicke tauſchten, — ein herbes troſtloſes Empfinden, faſt dem gleich, das an offener Gruft unſere Seele erfüllt.

Stunden vergingen ohne ein Wort. Das Haus war das eines Chriſten, man ſprach deutſch und hatte auf deutſche Art die Einrichtung beſtellt, aber doch ſchien es den beiden, als müſſe all ihr Denken den Elefanten auf ſeinem Zuge durch die Wildnis des heidniſchen Landes begleiten, doch waren ſie unendlich einſam und traurig.

Am ſpäten Abend kam Togannah. Wie ein Freudenſchimmer fiel der Blick aus ſeinen ſchlauen Augen auf den Weg der jungen Deutſchen, beſonders als er ſagte, daß die Bark „Eliſabeth“ ein ſchönes ſchnellſegelndes Schiff ſei und Mr. Vaughan, ihr Kapitän, ein tüchtiger, überall gern geſehener Mann. An Bord hatte die Cholera gewütet, das ganze Fahrzeug war gereinigt worden, und nun ſuchte ſein Führer eine neue Bemannung; es galt alſo,

ſich möglichſt raſch zu melden, da ja in jeder größeren Hafenſtadt immer Seeleute im Überfluß zu erlangen ſind.

Togannah erhielt ein anſtändiges Geldgeſchenk, dann nahmen unſere Freunde auch von ihm Abſchied und begaben ſich nun zunächſt in das Haus des Predigers, an den ſie von ihrem Beſchützer, dem deutſchen Miſſionar, bereits empfohlen waren. Bruder Roland hatte bei dem Kapitän der engliſchen Bark ſchon vorgearbeitet; ſowohl Richard als Oskar erhielten Dienſte als Leichtmatroſen, das Handgeld wurde ihnen ausgezahlt und bei den zuſtändigen Behörden alles geordnet. Mit völlig neuen Papieren verſehen, konnten ſie in Diamond Harbour an Bord gehen und dort gleich die Ballaſtladung mit einnehmen.

Das Schiff machte regelmäßige Fahrten zwiſchen England, Indien und Sumatra, von welch letzterem Orte es Kaffee nach Liverpool brachte. „Vielleicht," meinte Kapitän Vaughan, „vielleicht ſind wir in weniger als einem Jahre wieder hier, dann könnt ihr Urlaub bekommen und eure zwei- und vierbeinigen Freunde im Miſſionsdorfe beſuchen."

„Vielleicht!" — Ein keckes Rütteln an den verſchloſſenen Thoren der Zukunft. Indes wir Pläne ſchmieden für ferne, noch nicht erſtandene Tage, zerrinnt unter unſeren Füßen der lockere Sand der gegenwärtigen Stunde.

X.

Das ſchöne ſchlanke Schiff, vom Monſun getrieben, flog durch die Wellen und längſt war das indiſche Feſtland den Blicken entſchwunden. Während die Gedanken der beiden jungen Leute bisher mit einer Art von Heimweh oder unbeſtimmtem Verlangen das Miſſionsdorf, das Grab des Elefantenführers und die ſtattliche Geſtalt Dſchumbos wieder und wieder umſchwebten, während ſie immer nur rückwärts, anſtatt auf den vor ihnen liegenden Weg geſehen hatten, — begann allgemach unter dem Eindruck des Neuen und in der kühlen belebenden Seeluft die jugendliche Heiterkeit ihr Recht wieder geltend zu machen.

Keiner von beiden hatte Sumatra geſehen; ſie hofften auf Ausflüge in der Umgebung der Hafenſtadt und ſchmiedeten Pläne

über Pläne. „Im Mai können wir in Hamburg ſein," meinte Richard, — „ob wohl die „Hanſa" im Hafen liegt? Steuermann Peters ſoll mir beim Waſſerſchout als Zeuge dienen; er kannte meine Abſichten, weiß, daß ich nicht durchbrennen wollte.

Oskars Augen ſchoſſen einen plötzlichen Blitz. „Du", rief er, „es iſt mir, als könne ich aus dieſen Strichen nicht ſcheiden, ohne mit dem ſchurkiſchen Dewitſchand abgerechnet zu haben. Der Heide ſoll ſeine Unthat büßen, ſoll Mr. Goulds Käſtchen herausgeben."

Richard lachte. „Vielleicht liegt der alte Räucherkaſten in Sumatra vor Anker," verſetzte er, „dann kannſt du ſeinem Kapitän den Krieg erklären."

„Das will ich auch. Dewitſchand ſoll womöglich hängen, — wäre er nicht geweſen, ſo hätte meine arme Mutter endlich freier atmen können, ſo würde Mr. Gould für mich ſelbſt und für die vielen jüngeren Kinder geſorgt haben, — er wollte es."

Richard wiegte den Kopf. „Gott wollte es *nicht*," rief er. „Es war alſo für euch beſſer, daß Mr. Gould nicht nach Hamburg kam."

Oskar ſchüttelte den Kopf. „Da denke ich anders," geſtand er. „Fällt mir Dewitſchand zwiſchen die Fäuſte, ſo ſoll er meine Rache fühlen."

Nach dieſen Worten folgte eine Pauſe, während welcher Richard einem Manne nachſah, der gerade jetzt, mit einem großen Korbe beladen, über das Verdeck ging. Es war ein Malaie, ein unterſetzter breitſchultriger Burſche, deſſen ſchwarze Augen unter gleichfarbigem ſtraff herabhängendem Haar blitzend hervorſchauten, ein Eingeborner der Nikobarinſeln und auf der Bark als Koch angeſtellt. Palo ſprach nur das unerläßlichſte, hatte ſich keinem der Matroſen angeſchloſſen und ſchien im ganzen ein mürriſcher Geſell, aber er beobachtete alles; was auch vorgenommen wurde, ſeine dunkeln Augen hafteten darauf und ſahen es.

„Ich mag ihn nicht," flüſterte Richard, „er hat einen falſchen Blick."

„Aber er kocht ausgezeichnet — und das iſt für uns die Hauptſache."

„Namentlich bei der harten Arbeit in dieſen ſturmreichen Gewäſſern!"

Sie gingen auseinander, der eine, um den Dienſt in den Maſten wahrzunehmen, der andere, um alte Segel zu flicken. Kapitän Vaughan war ein ſehr gütiger Gebieter, aber er hielt auf Ordnung

und geriet in den höchſten Zorn, ſobald irgend welche Nachläſſigkeiten an den Tag kamen, — aus dieſem Grunde hatte er den malaiiſchen Koch beſonders gern und ließ ihn das auch häufig merken.

„Palo iſt pünktlich wie ein gutes Uhrwerk,“ ſagte er einmal, „mit dem Glockenſchlage ſteht das Eſſen bereit, und immer vorzüglich gekocht. Der ſchwarzköpfige Burſche gefällt mir ſehr, alles an ihm glänzt von Sauberkeit.“

Mr. Nesbitt, der erſte Steuermann, ſchüttelte den Kopf. „Als der einzige Malaie an Bord iſt er ohnmächtig, Sir, — ſonſt würde ich gerade ihn ſehr ſcharf beobachten. Palos immer geſchloſſene Lippen verbergen ein Geheimnis.“

Der Kapitän lachte. „Sie verabſcheuen die gelben Schlauberger, Nesbitt!“

„Und Sie vertrauen den Menſchen im allgemeinen viel zu leicht, Sir, nehmen Sie mir das nicht übel.“

„Keineswegs. Aber ich ſehe nicht ein, weshalb man über ſchlimme Zufälle nachgrübeln ſoll, ehe ſie eingetroffen ſind. Palo kann uns das Schiff nicht in die Luft ſprengen.“

„Übrigens,“ ſetzte er hinzu, „laſſen Sie für die Nacht alles Leinen wegnehmen, Nesbitt, es gibt wieder einmal eine gehörige Mütze voll Wind.“

„All right, Sir!“

Der Befehl wurde zum Teil vollzogen, teils ſeine Ausführung vorbereitet. Dunkle Wolken jagten über den Himmel, ein feiner Regen ſtäubte den Matroſen in das Geſicht und wie vom böſen Feind getrieben, flog die Bark durch das ziſchende, brodelnde Waſſer.

Zuweilen ſchlug eine beſonders hochgehende Woge über Deck, und am Morgen gab es alle Hände voll zu thun, um den entſtandenen Schaden wieder auszubeſſern.

Ein abſcheuliches Wetter! Der Kapitän war entweder an Deck oder er ſaß bei den Karten, blaß vor Aufregung der vielen umliegenden Inſeln wegen. Wenn das Schiff von der Brandung erfaßt und gegen den Strand geworfen wurde, ſo war es verloren.

Zuweilen kamen grüne, hochbewaldete Küſten fernher in Sicht, dann verſchwanden ſie wieder wie die Bilder eines unruhigen Traumes. Haushohe Brandungswellen peitſchten hier und da einen langgeſtreckten kahlen Strand, an dem zahlloſe Vögel niſteten, dann hüllten Schaum und Wogenſchauer das Ganze in ihre weißen

wallenden Schleier, und der Kapitän ſtrich langſam mit der Rechten über die Stirn.

„Gottlob, wieder an einer dieſer gefährlichen Inſeln vorbei!“

In einer Nacht voll Regen und jäh auftauchender Kälte erhob ſich das Toben des Windes zum Sturm. Es war ſo dunkel, daß man auf zwei Fuß Entfernung keinen Gegenſtand mehr unterſcheiden konnte; alle Lampen flogen zerſchellt aus ihren Haltern, was nicht niet- und nagelfeſt war, wurde über Bord geſchleudert.

Aber Kapitän Vaughan lächelte trotzdem. „Wir ſind jetzt an den kleinen Inſeln vorüber,“ ſagte er, „mag uns nun der Sturm in voller Fahrt nach Sumatra jagen, — ich bin's zufrieden.“

Die kahlen Maſten ſtarrten in das Dunkel empor, ächzend und knarrend bogen ſich die Taue. An Deck nützte nur der Mann beim Ruder etwas, ſonſt niemand; in dem Toben des Wetters konnte weder gearbeitet noch Ausguck gehalten werden. Es mußte, wie in ſolchen Fällen ſo häufig, auf einen etwaigen Zuſammenſtoß mit einem anderen Schiffe ankommen, denn es war unmöglich etwas zu ſehen, geſchweige denn raſch auszuweichen.

Kreiſchend ſchoſſen, noch ſchwärzer in der ſchwarzen Nacht, die großen Seevögel mit ausgebreiteten Flügeln über die Maſtſpitzen hin; kaum einer von der Mannſchaft ſchlief, alle Herzen klopften ſchneller während dieſer ſchauerlichen Fahrt durch die hohle rollende See.

Einige Stengen und Spieren waren ſchon über Bord gegangen, der an Deck liegende Notmaſt raſſelte in ſeinen Eiſenklammern wie ein lebendes gefangenes Weſen, das nach Befreiung ringt, von der Kapitänskajütte hatte der Sturm eine Seite der Thür weggeriſſen, — plötzlich aber erſcholl, bald nach Mitternacht, ein donnerndes Poltern, das kurz andauerte und dann mit einem Sturz in das Waſſer endete.

Irgend ein ſchwerer Gegenſtand war vom Sturm über Bord gefegt worden.

„Es können nur die Tanks*) ſein,“ flüſterte Richard, der im Volkslogis zunächſt der Thür lag. „Eine ſchöne Beſcherung!“

In dieſem Augenblick ſtreifte ein fremder Körper ſein Geſicht; er griff zu, aber ohne etwas zu erfaſſen. „Wer iſt da?“ rief er laut.

Keine Antwort.

*) Eiſerne Gefäße zur Aufbewahrung des Trinkwaſſers.

„Wer ſollte hierher kommen?“ meinte ein anderer. „Man hörte auch keine Schritte.“

„Einerlei. An mir ging jemand vorüber.“

„Vielleicht war's eine Ratte,“ meinte die andere Stimme. „Verdammte Nacht, das!“

Während dieſer kurzen Unterhaltung lag Palo, der Malaie, in ſeiner Koje, und um den ſonſt ſo feſt geſchloſſenen Mund ſpielte ein frohlockendes Lächeln. Er konnte es unter dem Schutze der Nacht wagen, dieſen Triumph zu zeigen, — kein Auge vermochte ihn zu beobachten.

Das Schiff ächzte in allen Fugen. Die Vögel kreiſchten, und der Sturm heulte. Bleiern langſam ſchlichen den Leuten die Stunden.

Beim erſten Tagesgrauen legte ſich, wie gewöhnlich, die Wut der Elemente, aber eine neue Gefahr war an die Stelle der früheren getreten. Beide Tanks fehlten.

Kein Tropfen Waſſer an Bord, — ein höchſt beunruhigender Verluſt.

Der Kapitän ſtampfte vor Zorn mit dem Fuße. „Die Bolzen können nicht ordentlich befeſtigt geweſen ſein,“ rief er, „der Teufel ſoll eure Nachläſſigkeit holen, ihr faulen Geſellen. Jetzt vergeht der ganze Tag unter unfreiwilligem Faſten und abends können wir dann die Nikobarinſeln anlaufen, um nur erſt einmal etwas Waſſer zu erlangen! Zwei Tage unnütz verſäumt!“

„Vorwärts!“ fügte er hinzu, „holt alle Fäſſer und Flaſchen aus dem Raume hervor. Bei den vertrackten Malaien kann ich keine Tanks wiederkaufen!“

Er blieb während des ganzen unangenehmen Tages in ſeiner Kajütte; erſt am Abend, als die Inſel Großnikobar in Sicht kam, erſchien er und gebot, den paſſendſten Landungsplatz anzulaufen. Zugleich erhielt die Mannſchaft den Befehl, ſich zum Aufſuchen von Trinkwaſſer im Innern der Inſel bereit zu halten.

„Palo!“ rief der Kapitän.

„Sir!“

„Iſt dieſe Inſel deine Heimat? Biſt du mit Land und Leuten bekannt?“

Der Malaie ſchüttelte den Kopf. „Nein, Sir, die Hütte meiner Eltern ſtand auf Katſchall.“

„Du kannſt alſo den Matroſen hier nicht als Wegweiſer dienen, du kennſt im Innern der Inſel weder Flüſſe noch Quellen?“

„Nein, Sir!“

Der Kapitän und Mr. Nesbitt wechſelten einen ſchnellen Blick. „Sehen Sie wohl!“ ſagte der eine, und — „Ich bin keineswegs überzeugt!“ der andere.

Palo konnte wieder gehen, ſeinen Betel kauen und mit verſchränkten Armen auf ſeiner Schiffskiſte ſitzen. Da das Waſſer fehlte, ſo gab es für ihn nichts zu thun.

Mit dem Einbruch des Abends begann abermals das Singen und Sauſen des Sturmes. War ſchon die vorige Nacht eine höchſt unangenehme geweſen, ſo wurde dieſe zweite geradezu ſchrecklich. Es fand ſich keine auch nur einigermaßen geſchützte Stelle, an der das Schiff Anker werfen konnte, noch weniger aber durften ſich die Boote in den Giſcht hinauswagen. Obgleich keine Brandung den Strand umbrüllte, ſo ging doch das Meer für jeden ſolchen Verſuch viel zu hoch.

Die Bark wurde backgelegt, unbarmherzig zerrten die Elemente den ſchlanken Bau bald vor- bald rückwärts, bis endlich unter den Qualen des Durſtes und des beſtändigen Wartens abermals der Morgen dämmerte. Ein ziemlich breiter Fluß rollte, zwiſchen Gebirgshäuptern aus dem Walde hervorbrechend, ſeine Wogen in das Meer hinab, während eine klippenfreie Bucht der Bark geſtattete, in ihrem Schutze Anker zu werfen.

Mr. Nesbitt ließ die beiden Geſchütze gegen den Strand kehren und ſechs Kugelbüchſen bereit legen. Die eine Hälfte der Mannſchaft mußte mit Fäſſern und Eimern im großen Boot an Land gehen, die andere blieb zur Bedeckung des Schiffes zurück, wobei Palo völlig außer acht gelaſſen war.

Er ſchien ſich um die ganze Sache nicht im allermindeſten zu bekümmern.

Der Strand bot ein Bild des ſtillſten Schöpfungsfriedens. Bis an die Waſſergrenze hinab hatten Strandläufer und Regenpfeifer ihre Neſter erbaut, große Eidechſen ſonnten ſich faul im Lichte des jungen Tages und Schildkröten wanderten kriechend über den Sand. Weiter hinauf begann der Wald mit ſeinen zahlloſen größeren und kleineren Tieren, Papageien, wunderbar ſchönen Hühnern, Tauben, Zuckervögeln, Faſanen und Pfauen, ebenſo ganzen Horden von Affen, wilden Katzen und andrem kleinen Raubzeug. Die ausgeſuchteſten Blumen und Früchte wuchſen überall, ſo daß wenigſtens der brennende Durſt einigermaßen geſtillt werden konnte.

Das hauptſächlichſte indeſſen, das Waſſer fehlte vor der Hand

noch ganz, denn die See spülte an der Mündung des kleinen Flusses ihre gewaltigen Wellen so weit landeinwärts, daß alles ungenießbar wurde, selbst noch das, was eine beträchtliche Strecke flußaufwärts versucht wurde.

Weiterhin versperrten die letzten Ausläufer der Gebirge den Weg.

Eine große Schildkröte mußte zunächst ihr Leben lassen, Körbe voll Austern wanderten zurück zum Schiff, dann suchten die Matrosen den trotzig dastehenden Felsen zu umgehen. Keine Spur einer menschlichen Nähe war weit und breit zu entdecken.

Palo saß noch immer mit verschränkten Armen auf seiner Schiffskiste und lächelte in sich hinein.

„Ist die Insel stark bevölkert?" fragte ihn der Kapitän.

„Weiß nicht, Sir."

Mr. Nesbitt streifte ihn mit einem nichts weniger als schmeichelhaften Blick. „Wer die Bolzen aus den Lagern der beiden Tanks gezogen hat, weißt du vermutlich auch nicht, Bursche?"

„Nein, Sir!"

Es lag etwas Teuflisches in dem Behagen, womit Palo dem heißblütigen Schotten ins Auge sah.

Mr. Nesbitt schlug mit der flachen Hand auf eines der beiden Geschütze. „Aber diese Dinger kennst du, nicht wahr, Kerl? Hüte dich, weiße Männer herauszufordern!"

„Steuermann," begütigte der Kapitän, er hat ja nichts gethan!"

„Einerlei, sein Gesicht ist das eines Schurken."

Palo blieb bei seinem unangenehmen Lächeln; er kaute Betel und sah zum Lande hinüber.

Die Matrosen waren vom Schiff aus nicht mehr zu erblicken. Während einige weiter gegen den oberen Lauf des Flusses hin vordrangen, um erst einmal reines süßes Wasser zu erhalten, vergnügten sich andere mit der Jagd, und zwar desto eifriger, je weniger sie von der Sache verstanden.

„Sieh! Sieh!" rief einer, „welch sonderbares Tier steht da in der Pfütze!"

„Ein Schwein! — Hurra, wir können gerade frischen Braten gebrauchen?"

„Du Narr, es ist ein Hirsch, das sieht man doch auf den ersten Blick!"

„Ein Hirscheber," belehrte Oskar, der längst für das „leben-

dige Nachſchlagebuch“ des Schiffes erklärt worden war. „Trefft ihn gut!“

Drei Kugeln pfiffen durch die Luft, aber ohne dem harmloſen Rüſſelträger im allermindeſten zu ſchaden. Er verſchwand ſchleunigſt von der Bildfläche, und die betroffenen Schützen eilten ihm nach, ſo ſchnell ſie konnten.

Mit ihnen hüpften von einem Baum zum anderen die Affen, ſchwirrten Vögel ohne Zahl. Das fröhliche Gelächter der jungen Leute ſchallte durch die grüne Einſamkeit.

Unterdeſſen hatte die zweite Abteilung eine Stelle gefunden, wo ſich die mitgebrachten Fäſſer bequem füllen ließen. Zuerſt tranken alle nach Herzensluſt, dann tauchten ſie die Eimer ein und begannen das klare Naß zu ſammeln. Die gänzlich beuteloſen Jäger ſtießen zu ihnen, wurden geneckt und neckten wieder, dann verteilte man die vollen Gefäße, um den Rückweg anzutreten. Der Marſch mußte ohnehin zweimal gemacht werden.

Als ſich der erſte mit dem Fäßchen auf der Achſel und dem Gewehr in der anderen Hand umwandte, um durch die überall ſehr dichten Gebüſche wieder zum Strande zu gelangen, da blieb er plötzlich erſchreckend ſtehen und von ſeinen Lippen rang ſich ein Ausruf, der wie die größte Beſtürzung klang. „Alle Donnerwetter!“ murmelte er.

Vor ihm blitzten die Augen eines Malaien, in deſſen Gürtel der berüchtigte malaiſche Dolch, der Kris, ſtak und der außerdem eine Büchſe auf der Schulter trug, — aber nicht das allein, wie durch Zauberei, wie aus dem Boden auftauchend, erſchienen ganze Dutzende von Gelben. Die Weißen waren vollſtändig umzingelt.

„Ich bin der Radſcha von Groß-Nikobar,“ ſagte in gebrochenem Engliſch würdevoll der erſte. „Wer ſeid ihr?“

Die Matroſen ſahen einander verdutzt an. „Wir haben bei dem letzten Sturm unſere Tanks verloren,“ antwortete einer, „deshalb warfen wir hier Anker, um etwas Waſſer zu erlangen.“

Richard hatte ſich die Reihen der Widerſacher näher betrachtet; es wurde ihm ſofort klar, daß an eine Verteidigung leider durchaus nicht zu denken war.

„Höre mich an, Radſcha von Groß-Nikobar,“ miſchte er ſich in das Geſpräch, „wir werden uns gewiß verſtändigen. Du willſt jedenfalls das Waſſer, welches hier fließt, als dein Eigentum betrachten und verlangſt dafür Bezahlung. Iſt es nicht ſo?“

Der Malaie wiegte den Kopf. „Wie du ſagſt, Faringi. Ich verlange einen Preis.“

„Gut, dann folge uns zum Schiffe. Der Kapitän gibt dir das Geld.“

Aber der Malaie rührte ſich nicht. „Legt nur die Fäſſer ab,“ ſagte er, „für Waſſer wird ſchon geſorgt werden. Ihr müßt uns jetzt folgen.“

„Wohin?“ rief Richard.

„Das findet ſich. Wenn ihr gehorſam ſeid, ſo ſoll euch nichts geſchehen, — ein Radſcha gibt ſein Wort.“

Der Gelbe legte dabei die Hand wie zufällig an den Kris, als wolle er ſagen: „Im entgegengeſetzten Falle erwartet euch das Schickſal des Krieges.“

„Was willſt du denn von uns, Radſcha?“ rief Oskar. „Denkſt du uns zu Gefangenen zu machen? Sollen wir nicht wieder an Bord zurückkehren?“

Der Gelbe ließ die Frage unbeantwortet. „Vorwärts!“ befahl er.

Seine Begleiter, welche in allen Büſchen hinter ihm ſtanden, alle Wege ſperrten und immer zahlreicher auftauchten, alle dieſe verſchlagenen Geſichter kamen zum Vorſchein, und bald umzingelten mehr als fünfzig Bewaffnete die ſechs Weißen, denen Flucht oder Gegenwehr gleich unmöglich gemacht waren. Sie mußten ſich die Kugelbüchſen aus den Händen und die Fäſſer von den Schultern nehmen laſſen, ohne etwas dagegen thun zu können.

Einer der Leute verſuchte es zwar; er ſtreckte voll unbezähmbarer Wut den erſten beſten Gelben mit einem regelrechten Boxerſtoß in den Sand, aber dieſer Ausfall bekam ihm übel. Im Augenblick waren ſeine Arme mit Baſtſeilen auf den Rücken gefeſſelt, ſo daß er bei dem nun folgenden Geſchwindmarſch überall ſtolperte und einen höchſt beſchwerlichen Weg hatte, wobei ihm bei jeder Zögerung ein tüchtiger Puff in den Rücken an das Verbrechen erinnerte, welches er gegen einen der Unterthanen des Radſcha begangen hatte.

Während die anderen Weißen unruhig und voll böſer Ahnungen ſchwiegen, bemühte er ſich, alle Verwünſchungen hervorzuſprudeln, deren er ſich im Augenblick erinnern konnte. „Gelbe Zitronen,“ ſchrie er, „Affen ihr alle! Bei Golly, es ſoll eines von Ihrer Majeſtät Kriegsſchiffen hierherkommen und die ganze Inſel vom

Erdboden vertilgen. Ihr Räuber, ihr Mörder, laßt mich frei und ich will euch zeigen, was meiner Mutter Sohn leisten kann!"

Aber keiner von den Gelben bekümmerte sich um diesen Ausbruch lodernden Zornes; sie schritten hinter ihren Gefangenen her und schwiegen gleich diesen, bis nach starker Wanderung durch das Gebirge eins ihrer Dörfer erreicht war.

Es stand im Thale und gewährte einen sehr friedlichen Anblick. Jedes Haus ruhte auf Pfählen von etwa zwei oder dritthalb Metern Höhe, die Wände bestanden aus Bambusstäben, das Dach aus getrockneten Atapblättern. Unter einer derartigen Wohnung, also auf dem Boden, wuchs jedesmal dichtes Gebüsch, welches in diesen ungesunden Gegenden dazu dient, die gefährlichen Ausdünstungen der Erde in sich aufzunehmen und ihre Wirkung abzuschwächen.

Der Eingang befand sich hoch oben und eine Leiter aus Kokosfasern hing herab, um den Zutritt zu ermöglichen. Vor den Häusern lagen die Arbeitsplätze der Männer, meistens Feuerstellen auf zusammengetragenen Steinen und ein größeres plattgeschliffenes Felsstück, das als Ambos diente.

Man sah an unbedeutenden Glutpfannen mit wenigen, höchst einfachen Geräten die Leute als Gold- und Waffenschmiede arbeiten, andere so feine Gewebe verfertigen, daß das Auge durch die Schönheit derselben unwillkürlich gefesselt wurde. Es war alles im Dorfe sehr thätig, die Frauen bearbeiteten die Blätter und Fasern verschiedener Palmenarten, welche zum Dachdecken benutzt wurden und selbst Kinder mußten bei diesen Beschäftigungen zur Hand gehen.

An den Hügeln weideten hübsche Ziegen und viele gelbe Ochsen, hier Karabauen genannt.

Als die Weißen erschienen, zogen sie aller Blicke sogleich auf sich; es war eine Doppelreihe lautlos staunender Menschen, die sie durchschreiten mußten, aber gleichwohl fragte kein einziger oder erlaubte sich irgend eine Beleidigung. Unangefochten gelangten die Matrosen zu einem einzeln stehenden, wenigstens vier Meter über dem Erdboden erhöhten Hause, das man ihnen als Wohnung anwies.

Ein großes Bambusgefäß mit frischem Wasser wurde hinaufgebracht, desgleichen eine Anzahl Matten und eine Mulde, welche gekochten Reis, sowie ein tüchtiges Stück Fleisch enthielt. Dann zog der Radscha in höchsteigener Person die Leiter weg.

In der offenen Thür ſtehend bat ihn Richard um einen kurzen Beſcheid. „Wie lange ſollen wir hier gefangen bleiben?“ fragte er.

„Bis morgen früh,“ war die trockene Antwort.

„Und dann kommen wir zu unſerem Schiffe zurück.“

„Ja.“

Mehr war aus dem ſchweigſamen Würdenträger nicht herauszubringen. Er entfernte ſich und ließ die Gefangenen allein. Um das Gebäude herum lagen ſpitze, wohl abſichtlich dort zuſammengetragene Kieſel; ſie konnten deshalb nicht daran denken, in einem unbewachten Augenblick einen kühnen Sprung zu wagen, es wäre ihr ſicherer Tod geweſen!

Der Gefeſſelte ſprach zuerſt, oder vielmehr, er ſprach immer noch, nur jetzt in einem etwas veränderten Tone.

„Mache mir doch einmal einer die Floſſen frei!“

Oskar zerſchnitt die Bande und jetzt fuchtelte der Sohn Altenglands gleich einem Beſeſſenen mit beiden Armen in der Luft umher. „Solche Schinder,“ rief er, „ſolche Haifiſche und Gaudiebe! Was wollen die Seeräuber von uns? Jeſus, mein Heiland, ich glaube, ſie eſſen Menſchenfleiſch!“

Ein unangenehmes Schweigen folgte dieſen Worten. Dergleichen ſpukte damals noch in den Köpfen aller Seeleute, man wußte, daß es hie und da geſchah und der Gedanke daran ließ das Blut in den Adern erſtarren.

„Der Radſcha ſagte aber doch, daß man uns morgen wieder an Bord brächte,“ warf endlich Oskar ein. „Er iſt der Gebieter dieſer Inſel!“

„Ein gelber Halunke mag er ſein! Herauskommen ſoll er und ſich ohne ſein verdammtes Schnappmeſſer Mann an Mann gegen mich ſtellen, dann kann er erfahren, was ein richtiger engliſcher Boxerkampf iſt. Segne meine Seele! wenn ſeine Spinnengewebe von Knochen nicht numeriert ſind, ſo findet er ſie nimmer wieder zuſammen.“

Nach dieſem gewaltigen Zornesausbruch ſchob John Bull ſeinen Kautabak in die andere Ecke des Mundes und machte eine kleine Pauſe, um ſich zu erholen.

Richard zuckte die Achſeln. „Was hilft der Ärger?“ ſagte er. „Wir ſtehen eben davor und müſſen hindurch. Wenn ich nur wüßte, was die Malaien im Grunde bezwecken?“

„Vielleicht ein Löſegeld!“ rief jemand.

„Das wird der Kapitän ohne Zweifel bezahlen.“

„Ich glaube es auch, — laßt uns also die Hoffnung nicht voreilig aufgeben.“

Er trat zurück, um sich nach dem langen Marsche ein wenig auszuruhen, aber bei dieser Bewegung brachte er die ruhelose Zunge des Kameraden wieder in Gang.

„Bei Golly,“ rief der Sohn Neptuns, „hier schwankt der ganze Fußboden! Segne meine Seele, wir purzeln elendiglich hindurch und brechen das Genick. Vielleicht ist das die Art und Weise der gelben Schufte, um Gefangene zu schlachten!“

Er ging so vorsichtig, als habe er Glatteis unter den Füßen, bis zur Mitte des stattlichen Raumes, dann hüpfte er ein wenig empor, so daß der ganze Bau schaukelte und das Wasser im Bambuseimer nach allen Seiten über den Rand floß.

„Schauderhaft!“ rief er. „Du, Oskar, Klugschnabel, was bedeutet es?“

„Daß die Malaien keine Bretter besitzen, mein Junge, woher sollten sie dazu die Sägen nehmen? Der Fußboden ist aus Bambusstäben geflochten, deshalb schwankt er.

„Das ist aber auch sogar notwendig,“ setzte Richard hinzu. „Bei den häufigen Erdbeben dieser Gegenden würden festgebaute oder wohl gar steinerne Häuser zusammenstürzen und ihre Bewohner erschlagen, — die Bambushütten dagegen biegen sich mit jeder Schwingung und fallen später von selbst in ihre Lage zurück.“

„O Jesus, also auch Erdbeben gibt es!“

Wieder ein neuer Schreckschuß, der die Matrosen schweigsam machte. Wahre Löwen auf der See, sind sie bekanntlich am Lande unbeholfen und fürchten namentlich immer, daß ihnen bei unruhigem Wetter möglicherweise die Dächer der Häuser auf den Kopf fallen möchten.

Oskar hatte durch eine kleine Spalte der Rückwand gesehen und winkte jetzt seinen Gefährten. „Was liegt da unter dem offenen Schuppen?“ flüsterte er.

„Menschenfleisch?“ fragte der Engländer. „Das meinige verkaufe ich teuer.“

„Ach, dummes Zeug! Sieh einmal her, Richard!“

Der Gerufene trat hinzu. „Das sind Einzelteile eines Schiffes!“ rief er, „aber keines malaiischen. Beim Himmel, ich glaube, da steht sogar auf einer Planke ein deutscher Name!“

„Eng — —“ las er, „Schade, schade, die Wand hindert mich, mehr zu erkennen.“

„Dem ſoll bald abgeholfen ſein!“

Oskars Meſſer trennte mit gewaltigem Ruck die Bambusſtäbe. Derbe Fäuſte riſſen das entſtandene Loch größer und bald hatten die dreiſten Zerſtörer Platz genug, um die ganzen Köpfe hindurchzuſtecken. „Engellina!“ las Oskar. „Ein deutſches Schiff alſo!“

„Hallo — und da unten ſchimmert es rot-weiß. Wahrhaftig, das Hamburgiſche Wappen!“

Es lief den jungen Leuten kalt durch alle Adern. Vor zwei Jahren war die „Engellina“ als verſchollen angemeldet, die Verſicherungsgeſellſchaft hatte das Schiff bezahlt, und die Frauen und Mütter ſeiner Beſatzung trugen ſchwarze Trauerkleider. Wo mochten jene braven deutſchen Männer ihr frühes Grab gefunden haben?

„Hölle und Teufel,“ ſagte halblaut der Engländer. „Wo ſind die Leute vom Schiff? — Gefreſſen, ſage ich euch, verzehrt, von den Seelenverkäufern als Karbonaden und Beefſteaks. Segne meine Seele, das iſt ein Jammer!“

Richard fuhr mit der Hand durch das Haar. „Sie ſind ermordet!“ ſagte er nachdrücklich, „aber das andere iſt Unſinn. Seht, da liegen auch ein paar Tanks, — alles von der Engellina!“

„Schauderhaft!“ ſagte leiſe eine Stimme, — und dann wurde es ſtill in dem Bambusgebäude. Sie ſprachen nicht mehr, weil die Beklemmung zu ſchwer auf aller Herzen lag. — — — — — — — — — — — — — — —

Den Zurückgebliebenen auf dem Schiffe wurde mittlerweile die Zeit lang und immer länger.

„Wo ſtecken die Burſchen?“ meinte ärgerlich der Kapitän. „Sie könnten wahrhaftig jetzt Waſſer gefunden haben.“

Mr. Nesbitt machte ſich an den Geſchützen zu ſchaffen. „Soll ich einmal ein wenig Pulver verpuffen, Sir? Die Kerle werden das Zeichen ja verſtehen.“

„Immerhin,“ nickte der Kapitän. „Sie laufen den Affen und Pfauen nach, eine kleine Mahnung kann alſo keineswegs ſchaden.“

Der Schuß rollte langſam über das Waſſer dahin, die eingeſperrten Matroſen hoben wie auf Verabredung ihre Köpfe und ſahen einander an, aber keiner von ihnen ſprach ein Wort. Zu den Kameraden auf dem Schiffe hätte freilich auch der lauteſte, der verzweiflungsvollſte Schrei nicht hinüberklingen können.

Mr. Nesbitt horchte. Ob keine Antwort kam?

„Tiger gibt es auf den Nikobarinseln nicht!“ sagte der Kapitän, indem er damit gleichsam unwillkürlich seine eigenen Gedanken beantwortete.

„Aber schurkische Malaien,“ ergänzte der Steuermann.

„Bah, es ist kein Überfall denkbar, sonst hätten wir das Schießen doch hören müssen.“

Mr. Nesbitt zuckte schweigend die Achseln. Stunde nach Stunde verrann, die Sonne hatte die Mittagshöhe längst überschritten, aber alles blieb um das ankernde Schiff herum so kirchenstill, daß die Überzeugung eines geschehenen Unglücks die Herzen der Wartenden mehr und mehr erfüllte. Zugleich regte sich auch wieder, gegen Abend neu beginnend, das nächtliche Spiel des Windes; es fuhr mit hohlem Rauschen durch die Wogen, daß sie weit hinaufgriffen auf den Strand, es schaukelte das Schiff und ließ es ungeduldig stampfen und zerren wie ein lebendes Wesen.

Binnen einer Viertelstunde mußte nun die Nacht hereinbrechen, — und noch war von den Ausgesandten nichts zu hören oder zu sehen. Wie jetzt schon der Durst zu quälen begann! Wein und Branntwein vermochten ihn nicht mehr zu löschen.

„Schießen Sie noch einmal, Mr. Nesbitt,“ sagte beklommen der Kapitän.

Das Geschütz wurde neu geladen und wieder und wieder rief der metallne Mund hinaus in die Welt, ohne eine Antwort zu erlangen. Sechs Schüsse, — dann schüttelte der Steuermann den Kopf.

„Es hilft nichts, Sir! Unsere Leute sind in einen Hinterhalt gefallen.“

Zwei Matrosen meldeten sich mit der Bitte, das andere Boot nehmen und an Land gehen zu dürfen, aber der Kapitän zögerte, es zu gestatten. „Ich muß eintretenden Falles das Schiff verteidigen können,“ sagte er seufzend.

„Das wäre auch mit unserer Beihilfe nicht möglich, Sir. Ohne den Koch sind wir acht Männer, — was könnte das einem feindlichen Angriff gegenüber nützen?“

Der Kapitän nickte. „So geht denn,“ sagte er. „Sucht wenigstens etwas Wasser zu erlangen und haltet euch nirgends auf.“

Zwei Schiffslaternen wurden mitgenommen, Beile und Kugelbüchsen. Im letzten Tagesschein landete das Boot, dann kam die plötzliche tropische Nacht, und nur wie ferne verglimmende Punkte

leuchteten noch die beiden Flämmchen in den beiden Blechlampen durch das sternenlose Dunkel.

Der Wind pfiff und das Wasser rauschte. Hier und da erklangen die Stimmen der kleinen Vögel, im Meer bewegten sich glänzende Leuchttiere, an der sandigen Küste kletterten Schildkröten auf und ab, riesenhafte Geschöpfe mit Panzern, die grünlich durch das Dunkel schimmerten.

„Schießt von Zeit zu Zeit das Gewehr einmal ab!“ hatte der Kapitän den beiden Leuten gesagt, aber kein Laut drang vom Ufer herüber. Stärker und stärker sang die Windsbraut, im Chor rauschten donnernd die fernen Waldwipfel, der Regenpfeifer kreischte, — kein Schuß, kein Zuruf drang zu der Mannschaft auf dem Schiffe.

Eine fieberhafte Unruhe hatte den Kapitän ergriffen. Er ging auf und ab ohne Ziel, zuweilen leise murmelnd und Selbstgespräche haltend, dann stand er wieder still, um sich die heiße Stirn mit dem Tuche zu trocknen

„Hat der Satan da hinter den Bergen eine Falle, in welche die Leute blindlings hineinpurzeln, Nesbitt? Auch die beiden letzten lassen nichts von sich hören.“

Der Steuermann legte plötzlich eine Hand auf seinen Arm. „Sehen Sie dorthin, Sir!“

„Wo denn?“

Seine Blicke suchten, dann erblaßte er plötzlich. „Eine malaiische Praul!“ rief er.

„Zehn, Sir, — zwanzig!“

„Du großer Gott!“

Die unförmlichen Segel, vom Wind gebauscht, erschienen rechts und links, vor und hinter der Bark. Mehr als zweihundert bewaffnete Malaien, die Enterbeile in den Händen, Gewehre über den Schultern und im Gürtel den Kris, näherten sich in schneller Fahrt dem ankernden Schiffe; selbst wenn die volle Besatzung desselben an Bord gewesen wäre, wäre doch kein Entrinnen mehr möglich gewesen.

Mr. Nesbitt und der zweite Steuermann hatten im Fluge die Kanonen scharf geladen und ihre Kugelbüchsen ergriffen, ebenso die noch zurückgebliebenen Matrosen. Die kleine Gruppe zum lebhaften Widerstande entschlossener Männer stand eng gedrängt im Vorderteil des Schiffes bei einander. Niemand sprach, aber der Zorn schwellte aller Herzen.

Die Malaien lagen jetzt mit ihren Fahrzeugen unmittelbar unter dem Bug der Bark. Wie Katzen kletterten sie in die Masten empor und von da aus mit den gehobenen Beilen auf die Schanzkleidung des Schiffes.

„Was wollt ihr, Leute? rief der Kapitän."

Ein Hohngelächter antwortete ihm. Mehr und immer mehr Hände klammerten sich an sein Schiff, überall erschienen die gelben, von Turbanen umhüllten Köpfe.

„Achtung!" rief der Steuermann. „Der erste, welcher den Fuß auf das Verdeck setzt, muß es mit dem Leben büßen."

Zugleich befahl er „Feuer!" und die beiden Geschütze thaten wacker ihre Schuldigkeit. Drei von den Prauen versanken in das Meer, dessen Fluten sich hochaufrauschend über den Mastspitzen schlossen.

Überall im Wasser sah man ringende, halbnackte Gestalten, überall erklang das Wimmern Sterbender. Jetzt war der Kampf eröffnet, die sechs Weißen schossen, so schnell sich die Waffen wieder laden ließen, auch eine zweite Lage der beiden Geschütze riß abermals mehrere Prauen aus den Reihen der übrigen hinweg, aber damit war die Sache entschieden.

Vielleicht zwanzig oder dreißig Eingeborne hatten das Leben verloren, ebensoviele lagen schwer verwundet in ihren Prauen, aber an Deck des Schiffes standen mehr als hundert wehrhafte, wohlbewaffnete Männer, die den wenigen Weißen ohne Mühe ihre Büchsen entrissen und ihnen den Weg zu den Kanonen versperrten.

In der Mitte der eingedrungenen Schar befand sich Palo — und jetzt war der stumme Mund beredt geworden. Er schien seinen Genossen triumphierend zu erzählen, wie fein die Faringi überlistet worden, der Kreis der Zuhörer lachte, — da übermannte es den sonst so gutmütigen Kapitän, er ergriff eine am Boden liegende Pistole und schlug mit dem Kolben nach des Verräters Stirn, als ihm plötzlich einer der Sieger zuvorkam.

Die haarscharf geschliffene Klinge wirbelte durch die Luft und mit gespaltenem Schädel, blutüberströmt, brach der unglückliche Mann zusammen. Noch einige Zuckungen, ein letztes Ächzen, dann war alles zu Ende.

Palo lachte. „Desto besser!" rief er. „Es ist ein Faringi weniger."

Der Anführer der räuberischen Schar gebot jetzt Ruhe und ließ die wenigen, noch vorhandenen Weißen um sich versammeln.

„Ich bin der Radſcha von Groß-Nikobar," ſagte er auch hier wieder, „und ich habe dies Schiff erobert, um es für den Walfiſchfang zu benutzen. Die Männer meines Volkes ſind gute Seeleute, aber ſie beſitzen keine großen Fahrzeuge und daher mußte ich mir ein ſolches verſchaffen. Der Befehlshaber der Bark bin nunmehr ich, der erſte und zweite Steuermann, ſowie ſämtliche Matroſen bleiben in ihren bisherigen Stellungen und erhalten einen Anteil der zu machenden Beute, oder aber, ſie widerſetzen ſich und werden wie Kriegsgefangene behandelt, das heißt, getötet."

Eine Pauſe folgte dieſen Worten. Die bekannte Liebhaberei der Malaien, ſich durch lange Reden wichtig zu machen, die Großthuerei ſchien auch den etwas zerlumpten und fadenſcheinigen Radſcha von Groß-Nikobar mit voller Kraft erfaßt zu haben. Er ſtützte ſich würdevoll auf die Kugelbüchſe und ſah von einem zum anderen.

Der Oberſteuerman verbiß den Grimm, welcher ihn faſt erſtickte. „Vor deinen Füßen liegt ein Leichnam," ſagte er möglichſt ruhig. „Willſt du nicht zunächſt den Befehl geben, ihn etwas paſſender zu betten, Radſcha?"

Der Malaie lächelte. „Du haſt recht, Faringi. — Werft alſo den Körper in das Meer, Leute! Die Fiſche wollen auch leben."

Mr. Nesbitt trat plötzlich zwiſchen die Leiche des Kapitäns und den prahlenden Malaien. Seine Augen blitzte drohend, er ſchüttelte die geballten Fäuſte.

„Hüte dich, Radſcha von Nikobar," rief er mit lauter Stimme, „ein freier Seemann bietet deiner Gewaltherrſchaft Trotz, und er verſpricht dir im Namen ſeiner Genoſſen das gleiche. Wenn du dich weigerſt, dem ermordeten Kapitän vor verſammelter Schiffsmannſchaft ein chriſtliches Begräbnis zukommen zu laſſen, ſo verſagen wir Steuerleute dir den Dienſt. Du kannſt eine Prau fahren, du biſt vielleicht mit dem praktiſchen Treiben auf der See vertraut, aber nach Kerguelen oder noch weiter in das Eismeer hinein gelangſt du nicht ohne einen weißen Steuermann. Nun wähle!"

Mr. George Mitchell, der zweite Steuermann, nickte lebhaft. „Goddam, Nesbitt, es iſt, wie Ihr ſagt, mein Alter. Ich rühre keine Hand."

Die Augen des Malaien funkelten wie die einer Katze; über ſeine Lippen kam ein erzwungenes böſes Lachen. „Soviel Auf-

hebens!“ warf er hin, — „lächerlich. Macht mit der Leiche da, was ihr wollt. He, Soldin, Argo, — waſcht das Blut auf.“

Zwei von den Gelben trugen den Körper des Erſchlagenen hinab in die Kajütte, einige andere ſäuberten an Deck den Fußboden. Als das geſchehen war, wandte ſich Mr. Nesbitt wieder an den Piratenhäuptling.

„Es wird jetzt Zeit ſein, dir zu antworten, Radſcha,“ begann er. „Natürlich ſind acht Mann von der Beſatzung dieſes Schiffes als Gefangene in deinen Händen? Sie wurden nacheinander ausgeſchickt, um Waſſer zu holen und kamen nicht wieder.“

Der Malaie nickte. „Sind wohl aufgehoben,“ ſagte er kurz.

„Und du willſt ſie unbeſchadet wieder an Bord liefern?“

„Wenn wir uns gütlich einigen können, — ja. Im Augenblick brauche ich euch, das wißt ihr und das weiß ich, aber wenn erſt einmal eine Reiſe gemacht worden iſt, ſo kann die Bark irgend einen großen Hafen anlaufen und dort Steuerleute genug finden.“

„Gut. Du verſprichſt alſo, uns nur für die gegenwärtige Fahrt zu verpflichten, ſpäter aber unſerem Fortgehen nichts in den Weg zu legen?“

„Nichts! Ich wünſche ſogar, daß dieſe Zeit recht bald käme. Die Bark ſoll zunächſt den Hafen von Padang anlaufen, um Kohlen und Mundvorrat einzunehmen, dann geht es nach Kerguelen. Ich gebe euch vom Gewinn einen beſtimmten Anteil.“

Mr. Nesbitt wußte nun allerdings, daß der habſüchtige Malaie freiwillig nie auch nur einen Pfennig bezahlen würde, aber das war Nebenſache, — die Frage nach dem Schickſal der Gefangenen dagegen viel wichtiger.

„Nimm an, daß wir über dieſen Punkt im Reinen wären,“ antwortete er, „und gib jetzt unſere widerrechtlich ihrer Freiheit beraubten Kameraden heraus, Radſcha. Uns ſelbſt nimm die Feſſeln ab, ich mag ſie nicht länger tragen.“

Dem letzteren Wunſche wurde entſprochen und dann ließ der neue Befehlshaber des Schiffes Radſcha Karoldi, wie er ſich nannte, ſchnell nacheinander von den Kanonen der Bark ſechs Schüſſe abgeben. Das mußte ein vorher vereinbartes Zeichen ſein, denn wenige Stunden ſpäter kamen unter ſtarker Bedeckung die Gefangenen mitten in der Nacht an das Schiff. Ebenſo brachten mehrere Karabauen auf ihren Rücken die eiſernen, von der „Engellina“ geraubten Tanks, welche jetzt neugefüllt waren und von den Malaien an Bord geſchafft wurden.

Im Osten erhoben sich die ersten Strahlen der jungen goldigen Morgensonne. Über Wald und Fels, über das blaue hochgehende Meer und die stille tierbelebte Bucht schossen die rosigen Lichter, über ein Naturbild, reich an Formen und Farben, an wunderbarer südlicher Schönheit, — aber sie trafen auch das gebrochene Auge des Erschlagenen, den jetzt treue Hände in das letzte irdische Gewand hüllten, sie glitten über tiefernste Stirnen und fest zusammengepreßte bärtige Lippen.

Mr. Nesbitt hatte den Matrosen gesagt, was inzwischen geschehen sei und ihnen geraten, sich zu fügen.

„Die Malaien sind ein grausames, gewissenloses Volk," schloß er, „und da der Mord, die Beraubung am Ufer einer freien, von keiner europäischen Macht beschützten Insel stattfanden, so besitzen wir keine Gerichtsbarkeit, welche uns einen Rückhalt böte. Es ist klüger, im Augenblick den verlangten Gehorsam zu leisten."

„Und in Padang zu flüchten!" setzte Richard hinzu, aber weislich nur in Gedanken.

Sie erzählten flüsternd die Entdeckung der zahlreichen Schiffsgegenstände unter dem Bambusschuppen des malaiischen Dorfes und zeigten dem Steuermanne einen schwarzen frischgetünchten Fleck auf den Wasserbehältern. „Dort steht der Name „Engellina", Mr. Nesbitt, aber das Ganze ist überschmiert mit einer Art Teig, der sehr hart zu werden scheint; man muß ihn abschlagen, um den Namen lesen zu können."

Der Steuermann sah auf. „Das Wort war also eingepreßt?" fragte er.

„Ja, — mit deutlicher Schrift."

„Gut," nickte Mr. Nesbitt, „gut, jetzt laßt nur nicht merken, daß ihr es überhaupt wißt. Wir müssen die Schufte sicher machen."

Er selbst nähte die Leiche seines gemordeten Kapitäns in das Segeltuch und band einen kleinen Sack mit Steinkohlen an die Füße, dann legten Mitchell und er den Körper auf ein Brett, während sich die Weißen im Hinterteil des Schiffes versammelten.

Wie vom Wind unter Deck gewirbelt, verschwanden bei diesen Vorbereitungen urplötzlich die Gelben. Vielleicht glaubten sie, daß ihnen die Götter der Weißen gefährlich werden könnten, vielleicht fürchtete ihr heidnischer Unverstand Zaubersprüche bedenklicher Natur, kurz, sie waren sämtlich unsichtbar geworden, ehe noch die Leichenfeier begann.

Mr. Nesbitt unterdrückte einen Seufzer des ohnmächtigen und

gerade deshalb um ſo bittereren Grolles. Fünfzig Schritte weit entfernt lag das grüne Ufer mit ſeinen uralten Baumrieſen, unter deren Schatten ein Grab ſo leicht hätte gegraben werden können, um dem Toten fern von der Heimat, von denen, die er geliebt, eine unberührte, dem Wechſel der äußeren Verhältniſſe entzogene Ruheſtätte zu gewähren, aber das würden ja die Malaien niemals geſtattet haben. An Land gehen durften ihre Gefangenen nicht; darum zu bitten wäre verlorene Mühe geweſen.

Und ſo nahmen ſie denn die Mützen ab, um das Vaterunſer zu beten. Mr. Nesbitt ſprach nur wenige kurze Worte: „Du warſt uns ein freundlicher gerechter Herr, Lionel Vaughan, du wollteſt das Beſte und haſt es ausgeführt, ſo weit deine Kräfte reichten, — möge dich der himmliſche Vater richten, wie du ſelbſt zu richten pflegteſt, gütig und milde. Amen!“

Und „Amen!“ wiederholten einſtimmig die Matroſen.

Mr. Mitchell legte ſeine Hand auf die verhüllte Stirn des Toten. „Noch eins,“ ſagte er mit unſicherer Stimme. „Wenn es uns möglich iſt, dich an deinen verfluchten Mördern zu rächen, ſo wird es geſchehen — ſo wahr wir Männer ſind!“

Niemand ſprach, aber in aller Herzen widerhallte der Schwur. Leiſe wurde das Brett an Stricken bis zu den weißſchäumenden Wellenhäuptern herabgelaſſen und dann empfing das Meer den entſeelten Körper des Gemordeten, um ihm auf ſeinem tiefſten Grunde, unter Anemonen und roten Korallen das Bett zum ewigen Schlummer zu bereiten.

Auch die Flagge konnte nicht bis zu halber Höhe des Maſtes gehißt und wieder herabgezogen werden, die Malaien hatten ſie längſt entfernt und in der Kombüſe verbrannt, um den Hauptzeugen des begangenen Raubes für immer zu vernichten.

Als ſie ſahen, daß die Weißen auseinandergingen, wurde ein hängendes Brettergerüſt an der Gallion herabgelaſſen und der Name „Eliſabeth“ überpinſelt; das gleiche geſchah mit allen Planken und Balken, ſowie mit den Booten, welche an den Längsſeiten in ihren Tauen hingen. Später, nachdem die ſchwarze Grundfarbe notdürftig getrocknet war, erſchien an der Stelle des Namens das plumpgearbeitete Bild eines Krokodils.

So war die Umänderung äußerlich vollzogen, und der Dienſt nahm ſeinen gewohnten Fortgang. Die beiden Anker raſſelten empor, das Schiff bewegte ſich und glitt wie eine Möwe über die Stelle hinweg, an der auf tiefem Grunde ſein erſchlagener Führer,

kalt und tot, gebettet lag. Langsam entschwand das waldige Ufer dem Blick, neue kleine Inseln tauchten auf und blieben in der blauen Flut, gleich Meilensteinen am Wege, einsam zurück.

Mr. Nesbitt handhabte in der Kajütte des Kapitäns Karten und Instrumente, mit denen Radscha Karoldi nichts anzufangen wußte, aber der Versuch, anstatt nach Sumatra, vielmehr nach Madras zu steuern, schlug doch schon im ersten Entstehen fehl.

„Du irrst, Faringi," sagte mit spöttischem Lächeln der Malaie, „betrachte nur den Kompaß. Wir Morgenländer besaßen ihn vor den Europäern, wie dir bekannt sein dürfte."

Und Mr. Nesbitt ergab sich; es war an kein Entrinnen zu denken.

Die Mannschaft hatte indessen, was den Dienst betraf, keinen Grund zur Klage, obwohl freilich die an Bord umherlungernden Malaien ihr alle Arbeit ausschließlich überließen. Jeder dieser zerlumpten, ränkesüchtigen Burschen hielt sich für den Abkömmling irgend eines Radscha oder sonstigen Würdenträgers, keiner mochte auch nur die Hand aufheben; sobald sich jemand fand, der die Sache für ihn verrichten konnte, nahm er keinen zu Boden gefallenen Gegenstand selbst wieder auf.

Nur rauben, morden und Krieg führen, betrügen, wo es eben möglich war, hielten diese ritterlichen Söhne Asiens für ihrer würdige Beschäftigungen, während alles andere den Sklaven, in vorliegendem Falle den Weißen, überlassen blieb.

Palo kochte seinen Genossen den gewohnten Reis mit den vielen heißen Gewürzen und bereitete für die Weißen Pökelfleisch und Erbsen, aber Rum gab es nicht mehr, diesen und den Sherry des Kapitäns ließen sich die neuen Besitzer des Schiffes selbst schmecken.

„Jetzt müssen wir Sumatra in wenigen Tagen erreicht haben," meinte Richard, „dann gilt es, eine Gelegenheit zur Flucht zu erwischen. Auf den Walfischfang begebe ich mich keinesfalls, namentlich da doch der schuftige Malaie nichts bezahlt."

„Ich auch nicht," versicherte Oskar. „Lieber gleich in das Meer!"

„Hört, Kinder," flüsterte Dick Poggins, jener Matrose, der sich so sehr vor dem Gegessenwerden fürchtete, „hört, Kinder, ich habe einen Plan!"

Die beiden jungen Leute horchten auf. „Nun, Dick, heraus damit! Wenn es etwas Gutes ist, so sollst du einen Orden haben."

„Nicht wahr? Den Puddingsorden mit Schleifen von Knackwürsten, ich weiß schon. Seht einmal her, — kennt ihr das hier?“

Er sah vorsichtig nach allen Seiten, stellte sich im Logis mit dem breiten Rücken gegen die Thür und zog unter der leinenen Jacke hervor eine bunte Fahne, die er vorsichtig entfaltete. „Kennt ihr diesen roten Ball, Kinder? — Ich habe ihn gerettet, als die Heiden alle Flaggen verbrannten.“

„Das Notzeichen,“ sagte Richard. „Wolltest du es aufhissen, wenn uns ein Schiff begegnet?“

„O bei Jingo, das lasse ich bleiben. Uns alle hätten die Haifische verspeist, ehe fremde Leute an Bord kämen, — aber im Hafen, da soll das Ding aus dem Versteck hervor. ‚In distress, want assistance‘ („In Not, erbitten Beistand!“). — Die Eingebornen führen solches Notzeichen niemals. Daß sie es unter den übrigen nicht vermißt haben, beweist schon ihre Unkenntnis.“

Er verbarg das kostbare Tuch wieder auf der Brust und lachte lautlos. „Damit hetze ich den gelben Menschenfressern die Engländer auf den Hals,“ sagte er leise. „Meiner Mutter Sohn will ihnen seine Fäuste gehörig zu schmecken geben.“

Es war durch dieses Gespräch einige Hoffnung in die Herzen zurückgekehrt; namentlich als der die Insel Sumatra umgebende Kranz kleiner, überaus reizender Eilande erreicht war. Die meisten zeigten sich unbewohnt, nur selten erschienen malaiische Dörfer dem Blick, dafür aber bot die Küste eine malerische, wahrhaft erhabene Schönheit. Vom Mittelrücken des Landes zog sich ein hoch bewaldeter Gebirgskamm, nach allen Seiten verzweigt, bis zum Meere herab, während aus dem prächtigen Grün einzelne hohe, von weißen Rauchwolken umgebene Vulkane majestätisch aufragten, der Kaisers-Pik, der Gunong Panjong und der Gunong Dempo, außerdem viele andere, namentlich auch der Pik von Indrapura.

Während der Fahrt hatten die kecken Malaien dem Krokodil am Bug des Schiffes noch einen zweiten Anstrich zukommen lassen, und nun hielten sie sich für vollkommen sicher. Die ganze Küste von Sumatra, sowohl auf dem freien, als auf dem von den Holländern eroberten Gebiete wurde ja ausschließlich von Leuten ihres Volkes bewohnt, sie konnten also, wie es viele reiche Händler thaten, ein europäisches Schiff gekauft und weiße Mannschaft angeworben haben.

Dennoch beobachteten sie Vorsichtsmaßregeln, welche den Verkehr mit dem Lande sehr erschweren mußten und die daher den

beiden Deutſchen höchſt unwillkommen waren. Hinter dem grünen Ufer einer der Inſeln vor Padang wurde Anker geworfen, und eines Tages fuhr Karoldi im großen Boote, nur begleitet von ſeinen Landsleuten, zur Stadt, während zwanzig oder dreißig Malaien zur Bewachung an Bord zurückblieben.

„Was iſt das?“ raunte Dick.

„Wenn wir hier liegen blieben, — dann gute Nacht, Hoffnung!“

„Das iſt aber unmöglich, die Vorräte ſind ja faſt ganz verzehrt, wir haben nur noch für etwa acht Tage Waſſer an Bord.“

„Aber auf der Inſel fließt genug. Dieſe ſchurkiſchen Gelben ſind alle miteinander verbündet, ihr ſollt ſehen, wir bleiben hier liegen.“

Die Stunden dieſes Tages wurden endlos lang. Von der übrigen Mannſchaft dachte keiner an das gefährliche Wagnis einer Flucht, nur die beiden Steuerleute, Richard, Oskar und Dick Poggins wollten das Schiff verlaſſen, ehe es die neue Fahrt antrat, letztere ſelbſt auf die Gefahr hin, einfach in das Meer zu ſpringen und lieber zu ertrinken, als ſich in Gemeinſchaft der gelben Heiden nach dem Eismeer zu begeben.

Der Abend brach herein, die erſten Sterne erſchienen am Himmel, da ruderten mehrere Malaien das Boot wieder an die Fallreepstreppe. Karoldi ſprach mit ſchwerer Zunge, er hatte zuviel getrunken und ſtolperte bei jedem Schritt. „Alles in Ordnung,“ rief er, „Lahoul beſorgt uns die Vorräte hierher, Fäſſer, Pfannen, Lebensmittel, Harpunen. Hai! Hai! — Die Geſchichte geht gut.“

Richard und Oskar ſahen einander beſtürzt an. Hierher? — Das war ſchrecklich.

Der berauſchte Malaie ſchlief wie ein Stein, während die übrigen miteinander flüſterten. Den beiden Steuerleuten war die Gelegenheit zum Entkommen jetzt abgeſchnitten.

„Damn it!“ raunte Dick, „ſoll ich ſo viele von den Schuften niederboxen, wie meine Fauſt erlegen kann?“

„Um des Himmels willen nicht. Erſt laß uns ſehen, was denn eigentlich im Werke iſt.“

Am folgenden Tage erſchien eine große Frau und brachte wenigſtens ſechs bis acht Säcke Reis, während von ſonſtigen Lebensmitteln, namentlich von Fleiſch und Schiffszwieback nichts zu entdecken war. Am zweiten Morgen folgte eine gleiche Ladung, be-

gleitet von Gewürz und etlichen Branntweinfässern, die gleich in der Kapitänskajütte ihren Platz fanden.

„Habt ihr's gesehen?“ flüsterte Dick. „Den Kinderbrei sollen wir täglich dreimal schlucken, womöglich gar ohne Löffel, so hupp! zwischen drei Fingern, wie meine Großmutter selig die Prise aus dem Döschen nahm. Hölle und Teufel, ich wollte, ich wäre ein Karabau und könnte die Schwefelbande mit den Hörnern niederrennen!“

Keiner der beiden jungen Hamburger antwortete ihm. In der Eisregion weder Fleisch noch Rum zu erhalten, war allerdings eine bedenkliche Aussicht.

Mit dem neuen Morgen erschienen zwei malaiische Prauen, die beide Kohlen geladen hatten. Jetzt mußten die Weißen schwer arbeiten, indes ihre Gebieter abwechselnd zur Stadt fuhren und sich's wohl sein ließen.

Von derartigen Ausflügen kehrten sie jedesmal völlig berauscht zurück.

„Nun fehlen noch die Geräte für den Walfischfang,“ raunte Dick, „dann heben wir die Anker und — segeln ab.“

„Ich nicht mit. Lieber sterben!“

„Pst!“ unterbrach Richard, „habt ihr gestern morgen den kleinen Dampfer mit der englischen Flagge bemerkt?“

„Den blauen? Es ist die Barkasse von einem Kriegsschiff. Was das hier bewerkstelligen soll, mag der Himmel wissen.“

„Hm, vielleicht ist die Sache nicht so rätselhaft. Die Fregatte macht eine Fahrt zu wissenschaftlichen Zwecken und hat ihre Barkasse mit zehn oder zwölf Mann ausgeschickt, um hier das Inselgebiet zu erforschen. Heute war der Dampfer wieder ganz in der Nähe.“

„Und du meinst, daß wir ihn anrufen könnten?“

„Wenigstens läßt sich der Versuch machen. Ich gebe dir ein Zeichen, Dick!“

Der Matrose eilte wieder zu seinen Kohlenkörben, während alle Malaien in der Kajütte zechten. Sämtliches Geld, um in Padang eine Schiffsladung von Kaffee, Vanille und Kampfer zu kaufen, viele Tausende hatten sie bei der Erbeutung des Schiffes in des Kapitäns Schränken aufgefunden, davon ließ sich tüchtig trinken und faulenzen.

Ein eintöniger Gesang begleitete das Aufwinden der schweren Körbe. Menschen und Gegenstände waren mit einem feinen schwar-

zen Staube bedeckt, praſſelnd fielen die Kohlen hinab in den unterſten Raum des Schiffes.

Die Sonne ſtand bereits ſchräg, für heute war alle Arbeit beendet. Aus dem dunkeln Gebüſch einer der Inſeln glitt ein zierlicher kleiner Dampfer hervor und kam ganz in die Nähe des ‚Krokodils;' — ein Boot wurde ausgeſetzt, mehrere Männer ruderten an Land und begannen dort irgend etwas zu ſuchen, wahrſcheinlich Muſcheln, Steine oder Pflanzen. Sie unterhielten ſich ſehr lebhaft in engliſcher Sprache; einer hatte einen Feldſtuhl mitgebracht, legte eine Mappe über die Kniee und fing an zu zeichnen. Beſonders das ‚Krokodil' ſchien ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, er deutete mehr als einmal mit dem Bleiſtift hinüber, er ſagte vielleicht ärgerlich: „Da haben ſich dieſe Gelben ein europäiſches Schiff gekauft und Chriſten in ihren Dienſt genommen! Was doch der Reichtum nicht alles kann!"

„Dick," flüſterte Richard, „nun iſt es Zeit."

„Well! — aber ſiehſt du nicht den Hundeſohn, den Palo da bei der Kombüſe herumlungern? Er iſt als Aufpaſſer hier."

„Dann mußt du ihn in der Küche einen Augenblick beſchäftigen. Gib mir hinter den Tanks die Signalflagge."

„Du willſt alſo in den Maſt ſteigen?"

„Natürlich! Deinen Fäuſten gegenüber hat der Gelbe mehr Furcht."

Dick Poggins ſchmunzelte. „Wollen unſer möglichſtes thun," ſagte er. „Soll auf ein blaues Auge oder eine gequetſchte Naſe gar nicht ankommen."

Dabei reichte er blitzſchnell die Flagge ſeinem jungen Kameraden. „So, wenn ich nun den kleinen gelben Satan in die Kombüſe bugſiert habe, hißt du den Lappen auf, — kannſt es ja gut mit der rechten Hand thun. Aber ſchnell! Oskar muß Wache ſtehen."

Und dann bedeckte er das Auge mit den Fingern. „Damn it! iſt mir ein Kohlenſplitter in den Lugaus geflogen! Ai! Ai! Haſt du nicht ein Tröpfchen warmes Waſſer, Palo?"

Der Koch ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf der Schwelle ſeines Reiches. „Nimm kaltes," ſagte er mürriſch, „das warme brauche ich anderweitig."

Dicks gewaltige Fauſt bewegte ſich in der Gegend ſeiner Stirn. „Anderweitig brauchen!" wiederholte der Matroſe, „das paßt

mir gerade. Deine olivenfarbigen Freunde bekommen noch Punſch genug, wenn du mir auch einen Mundvoll Waſſer abgibſt.“

Während dieſer Rede hob er gemächlich den Gelben vom Boden auf und ſetzte ihn in die Kombüſe, wie man einen lebloſen Gegenſtand befördert. „So, Mosjöh, nun begib dich an deinen Theekeſſel.“

Die Augen des Malaien blitzten vor Zorn. „Hund von einem Faringi,“ ſchrie er, „was erlaubſt du dir? Hinaus! Hinaus!“

„Der Hund biſt du ſelbſt, und ich weiche keinen Schritt, bevor du mir warmes Waſſer für mein Auge gegeben haſt!“

„Das wollen wir ſehen!“

Der Gelbe ſtürzte ſich wie ein Panther auf den herkuliſchen Seemann, wurde aber von einem ſo wohlgemeinten Gegenſtoß empfangen, daß er der Länge nach auf den Rücken fiel. Dick Poggins nahm ſofort die Gelegenheit wahr, warf ſich über den im voraus Beſiegten und verabreichte ihm eine Tracht Prügel, die der Malaie durch Beißen und Kratzen redlich vergalt.

„Hurra!“ ſchrie Dick, „Hurra für Altengland!“

Wie der Wind war Richard oben im Takelwerk; er riß die Flagge mit dem Signalball heraus und ſchwenkte ſie, ſo hoch er zu reichen vermochte.

Der Zeichner drüben am Strande bemerkte es. Er nahm das Taſchentuch und winkte.

Richard breitete, ſich mit den Knieen anklammernd, die Fahne aus, ſo weit er konnte. Wer unter jenen Leuten ein Seemann war, der mußte das Notzeichen erkennen.

Jetzt ſahen ſie alle hinüber, auch die Matroſen im Boote.

Ein heißer Freudenſtrom rann durch die Adern des jungen Deutſchen. Nun war ohne Zweifel die Rettung nahe.

Aber im gleichen Augenblick erſchrak er auch ſehr. In der Hitze des Gefechtes hatten ſich Dick und der Malaie aus der Kombüſe heraus und auf das Verdeck gewälzt; als Palo ſah, was vorging, brach über ſeine Lippen ein gellender Schrei.

Im gleichen Augenblick hob ihn der Engländer vom Boden auf und drehte gewaltſam ſeinen Kopf nach der anderen Seite, — Zeit genug für Richard, um das Flaggentuch zum Knäuel zuſammenzuballen und es geſchickt in Oskars Hände zu werfen.

Er ſelbſt blieb ruhig oben ſitzen, während jener in die Thür des Volkslogis glitt und dort die Fahne blitzſchnell verſteckte.

Das Ganze vollzog ſich in einem Augenblick.

Auf Palos durchdringenden Schrei hin ſtürzten wenigſtens zehn Malaien an Deck und riſſen zunächſt ihren Genoſſen aus den Fäuſten des Engländers. Beide Kämpfer bluteten, Palos Naſe glich einer angeſchwollenen Gurke, Dicks ganzes Geſicht war zerkratzt.

„Was geht hier vor?“ rief der Radſcha.

Palo ſprudelte in der Mundart der Malaien eine Antwort, welche den Weißen unverſtändlich blieb, er deutete aber zu Richards luftigem Sitz empor und wiederholte immer einen und denſelben Laut, jedenfalls das Wort: Verrat!

Richard hatte ein paar Verſchnürungen mit ſchnellem Griff gelöſt, jetzt band er die Taue in aller Ruhe wieder feſt und ſchien erſt aufmerkſam zu werden, als ihn der Radſcha rief. „Komm einmal herunter, Faringi!“

„Gleich, Sir!“

Die letzten Knoten waren geknüpft. Richard kletterte hinab und überſchaute bei dieſer Gelegenheit die Küſte mit den Fremden. Sie mochten den Vorgang in allen ſeinen Einzelheiten begriffen haben, mochten wiſſen, daß es beſſer ſei, jetzt keinen Verdacht zu erregen und waren ſämtlich zu ihrem Schiffe zurückgekehrt, ohne jedoch das Boot einzuholen. Es lag ſeitlängs an der Barkaſſe.

Das hieß für den, welcher ſich aufs Zeichendeuten verſtand: „Wir kommen hinüber!“

Richard bemühte ſich, ſo ruhig als möglich auszuſehen. „Ich bin hier, Sir,“ ſagte er.

„Was machteſt du da oben, Hund von einem Faringi? Gib die Flagge heraus!“

Richard zuckte die Achſeln. „Welche Flagge, Sir?“

„Die, mit der du winkteſt, Zeichen gabſt, Verräter!“

„Durchſuche mich, Radſcha, — ich verſtehe dich nicht, ich habe keinen Fetzen Zeug bei mir und gab auch keine Zeichen.“

Der Malaie betaſtete ihn rückſichtslos von allen Seiten. „So hat einer deiner Kameraden die Flagge,“ rief er. „Alle hierher!“

Keine Falte, keine Taſche blieb undurchforſcht, aber natürlich war alle Mühe umſonſt. Der Malaie knirſchte vor Zorn. „Was machteſt du überhaupt da oben, Faringi? Es iſt Abend, — wer hat dich hinaufgeſchickt?“

„Mr. Nesbitt, Sir!“

„Iſt das wahr, Steuermann?“

„Gewiß, Radſcha. Was gibt es denn überhaupt?“

Der Steuermann zuckte die Achseln. „Wissen Sie es, Mitchell?“

„Gar nichts. Ich hörte Geschrei und kam deshalb an Deck.“

Der Radscha sah von einem zum anderen, als wolle er in den Herzen der Leute lesen. „Aber Palo hat doch gesehen, daß der Faringi im Mast eine Flagge schwenkte,“ rief er.

„Palo ist ein Narr und ein böswilliger Bursche zugleich. Der arme Dick Poggins hatte Kohlenstaub in die Augen bekommen und bat ihn um ein wenig Wasser, aber Palo wollte nichts hergeben und so mag ihn Dick ein wenig gezaust haben. Aus Rache dafür lügt er eine Geschichte zusammen.“

Der Koch drohte mit erhobener Faust. „Du lügst!“ schrie er giftig.

Richard lächelte. „So beweise doch, was du sagst, Malaie. Schaffe mir die Flagge zur Stelle, zeige mir diejenigen, denen ich ein Zeichen gegeben haben soll!“

Der Radscha brummte vor sich hin. Er schien doch zu zweifeln, wenigstens war seine Überzeugung von Palos Unfehlbarkeit stark erschüttert.

„Haltet Ruhe mit einander,“ rief er grob und ging dann in die Kajütte zurück. An Deck blieben nur die beiden Steuerleute und die Deutschen, während sowohl der Malaie als auch Dick es dringend nötig fanden, erst einmal kaltes Wasser in Strömen zur Anwendung zu bringen und das weiblich zerzauste Haar aus dem Gesicht zu kämmen.

Richard teilte den Steuerleuten im Fluge das Erlebte mit. „Ich bin fest überzeugt, die Engländer schicken uns später ihr Boot,“ sagte er. „Wir flüchten dann alle.“

Mr. Nesbitt schüttelte den Kopf. „Eins muß zunächst ausgemacht werden,“ flüsterte er. „Wer entwischen kann, der soll sich nicht erst nach den übrigen umsehen, sondern machen, daß er fortkommt. Wer auf freien Füßen steht, der eilt so schnell es ihm möglich ist, nach Padang und erstattet Anzeige, dann haben wir binnen einer Stunde die Hafenwache der Holländer hier an Bord.“

„Ja, ja,“ drängte Mitchell, „das ist auch meine Ansicht. Einer schlüpft durch, mehrere werden festgehalten und die Gelegenheit ist dahin, vielleicht für immer.“

„Gut also,“ nickte Richard. „Wahrhaftig, das ist das beste.“

Zu seinem Schicksalsgefährten gewendet, setzte er dann leise hinzu: „Wir trennen uns auf keinen Fall. Entweder zusammen, oder gar nicht.“

Der Abend ging über in Nacht, in die wundervolle sternenhelle Tropennacht mit ihrem Meerleuchten und dem geheimnisvollen Zauber der riesenhaften Bergzüge, deren einzelne Höhen unter dem Wolkensaum verschwanden, während die Thäler ganze Wogen von Duft über das Wasser hinaussandten. Vanille und Nelken, Heliotrop und Rosen wuchsen überall, ungeheure alte Baumstämme bogen im Wind die grünen Wipfel.

Das Schiff lag leise schaukelnd in dem blauen, beweglichen Bette. Etwa dreihundert Schritte weit, unmittelbar unter Land, hatte die Dampfbarkasse Stellung genommen und das Boot immer noch nicht eingeholt; am Schornstein brannte eine grüne Laterne.

„Das ist ein Zeichen," dachte Richard, — „die Farbe der Hoffnung."

Und doch lief es zuweilen kalt durch alle seine Adern. Wenn er sich täuschte, wenn das Hierbleiben der Barkasse ein rein zufälliges war?

Dann kam am zweitnächsten Tage die Abreise und damit das schreckliche Schicksal, vier oder fünf Monate in den Eismeergegenden zuzubringen, — bei harter Arbeit, mangelhafter Nahrung und ohne einen Pfennig Lohn.

Er spähte und spähte. Da drüben rührte sich nichts.

Aber dennoch, — weshalb lag die Barkasse unter Dampf?

Mr. Nesbitt hatte den beiden Deutschen und mehreren anderen die erste Wache zugeteilt, aber auch fünf oder sechs Malaien befanden sich an Deck, — zwischen ihnen die Sherryflaschen des gemordeten Kapitäns. Sie stritten sich über irgend einen Gegenstand, schwatzten hin und her und zuletzt zog einer von ihnen das Messer. So ging es an jedem Abend; Raufereien und Zechgelage sind das malaiische Nationalvergnügen, dem man so lange huldigt, als sich Geld in den Taschen findet; erst wenn der letzte Pfennig verschleudert ist, beginnt die Arbeit.

Ein Kartenspiel kam zum Vorschein, die halbberauschten Leute lagen auf den Ellbogen gestützt und schwatzten alle zugleich. Von ihrer Wachsamkeit war wenig zu fürchten.

Richard legte plötzlich die Fingerspitzen auf Oskars Arm. „Da!" flüsterte er.

Das Boot löste sich von der Längsseite der Barkasse und glitt in die Nacht hinaus. Zwei Männer saßen darin, — sie näherten das Fahrzeug dem Vorderteil des „Krokodil."

Die Riemen mußten mit Lappen umwickelt sein, — auch das

ſchärfſte Ohr hätte den jedesmaligen Schlag auf das Waſſer, das Knarren in den Pflöcken nicht zu hören vermocht.

Richard ſtand an der Schanzkleidung und ſah hinab. Sein Herz ſchlug wie ein Hammer. In dieſen bangen Minuten ſollte über Tod und Leben entſchieden werden.

„Du betrügſt, Hund verdammter!“ ſchrie der eine der Malaien. „Es war ein anderes Blatt, das du ausſpielteſt!“

„Es war es nicht! du willſt mich ausplündern!“

„Dazu müßteſt du erſt etwas beſitzen, Sohn eines Paria!“

„Stille!“ rief ein anderer. „Das Spiel gilt nicht, wir fangen wieder neu an.“

Sie ließen die Flaſche herumgehen, ſprachen nach Gewohnheit alle und vollführten überhaupt einen Lärm, bei dem das Boot von der Barkaſſe unbehindert hätte anlegen können. Jetzt war es hart unter dem Bug des „Krokodil“ — einer der Männer zeigte dem jungen Deutſchen einen Gegenſtand, den er in der Hand hielt, dabei machte er die Bewegung des Auffangens.

Richard nickte! Er hätte für keinen Preis auch nur eine einzige Silbe hervorbringen können.

Der dunkle Gegenſtand wurde darauf in die Luft geworfen und gedankenſchnell von dem jungen Manne erfaßt, — es war eine feine, aber feſte Strickleiter aus Seide.

Vor Richards Blicken ſchwamm alles in bunten Farben; die grüne Laterne am Schornſtein der Barkaſſe ſchien zu nicken und zu tanzen, das Meer ſah aus wie ein einziger ungeheurer See von Blut, in dem ſich die Sterne, ſilbernen Punkten gleich, ſpiegelten.

Blitzſchnell, mit der Gewandtheit deſſen, der um ſein Leben ſpielt, befeſtigte Richard das feine Gewebe an den Eiſenklammern, in welchen der Notmaſt lag, dann ließ er die Leiter wieder über Bord in das Boot der Engländer hinabfallen.

Von unten her wurden die Sproſſen ſtraffgezogen.

Nun galt es, das Wagnis zu unternehmen. Eine Handbewegung Richards bat den hart neben ihm ſtehenden Oskar, voranzugehen, aber dieſer ſchüttelte den Kopf. „Du!“ raunte er.

„Nein, — ich bitte dich!“

Da öffnete ſich die innere, auf den kleinen verſchloſſenen Vorraum hinausgehende Thür der Kapitänskajütte. Stolpernde Schritte wurden hörbar.

Oskar verſchwand hinter der Kombüſe, Richard nahm das alte Tauwerk, an welchem er gerade gearbeitet hatte und deckte mit

ſeiner Perſon die Strickleiter. Er überlegte kaum, die Bewegungen wurden ganz mechaniſch ausgeführt.

Radſcha Karoldi warf die Thür ſoweit zurück, daß ſie klirrend gegen die Wand ſchlug. Auch er war keineswegs nüchtern, ſeine Haare ſtanden wild zu Berge und ſeine Augen waren verglaſt wie die eines toten Fiſches.

Ein mißvergnügter Blick ſtreifte die Kartenſpieler; langſam ging der Piratenhäuptling über das Verdeck und dann zurück in die Kajütte, deren Thür offen blieb. Ein dumpfes Geräuſch bewies, daß er ſich angekleidet auf das Sofa geworfen hatte.

Tief auf atmete Richard. Hätte Karoldi zufällig über Bord geſehen, ſo wäre die Entdeckung unvermeidlich geweſen.

Er gab dem Verſteckten ein Zeichen und ſchwang ſich dann über die Schanzkleidung. Wenige ſchnelle Schritte brachten ihn unverſehrt in das harrende Boot.

Oskar folgte, — aber während ſein Körper an dem ſchwankenden Seil in freier Luft ſchwebte, ſtand zufällig einer der Malaien vom Boden auf und ſah, was vorging. Mit dem Sprunge eines gereizten Tigers ſtürzte er ſich gegen die Stelle, wo eben der Flüchtling verſchwand.

„Auf! Auf! Die Faringi ſind entkommen.“

Ein Schreien und Toben an Deck, ein Durcheinander von Stimmen. Halbbetrunkene ſtolperten hierhin und dorthin und wurden plötzlich nüchtern vor Schreck. Wilde Flüche zerriſſen die Luft.

„Ihnen nach! Ihnen nach!“

Oskar hatte ſich in das Boot fallen laſſen. „Stoßt ab!“ rief er atemlos.

Sechs kräftige Arme legten ſich in die Riemen; ein Spottlachen antwortete den wilden Verwünſchungen der Malaien.

„Hurra für Altengland!“

Das Boot flog über die Wellen, ſilberne Streifen hinter ſich zurücklaſſend; von der Barkaſſe kam ein Zeichen, dann drehte ſie ſich und hielt auf das Fahrzeug der Flüchtlinge ab!

Aber auch an Bord des Krokodil war man nicht müßig geblieben. Das große Boot, geführt von acht Malaien, ſteuerte mit voller Kraft den Flüchtlingen nach und blieb daher, obgleich an kein Einholen zu denken war, doch immer gefährlich, weil die ganze Gegend den Gelben gehörte und aus jeder Bucht, jedem Schlupfwinkel hervor neue Helfershelfer nahen konnten.

Die Barkaſſe war erreicht und das Boot eingezogen, ehe noch

die Feinde es verhindern konnten. Gleichsam zum Hohn gab die Dampfpfeife eins ihrer gellenden Zeichen, und das Schiff steuerte unter vollem Dampf zum Hafen von Padang.

„Gerettet!“ jubelte Richard, „Gerettet!“

„Noch nicht!“ warnten die Offiziere des kleinen Fahrzeuges. „Noch nicht! Erst wenn wir euch an sicherer Stelle gelandet haben. Was habt ihr überhaupt mit den gelben Schuften?“

Der Befehlshaber des Schiffes, Oberleutnant Barrow schien ein ernster, aber sehr gütiger und gerechter Mann, dem Richard in bescheidener Weise seine eigene und Oskars Geschichte erzählte. Der Offizier setzte sich sogleich, nachdem er von der Ermordung eines englischen Unterthans gehört hatte, hin und brachte den Bericht des jungen Deutschen zu Papier, dann ließ er sämtliche Anwesende das Schriftstück unterzeichnen, siegelte es und überschrieb es an den Vertreter der holländischen Regierung in Padang.

„Was mache ich nun aber mit euch?“ fragte er die jungen Leute. „Seht einmal dort hinaus!“

Richards Blicke folgten der angedeuteten Richtung. Zu dem Boote des „Krokodil,“ hatten sich mehrere große Prauen gesellt; die Gelben waren jedenfalls entschlossen, im Augenblick, wo Richard und Oskar den Fuß an Land setzten, mit vereinten Kräften über sie herzufallen und sie unschädlich zu machen, gleichviel ob durch Wiederergreifung oder durch den sofortigen Tod. Ehe sich dann die holländischen Behörden hineinmischten, konnte man flüchten oder bei der stammesverwandten Bevölkerung Schutz suchen.

Richard erblaßte. „Sie wollen uns den Leuten überlassen, Sir?“

„Natürlich nicht,“ antwortete der Offizier. „Aber wo ich euch an Land setze, da droht die Gefahr, von den Malaien ergriffen zu werden.“

Eine bange Pause folgte diesem Ausspruch. „Wir nehmen die beiden Schlingel mit!“ erklärte lächelnd der Zeichner. „Basta. Das ist so einfach.“

„Auf die Fregatte?“ rief Richard.

„Das wäre unmöglich. Ihrer Majestät Schiff „Violan“ liegt nicht im Hafen von Padang, ich kann also von dem Führer desselben auch keine neuen Befehle einholen. Wir haben lediglich den Auftrag, eine wissenschaftliche Reise durch das Innere von Sumatra zu unternehmen, — ich darf es daher auf einen Kampf mit den Malaien nicht ankommen lassen.“

Obiges Bild zeigt den „Rockefeller", einen modernen Schleppkahn, der mit Hilfe von Schwimmkörpern über die Seen gebracht wurde. Man beachte die Größenverhältnisse!

Oskar war während dieser Worte langsam näher getreten. „Wir sind beide Seeleute, mein Gefährte und ich," sagte er, „wäre es nicht möglich, uns, wie dieser Herr gütigst vorschlug, an der Reise ins Innere teilnehmen zu lassen? Wir würden uns mit Vergnügen jeder Arbeit unterziehen, um nur erst einmal von hier fortzukommen."

Der Maler nickte. „Du kannst mir den Stuhl tragen!" rief er.

„Und mir Muscheln suchen, Vogeleier sammeln, Schmetterlinge greifen!" rief ein ältlicher, auch in der Uniform steckender Herr. „Dieser schlanke Springinsfeld wäre mir zum Besten meines Rückens außerordentlich willkommen."

Der Befehlshaber der Barkasse lächelte. „Das glaube ich allerdings verantworten zu können," sagte er. „Die Leute befanden sich auf einem englischen Schiffe, dadurch allein haben sie Anwartschaft auf unseren Schutz. Wollt ihr also mit uns in das Innere reisen, so bleibt in Gottes Namen hier!"

„Topp!" rief Oskar. „Ich nehme das Erbieten dankbar an."

Richard zögerte ein wenig, dann sprach auch er seinen Dank in warmen Worten aus. Wieder Zeit verlieren, — das war ihm eigentlich so unerwünscht.

Aber doch mußte er Gott danken und that es auch. So unter den betrunkenen Heiden fortzuleben, wäre unbedingt von allem was geschehen konnte, das schrecklichste gewesen.

Als der eigentliche Hafen von Padang in Sicht kam, ließ der Befehlshaber beilegen und schickte das Boot mit zwei Mann und einem jüngeren Offizier an Land, um das Schreiben in sichere Hände zu bringen. Die Malaien blieben dicht geschart unfern der Barkasse liegen.

Leutnant Barrow lächelte. „Die werden Augen machen," sagte er, „sie lassen sich nicht träumen, daß wir den Padang befahren wollen."

Die Malaien ließen das Boot ganz außer acht; sie hielten die Absendung desselben für ein Scheinmanöver, um die spätere Flucht der Weißen zu decken; jedenfalls waren sie entschlossen, diesen letzteren über den Wasserspiegel der Reede bis zur Mündung des Flusses zu folgen und es dort auf einen Kampf ankommen zu lassen.

Vom Ankerplatz der Schiffe bis zur Stadt Padang sind es dreiviertel Meilen; der junge Morgen sandte daher seine Strahlen schon über die Reede, ehe das Boot zurückkam und wieder ein-

gezogen wurde. Wie hübsch und sauber, wie sorgfältig gearbeitet erschien jeder Gegenstand! Die Barkasse war aus Mahagoniholz gezimmert und hatte einen leichten bretternen Überbau, der den Naturforschern als zeitweilige Wohnstätte diente; an den Wänden hingen eine Menge von vorzüglichen Waffen und im Bug befand sich eine Kanone mit den, bei einer etwaigen Landung verwendbaren Lafetten. Mundvorrat, Wasser und Schießbedarf waren in allen Ecken des eigens für diesen Zweck eingerichteten Schiffchens untergebracht.

Vom Topp wehte die Flagge Altenglands und am Vorderteil stand mit goldenen Buchstaben der Name „Violan."

Leutnant Barrow sah von Zeit zu Zeit über das Meer hinaus. „Der Nordwest wird immer stärker," sagte er, „ich glaube, er bläst uns die Gelben ganz aus dem Wege."

Dann befahl er: „Dampf auf!" Die Pfeife gab das Zeichen und mit anmutiger Wendung drehte die Barkasse das Vorderteil dem Wind entgegen. Die neue Fahrt hatte begonnen.

Sämtliche Prauen, das Boot des „Krokodil" zwischen sich, folgten so rasch als sie konnten. Wutbleiche Gesichter sahen unter den unförmlichen Segeln hervor, wilde Verwünschungen klangen den Weißen entgegen, so oft sie sich zeigten.

Mittlerweile wurde die Umgebung schöner mit jeder Minute. Die Insel Pulo Pisang mit ihren grünen Hügelketten, ihren Klippen und Wasserfällen lag, von Korallenbänken umgeben, links im Meer, während rechts ein hoher Berg den letzten Ausläufer des Festlandes und zugleich eine Art Felsenthor bildete, an dessen untersten Granitklippen vorüber der Wasserweg in die Stadt führte.

Mit ungeheurer Wucht trieb der Nordwest die hochgehenden, von weißen Kronen geschmückten Wogen gegen diese Felsblöcke, solche Strudel, solche Wirbel bildend, daß der Blick unwillkürlich zurückschrecken mußte. Würden diese tobenden, haushohen Wassermassen ungefährdet das Fahrzeug zwischen sich hindurch schlüpfen lassen?

„Aha!" rief Leutnant Barrow, „da ist die Fahne!"

Aller Augen folgten der Richtung seiner ausgestreckten Hand. Auf der höchsten Spitze des Affenberges war eine dunkelrote Fahne erschienen, — ein Zeichen für die Schiffe, daß der Eingang des Flusses unzugänglich sei.

„Jetzt haben wir das Spiel gewonnen!" rief der Befehlshaber „die Barkasse kommt hindurch, aber die Prauen würden kentern

und an den Klippen zerſchellt werden wie Eierſchalen. Das Glück iſt euch günſtig, ihr Jungen, — ſeht, wie die Gelben wüten und ſchimpfen!"

Wirklich hatten dieſe ihre rieſigen Segel faſt ganz eingezogen; ſie ſchnatterten und gebärdeten ſich nach gewohnter Weiſe, wobei Radſcha Karoldi an ſein Gewehr ſchlug, daß es klirrte. Die Bewegung ſagte ſehr verſtändlich: „Wenn wir die Weißen nicht lebend fangen können, ſo laßt uns ſie womöglich töten!"

„Hm, hm," meinte Leutnant Barrow, „ladet doch einmal vor ihren Augen den alten Nick da. Seine eiſernen Begrüßungen müſſen den Schuften ins Gedächtnis gerufen werden."

Mehrere Matroſen machten ſich ſofort daran, den erhaltenen Befehl auszuführen. Die Kanone glänzte im Sonnenlicht, während weißer Giſcht das ſchlanke Schiff umflog und den Kiel wie mit Schneeflocken bedeckte. Ein kurzer Befehl und die tödliche Kugel hätte das vorderſte Fahrzeug der Malaien getroffen, um es jedenfalls ſogleich kampfunfähig zu machen.

Der ſtattliche Matroſe mit der Lunte in der Hand lächelte unbekümmert, — die Malaien ſchrieen vor Wut, ſie ballten die Fäuſte und fluchten läſterlich. Ein plötzlicher, ſtarker Windſtoß packte in dieſem Augenblick das vorderſte Fahrzeug, fing ſich in dem einzigen noch gebliebenen Segel und warf die Prau mit ſolcher Gewalt auf die Seite, daß ſie kenterte und ihre Inſaſſen unter ſich begrub, — nur für kurze Zeit freilich, dann ſchwammen die Halbwilden trotz Giſcht und Wogendrang wieder auf der Oberfläche; mit dem Gedanken weiterer Verfolgung aber war es gänzlich vorbei. Die übrigen Boote machten ſchleunigſt kehrt, um aus der Brandung wieder in das freie Fahrwaſſer zu gelangen.

Ein Hurra von der Barkaſſe ſchallte ihnen nach.

„Jetzt eilt nur, um euer Schiff zu erreichen," lachte der Leutnant. „Noch vor Mittag habt ihr die holländiſche Hafenwache an Bord, ihr Raubgeſindel!"

Die Brandungsſtelle lag hinter ihnen, und das Waſſer des Padang wurde bedeutend ruhiger, obwohl die Barkaſſe fortwährend gegen den Strom aufkreuzen mußte. Man befand ſich jetzt unmittelbar unter dem Gunong Monjet.

„Der Affenberg!" ſagte eine Stimme. „Seht die dreiſten Geſchöpfe!"

Eine ganz kleine Gattung dieſer poſſierlichen Vierhänder bewohnte den hohen, vielzackigen und von Schluchten durchwühlten

Berg bis zur oberſten Spitze. Alte bärtige Männchen, Mütter mit ihren Jungen, kurz, Affen von allen Formen und Lebensaltern ſprangen an den Abhängen umher oder ſchwammen luſtig bis nahe an die Barkaſſe heran, bald tauchend, bald eine Frucht naſchend oder im gemeinſamen Spiel, bei dem es eben ſo geräuſchvoll zuging, eben ſo viele Püffe und lärmende Verfolgungen abſetzte, wie etwa auf dem Tummelplatz einer deutſchen Knabenſchule.

Gleich nach der Einfahrt in den Fluß erſchienen zur Seite desſelben die erſten Häuſer von Padang, Bambushütten auf Pfählen und von Malaien bewohnt. Hinter dieſen ſtanden die größeren und mit einer offenen Galerie umgebenen, aber ſonſt in gleicher Weiſe gebauten Häuſer der Europäer, alles auf Pfählen und jedes einzelne Gebäude inmitten eines großen wohlgepflegten Gartens, der die ſchönſten Bäume und Blumen beſaß. Weit über das Dach hinaus nickten und ragten beſonders die Wipfel der Kokos-, Pinang- und Areng-Palmen, zwiſchen deren Stämmen, an langen Ranken hängend oder in Geſträuchen üppig aufſchießend, Blumen zu Tauſenden erblüht waren.

Ganz Padang ſah aus wie ein einziger großer Garten.

Der Zeichner lehnte wohlgefällig lächelnd auf einer Bank und blies den Rauch ſeiner Zigarre in die Luft hinaus. „Das wären erſt einmal die niedlichen Bilderchen," ſagte er, „das Hübſche, Anmutige. Jetzt kommen wir zu den größeren Stoffen, — Menſchenfreſſer, Tiger, wilde Elefanten. Wann können wir bei den Batta angelangt ſein, mein Herr Befehlshaber dieſes wiſſenſchaftlichen Ausflugs in den Urwald von Sumatra?"

Leutnant Barrow wiegte den Kopf. „Ja, wie weit iſt denn der Padang ſchiffbar, würdiger Herr Hardington, Spezialartiſt von ihrer Majeſtät Fregatte ‚Violan'?"

„O weh, das iſt wahr. Es kommt alſo der Punkt, an welchem wir das gute Schiff verlaſſen und wandern müſſen. Mir auch recht!"

„Herr Dr. Lawrence," wandte er ſich an den älteren Herrn mit der Brille und dem wohlwollenden Ausſehen, „was machen Sie da, mein Lieber? Jeden Augenblick ſehe ich Sie mit einem kleinen Eimerchen Waſſer ſchöpfen und die Zungenſpitze hineinſtecken. Was bedeutet das?"

„Ein Geheimnis," brummte der Gelehrte. „Stören Sie mich nicht, junger Herr!"

„Da ſchleckt er wieder ein paar Tropfen! Sein ganzes Ge-

ſicht leuchtet wie verklärt, — irgend etwas lang Geſuchtes ſcheint entdeckt zu ſein.“

Der Doktor wandte wirklich den Kopf. „Barrow,“ rief er, „Barrow, jetzt haben wir die Stelle erreicht. Laſſen Sie halten, Mann! Das Boot herunter!“

Die Befehle wurden vollzogen, dann ſtieg der Gelehrte ſo ſchnell er vermochte, die Treppe hinab, purzelte mit einem letzten Schwung in das Boot und legte ſich der Länge nach zwiſchen den Planken zu Boden, wobei er das Ohr auf die Bretter preßte.

Der Zeichner ſchüttelte den Kopf. „Toll geworden!“ ſagte er. „Schade um einen ſo guten Kameraden wie Dr. Lawrence.“

Leutnant Barrow lachte, während alle übrigen Inſaſſen der Barkaſſe neugierig hinabſahen in das Boot. Was hatte nur der gelehrte Herr?

Dieſer lag immer noch regungslos, aber zuweilen murmelte er oder verzog die Lippen zum Lächeln, endlich kroch er zum anderen Ende des Bootes und verſuchte die ſchwierige Bauchlage, indem er das linke Ohr auf die Planken drückte.

„Toll!“ ächzte Hardington, den die Neugier beinahe erſtickte. „Toll zum Binden!“

„Doktor,“ rief Barrow, „Sie könnten uns nun aber auch einige Mitteilungen zukommen laſſen, wie mir ſcheint.“

Der Stabsarzt ſeufzte. „Es iſt da!“ ſagte er ſo leiſe, als werde ſeine Stimme irgend ein geheimnisvolles Vergnügen, das er gerade genoß, jählings verſcheuchen. „Es iſt da, — Pſt!“

„Dann wollen wir es aber auch hören!“

„Still! — Pſt! — Still!“

Der Leutnant kletterte indeſſen unbekümmert um dieſe Ermahnung in das Boot hinab, und Mr. Hardington folgte ihm ſo ſchnell, daß er ſtolperte und ſehr wider Willen auf die behäbige Geſtalt des Arztes fiel. Ehe er ſich zu einer Entſchuldigung Zeit nahm, ehe er ſeine herabgeſchleuderte Mütze wieder erfaßte, preßte er das Ohr auf den Boden und hob dann eben ſo ſchnell den Kopf.

„Muſik!“ rief er. „Alle Wetter, was iſt das?“

„So ſchweigen Sie doch, queckſilberiger Menſch!“

Der Leutnant hatte ſich über den Bootsrand geneigt. „Ich höre es ſo ſchon!“ ſagte er.

Der Gelehrte richtete ſich auf. „Wie Sie meinen Leichnam geſchunden haben!“ knurrte er. „Fielen Sie vor Neugier über Bord, Hardington?“

„Jawohl. Ich wollte die Nixen sehen, welche da unten im Glaspalast auf dem Grunde ein Konzert geben!“

„Aber im Ernst,“ fügte er hinzu, „was ist das?“

„Weiß ich es denn? Ein Geheimnis, ein Wunder. Gestern erzählte mir's in Padang ein Malaie, und er kannte auch gleich die Erklärung dafür. Flausen natürlich, ein Märchen, aber die Sache ist, wie er sie schilderte. An jener Grenze, wo sich das süße und das Meerwasser begegnen, da erklingt eine beständige zarte und äußerst angenehme Musik, — ich höre sie jetzt auch durch die Luft.“

Dabei legte er sich wieder hin und horchte. „Wie eine Äolsharfe,“ sagte er. „Was in aller Welt mag es nur sein? — Hardington, Sie haben mir, glaube ich, mehrere Rippen zerdrückt.“

Der Künstler sah sehr erschrocken aus. „Das würde ich mir ja nie vergeben,“ rief er. „Bitte, setzen Sie sich doch, bester Doktor, vermeiden Sie jede Anstrengung. Was den geheimnisvollen Gesang betrifft, so liegt ja die Lösung des Rätsels so nahe!“

Der Gelehrte hob erst den Kopf vom Boden und dann, als er das überaus ernste Gesicht des Künstlers sah, den ganzen Körper, so daß er jetzt auf den Knieen lag. „Was Sie davon verstehen!“ sagte er halb lachend, halb neugierig. „Na, wird es denn bald?“

Der Künstler zuckte die Achseln. „Ich brauche Ihnen nichts aufzudrängen, bester Doktor.“

„Ach Thorheit, Thorheit! Die blinden Hennen finden auch zuweilen Körner. Sie meinen ohne Zweifel, daß es ein Fisch ist, der —“

„Es ist kein Fisch, Doktor. Vielmehr bin ich überzeugt, daß meine Entdeckung großes Aufsehen erregen wird. Was da unten singt, ist —“

„Nun? Nun? — Haben Ihnen etwa die Gelben besondere Mitteilungen gemacht?“

„Durchaus nicht. Die Erklärung des Wunders fand ich selbst. Was da unten singt, ist die — sumatraische Lorelei!“

Gespannte Gesichter hatten den Schelm von allen Seiten beobachtet; jetzt folgte ein lustiges Lachen, in das auch der Doktor zuletzt mit einstimmte. „Sie sind ein Unverbesserlicher, Hardington!“ rief er aber doch ärgerlich.

„Nur weil ich Ihre eigene Ansicht vertrete? Da sehe einer den Undankbaren! Sagten Sie nicht vor kaum fünf Minuten selbst: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten‘!“

Der Gelehrte kletterte mit Siebenmeilenſchritten hinauf in das Schiff. „Vor Ihnen iſt nichts mehr ſicher!“ rief er pruſtend.

Während ihm der Künſtler mit komiſchem Eifer den Rücken klopfte, durften nacheinander alle Teilnehmer der Reiſe unten im Boote die ſeltſame, ſo überaus geheimnisvolle Muſik bewundern. Es waren mehrere Töne, höher und tiefer, die harmoniſch ineinander klangen, zart und leiſe, vielleicht noch am eheſten mit dem Spiel einer Flöte zu vergleichen; auch Richard und Oskar hörten den Zaubergeſang, natürlich ohne ſich die Urſachen desſelben erklären zu können.

Der Leutnant hatte unterdeſſen ein recht ſchweres Lot an die Leine befeſtigen laſſen. „Die Flußtiefe wollen wir ja doch feſtſtellen,“ ſagte er, „dabei läßt ſich dann wenigſtens mit Sicherheit ermitteln, ob es Fiſche ſind, die uns dieſe Vorſtellung geben.“

„Weil ſie flüchten würden, wenn das Bleilot zwiſchen ſie fährt. Richtig, richtig, Barrow. Das war ein guter Gedanke.“

Und der alte Herr ſtieg unermüdlich wieder über Bord, ehe noch das Lot ausgeworfen war. Später gab er von Minute zu Minute ſeine Wahrnehmungen den anderen zum beſten. „Bleibt unverändert, — hm, hm, — ſind keine Fiſche! — Steigt! Alle Wetter, es ſteigt! Nehme einer ein Ruder und ziehe es hin und her durch das Waſſer, — aber ſchnell!“

Mit allen möglichen Gegenſtänden wurden die Fluten des Padang in Bewegung geſetzt. Es wogte und ſchäumte, es ſchlug in das Boot hinein und überſpritzte den eifrigen Naturforſcher mit ganzen Schauern von Tropfen, aber das ſchadete nichts, Doktor Lawrence lächelte ſehr zufrieden. „Das Waſſer,“ erklärte er, „nur das Waſſer. Jetzt wollen wir einmal ſoweit hinauffahren, daß wir eine vom Meer ganz unberührte Stelle erhalten und dort —“

„Wieder aus der Affenbadewanne nippen!“ ſchaltete Hardington ein.

„Wollen Sie mit?“ fragte kurz der Doktor. „Es kommt mir auf einen Trunk nicht an.“

Diesmal wurde auf Koſten des Malers gelacht, dann nahm die Barkaſſe das Boot ins Schlepptau und dampfte gegen den Strom vorwärts. Hundert Schritte weiter, im völlig ſüßen Waſſer ſchwieg die ſonderbare Muſik vollſtändig.

„Da ſtänden wir alſo vorläufig am Ziel,“ ſeufzte der Gelehrte. „Mein Gewährsmann ſagte mir, daß an den Mündungen aller

größeren Ströme auf Sumatra und Borneo dieſe Erſcheinung beobachtet wird. Vielleicht ſind wir bei ſpäteren Verſuchen glücklicher."

„Ah," rief Mr. Hardington, „da fällt mir ein, daß ja die Malaien eine Erklärung des Wunders zu kennen glauben. Geben Sie uns die Geſchichte zum beſten, Doktor."

„Weil Sie gar ſo — — wißbegierig ſind, nicht wahr, mein Kleiner? Zur Strafe für die Lorelei ſollen Sie bis heute abend warten."

Und ſo geſchah es auch. Hardington ſpielte den Liebenswürdigen, er erinnerte zehnmal ganz zufällig an die bewußte Geſchichte, aber Doktor Lawrence ſchien blind und taub, er ließ den neugierigen Künſtler ſchmachten, bis abends die Sterne am Himmel ſtanden und der Mond lächelnd über die mächtigen Berge hineinſah in das kleine Schiff, auf dem unerſchrockene britiſche und deutſche Männer vorwärts fuhren, unbekannten Menſchen und Verhältniſſen entgegen, bis tief ins Herz der Wildnis, welche damals noch kein Weißer durchwandert hatte.

Große Vögel ſaßen am Ufer und ſahen hinüber zu dem dampfenden Schornſtein, aber ſie flohen nicht, ihnen war die Gefahr noch unbekannt. Zuweilen klang durch den Wald ein zorniges Knurren, dem ein kurzer, gellender Todesſchrei folgte, — der Tiger ſpeiſte zur Nacht.

„Nun aber endlich!" rief Hardington.

„Es iſt eine ganz einfache kleine Erzählung," ſagte er. „Der Malaie wußte ſie von den Batta; ſein eigenes Volk gehört ja ſeit vielen Jahren zum mohammedaniſchen Glauben."

Die Zigarre wurde neu in Brand geſetzt und als der Doktor annahm, daß Mr. Hardington nun genug gequält ſei, da begann er ſeinen Vortrag.

„Im Anfange lebten nur drei Götter mit ihren Familien, Batara-Guru, Sori-Pada und Mangalla-Bulang. Erſterer trug auf ſeinen Schultern die Erde, welche noch keine Menſchen beſaß, während Sori-Pada eine Art von Unterwelt beherrſchte, das Waſſer, in dem es weder Licht noch Luft gab. Der Gott des Feuers war Mangalla-Bulang.

„Schon ſeit längerer Zeit hatte Batara-Guru gewünſcht, eine Flamme zu beſitzen, um damit die Erde wohnlicher zu machen und Weſen erſchaffen zu können, die ſich im Lichte freuten, aber Mangalla-Bulang war geizig, er gab nichts her, ſondern behielt die

ganze Sonne für ſich, ob auch Batara-Guru noch ſo ſehr bat und flehte. Da ſann dieſer letztere auf eine Liſt, wie es —"

„Allen Tyrannen gegenüber geſchieht," warf Hardington ein.

„Das iſt möglich. Batara-Guru rief eines Tages ſein Töchterlein Puti-Orla-Bulan zu ſich!"

„Puti!" wiederholte der Zeichner. „Ein reizender Name."

„Wenn Sie jetzt nicht gleich ſchweigen, bleibe ich Ihnen den Schluß der Geſchichte ganz ſchuldig, Hardington."

„Den Schluß? O weh, ſind wir ſchon ſo weit!"

„Das war nur ein Seufzer," ſetzte er entſchuldigend hinzu.

Sie lachten wieder alle, aber das nahm der lebensluſtige Künſtler keineswegs übel. Nach kurzer Pauſe fuhr Doktor Lawrence in ſeiner Erzählung fort. „Batara-Guru hatte bemerkt, daß ein Stück von der Sonne in den Padang gefallen war, er ſah es durch das Waſſer ſchimmern und glänzen und wollte es um jeden Preis in ſeinen Beſitz bringen, mit der Welt auf dem Rücken aber konnte er nicht ſo recht klettern, deshalb ſollte das Töchterchen geſchwinde den Diebſtahl ausführen.

„Puti-Orla-Bulan begriff ſogleich den erhaltenen Auftrag, aber ſie fürchtete ſich heimlich ſehr vor dem Zorne Mangalla-Bulangs. ‚Vater,' ſagte ſie, ‚wenn ich das Feuer geſammelt habe, wie komme ich dann wieder zu dir? Sobald ich deinen Namen rufe, hört mich der Feuergott, und es iſt dann um mein Leben geſchehen.'

„Batara-Guru tröſtete ſein furchtſames Kind. ‚Du brauchſt mich nicht zu rufen,' ſagte er. ‚Ich werde immerfort lauſchen, bis ich deine ſüße Stimme höre. Singe ein Lied, Puti, dann hebt dich meine Hand ſogleich aus dem dunkeln Reiche Sori-Padas empor.'

„Damit war das junge Mädchen zufrieden und ſtieg vorſichtig hinab in den Padang, wo das goldene Stückchen Sonne ihr die Augen blendete. Sie verſuchte es zu halten, aber eben ſo ſchnell zerrann das einmal Erfaßte zwiſchen ihren Fingern; immer eifriger wurden die raſtloſen Bemühungen, immer höher ſtieg die Furcht, daß Mangalla-Bulang ſie ſehen und für den beabſichtigten Diebſtahl beſtrafen möge. Puti griff hierhin und dorthin, — es half nichts. So lange die Fluten ruhig blieben, lag das goldene Feuer vor ihr auf dem Grunde, ſuchte ſie es aber zu erhaſchen, dann zerfloß es wie Schaum.

„Mangalla-Bulang wußte ſeinen Schatz wohl zu behüten, das

erkannte Batara-Gurus ſchlaues Töchterlein jetzt ſehr gut. Leiſe, ganz leiſe begann es zu ſingen.

„Hoch oben auf ſeiner Wacht hörte der Gott die liebliche Stimme. ‚Ach,‘ dachte er voll Freude, ‚jetzt hat meine kluge Puti das Feuer gefunden!‘

„Und ſchleunigſt bückte er ſich, um mit ſtarker Hand ſein Töchterlein emporzuheben. Aber o weh, da kam unverſehens —“

„Sein Fuß ins Gleiten und er purzelte hinab!“ rief Hardington.

„Wie jemand, den ich lieber nicht nennen will, auf meine Rippen! — Doch ganz ſo ſchlimm war die Sache nicht! Der Gott hielt allerdings das Gleichgewicht, aber die Welt auf ſeinen Schultern kam ſchmählich ins Fallen und ſtürzte hinab. Batara-Guru mußte ſich an das Gebirge Bakarra binden laſſen, um nur ſelbſt einen Halt zu beſitzen, — ſeitdem ſingt Puti-Orla fort und fort vergebens in den Fluten des Padang, immer hoffend, daß endlich ihr Vater ſie hören möge, traurig und leiſe im ganzen Weh der ungeſtillten Sehnſucht.“

Eine Pauſe folgte dieſen letzten Worten; Leutnant Barrow war der erſte, welcher wieder ſprach. „Wie alle, die das Licht ſtehlen wollten,“ ſagte er nachdrücklich.

Hardington warf die Zigarre in das Waſſer, daß ſie einen Augenblick einen Feuerkreis um ſich verbreitete und dann ziſchend unterſank. „Einerlei,“ rief er, „einerlei, die Geſchichte iſt hübſch, anmutig, — ich will Puti-Orla malen und das Bild in meinen Salon hängen, — ſobald ich nämlich erſt einmal einen ſolchen beſitze.“

„Das war ein weiſer Zuſatz, mein Kleiner. Vorläufig können wir aber, wie ich glaube, jetzt unſere Kojen aufſuchen, — alle geſitteten Völker ſchlafen ſeit Stunden.“

„Nur Puti-Orla ſingt und ſingt!“ — —

„Und die großen Eulen in den Felsſpalten krächzen ganz erſchrecklich! Gute Nacht, meine Herren, — morgen iſt auch noch ein Tag.“ —

Über eine Woche lang glitt die Barkaſſe, allerdings mit vielen Unterbrechungen und Pauſen auf den Wogen des Padang dahin, dann kam endlich der Augenblick, wo das Waſſer zu ſeicht wurde und nun die Reiſe in das bewohnte Innere auf Schuſters Rappen fortgeſetzt werden mußte. Vier Leute nahm der Befehlshaber mit

an Land, die übrigen blieben auf dem Dampfer. Den beiden Deutſchen hatte er freie Wahl gelaſſen und ſo zogen ſie es natürlich vor, ſich den Fußwanderern anzuſchließen. Neues leinenes Zeug hatten ſie ſich aus Mr. Barrows Segelvorräten ſchon ſelbſt genäht, die Stiefel hielten noch und ſo konnte denn das Abenteuer wieder ſeinen Anfang nehmen.

„Nur mein Sparkaſſenbuch kommt dabei ſchrecklich zu kurz,“ ſeufzte Richard, „ich werde von dieſer Reiſe keinen Pfennig mit nach Hamburg bringen.“

„Und ich!“ fiel Oskar ein. „Wie ſich meine Mutter grämen mag!“

„Leutnant Barrow hat mir geſagt, daß Briefe nach Europa gehen, ſobald eine Hafenſtadt erreicht iſt. Inzwiſchen erhalten deine Eltern das Schreiben, welches du in Kalkutta auf die Poſt brachteſt.“

„Ehe wir an das neue Mißgeſchick denken konnten, ja.“

„Du, du,“ ſetzte er plötzlich hinzu, „was rührt ſich da?“

Auf den Zweigen eines naheſtehenden Baumes kauerte ſprungbereit ein zum Katzengeſchlecht gehörendes Tier mit den grünen falſchen Augen und dem langen, ganz unter den Körper gelegten Schweif. Aber ſtatt der gewohnten ſcheckigen oder geſtreiften Färbung zeigte es langes aſchgraues Haar, die geduckte Haltung ließ auf ein eben begonnenes Jagdvergnügen ſchließen.

Richard berührte die Schulter des Arztes; er zeigte ihm ſtumm das Tier.

Doktor Lawrence ſchien ſehr erfreut, er rieb heimlich die Hände. Auf ſeinen Wink verſteckte ſich die ganze kleine Schar, — es galt, den Nebelpanther, das eingeborne Raubtier der Inſel, zu beobachten.

Noch hatte die knurrende Katze nichts bemerkt, denn der Wind wehte den Wanderern mit ziemlicher Stärke entgegen. Es begann jetzt ein ſeltſames Schauſpiel. Unten in den Zweigen hüpfte der Panther von einer Stelle zur andern, oben bewegten ſich die Blätter, als geſchehe ein gleiches, doch war kein lebendes Weſen zu ſehen, nur zuweilen drang ein leiſer quiekender Ton hinab bis zu den horchenden Männern, oder es fielen Blätter und Früchte auf den Boden.

„Da oben ſitzt ein Affe,“ raunte Doktor Lawrence. „Seht ihr das Wogen und Schütteln in den Zweigen? — Das Tier mißt die Sprungweite, es kann den nächſten Baum nicht erreichen.“

„Und der Panther weiß das, er merkt aber auch, daß nach oben die Äste dünner werden, daß ſie ihn nicht mehr tragen, — deshalb knurrt er ſo ärgerlich.“

„Wollen wir ihn nicht herunterholen?“

„Noch nicht! Noch nicht!“

In dieſem Augenblick ging das Quicken unter den Zweigen über in lautes Pruſten. Ein ſchwarzer Körper flog mit Windeseile vorüber an dem Panther, der ſeinerſeits zum Sprung ausholte und eben das verfolgte Geſchöpf erfaſſen wollte, als unter ihm der Aſt krachend zerbrach und er wie aus der Piſtole geſchoſſen hinunterſtürzte in das hohe Gras, — natürlich auf die Pfoten und ganz unbeſchädigt.

Der Affe war längſt außer Sicht.

Zwei Kugeln durchbohrten das graue Fell, die erſte Jagdbeute war gemacht. Der Gelehrte ſaß bei dem verendeten Panther wie das Kind bei ſeinem Lieblingsſpielzeug, er drehte den Körper hin und her, er zog das lange Haar durch die Finger. „Meine Herren,“ rief er, „ein neues Tier! Wir ſind die erſten, welche ſeinen Pelz nach Europa bringen.“

„Aber wir können ihn doch nicht mitnehmen?“ rief der Zeichner. „Ich male die Beſtie!“

„Und ich ziehe ihr das Fell ab, auf die Gefahr hin, es wie einen Mantel um die Schultern zu legen.“

Ein höchſt bedenklicher Zwiſchenfall unterbrach in dieſem Augenblick die Unterhaltung. Hinter den nächſten Gebüſchen erſchienen etwa ſechs oder zehn Eingeborne mit dem Lendenſchurz und der Bewaffnung von Pfeilen. Ihr Ausſehen war ſehr erbittert, ihre Gebärden wild.

„Weshalb ſind die Fremden in das Land der Batta gekommen?“ fragte einer unter ihnen, ein älterer Mann, der ein ſchlechtes, mit vielen unverſtändlichen Worten durchwebtes Engliſch ſprach. „Sie wollen ſtehlen, unſer Land ausplündern und verraten.“

Eine drohende Gebärde vervollſtändigte den Satz. „Ihr ſeid dem Adat, dem heiligen Geſetz, verfallen,“ rief einer der Leute. „Euer Leben iſt verwirkt.“

Der Befehlshaber trat ihnen ruhig entgegen. „Ihr irrt ganz und gar,“ ſagte er mit überzeugendem Tone. „Wir ſind aus dem fernen Abendlande gekommen, um das Volk der Batta kennen zu lernen, es zu beſuchen und in ſeinen Hütten friedlich zu wohnen. Später werden wir dann zu Hauſe unſern Brüdern und Freunden

von eurer Gaſtfreundſchaft erzählen, von der Tapferkeit der Männer und der Sanftmut der Frauen. Sumatra iſt die Perle unter den Inſeln und die Batta ſind ſeine vortrefflichſten Bewohner.“

Dieſe ſchmeichelhafte Rede that ſogleich ihre Schuldigkeit. Es iſt die ſchwache Seite der Malaien und aller ihnen verwandten Völker, lange überſchwengliche Reden ſelbſt zu halten oder anzuhören; wer ihnen mit einem großen Aufwande von Worten ſchmeichelt, der hat ſie beſtochen.

Die nackten Geſellen lächelten. „Ihr habt aber unſern Panther geſchoſſen,“ ſagten ſie, offenbar um nur etwas vorzubringen.

„Aber wir werden ihn euch gut bezahlen.“

„Dann folgt uns zum Radſcha!“

Die Weißen ſahen einander beruhigt an. Der erſte Sturm war abgeſchlagen.

Zwei Matroſen nahmen den Panther auf ihre Schultern und nun ging es unter Führung der Eingebornen durch den Wald, halb und halb als Gefangene, das ſagten ſich alle. Sie waren indeſſen auf derartige Erfahrungen von vornherein gefaßt geweſen und hielten auch ihre ſtattliche Anzahl von Kugelbüchſen, Piſtolen und Meſſer für ein ganz geeignetes Mittel, um den Verhandlungen mit den Wilden einigen Nachdruck zu geben.

Schon nach einem kurzen Marſche zeigte ſich die erſte Umgebung eines Dorfes, eingefriedigte, mit Wällen von Schlamm umfaßte und im Zickzack überrieſelte Reisfelder, denen ſich wieder andere anſchloſſen, auf welchen nur Bäume ſtanden, hauptſächlich die verſchiedenen Palmen mit ihren reichlich wachſenden Früchten.

Neben den Hütten fanden ſich wenige Bäume, es war eine ziemlich kahle Fläche, auf der ſich die Pfahlbauten erhoben, — aber freilich deſto mehr von lebenden Weſen bevölkert. Schweine, Hunde, Affen, Ziegen und Geflügel, das grunzte, zwitſcherte, meckerte und quiekte durcheinander, ſowohl unter den Häuſern, als darin, darauf und daneben. Selbſt in dem wegen ſeines Schmutzes berüchtigten China hätte kein Dorf eine noch größere Unreinlichkeit zur Schau tragen können, als dies Heimweſen der Batta, das aus etwa ſechzig oder achtzig Häuſern beſtand und vielleicht fünfhundert Einwohner zählte. Von Straßen oder Plätzen war keine Rede, Gärten gab es nirgends, ebenſowenig Blumen, ſondern nur Schmutz, in welchem alles herumwatete, Erwachſene, Kinder und Tiere.

Hinter den letzten Hütten, das ganze Dorf umſchließend, er-

hob sich ein hoher Erdwall, den doppelte Reihen stachlichter Gebüsche vollkommen unzugänglich machten und der nur vorn, in der Richtung der Reisfelder, eine kleine Schlupfpforte besaß.

Vor dieser machten die Eingebornen Halt. „Ihr müßt hier warten, Fremde," sagte einer von ihnen.

„Weshalb," fragte der Maler. „Und auf welchen Bescheid? Es gibt hier herum nicht einmal einen Lagerplatz, guter Freund."

Der Batta sah ihn fragend an. „Bist du ein Radscha?"

„Jawohl. Meine Unterthanen sind Zeichenstifte und Pinsel."

Leutnant Barrow mischte sich in das Gespräch. „Ich bin der Anführer unserer Gesellschaft," sagte er. „Was wünschest du also?"

„Daß ihr hier wartet, bis ich zurückkomme. Eure Füße dürfen das Dorf nicht betreten."

„Gut, dann üben wir uns hier einstweilen in der Geduld, mein Freund. Geh' nur."

Der Eingeborne verschwand, während seine Gefährten zurückblieben und die Weißen bewachten. Mitten unter den Strohhütten stand eine hölzerne, dahin eilte der Mann und alsbald bildete sich um den Pfahlbau eine dichte Gruppe von Menschen, die alle miteinander flüsterten. Einzelne liefen bis an die Pforte, besahen sich die Fremden und erzählten dann den übrigen, was sie entdeckt hatten. Das ganze Dorf schien in Aufruhr, alle sprachen zugleich, die Stimmung war offenbar eine sehr fröhliche.

Mr. Hardington zuckte die Achseln. „Angenehme Aussichten," sagte er halblaut. „Diese Menschenfresserinnen beraten, wer unsere Köpfe und wer die Schulterstücke kochen will, sie versprechen den schmutzigen Rangen besonders fette Bissen."

„Werden aber doch schließlich anderer Meinung sein!" nickte der Leutnant.

Man hörte indessen an dem Klange seiner Stimme die verborgene innere Unruhe. Daß die Batta Menschenfleisch aßen, war eine unumstößliche Thatsache.

„Wie entsetzlich würde sich unser armer Poggins geängstigt haben," flüsterte Richard.

„Am Ende müssen wir ihn noch um das sichere Plätzchen unter den Seeräubern heimlich beneiden! — Findest du nicht, daß die gelben Schufte unerhört viel Zeit verbrauchen?"

„Und daß diese Gesichter nur sehr wenig Vertrauen einflößen!"

Viertelſtunde nach Viertelſtunde verging, die Sonne ſchien glühend heiß herab, Millionen von Stechmücken ſchwirrten in der Luft, der brennendſte Durſt quälte die Männer, deren Weg ſie an dieſem Morgen ſchon ſtundenlang durch die Wildnis geführt hatte.

„Dürfen wir nicht wenigſtens etwas Waſſer aus dem Fluſſe ſchöpfen?“ fragte Dr. Lawrence.

„Nein. Ihr dürft nichts genießen, was den Batta gehört.“

Durch einen Teil des Dorfes ſchoß ein Gebirgsbach, von den höchſten Spitzen der Felſen herabfallend, mit Rauſchen und Brauſen zu Thal, um da unten, in zehn oder zwanzig Arme geteilt, die Felder zu tränken. — hier oben diente der Anblick ſeiner Tropfenſchauer den dürſtenden Menſchen zur Qual. Sie ſchloſſen faſt alle die Augen, um weder das Waſſer noch die ſchnatternden Frauen zu ſehen.

Endlich, nach ſtundenlangem Harren öffnete ſich an dem Bretterhauſe die Thür, der ganze Haufe ſtob auseinander und zwei Männer ſtiegen die Treppe hinab. Es war der Führer und mit ihm eine ſonderbare Geſtalt, die jedenfalls ſo lange auf ſich hatte warten laſſen, um den Eindruck ihres Erſcheinens nun möglichſt zu verſtärken.

Auf dem Kopfe trug der Beherrſcher des Dorfes einen ſchwarzen Cylinder, dem indeſſen der Zahn der Zeit den Rand abgenagt hatte und der daher durch ein beſtändiges verhängnisvolles Schwanken die Würde Seiner Majeſtät in jeder Minute zu beeinträchtigen drohte. Den braunen Körper ſchmückte ein Hemde und um den Leib hing an Kokosfaſern ein verroſteter Kavalleriesäbel, dem die Scheide fehlte. Vorn aus dem Einſchnitt des Hemdes ſah das Köpfchen eines ganz kleinen Affen hervor, — jedenfalls ein Lieblingstier, von dem ſich der Monarch niemals zu trennen pflegte.

So ausgerüſtet nahte an der Spitze ſeines verſammelten Volkes der Radſcha. Er hatte ein rotes liſtiges Geſicht, das die Bekanntſchaft mit dem Branntwein deutlich verriet; ſeine Blicke waren feſt auf die Weißen gerichtet, er pflanzte ſich vor ihnen auf wie ein Menagerieheld, der mit Augen und Reitpeitſche ſeine Beſtien beherrſcht.

„Ich bin der Radſcha To-Piang,“ ſagte er. „Die Erde, worauf ihr ſteht, die Luft, welche ihr atmet, alles iſt mein Eigentum.“

„Ein Mann, der ſeinen Wert kennt,“ dachte Mr. Hardington,

aber er hütete ſich doch, das laut auszuſprechen. Die Frage: Eſſen oder Gegeſſenwerden war ja immer noch nicht beantwortet.

Leutnant Barrows Geſicht zeigte den unerſchütterlichſten Ernſt. „Ich grüße dich, Radſcha,“ ſagte er, „und zwar nicht ſowohl im eigenen oder in dem Namen meiner Reiſegefährten, ſondern vielmehr in dem Ihrer Majeſtät, der Königin von England! Ich bin nach Sumatra gekommen, um dir dieſe Worte zu ſagen.“

Der Mann mit dem zernagten Cylinder und dem Kavalleriefäbel ſchien zu wachſen, er blies die Backen auf und lachte vor Vergnügen, daß der Hut wackelte wie eine Pappel im Sturm.

„Die Königin von England iſt eine ſehr vornehme Frau,“ ſagte er, „ſehr vornehm und ich ſchicke ihr meine beſten Grüße. Sage mir, Fremder — — hm, — hat ſie in ihrem Lande von dem Radſcha To-Piang ſprechen hören? Möchte ſie mich kennen lernen?“

Das Geſicht des Befehlshabers wurde immer verbindlicher. „Dich und dein Land, Radſcha,“ antwortete er, den erſten Teil der Frage geſchickt umgehend. „Ja, das iſt der Grund, weshalb wir mit unſerem Schiffe nach Sumatra kommen.“

Der Eingeborne ſtreichelte mit einer Hand den Kopf des Affen, mit der anderen hielt er ſeinen Hut feſt. „Sehr ſchön,“ ſchmunzelte er, „ſehr ſchön. Gewiß iſt die Königin von England an Bord deines Schiffes, weißer Radſcha?“

„Das allerdings nicht,“ antwortete der Offizier. „Die Königin hat zu viel fremden Beſuch, weißt du, und ſo außerordentlich viele Regierungsgeſchäfte; an eine Reiſe hierher kann die hohe Frau leider nicht denken. Weit eher unternimmſt du einmal einen Abſtecher nach London, Freund To-Piang!“

Der Monarch ſchüttelte den Kopf. „Das darf ich nicht,“ ſagte er kleinlaut. „Der Batta, welcher die Grenzen ſeines Landes verläßt, wird nach dem Adat, dem Geſetz, mit dem Tode beſtraft, ebenſo der Weiße, welcher eindringt, um ſich unerlaubte Vorteile zu verſchaffen.“

Unter den Gelben entſtand eine augenblickliche Unruhe. Wahrſcheinlich hofften ſie im ſtillen, daß jetzt der Befehl zum Abſchlachten kommen müſſe.

Leutnant Barrow beobachtete alles. „Du fragſt gar nicht, was dir Ihre Majeſtät, meine allergnädigſte Königin als Geſchenk überreichen läßt?“ ſagte er in halb vorwurfsvollem Tone.

Ein Schnalzen kam über die Lippen des Eingebornen. „Geſchenk," wiederholte er, „Geſchenk? Gib es her, Faringi."

Der Befehlshaber winkte einem der Matroſen und nahm von der Schulter desſelben die Kugelbüchſe, dann zog er aus ſeiner ledernen Reiſetaſche ein auf Elfenbein gemaltes und mit einem Goldrahmen verſehenes Bildnis hervor, endlich mehrere goldene Münzen.

„Radſcha To-Piang," ſagte er, „dieſe Sachen läßt dir die Königin durch mich überreichen. Möchteſt du mit der Waffe deine Feinde beſiegen und für das Geld kaufen, was dir Freude bringt. Das Bildnis der Königin hängſt du, als Mann, der zu leben weiß, natürlich an die beſte Stelle deines Hauſes."

Der Eingeborne lächelte und nickte, bis er in ſchallendes Lachen ausbrach und ſich immer abwechſelnd auf das rechte und linke Knie ſchlug, ſodaß der Cylinder ins Gras fiel und der Affe auf die Schulter ſprang, um ſich einen einigermaßen feſten Halt zu ſichern.

„Soviel Geld!" rief der entzückte Monarch. „Soviel Geld! Da arbeite ich nie im Leben mehr, nie im Leben, Faringi. Gib her die Sachen!"

Der Leutnant willfahrte ihm ſogleich. „Aber Radſcha," ſagte er, „eins erwartet dafür die Königin mit aller Sicherheit von dir. Du mußt uns geſtatten, eine Zeitlang hier zu wohnen, Land und Leute anzuſehen und —"

„Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon. Ihr könnt ſchießen, fangen, töten, alles nehmen, was ihr wollt und was ihr findet."

„Gut, und ſpäter begleiteſt du uns zum nächſten Radſcha und verſchaffſt uns die Erlaubnis, durch das Gebiet desſelben zu reiſen."

„Jawohl! Jawohl! Wir ſind Freunde. To-Piang bekennt, daß er dein Bruder iſt."

Eine königliche Handbewegung gegen die Umgebung vervollſtändigte dieſen Satz. Der langerſehnte Augenblick war da, die ermüdeten Menſchen konnten endlich ihren Durſt ſtillen und gegen Geld und gute Worte einige Nahrungsmittel zu erreichen ſuchen.

Der Doktor und der Leutnant ſahen einander an, beide heimlich lächelnd. „Beſitze ich einige diplomatiſche Fähigkeiten, Lawrence," fragte letzterer.

„Prachtvoll, mein Lieber, prachtvoll, aber die Hauptſache iſt

noch unerledigt. Verſchaffen Sie mir die Möglichkeit, das Fell des Nebelpanthers zu gerben."

„Auch dafür ſoll geſorgt werden, Beſter, zunächſt müſſen wir aber eſſen und ausruhen."

Sie gingen durch das Dorf bis zur Beratungshütte, wo ihnen To-Piang ihre neue Wohnung anwies. Der Fußboden ſchwankte, die Wände ließen dem Wind freien Durchzug, das Dach hatte große Löcher und Hausgeräte fehlten ganz, — aber es war doch wenigſtens ein Ort, wo man ſich ohne Furcht vor Menſchen oder Tieren lang ausſtrecken und nach Belieben ſchlafen konnte.

Mr. Hardington verſuchte es ſchon. „Haben Sie die Geſichter der Frauen beobachtet, meine Herren? ſie ſchienen ſämtlich die verloren gegangenen guten Bratenſtücke auf das lebhafteſte zu bedauern, — ich hörte tiefe Seufzer."

„Die Ihnen aber doch ſchwerlich galten, Kleiner. Sie könnten höchſtens zu einem Frikaſſee Verwendung finden."

Der Künſtler richtete ſich halben Leibes auf. „Purzeln Sie nicht durch den Fußboden, Doktor! Da wo Sie ſitzen, iſt eine beängſtigende Senkung entſtanden!"

Die Matroſen hatten den Panther in eine Ecke gelegt und dann im Dorfe Bekanntſchaften geſucht. Die Sehnſucht nach etwas Vergnügen war mächtiger als die nach Ruhe, und während daher die Offiziere im Beratungshauſe dies und das überlegten, namentlich die Ausſichten für die nächſte Zukunft, während ſie Hoffnungen und Befürchtungen gegeneinander abwogen, ſchwärmten die jungen Leute unter den Dorfbewohnern umher.

Ein ſtattlicher Ochſe hatte bereits ſein Leben darangeben müſſen, große Lendenſtücke ſchmorten in kupfernen, von den Eingebornen ſelbſt geſchmiedeten Pfannen, während Berge von Reis daneben in Töpfen aus Stein gar gekocht wurden. Aber auch der verderbliche Branntwein fehlte nicht; wandernde malaiiſche Händler brachten ihn in jeder Woche mehrere Male den Batta, die dann ihre Feldfrüchte, Kupferwaren und Pelze gegen das ſchreckliche, ſo heiß begehrte Gift in Tauſch gaben und zum größten Teil betrunken umhertaumelten.

Die Frauen verrichteten alle Arbeiten, während die Männer aus großen kupfernen Pfeifen rauchten und müßig zuſahen. Was das Oberhaupt des kleinen Staates betraf, ſo lag dieſer Brave der Länge nach auf dem Fußboden ſeines Bretterhauſes und ſchnarchte wie eine verroſtete Säge. Er hatte einen tiefen Trunk gethan,

das Gefäß lag leer neben ihm, und an der anderen Seite hockte der Affe, — wenn jetzt ein Händler kam, so konnte er ja alles kaufen, was die Tonnen desſelben enthielten.

Während er ſchlief, bewachten ſeine Sklaven das Haus, aber auch dieſe zechten fortdauernd; die Batta zeigten ſich gleich am erſten Abend als ein ſehr tiefſtehendes, beinahe allen Laſtern frönendes Volk. Es gab keinen Tempel, keinen Prieſter und kein Opfer, auch keine Krieger; das Völkchen lebte nur, um zu genießen.

Durch einige kleine Münzen hatten ſich Richard und Oskar die Gunſt eines müßig umherſchlendernden, noch jungen Mannes erworben, der ihnen nun alles Sehenswerte zeigte. „Wenn wir gar kein Geld mehr haben," ſagte Libu, „dann muß freilich eine Zeitlang gearbeitet werden. Umſonſt geben uns die Malaien und Chineſen gar nichts."

Die beiden jungen Deutſchen lachten ihn aus. „Was arbeitet ihr denn zu ſolchen Unglücksſtunden?" fragten ſie den rauchenden Wilden.

„Wir pflücken Kampfer, Pfeffer und andere Früchte, oder wir ſammeln das Benzoe-Harz."

„Und jagt Elefanten, nicht wahr?"

Eine Gebärde des Schreckens antwortete den Deutſchen. „Was denkſt du, Faringi," rief Libu. „Ich verſtehe dich nicht! Die Elefanten jagen uns!"

„Fangt ihr ſie denn nicht, um darauf zu reiten, um eure Laſten von ihnen tragen zu laſſen, um ſie zu verkaufen?"

„O nein, nein, wir fliehen, wenn ſie kommen."

„Das iſt alles Mögliche! Sobald ihr ein Stück Geld verdient habt, hört ihr gleich auf zu arbeiten, legt euch in den Schatten und — trinkt?"

Der Batta nickte. „Gewiß. Arbeitet ihr Weißen denn immer?"

„An jedem Tage, ja!"

„Und wann habt ihr euren Lohn dafür?" rief eifrig der Batta.

„Auch immer, weißt du."

Und nun lachte Libu. „Ihr ſeid ſonderbare Menſchen," ſagte er. „Morgen werdet ihr ſehen, wie wir es anfangen, glücklich zu ſein."

„Feiert ihr vielleicht ein Feſt?" fragte Richard.

Der Batta ſchüttelte den Kopf. „Morgen beginnt die Kokos-

ernte," verſetzte er. „Dann gibt es Geld. Libu hat freilich keine Felder," ſetzte er bedauernd hinzu, „Libu raucht gern und würfelt noch lieber, — er hat alle ſeine Felder verſpielt. Wenn er jetzt nochmals verliert, ſo muß er Sklave werden."

„Mein Himmel!" rief Richard, „du willſt doch hoffentlich nicht ſagen, daß du deine Freiheit, das Wohl und Wehe deiner ganzen Zukunft auf den Ausgang eines Würfelſpieles ſetzen würdeſt?"

„Hai!" ſagte bedauernd der Schlingel, „Libu hat nichts anderes mehr."

„Aber ſpielen muß er trotzdem doch?"

Der Batta atmete tief, ſeine Augen glänzten. „Wenn Libu die Würfel ſieht, dann ſchwillt ihm das Herz in der Bruſt, — er könnte jeden Menſchen totſchlagen, der ihm verbieten wollte, wieder zu ſpielen."

Er warf die Pfeife weg, als ſei es ihm plötzlich zu heiß geworden. „Rehambo und Libu ſind die beiden beſten Spieler im Dorfe," rief er, „ſie können ſich miteinander meſſen, ſie haben ſchnelle Finger und ſcharfe Augen. Es iſt nur ein Zufall, daß Rehambo immer gewinnen mußte, Libus Felder, ſeine Hütte, ſeine Bäume, — Libu will einmal auf einen Zug alles wiedererlangen und Rehambos Eigentum dazu."

„Menſch! Menſch!" rief Oskar, „du biſt toll!"

Der Batta hörte ihn gar nicht. „Rehambo will Libu zum Sklaven haben," ſagte er mit grimmigem Lachen, „er hofft zu gewinnen. Hai! das ſoll ihm verdorben werden. Libu bekommt eines Tages den reichen Rehambo als Eigentum und dann peitſcht er ihn ſicherlich zu Tode."

Vom Beratungshauſe her tönte ein Zeichen. Das Eſſen war mit den Töpfen, worin man es gekocht hatte, den Fremden vorgeſetzt worden und nun mochten ſie in des Himmels Namen mit Nägeln und Zähnen darüber herfallen, — Tiſchgerät gab es nicht.

In den Taſchen der Weißen dagegen fanden ſich, vorſorglich von der Barkaſſe mitgebracht, die nötigen Gabeln und Löffel ſamt Meſſern, — ſo blieben nur Teller und Tiſchtuch zu wünſchen übrig, allerdings der Tiſch ſelbſt auch, aber man muß ſich behelfen können.

Ein Matroſe ſprang hinaus und brachte einen Haufen friſcher Piſangblätter, darauf wurden die Fleiſchſtücke gelegt und ſchmeckten

prächtig, während der Reis nicht so recht munden wollte. Kartoffeln wären allen Weißen lieber gewesen.

Richard und Oskar erzählten von ihrer neuen Bekanntschaft und von Libus seltsamen Lebensanschauungen. „Für morgen hat er uns ein Erntefest versprochen," schloß Richard. „Es muß irgend etwas Absonderliches dabei im Spiel sein, der Bursche lachte so verschmitzt."

Mr. Hardington nickte ganz melancholisch. „Hoffen wir, daß wir es überhaupt erleben," sagte er. „Dieser Fußboden erweckt mir Grabesgedanken. Immer von rechts nach links, — von rechts nach links, — ich fühle mich wahrhaftig wie in die Wiege zurückversetzt."

Ein dröhnender Baß tönte aus der Ecke des Gelehrten hervor und fand bald verschiedene lustige Echos.

„Schlaf, Kindchen, schlaf süß — — —"

„Eh-Eh-Eh!" antwortete der Künstler in dem täuschend nachgeahmten Weinen eines kleinen verzogenen Kindes.

XI.

Am folgenden Morgen war das ganze Dorf mit den ersten Strahlen der Sonne schon munter. Die Weißen wurden aus dem besten Schlummer wachgerüttelt, überall stampften Weiber in ausgehöhlten Holzblöcken mit runden Steinen den Reis für ihren täglichen Bedarf, schürten Feuer, führten kreischende Unterhaltungen und schleppten namentlich aus dem Innern der verfallenen Pfahlbauten eine Menge von Säcken herbei. Außerdem wurden von den vorhandenen zahlreichen Affen einige ausgesondert und mit Bastschnüren gefesselt.

Etwas später erschien ein seltsamer Besuch. Bald waren es ein paar schlitzäugige, langzöpfige Chinesen im Kaftan und ungeheuren bootsartigen Schnabelschuhen, bald ein Malaie mit dem Turban und den wulstigen Lippen, — niemals aber kamen die Leute allein. In der Gesellschaft eines jeden unter ihnen befanden sich eingeborne Lastträger mit den langen, über die rechte Achsel gelegten Tragbalken, an dem eine Reihe von Bambusgefäßen hing, natürlich alle bis an den Rand gefüllt mit Branntwein.

Dieſe, die wandernden Händler jener Gegenden, ſchlaue, gewiſſen- und herzloſe Wucherer, nahmen ſämtlich Platz in der Nähe des Beratungsgebäudes, ſetzten ſich nach morgenländiſcher Sitte auf den Boden und rauchten, indem ſie, ohne ihre Ware auszubieten, ruhig der Käufer harrten.

„Ich wette," flüſterte Richard, „daß heute die ganze Ernte an Kokosnüſſen gegen den ſchlechteſten Fuſel vertauſcht wird. Deshalb ſind die Händler hier."

„Laß uns den würdigen Libu aufſuchen," riet Oskar.

Sie hatten das Reisfrühſtück und das kalte Fleiſch ſchon zu ſich genommen, auch im Fluſſe gebadet und ſo konnte denn ein Spaziergang gemacht werden.

In einem Winkel des Dorfes, da wo die ärmlichſten Hütten ſtanden, ſaß Libu und hielt die erkaltete Pfeife zwiſchen den Lippen. Ein altes verhutzeltes Mütterchen hockte in einiger Entfernung am Boden und kochte Reis in einem ſchmutzigen, ganz zerſchlagenen und verbogenen Kupfergefäß. Von Zeit zu Zeit richtete ſie an den Tagedieb einzelne Worte, die wie eine Klage, ein Ausruf der Ermüdung oder des Schmerzes klangen.

Er gab keinerlei Antworten.

„Die arme Alte," ſagte Richard, „gewiß iſt ſie ſeine Mutter!"

„Guten Tag, Libu," fügte er hinzu, „nun, du haſt auch heute wieder nichts zu thun? — Iſt das hier deine Hütte?"

Der Burſche ſchüttelte den Kopf. „Libu hat keine Hütte," verſetzte er mürriſch.

„Aber du mußt doch irgendwo ſchlafen, irgendwo eſſen und überhaupt leben?"

Ein tückiſcher Blick ſtreifte den Bau, an dem Dach und Wände in Fetzen herabhingen. „Hier," antwortete der Burſche. „Es iſt eine von Rehambos Sklavenhütten."

„Wo er dich und die arme alte Frau aus Mitleid wohnen läßt!" ſagte in deutſcher Sprache der junge Seemann. — „Den Rehambo müſſen wir doch auch noch kennen lernen, Oskar!"

„Das iſt natürlich ein Schlauberger, der dieſen verkommenen Burſchen um alles betrogen hat. Sieh, jetzt wandern die Dorfbewohner in langem Zuge zum Thore hinaus und jede Frau trägt auf ihren Armen einen Affen wie ein kleines Kind."

Libu hatte es auch bemerkt. „Die Händler müſſen ſchon gekommen ſein," ſagte er mit dem Blicke des Dürſtenden, der das

Waſſer, welches er ſieht, nicht erlangen kann. „Faringi, der arme Libu hat keinen Tabak mehr in ſeiner Pfeife.“

Unſere Freunde verſtanden den Wink und gaben einige Peis, mit denen der Eingeborne frohlockend davonlief. Als er zurückkam, wirbelten die Rauchwolken aus dem kupfernen Kopfe hervor und in einer kleinen Flaſche perlten letzte Tropfen.

„Truro iſt da,“ rief er, „Truro, der Malaie. Er hat den beſten Branntwein. Hai! Hai!“

Sein Mut ſchien durch den erhaltenen Lieblingstrank plötzlich geſtärkt. „Wollen wir mit zur Ernte gehen?“ rief er. „Alle Leute ſind da!“

Er lief voraus, unwiderſtehlich gezogen von den Branntweinfäſſern, welche er geſehen hatte. Unſere Freunde folgten ihm bis an eine Stelle, wo ſich die Leute verſammelten und wo die eingedämmten Fruchtfelder lagen. Reife Kokosnüſſe zu Tauſenden und Abertauſenden hingen an den Zweigen, die Morgenſonne überglänzte mit ihrem roſigen Licht das ganze anziehende Bild und fröhlich tummelten ſich Menſchen und Tiere.

Auch die letzteren. Ein Eingeborner war auf eine Palme geſtiegen, hatte eine Nuß gepflückt und in den Sack geſteckt, während ſein Weib dem Affen auf ihrem Arme durch wiederholte Zurufe begreiflich zu machen ſuchte, was da oben geſchah. Jetzt kletterte der Mann wieder auf den Boden herab, gab den Sack dem Affen und dieſer flog, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, an dem glatten Stamme empor in die Krone des Baumes. Hier begann er zu pflücken, daß rechts und links die Früchte in das Gras niederpraſſelten, als habe ein Wirbelwind ſie vom Stiel geriſſen.

Auf dieſes Zeichen hatten wenigſtens vierzig Feldeigentümer gewartet. Der erſte Affe wurde zum Lehrmeiſter für alle. Schon nach wenigen Minuten war auf jedem Acker ein Vierhänder in Thätigkeit, um die reifen Früchte einzuheimſen, — während die Frauen vorſichtig ſammelten und die Männer mit den Händlern die wahrſcheinliche Höhe des Ertrages abſchätzten.

Dabei ſchrieben die einen wie die anderen mit einem Blattſtengel auf weiße Streifen, die wie Papier ausſahen. Unſere Freunde fanden zu ihrem großen Erſtaunen, daß faſt alle Batta leſen und ſchreiben konnten, wenn auch natürlich nur in ihrer eigenen Sprache. Es wurde berechnet, wieviel Branntwein und Tabak die Nüſſe ihren Beſitzern eintragen mußten.

Je mehr ſich die Säcke füllten, deſto häufiger öffneten Malaien und Chineſen ihre Schatzkammern. Eine ſeltſame Art von Würfeln, länglich geſchnitzt und mit Figuren bemalt, kam zum Vorſchein; die Eingebornen lagerten ſich, tranken und ſpielten und überließen die Arbeit den Affen.

Etwas vom Schauplatz dieſer ſeltſamen Ernte entfernt ſaß Mr. Hardington und zeichnete, während Doktor Lawrence Inſekten jagte; der Leutnant war zu Hauſe geblieben, um gewiſſenhaft ſein Tagebuch weiterzuführen. Unſere beiden Freunde ſammelten für die alten und krüppelhaften unter den Frauen die von den Affen herabgeworfenen Früchte.

Libu ſaß und verwandte von den Spielenden keinen Blick. „Ich will Kampfer pflücken," murmelte er, „oder Benzoe und Dammar, — ich muß würfeln! würfeln! — oder ich ſterbe."

„Da iſt Rehambo," ſetzte er hinzu. „Der reichſte Mann im Dorfe."

Ein junger Batta ging nachläſſigen Schrittes durch die Menge. Er war hochgewachſen und auffallend hübſch, dabei ſehr ſorgfältig gekleidet; ein buntes Seidentuch umſchlang den Oberkörper und die Füße ſteckten in Sandalen, die höchſte Pracht, welche ſich die, meiſt nur mit dem dürftigſten Lendenſchurz bedeckten Ureinwohner von Sumatra geſtatten.

Rehambo beſaß aber noch etwas, um das ihn ganze benachbarte Dorfſchaften grimmig beneideten, — eine wirkliche und wahrhaftige goldene Taſchenuhr, die er vorn auf der Bruſt hängen ließ, ohne je begriffen zu haben, welchem Zwecke das Ding im Grunde diente, — es tickte aber, und darüber freute ſich der Naturmenſch wie etwa bei uns die zweijährigen Kinder.

Als er kam, verfolgten ihn alle Blicke. Er war der eigentliche König des Dorfes, der Machthaber, der, welcher ſeinen Willen zur Geltung bringen konnte und es auch wirklich that; — To-Piang in ſeinem Hemde und dem halben Hute trug den Titel als Radſcha und bewohnte das Bretterhaus, aber er war dem beneideten Rehambo gegenüber blutarm. Wo dieſer mehr als zwanzig Acker Landes und doppelt ſo viele Sklaven beſaß, da hatte er zwei kleine Felder und zur Ernte eben ſo viele Sklaven.

Berge von Nüſſen häuften ſich um den Platz der malaiiſchen und chineſiſchen Händler, — noch hatte Rehambo keine einzige zum Verkauf angeboten. Dieſer Mann trank nicht, er wußte ſich ſtets alle Kaltblütigkeit zu bewahren, das ſicherte ihm überall den Sieg.

Mr. Hardington mit Feldſtuhl und Mappe trat näher; er rief ſich den Radſcha herbei und ließ etwas Branntwein bringen, um den Gewaltigen des Dorfes geſprächig zu machen.

„Ob die Leute geſtatten würden, daß man ſie zeichnet, Radſcha?“ begann er die Unterhaltung. „Ich möchte einige Bilder mit nach England nehmen.“

Der Monarch nickte voll Würde. „Ich geſtatte es!“ antwortete er äußerſt leutſelig.

„Davon bin ich überzeugt und natürlich wird dein Bild die erſte Seite meiner Mappe einnehmen, aber wie iſt es z. B. mit dem reichgekleideten jungen Manne da? Sollteſt du ihn überreden können, mir zu ſitzen und zwar gleich an Ort und Stelle?“

To-Piang pfiff auf dem Daumen. „Rehambo,“ rief er, „komm doch einmal hierher, mein guter Junge!“

Der Stutzer trug Sorge, ſeine koſtbare Uhr recht auffällig in die Mitte zu hängen, dann ſchlenderte er lächelnd herbei und kräuſelte mit der Hand ſein langes Haar, als er den Vorſchlag vernommen hatte. „Rehambo läßt ſich malen,“ erklärte er, „aber das Bild bleibt hier.“

Bei dieſen Worten ſchlug er ſich auf die Bruſt, wahrſcheinlich um anzudeuten, daß ſein Ebenbild neben der Uhr ſeinen künftigen Platz erhalten müſſe.

„Gewiß,“ rief Mr. Hardington, „du bekommſt ein Bild. „Ich werde deine Augen malen, dein Haar, die Uhr, — alles.“

Der Stutzer lächelte wohlgefällig, er verſchränkte die Arme, ſchob einen Fuß vor und nahm eine herausfordernde Miene an. „So ſieht Rehambo aus!“ rief er.

„Schön! Schön!“ nickte der Künſtler, „nur muß ich dich bitten, jetzt ein wenig zu ſchweigen, lieber Freund, — ſonſt verdirbſt du das Bild.“

Er zeichnete emſig, während ihm der Radſcha in dem zerknitterten Hemde über die Schulter ſah und Rehambo ſich aufblies wie der Froſch, als er dem Monde ſeine ganze Mißachtung zu erkennen geben wollte. Immer deutlicher trat das Bild des Batta hervor, immer ähnlicher wurden die einzelnen Züge.

Das auffallendſte Bild dieſer ganzen lebensvollen Gruppe bildete jedoch Libu, der Tagedieb. Er ſah und hörte alles, er hatte alles vollſtändig begriffen und aus dem aſchfahlen Geſichte ſprach ein Haß, der zu mächtig war, um ſich verbergen zu laſſen. Rehambo war ſchön und kräftig, er ſelbſt von allen ſchlimmen

Leidenſchaften beherrſcht, — jener reich und angeſehen, er ſelbſt ein Bettler ohne Haus oder Feld.

Halb geduckt, in Lumpen gehüllt, unwillkürlich die Pfeifenſpitze zerbeißend, ſaß er und ſah den anderen an. Hätten Blicke die Kräfte von Meſſerſpitzen, ſo wäre Rehambo, während er ſo ſelbſtbewußt und prahleriſch daſtand, in Stücke zerfleiſcht worden.

Das Bild war fertig, der Künſtler verſprach es dem reichen Manne auf den folgenden Tag und ſuchte unter den Umſtehenden eine neue Geſtalt für ſein Album. Da ſah er Libus verzerrtes Geſicht, die ganze auffallende Erſcheinung und wandte ſich wieder an den Radſcha. „Hole mir dieſen Kerl herüber, Freund To-Piang, — den mit dem verworrenen Haar. Ich denke, man gibt ihm etwas Geld und er willigt in alles.“

Libu hatte die Worte verſtanden, aber nicht allein das, er begriff auch, weshalb ihn der Künſtler malen wollte, — als Bild des Verfalles, als Gegenſatz zu dem ſchönen ſtattlichen Manne, ſeinem Todfeinde, der ihm alles geraubt hatte.

Als To-Piang winkte, erhob er ſich und trat langſam näher. Der leidenſchaftlichſte Haß ſprühte aus den eingeſunkenen Augen; ein Groll, der ihn beinahe erſtickte, belebte ſeine, in dieſer Minute heftig ſchmerzende Bruſt.

„Dort ſtellſt du dich hin,“ gebot der Radſcha, „und verhältſt dich ganz ruhig. Nachher gibt dir der Faringi einige Peis für Branntwein.“

Über Libus Lippen kam kein Laut. Er hielt die Blicke feſt auf das Papier geheftet, er beobachtete unausgeſetzt den Stift des Künſtlers.

Plötzlich, als die erſten Striche gezogen waren, erhob er raſch den Arm. Ein wuchtiger Schlag traf die Mappe, daß ſie hoch in die Luft flog, — Libu lachte mit gellender Stimme. Ohne ſich umzuſehen ging er langſamen Schrittes fort.

„Libu!“ ſchrie To-Piang. „Biſt du toll?“

Hardington ſammelte ſeine Blätter und Stifte. „Laß ihn,“ ſagte er, „laß ihn, Radſcha. Ich treffe das Geſicht mit den wahnwitzigen Augen auch aus der Erinnerung.“

To-Piang beugte ſich näher herzu, ſo nahe, daß der Affe auf ſeiner Bruſt erſchreckt herausſprang. „Das war Rehambos wegen,“ ziſchelte er.

„Was ſagſt du da, Mann?“

„Rehambos wegen. Die beiden haſſen ſich; es iſt ein Familien-

ſtreit, weißt du, — als ſie Knaben waren, führten ihn die Väter, vorher die Großväter.“

„Mein Himmel, — alſo eine Blutrache?“

„Nein, das nicht! Es floß nie Blut, und es iſt auch ſpäter ein Friede geſchloſſen worden, aber der alte Groll blieb in den Herzen. Jetzt will Rehambo, daß Libu ſein Sklave wird, und er erreicht es auch noch, — vielleicht ſogar, ehe die Sonne dieſes Tages ins Meer ſinkt.“

Die Blicke des Künſtlers überflogen das bunte bewegte Treiben vor ihm. Arbeitende keuchende Frauen, und Männer die den Ertrag auf eine einzige Karte ſetzten, ſtreitende halbbetrunkene Männer mit den klappernden Würfeln in der Hand, — das war es, was er um ſich ſah. Die Chineſen und Malaien kauften für Spottpreiſe; ſie bethörten die willenloſen Sklaven einer entſetzlichen Leidenſchaft durch den Branntwein, welchen ſie ihnen darboten, ſo daß alles, was die heimlich weinenden Frauen in geduldig verrichteter, monatelanger Arbeit errungen hatten, nun den glattzüngigen Händlern mühelos zufiel.

Mr. Hardington ſah, wie Rehambo in ſeinem ſeidenen Überwurf lächelnd und aufgebläht gleich einem Pfau durch die Menge ſchritt, wie ihm Libu aus einem Winkel hervor nachblickte, — halb verrückt vor Haß und Neid. Das Geſicht des Bettlers war verzerrt, aus ſeinen Lippen quollen Blutstropfen, — eine wilde Verwünſchung ſprühte aus den unterlaufenen Augen.

Der Künſtler winkte dem Dorfmonarchen. „Setze dich hierher, Radſcha,“ ſagte er, „erzähle mir die Geſchichte deiner beiden Unterthanen von Anfang an; es ſoll dein Schade nicht ſein.“

To-Piang lächelte herablaſſend. So neben dem weißen Herrn zu ſitzen und vertraulich mit ihm zu plaudern, das war eine äußerſt angenehme Beſchäftigung, es brachte bei den Eingebornen in Anſehen, erhöhte die eigene Wichtigkeit, — er ließ ſich nicht zweimal bitten.

Mr. Hardington reichte dem verzogenen Affen einige Früchte, wofür ihm dieſer die Schalen ins Geſicht warf, dann begann der Radſcha ſeine Erzählung.

„Als Libus und Rehambos Großväter hier im Dorfe lebten, war erſt wenig Jahre vorher ein langer blutiger Krieg mit einem Nachbarſtamm beendet worden, — dabei hatte Rehambos Großvater ein ganz beſonderes Glück gehabt. Die Familie ſeines Beſitzers wurde erſchlagen, es blieb kein Glied derſelben übrig, und ſo konnten

alle Sklaven, darunter auch er mit Weib und Kind, frei ausgehen; niemand durfte ihm mehr gebieten.

„Er zäunte sich selbst Felder ein, er pflanzte Reis und Bäume, mit einem Worte, er brachte es zu etwas und nun ging sein Ehrgeiz dahin, an derselben Stelle, wo er Sklave gewesen war, einstmals noch als Radscha zu herrschen. Beinahe wäre auch der Plan gelungen, aber im letzten Augenblick vereitelte ihn Libus Großvater, indem er den Leuten Branntwein schenkte, damit sie für ihn selbst stimmten. Er wurde Radscha und zugleich des alten Rehambos bitterster Feind; die beiden haben sich bis in den Tod gehaßt und nie mehr ein Wort miteinander gesprochen.

„Ihre Söhne machten es ebenso. Die Rehambos wurden von einem Jahre zum anderen immer reicher, die Libus immer ärmer, denn in ihrer Familie herrschte eine Leidenschaft, die viel Geld kostet, sie spielten vom Vater auf den Sohn alle gleich gern. Als Libus Vater starb, konnte dieser nicht zum Radscha gewählt werden, weil er schon damals ein unzuverlässiger Gesell war, — die Leute nahmen mich, den besten Mann des Dorfes."

Mr. Hardington verneigte sich mit komischem Ernst. „Das begreife ich," sagte er. „Aber wie wurde es nun mit den beiden Widersachern, mein vortrefflicher To-Piang?"

Der Radscha lächelte. „Rehambo grollt, weil man in ihm den Enkelsohn des einstmaligen Sklaven noch immer für unwert hält, das Dorf zu beherrschen, — Libu thut dasselbe, weil er ganz verlumpt ist. Als sein Vater ihm Felder und Bäume, Sklaven und Häuser hinterließ, da hat er das alles verspielt. Damals schlossen er und Rehambo äußerlich Frieden, obwohl sie sich gegenseitig mehr als je zuvor haßten, — jeder von ihnen wollte den anderen verderben.

„Dabei hat Rehambo den Sieg behalten; alles was Libu von seinem Vater erbte, ging nach und nach in den Besitz des anderen hinüber. ‚Ich will den Leuten zeigen, daß der Enkel des Sklaven den des Radscha unter die Füße tritt!' sagte Rehambo, so oft die beiden würfelten. ‚Ich will ihn noch zu meinem Eigentum machen.'"

Mr. Hardington schüttelte den Kopf. „Das wird ja hoffentlich nicht gelingen," rief er. „Kann man denn überhaupt unter euch wunderlichen Gesellen seine Freiheit wirklich auf ein Würfelspiel setzen und verlieren?"

„Ganz gewiß. Auch für jede andere Schuld muß der Mann,

wenn er außer ſtande iſt, ſie zu bezahlen, ſelbſt der Sklave des Gläubigers werden."

„Hm, hm, — da nenne noch einer den Gerichtsvollzieher der geſitteten Völkerſchaften einen Haifiſch! — Aber," ſetzte er hinzu, „weshalb glaubſt du, daß die beiden Kampfhähne gerade heute aneinander geraten müßten, mein guter To-Piang?"

„Weil die Händler hier ſind. Libu ſieht alle ſeine Bekannten ſpielen, und er ſelbſt muß müßig dabeiſtehen; das hält er nicht aus."

„Wir wollen ihn einmal herbeirufen, deucht mich. Der arme Schelm ſieht ja aus, wie die Verzweiflung ſelbſt! — Heda, Libu," ſetzte er hinzu, „komm her, Mann! Wenn du nicht gemalt werden magſt, ſo kann das ja unterbleiben, dann laß uns plaudern, du erzählſt mir etwas."

Aber der Bettler rührte kein Glied. Was kümmerte ihn der weiße Offizier, was die Ehre vor den Leuten? Er biß nur ſeine Zähne übereinander und ſah auf die Gruppe der Spieler.

Auch als ihn Richard und Oskar, jetzt mit dem Einſammeln der Kokosnüſſe fertig, nacheinander anredeten, gab er eine ausweichende Antwort. „Was wollt ihr von mir?" ſagte er ſpöttiſch, — „ſeht doch Rehambos ſeidene Kleider, die ſind viel beſſer als meine Lumpen."

In ſeinen Augen blitzten Thränen, er hielt die Fauſt geballt. „Wenn ich da jetzt ſitzen könnte," flüſterte er, „wenn ich die Würfel zur Hand nehmen dürfte! Vielleicht wäre ich heute abend noch ein reicher Mann, — hätte mehr gewonnen, als ich jemals verlor."

„Oder auch umgekehrt, Libu! Aber wenn du wirklich ſo gern einmal ſpielen möchteſt, will ich dir eine Rupie ſchenken. Da, nimm!"

„Hier haſt du auch eine von mir," rief Oskar. „Nun laß uns zu den anderen gehen!

Der Batta antwortete nicht. Er hatte die beiden Geldſtücke ergriffen und war davongeſtürzt wie ein Wahnſinniger, — kopfſchüttelnd folgten ihm Richard und Oskar.

Drüben ſchien die Ernte des heutigen Tages bereits vollſtändig in den Beſitz der Malaien und Chineſen übergegangen zu ſein; die Laſtträger beluden ſich mit den Früchten, die Branntweinfäſſer waren leer, und rechts und links lagen die Opfer des heißen Kampfes — ſinnlos Betrunkene — im hohen Gras. Mehrere Händler bewarben ſich ſchmeichelnd um Rehambos Gunſt; er mußte ja doch ſeine Nüſſe verkaufen, weshalb alſo nicht ihnen?

Der Stutzer blinzelte. „Was bietet ihr?“ fragte er nachläſſig.

Und als ſie dienſteifrig eine Summe nannten, da lachte er. „Vielleicht für das doppelte,“ war die ſpöttiſche Antwort.

In dieſem Augenblick erſchien Libu. Seine Augen glühten, ſeine Fingerſpitzen bebten. „Spielſt du?“ ſtieß er in heiſerem Tone hervor.

Der andere ſah auf; durch ſeine Blicke flog ein plötzliches Leuchten. „Mit dir?“ war die ſchnelle Gegenfrage. „Weshalb nicht?“

Libu warf eine der beiden Rupien auf eine flache, feſtgeſtampfte Stelle des Bodens, den gewohnten Platz, an welchem man ſpielte. „Halte dagegen!“ rief er, ohne aufzuſehen.

Der Radſcha ſchüttelte den Kopf. „Wollen wir hingehen?“ fragte er. „Libu und Rehambo ſpielen, — deine weißen Freunde müſſen das Geld dazu gegeben haben.“

Mr. Hardington erhob ſich. „Vielleicht kann ich ſo die ganze Gruppe aufnehmen,“ dachte er. „Nebenbei haben auch dieſe ſonderbaren Würfel ſchon lange meine Neugierde erregt.“

Sie gingen bis zu dem Spielplatze, wo ſich jetzt alles, was noch über den Gebrauch ſeiner Sinne und Glieder frei verfügte, voll Spannung um die beiden Feinde drängte und dem beginnenden Kampfe zuſah.

„Rehambo und Libu ſpielen!“ hörte man von aller Lippen.

Die Kämpfer, einander im Äußeren ſo unähnlich, lagen, von der gleichen rückſichtsloſen Leidenſchaft erfüllt, ſo lang ſie waren, im Gras und ſtützten ſich auf den Ellbogen. Vier länglich geſchnittene, oben und unten bemalte Stücke Elfenbein waren die Waffen, mit denen ſie ſtritten.

Zwiſchen beiden lagen am Boden die beiden blinkenden Münzen.

Rehambo ſpielte aus. Zwei Elefanten, ein Vogel, eine Schlange waren oben.

„Hai! ein ſchlechter Wurf.“

Libus Augen leuchteten. „Gib her! Gib her!“

Seine Fauſt umſchloß brennend heiß die Würfel, — brennend heiß, wie der Menſch das Pfand des erſehnten Glückes umſchließt. Er ſchob und drehte, er glitt prüfend über die Malerei. Kein Zeichen, an dem ſich Vogel oder Schlange erkennen ließ? Keines?

Er glaubte doch. Langsam, vorsichtig warf er die Elfenbeinstäbe hinaus auf den festen Boden, — ein Jubelschrei brach von seinen Lippen.

„Hai! Hai! — drei Schlangen.“

Die beiden Rupien gehörten ihm, aber er ließ sie stehen. „Setze dagegen, Rehambo, setze dagegen. Heisa, — vier Rupien auf dem Spiel.“

„Wie ist das?“ flüsterte Mr. Hardington. „Müssen gleiche Bilder auf allen Würfeln herauskommen, oder was gilt sonst?“

Der Radscha nickte. „Wenigstens drei gleiche gehören zum Sieg,“ antwortete er. „Kommen alle vier, so hat der Verlierer den doppelten Einsatz zu zahlen.“

Rehambo hielt jetzt wieder die Würfel in der Hand. Auch ihn beherrschte die unselige Leidenschaft bis in den letzten Nerv hinein, auch er dachte nichts, sah nichts, als nur die Würfel, fühlte nichts, als die Aufregung des Spieles.

Wieder flogen die Elfenbeinstücke hinaus. — —

Ein Elefant, ein Vogel, eine Schlange und ein Fisch!

„Hai! Hai!“

Libus Brust hob sich höher. „Mein! Mein! — Ich habe gewonnen.“

„Noch nicht!“ rief Rehambo. Du kannst dasselbe werfen.“

„Nein, nein, ich habe meinen guten Tag.“

Seine Hand ließ die Würfel klappern, er schleuderte sie hoch in die Luft. „Gib Geld her, Rehambo, gib Geld her, — ich gewinne.“

Hierhin und dorthin flogen die leichten Stäbe. Vier Schlangen lagen oben.

„Hai! Hai!“

Rehambos Stimme war heiser vor Aufregung. „Mehr! Mehr! Es muß schneller gehen. Jetzt bin ich an der Reihe.“

Er hatte ein verborgenes am Halse hängendes Täschchen geöffnet und gleich eine Handvoll Goldstücke herausgenommen. Jetzt lag bereits ein tüchtiges Sümmchen auf dem Boden.

„Libu,“ rief Richard, „so höre doch auf. „Du kannst deiner alten Mutter von dem Gelde eine eigene Hütte bauen.“

Aber ebenso leicht hätten ihm die Bäume ringsumher eine Antwort gegeben, als der Unglückliche, dessen Seele völlig berauscht war. Libu zitterte am ganzen Körper.

„Heute abend bekommt er ihn,“ raunte der Radscha.

„Wir werden dazwiſchentreten," rief eifrig Mr. Hardington, „wir werden es nicht dulden. Der Menſch iſt unzurechnungsfähig!"

„Aber man muß ihn doch gewähren laſſen. Ich habe kein Recht, ihm das Spielen zu verbieten, auch nicht, wenn er ſeine Freiheit einſetzt."

Durch die dichten Reihen drängte ſich Doktor Lawrence mit Beute beladen. Unglückliche Käfer und Schmetterlinge rannten mit Sturmſchritten in langen Sammelgläſern auf und ab, ohne den Ausgang finden zu können; eine Botaniſiertrommel war bis an den Rand mit Blumen und Blättern gefüllt. Der gelehrte Herr reckte den Hals.

„Was machen die Schlingel da? He?"

„Still, Doktor, ſie ſpielen, — die Geſchichte iſt ungeheuer aufregend."

„Laſſen Sie mal ſehen, — die Würfel muß man kaufen!"

„Später! Später! — Jetzt iſt Rehambo an der Reihe?"

Der Stutzer ſchien unruhig geworden zu ſein. Ob es beſſer war, die kleinen Platten in die Luft zu werfen? Libu hatte mit dieſer Art und Weiſe Glück gehabt.

Und er ahmte dieſelbe nach. Wirbelnd flogen die Würfel empor und wieder zurück, — alle vier ungleichen Bilder lagen oben.

„Zauberei!" ſchrie der Verlierer. „Zauberei, das gilt nicht!"

Ein ganzer Chor von Stimmen antwortete ihm. „Doch, doch, es gilt! Das Geld iſt Libus Eigentum, wenn er nicht auch ungleiche Bilder bekommt."

„Heute nicht! Heute nicht! — Meine Sterne glänzen!"

Er drehte die Würfel im Kreiſe, er ſpielte mit ihnen, wie die Katze mit der Maus, dann zog ſich plötzlich die braune bebende Fauſt zurück.

Vier Schlangen! — —

„Sonderbar," flüſterte Mr. Hardington, „immer Schlangen!"

Der Radſcha nickte. „Sie ringeln ſich herauf," ſagte er, „von den Füßen her — und kneifen ihm die Luft ab."

„Pſt! Vielleicht beſinnt ſich Libu noch!"

„Das denkſt du nur, weil du ihn nicht kennſt, Faringi!"

Auch Richard bemühte ſich, den geiſtesabweſenden Menſchen zur Vernunft zu bringen, aber ganz umſonſt. „Libu," rief er, „du könnteſt jetzt mehrere Äcker kaufen, — beſinne dich doch, ehe es zu ſpät iſt."

Er predigte tauben Ohren. Wieder fielen die Würfel aus Rehambos Hand auf den Boden und drei Fiſche lagen oben, — jetzt ſchwankte die Entſcheidung auf der Nadelſpitze.

Libu warf lachend, — das Glück konnte ihn ja heute nicht verlaſſen.

Schweigen herrſchte ringsumher, ſelbſt die Weißen atmeten kaum. Es war eine große Summe, die auf dem Spiel ſtand, Libus ganzer Beſitz.

Zwei Vögel, zwei Schlangen, — alles verloren.

Ein Schrei zerriß die Luft. „Hai! Hai! Wir ſpielen noch einmal.“

Er hatte die Rupie noch, welche ihm Oskar zuerſt gab; mit bebenden Fingern warf er ſie hin. „Schnell! Schnell!“

„Ich gebe ihm nichts wieder!“ flüſterte Richard. „Das iſt ein Tollhäusler!“

Der letzte Satz war verloren; totenblaß, taumelnd wie ein Schwerberauſchter ſtand Libu neben dem Sieger, in ſeinen Augen brannte eine düſtere unheimliche Glut, die Stimme klang heiſer vor Aufregung.

Er berührte mit dem Zeigefinger der ausgeſtreckten rechten Hand Rehambos Bruſt. „Wir machen noch einen Gang,“ ſagte er.

„Gut. Soviele du willſt. Was ſetzt Libu ein?“

Der Tagedieb richtete ſich höher auf. „Libu ſetzt ſich ſelbſt ein, ſeine Freiheit, ſein Leben! Und was gibt Rehambo ihm, wenn er ſiegen ſollte?“

Der reiche Mann ſah im Kreiſe umher. „Ihr habt es alle gehört, ihr ſeid meine Zeugen! Libu ſetzt ſeine Perſon auf das Spiel.“

„Hai! Hai! Ich werde das geſprochene Wort nicht zurücknehmen! Aber was gibſt du, Rehambo? Das muß ich vorher wiſſen.“

Der Stutzer beſchrieb mit dem ausgeſtreckten Arme einen Halbkreis. „Ich zahle alles zurück, was du an mich verloren haſt, Libu. Deines Vaters Hütte, ſeine Felder und Bäume und Sklaven, — wenn du gewinnſt, iſt es abermals dein Eigentum.“

Libu nickte. „Es iſt gut,“ ſagte er. „Fange an, Rehambo!“

Da drängte ſich plötzlich durch die ſchweigende Menge jene alte Frau, die am Morgen in dem verbogenen Kupfergeſchirr das ärmliche Reisfrühſtück gekocht hatte, — Libus Mutter. Sie um-

faßte mit ihren beiden dürren, fleiſchloſen Armen, am Boden liegend, ſeine Kniee.

„Mein Kind, mein armer Junge," rief ſie ſchluchzend, „du darfſt es nicht thun, du darfſt es nicht! O hab Erbarmen mit deiner alten Mutter, denke der Zeit, wo ſie dich trug und beſchützte, — laß ab von dem ſchlimmen Handel! Ich ſterbe, ſoll ich meinen Sohn als Sklaven ſehen!"

Auch die Weißen vereinten ihre Bitten mit denen der alten, unglücklichen Frau. „Libu, du ſollteſt dich ſchämen," rief Richard, „wie kannſt du die Thränen deiner Mutter anſehen!"

„Und ſie vor dir knieen laſſen, du Unmenſch!"

„Libu, Libu," ermahnte Mr. Hardington, „du häufſt die bitterſte Reue auf jeden Tag deiner ferneren Zukunft!"

Aber er hörte nicht, er wußte kaum, was da geſprochen wurde. „Ich halte Wort," murmelten eintönig immer wieder die bebenden Lippen. „Ich halte Wort."

„Und ich auch. Radſcha, du biſt von Anfang her Zeuge geweſen! — Libu bekommt entweder ſein Vatererbe zurück oder er wird mein Sklave."

Rehambo faßte die Frage von der rechtlichen Seite, er wollte ſich den Vorteil, nach welchem er ſo lange gerungen, nicht wieder entgehen laſſen, — ſchnell warf er die Elfenbeinſtäbe hoch empor.

Hunderte von Augen beobachteten ihren Fall, faſt über aller Lippen glitt ein halblauter Ausruf des Bedauerns.

„Drei Elefanten und ein Vogel!"

Libu ſah es. Er ſchwankte wie ein Baum im Wind; als er die Würfel ergriff, ſchloſſen ſich unwillkürlich ſeine Augen.

Rehambo lächelte. Er lockte einen kleinen Pudel, ſeinen beſonderen Liebling, zu ſich heran und ſpielte in dem Kraushaar desſelben.

Libu hielt immer noch die Würfel in der geballten Fauſt, endlich ſtreckte er zögernd den Arm aus. Als die kleinen Platten ſchwer zu Boden fielen, waren ſie tropfnaß und klebten aneinander. Libu ſtand geſchloſſenen Auges daneben.

Rehambo legte vor den Blicken aller die Würfel offen auf den Boden. Alle vier Bilder waren herausgekommen.

„Jetzt hat er ihn!" ſagte der Radſcha.

Ein durchdringender Schrei von den Lippen ſeiner alten Mutter weckte Libus Seele aus den Banden halber Bewußtloſigkeit. Mit weit offenen Augen ſtarrte er die Elfenbeinſtäbe an.

„Das iſt nicht wahr! — Es iſt nicht wahr!“

„Radſcha,“ rief Rehambo, „du haſt alles geſehen, jetzt ſprich alſo. Liegen die Würfel ſo, wie ſie aus Libus Hand fielen oder nicht?“

„Ja, — ſie liegen ſo.“

„Dann biſt du jetzt mein Sklave,“ rief Rehambo, in deſſen Augen die Freude funkelte. „Komm her, ich habe Arbeit für dich.“

Libu regte keine Hand. „Es kann nicht ſein,“ keuchte er. „Nein, nein, — du lügſt. Ich bin kein Sklave!“

Rehambo brach von dem nächſten Baume einen Zweig. „Komm,“ wiederholte er ſcharf in befehlendem Tone, „komm und trage meinen Hund, ich will nach Hauſe gehen!“

Auf Libus Stirn ſchwollen die Adern. „Berühre mich nicht!“ ſchrie er wie außer ſich.

„Komm und trage meinen Hund!“

„Ich will ihn tragen, Sahib,“ ſchrie in herzzerreißendem Tone die alte Frau. „Ich will alles thun, was du verlangſt, aber ſchone meinen Sohn!“

Um Rehambos Lippen ſpielte ein böſes, grauſames Lächeln. Der Haß von drei Geſchlechtern, die hochangeſchwollene Luſt der ausgiebigſten Rache, — das alles ſollte jetzt endlich befriedigt werden. Er hatte geſiegt und er wollte die Früchte dieſes Glücksfalles genießen.

In ſeiner Hand zitterte der ſchlanke, von allen Blättern geſäuberte Zweig. „Folge mir!“ herrſchte er mit drohendem Tone und ohne die arme alte Frau im mindeſten zu beachten. „Folge mir, ich befehle es!“

Dann, als Libu die Arme verſchränkte und ihn ſtatt aller Antwort mit haßſprühenden Blicken anſah, — dann hob er die Hand und ein wuchtiger Schlag traf das Geſicht des Gegners. „Sklave!“ ſchrie er, „du empörſt dich?“

Was nun folgte, geſchah ſchneller, als es ſich ſchildern läßt, war ſo entſetzlich, daß es die Herzen aller Zuſchauer wie mit eiskalter Hand erfaßte.

Als der entehrende Schlag Libus Stirn traf, da ſprang er auf wie der Tiger, wenn ihn das tödliche Blei nur ſtreift, anſtatt ihm das Herz zu durchbohren. Ein Schrei, der nichts Menſchliches mehr hatte, ein gellender, wahnwitziger Schrei brach über ſeine Lippen, — die Hand fuhr unter das zerlumpte Kleid, ein glänzender Gegenſtand ſchwirrte wie ein Blitz durch die Luft und

im ſchweren Fall ſtürzten beide, der Angreifer und der Angegriffene, zu Boden.

Bis ans Heft bohrte ſich Libus Meſſer in Rehambos Bruſt, ein Blutſtrahl ſprang hoch empor, gerade in das Geſicht des Mörders, der mit einem einzigen kecken Satz das Gebüſch erreicht hatte und zwiſchen den aufrauſchenden Blättern verſchwand, ehe ihn noch jemand feſthalten konnte.

Rehambo lag regungslos, er war mitten in das Herz getroffen.

Gedankenſchnell warf Doktor Lawrence die langen Gläſer und die Botaniſiertrommel von ſich, um womöglich dem Verwundeten noch beizuſtehen, aber nur die eingeſperrten Käfer und Inſekten ſollten davon den Gewinn haben, — während ſie nach allen Richtungen entflohen, überzeugte ſich der Arzt, daß für Rehambos Rettung nichts mehr geſchehen konnte. Er war tot und noch hielt ſeine Hand den Stock umklammert, mit welchem er den verhängnisvollen Schlag geführt.

Leiſe wimmernd, das Geſicht in den Staub gebeugt, lag auf ihren Knieen Libus unglückliche, verlaſſene Mutter.

Eine Totenſtille herrſchte ringsumher. Die Händler machten ſich ſchleunigſt davon, die Weißen ſtanden in einer Gruppe beiſammen, und blaſſe Geſichter ſahen einander an. Das Geſetz fand hier unter den Wilden von Sumatra eine ganz ſeltſame Auslegung.

„Laßt uns nur zunächſt ſehen, daß wir ſelbſt mit allen Parteien im Frieden bleiben," riet der Doktor. „Wie ſchade, meine koſtbaren Käfer ſind ſämtlich dahin!"

Richard und Oskar waren ſehr erſchrocken. „Wer nimmt ſich nun des Toten an? Wohin mag Libu geflüchtet ſein?"

Der Radſcha, den ſie fragten, ſtolzierte mit ſeinem Kavalleriesäbel und dem halben Hute im Gefühl großer Wichtigkeit auf dem Platze des geſchehenen Unglückes umher. „Wenn wir den Mörder fangen können, ſo eſſen wir ihn auf," erklärte er.

„Du großer Gott, Radſcha, — das ſagſt du doch nicht im Ernſt?"

„Ganz gewiß. Der Adat befiehlt, daß jeder Sklave, welcher die Hand gegen ſeinen Herrn erhebt, lebendig zerteilt und gegeſſen werde."

„Und ſolche fürchterliche Mahlzeiten ſind hier wirklich ſchon gehalten?"

„In jedem Jahre, Faringi. Libus Kopf iſt nach dem Adat mein Anteil, — da ſollſt du ſehen, wie gut das Fleiſch ſchmeckt!"

Dalmatien: Ermordung durch Räte.

Es wurde uns soeben ein grausiges Bild, ein allegorisches Meisterwerk, übermittelt, wie Rätz durch die Luft saust und Dalmatien durch Räte. Ein Meisterwerk!

„Daß Gott erbarm! ich bin jetzt ſchon krank von dem Gedanken.“

„Da kommen die Erben,“ rief To-Piang, „ſie wollen die Leiche holen.“

Mehrere Perſonen näherten ſich vom Dorfe her. Drei oder vier Frauen bedeckten den Körper Rehambos mit weißen Tüchern, dann nahmen ihn die Männer und trugen ihn auf ihren Schultern fort, während ſich andere daran machten, im Walde einen Moſchusbaum zu fällen.

Jetzt begann ein eigentümliches Feſt, deſſen Einzelheiten für die Weißen etwas Empörendes hatten. Ein Karabau, einige Schweine, eine große Anzahl von Hühnern und ein paar Schafe wurden geſchlachtet, ein gewaltiges Feuer entzündet und alle dieſe Fleiſchſorten mit Reis, Gemüſen und beſonders vielen Früchten ſogleich gar gekocht. Unterdeſſen hatten die Männer des Dorfes, geſpornt durch die Ausſicht auf den Schmaus, zuerſt den Moſchusbaum der Länge nach ſorgfältig geſpalten und dann beide Teile ausgehöhlt. Noch ehe alle Speiſen genießbar waren, ſchleppten ſie dieſen gewaltigen, völlig unbehauenen und nach außen die Baumgeſtalt bewahrenden Sarg vor die Treppe von Rehambos Hütte, holten während der Zubereitung des Eſſens die Leiche heraus und unterſuchten, ob der hohle innere Raum zur Aufnahme derſelben groß genug geworden ſei.

Hier mußten noch ein paar Späne weggeſchnitten werden, dort ein paar, dann ging die Sache. Mit ſeinem ſeidenen Gewande und ſeiner goldenen, prahleriſch ausgehängten Uhr wurde der arme Narr in das dunkle Gefängnis gepreßt und dann die beiden luftdicht auf einander ſchließenden Seiten des Baumes mit einer dichten Schicht von Seilen aus Kokosfaſern umwunden. Das Ganze, als es vollendet war, glich einem rieſenhaften, abgeſtorbenen und von braunen Ranken umflochtenen Stamme.

„Begrabt ihr ihn noch heute?“ fragte Richard den Radſcha.

„Heute? — Wohin denkſt du, Faringi? In etwa vier oder fünf Monaten wird dazu die Zeit gekommen ſein.“

„Wie? In fünf Monaten?“

„Ja. Rehambo war der reichſte Mann des Dorfes und daher behalten die Erben ſeine Leiche, bis eine Handvoll Reis, welchen ſie heute noch ausſäen, reife Frucht getragen hat. So lange klagen die Weiber an dieſem Sarge täglich zwei Stunden.“

„Aber zu welchem Zwecke dient denn jetzt der Schmaus?“ fragte Oskar.

„Nun, — es iſt eben ſo Sitte.“

„Die Batta leben um zu eſſen, anſtatt umgekehrt,“ meinte der Doktor. „Das wurde mir ſchon in Padang und in Batavia erzählt. Sie verſpeiſen Hunde und Katzen, Ratten und Mäuſe, ſie nehmen ſogar mit krankem Vieh fürlieb!“

„Brr! — dies hier krähte und brüllte übrigens in voller Geſundheit; die Maſſenhinrichtung vertrieb mich aus der Nähe.“

„Himmel, was iſt das?“ unterbrach er ſich.

Zwei Weiber hatten ſich, während ihre Genoſſinnen das Mahl auftrugen, neben dem Sarge Rehambos ins Gras geworfen und erhoben nun ein Geheul, das die Nerven der weißen Zuhörer förmlich marterte. Ganz gleichgültigen Herzens, mit allen Gedanken bei den fetten Biſſen, welche drüben verteilt wurden, ſchrieen ſie um die Wette, bis etwa eine Viertelſtunde verfloſſen war und nun zwei andere an die Reihe kamen. Ohne Gabel oder Löffel eſſend, fuhren alle dieſe Perſonen, die Reichen wie die Armen des Dorfes, mit beiden Händen in die Speiſen hinein und verſchlangen ſie voll einer tieriſchen, für den Zuſchauer außerordentlich widerwärtigen Gier, unbekümmert um das mark- und beinerſchütternde Geheul, welches vom Sarge her zu ihnen herüberklang.

Die Weißen ſtahlen ſich davon, ehe noch der unausbleibliche Rauſch Männer und Frauen unter das vernunftloſe Tier herabwürdigte.

An dieſem Tage konnte kein Reis mehr gepflanzt werden, am folgenden aber geſchah es unter großer Feierlichkeit. Auf Rehambos beſtem Acker wurde ein kleines Stück Land beſonders eingedämmt, mit einem Zuzug zur Überrieſelung verſehen und umgegraben, dann legte der nächſte Erbe des Verſtorbenen die Körner in den aufgelockerten Boden, während wieder alle Frauen jammerten und der Zauberer des Dorfes einen neuen ſtarken Pfahl ſpitz ſchnitt und mit verſchiedenen Ringen und Bildern ringsumher herausputzte.

„Was ſoll das bedeuten?“ erkundigte ſich Mr. Hardington, deſſen Wißbegier es nicht ſo leicht ertrug, über irgend einen Vorgang lange im Unklaren zu bleiben. „Radſcha, was geſchieht mit dieſem bunten Pfahl?“

„An ihn wollen wir Libu binden, während er zerſchnitten wird.“

„So! So!“

„Nun, ich denke,“ fügte er gegen die beiden Deutſchen hinzu, „daß man ſich hier auf Sumatra an das gute Beiſpiel der Nürn-

berger halten und keinen hängen wird, — es sei denn, man hätte ihn. Libu ist hoffentlich über alle Berge."

„Wenigstens gebe uns der Himmel, daß wir ihn nicht wiedersehen. — Herr Gott, das Klagegeheul ist entsetzlich."

Sie verließen die Reisfelder und machten einen Ausflug in die Umgebung, bei dem der Radscha mit einigen anderen Männern als Führer diente. Sein Hemd und seinen gewaltigen Säbel hatte er für diese Spaziergänge zu Hause gelassen, so daß aus der komischen eine ziemlich ansehnliche Gestalt geworden war. „Weit dürfen wir ohne Waffen nicht gehen," erklärte er, „hier herum gibt es viele Rinozerosse und auch Tiger."

„Das wäre allerdings eine unerwünschte Begegnung, aber ich denke, eure Frauen wandern noch viel weiter hinaus, um die Feldfrüchte zu sammeln."

„Ja, das wohl, aber dann haben sie ihre großen Körbe über sich."

Mr. Hardington reckte den Hals. „Große Körbe?"

„Ja. Die ganze Frau sitzt darunter verborgen, und hat nur gerade ihre Hände frei, um zu arbeiten. Wenn nun der Tiger springt, purzelt er mit dem Korbe vornüber, erschrickt und flieht so schnell er kann. Der Frau geschieht nichts."

„Mein Gott, welche spartanische Anschauung! Und während so die Frau von Tigern und Rinozerossen umschwärmt wird, sitzt der liebevolle Ehemann behaglich zu Hause und raucht, nicht wahr?"

To-Piang zuckte die Achseln. „Feldarbeit gehört doch nicht den Männern," sagte er in hochfahrendem Tone. „Alle Frauen sind Sklavinnen."

„Das ist eine hübsche Ansicht wahrhaftig. Aber da hätten wir ja wohl schon die berühmten Körbe, nicht wahr? — Unter jedem solchen Ungetüm sitzt eine Frau?"

„Ja, sie pflücken Melonen."

„Die auch auf diese Weise ausgesäet worden sind?"

„Gewiß. Das geht hier nicht anders."

Der kleine Affe auf der Brust des Radscha fing in diesem Augenblick an, unruhig zu werden. Er quiekte und zerrte an der Schnur, welche ihn hielt.

„Das ist recht," nickte lächelnd To-Piang, „das ist recht, Bulbul, verjage mir die Diebe aus den Nußbäumen!"

Er ließ das Tier frei und sofort flog Bulbul behende von Zweig zu Zweig bis in die Krone des Baumes hinauf. Dort

griff er plötzlich mit dem langen Arm in eine Höhlung des Stammes hinein und zog ein zappelndes kreischendes Eichhorn heraus, dem er ununterbrochen mit der ganzen Geschwindigkeit seiner Art Ohrfeigen verabreichte, bis sich das kleine Geschöpf durch einen kräftigen Biß aus der Gewalt seines Peinigers befreite und Hals über Kopf entfloh. Dieser Vorgang hatte indessen eine viel weitergehende Folge, die sich auch den Weißen schon im nächsten Augenblick offenbarte. Nachdem so plötzlich das angstvolle Kreischen des ersten Eichhörnchens ertönt war, schien im Augenblick ein ganzes Heer dieser kleinen Nußdiebe flüchtig geworden zu sein; aus allen Astlöchern sahen rote Köpfe, aus allen Baumkronen flüchteten schlanke fuchsfarbene Tierchen über Stock und Stein davon. Es huschte und hüpfte, es glitt und sprang, während Bulbul mit wahrer Feldherrnmiene wieder auf die Schulter seines Gebieters kletterte. Er diente für die Nußbäume desselben als Büttel und zwar ohne zu begnadigen; sobald er imstande war, ein gefangenes Eichhörnchen zu überwältigen, dann ohrfeigte er es zu Tode.

Es wurden von diesem Spaziergange verschiedene Blumen, sowie Vogeleier mit nach Hause gebracht und auf dem Rückwege machte der Radscha einen Vorschlag, welcher den Leutnant und den Maler höchlich belustigte. „Meint ihr nicht," sagte er mit sehr ernsthaftem Gesichte, „daß ich notwendig der Königin von England einen Brief schreiben müßte?"

Leutnant Barrow neigte äußerst verbindlich den Kopf. „Das würde Ihrer Majestät ohne Zweifel große Freude machen," sagte er.

To-Piang lächelte geschmeichelt. „Meinst du wirklich, Faringi? — Dann werde ich noch heute abend junge Bambusstäbe abschälen und einen Dammarbaum anschneiden."

Er schien auf diesen Brief eine sehr große Wichtigkeit zu legen; kaum war die kleine Gesellschaft im Dorfe wieder angelangt, als er auch schon unter den Bambusstämmen eine arge Verwüstung anzurichten begann und dann mit einem platten Stück Holz stundenlang darauf losklopfte, um die Masse weich zu machen. Am folgenden Tage wurde sie ausgerollt und mit Reiswasser bestrichen in die Sonne gelegt; To-Piang bereitete sich indessen Tinte und Feder, erstere aus dem Saft des Dammarbaumes, letztere aus den Blattstielen des Zuckerrohres. Als das selbstverfertigte Papier getrocknet war, faltete er es sorglich zusammen und klebte es zwischen

zwei dünne, bunt angemalte Brettchen, so daß das Ganze einem Buche täuschend ähnlich sah.

Dann erschien er im vollen Putz, wie ihn die Weißen zuerst kennen gelernt hatten, mit seiner hochfahrendsten Miene bei dem Künstler. „Hole deinen Stift hervor, Faringi," sagte er, „auf die erste Seite des Briefes sollst du mein Bild malen. Deine Königin muß wissen, wie der Radscha, welcher ihr diese Botschaft schickt, eigentlich aussieht. Meinst du nicht auch?"

„Natürlich," versicherte Mr. Hardington. „Das ist die erste Bedingung."

„Und Bulbul wird mit gemalt?"

„Bulbul wird mit gemalt, verlasse dich darauf."

Ein paar Stunden später war trotz des unebenen Blattes das Werk vollendet und To-Piang sah mit strahlendem Lächeln sein Ebenbild bald von einer und bald von der anderen Seite. „Es ist gut," sagte er, „so sehe ich aus. Ha, so sehe ich aus."

Und dann legte er sich platt auf den Bauch, um seinen Brief zu schreiben, indem er bei jeder schnelleren Bewegung mit der Nase gegen das Papier stieß. Aber das störte ihn keineswegs; die Zeilen von unten nach oben, in der linken Ecke des Blattes beginnend und in der rechten endend, kamen verhältnismäßig schnell zu stande, wobei die seltsamen Buchstaben allen Weißen auffielen. Für sämtliche Vokale gab es nur ein einziges Zeichen, einen gebogenen Haken, die anderen Laute wurden durch Zusammenstellung von Punkten und Strichen dargestellt, ähnlich den Zeichen unserer Telegraphenschrift.

Als der Brief fertig war, sah er beinahe aus wie ein Notenblatt. Mit der feierlichsten Miene überreichte To-Piang das Schriftstück dem Leutnant. „Hier hast du es," sagte er, „aber du darfst es keinem Menschen, als nur deiner Königin geben."

Der Offizier versprach die sorgfältigste Überwachung des anvertrauten Schatzes, meinte aber, To-Piang müsse doch den Brief vorlesen, damit man der Königin sagen könne, was darin stehe, — diesem Verlangen willfahrte der Batta sogleich.

Er rückte den halben Hut in den Nacken, setzte einen Fuß vor und zog die Stirnhaut in krause Falten. „Guten Tag, Königin, hohe Frau," las er im Schauspielertone, „ein Radscha grüßt dich. Da ist der Mann, dem du Geschenke bringen ließest; auch Bulbul, der kluge Affe. Ich käme gern nach England, um dich zu sehen, große Frau, aber du kennst den Adat, es ist verboten. Doch denke

ich, du könnteſt wohl einmal die Batta beſuchen, Königin, du ſollteſt vortrefflich empfangen werden und wenn nur gerade ein zum Tode Verurteilter vorhanden wäre, ſeinen ganzen Kopf allein eſſen. Es wird ſich ſchon machen laſſen, fahre nur getroſt herüber. Ein Radſcha grüßt dich!

To-Piang."

„Iſt es ſo gut?" fragte er mit Siegermiene.

„Es könnte gar nicht beſſer ſein. Morgen wollen wir noch einige Käfer und Inſekten fangen, dann geht die Reiſe weiter, wobei du uns bis zum nächſten Dorfe das Geleit gibſt, nicht wahr, Radſcha. Wir möchten ungern mit den Batta in Feindſeligkeiten geraten."

To-Piang nickte. „Ich bringe euch hin," antwortete er. „Aber es iſt ein tüchtiges Stück Weges, wir müſſen über hohe Gebirgszüge klettern."

„Das ſchadet nicht. Es iſt ja gerade unſere Abſicht, das Innere der Inſel kennen zu lernen."

„Wenn es nur irgend ein Reittier gäbe," ſetzte der Doktor hinzu, „ein Laſttier wenigſtens, — aber die Eingebornen haben nichts dergleichen. Ich muß bis an den Padang mein Pantherfell auf den Schultern tragen und vielleicht noch manches andere daneben."

„Wir werden in einer hübſchen Verfaſſung zur Barkaſſe zurückkommen! Aber wenn nur die Reiſe Früchte bringt, ſo macht das nichts."

Für dieſen Tag war das Geheul der Klageweiber überſtanden; eine herrliche Mondnacht breitete um das Dorf und die Felder ihren weißen Zauberglanz, Kinder und Tiere ſchliefen, nur die Katzen ſtrichen noch auf ihren Schleichwegen zwiſchen den Hütten umher, — da ſchien es den Weißen, als werde von Zeit zu Zeit die Erde durch gewaltige Stöße erſchüttert, als gehe durch alle Fugen des windſchiefen Baues ein Dröhnen und Erzittern, daß einzelne Sparren knarrten und ganze Wolken von Staub und Inſekten herabfielen.

„Ein Erdbeben?" fragte halblaut der Künſtler, „dann ſollten wir wenigſtens dieſes heilloſe Gebäude verlaſſen."

Doktor Lawrence ſchüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht," meinte er. „Ohne ein rollendes dumpfes Geräuſch pflegt kein Erdbeben ſtattzufinden."

„Da war es wieder," rief Richard.

Wirklich bog ſich das auf Pfählen ruhende Haus wie ein Schiff im Sturme. Legionen von Wanzen, Eidechſen und Kakerlaken praſſelten aus dem Strohdach herab. Ein laut ſchmetternder Ton durchdrang die nächtliche Stille.

Richard und Oskar ſahen plötzlich auf. „Ein Elefant!“ riefen wie auf Verabredung beide zugleich.

„Woher wißt ihr das?“ fragte der Leutnant.

„Wir haben es hundertmal gehört. Dſchumbo trompetete ſo, ſo oft er ärgerlich wurde.“

Sie horchten alle. Das Stampfen und Brüllen kam näher, die Luft zitterte unter den Stößen, welche gegen einen feſten, Widerſtand leiſtenden Körper geführt zu werden ſchienen.

„Die Elefanten berennen den Wall,“ rief Richard, „es kann gar nicht anders ſein. Ich glaube, wir müßten doch wohl die Eingebornen wecken.“

Das meinten die übrigen auch, und ſo kletterten denn alle zum Dorfe hinab, froh, die läſtigen Inſekten aus den Kleidern ſchütteln zu können und wenigſtens doch die meiſten derſelben auf dieſe Weiſe los zu werden. Am Beratungshauſe trafen ſie den Radſcha mit den reichſten Männern des Dorfes eifrig beratend; es waren gar jammervolle Geſichter, die ihnen da entgegen ſahen.

„Faringi,“ ſagte To-Piang, „Faringi, die Elefanten ſind da!“

„Das wiſſen wir,“ antwortete der Doktor. „Schnell, Leute, laßt uns mit den Gewehren hinausgehen, — es gelingt vielleicht, einen der grauen Rieſen zu überwältigen.“

To-Piang ſchüttelte den Kopf. „Nein, o nein, Faringi, du darfſt nicht daran denken, der Elefant iſt ein ſo gewaltthätiges, boshaftes Tier, und überdies — — —“

Er brachte die Lippen faſt an das Ohr des Offiziers. „Überdies müſſen böſe Geiſter die Tiere jagen, Sahib, hörſt du nicht, daß ſie wie toll die Erde ſtampfen?“

Richard nickte. „Böſe Geiſter wohl nicht,“ rief er, „aber irgend eine Raubkatze. Die Elefanten kämpfen, das iſt klar.“

„Dann gehen wir allein hinaus, um uns das Schauſpiel anzuſehen.“

In dieſem Augenblick geſchah etwas, das niemand erwartet hatte. Trotz des Walles und der Doppelreihe ſtachlichter Gebüſche war es den ungeheuren Kräften eines männlichen Elefanten gelungen, die Verſchanzung des Dorfes zu durchbrechen und den

Eingang zu erzwingen. Er ſtürzte voran, und eine ganze Herde grauer Rieſen folgte ihm nach.

Ein: „Hai! Hai!“ von hundert Lippen hervorgeſtoßen, ein einziger gellender Schreckensſchrei zerriß die Luft. Elefanten im Dorfe! Was konnte Fürchterlicheres geſchehen?

„Sucht Deckung!“ befahl mit lauter Stimme der Offizier. „Trachtet vorſichtig unſer Haus zu erreichen und holt die Gewehre.“

Von den Batta war nichts zu entdecken. Ohne an die Gefahr der Frauen und Kinder zu denken, hatten ſie ſich, ſinnlos vor Angſt, in den Wald hinausgeflüchtet und ſaßen wie die Affen in den Bäumen, während unter den Dorfhütten das Gekreiſch der Weiber immer ſtärker anſchwoll, je häufiger die erſchreckten Elefanten an ihre Wohnungen ſtießen oder dieſelben krachend zerſplitterten. Mindeſtens zwanzig große Tiere jagten planlos in dem engen Raume umher.

Die Weißen hatten längſt ihre Waffen erreicht und geladen, ſie ſtanden eng zuſammengedrängt unter dem Schutze des durchbrochenen Erdwalles. Kein Hauch bewegte die milde Nachtluft, es war hell wie am Tage, und abgeſehen von dem Poltern der Elefanten alles ringsum totenſtill. Kein Vogel zwitſcherte im Laub, kein Hund bellte; eine übermächtige Furcht ſchien die Herzen der kleineren Geſchöpfe ganz zu beherrſchen.

„Hier herum lauert ohne Zweifel ein Tiger!“ raunte Oskar.

Kaum hatte er das Wort flüſternd ausgeſprochen, als ſich Richards Hand auf die ſeinige legte. Mehr mit den Augen als mit den Lippen ſagte dieſer: „Sieh dorthin!“

Auf dem Strohdach einer in der Nähe ſtehenden Hütte duckte ſich ſprungbereit, doppelt ſchön im Silberlicht des Mondes, ein gewaltiger Leopard. Das Tier war eins der größten ſeiner Gattung; auf dem gelben, am Bauche weißlichen Fell lagen nußbraune Flecke verſtreut, hier heller, dort dunkler, ſtellenweiſe ſogar faſt ſchwarz, — die Augen blitzten wild unter den buſchigen Brauen, die Krallen waren weit hervorgeſtreckt, wie um beutegierig in das zuckende Fleiſch des Opfers hineinzugreifen.

In den Reihen der Elefanten herrſchte immer noch die gleiche planloſe Unruhe. Sie wußten den Todfeind in der Nähe und galoppierten ſchnaufend und trompetend umher, außer ſtande, ſich durch den am anderen Ende des Dorfes gelegenen engen und verſteckten Ausgang zu drängen, gefangen in einer Falle, die von allen Seiten gleich feſt verſchloſſen ſchien.

Jetzt kamen ſie näher; der vorderſte, ein altes Männchen mit furchtbaren Stoßzähnen, blutete aus einer tiefen Wunde am Rüſſel, — er ſtutzte, warf den Kopf auf und brüllte laut, da ſchnellte im gewaltigen Anſatz der Leopard durch die Luft und ſprang dem gequälten Dickhäuter auf den Nacken, ſeine gewaltigen Pranken feſt in den vorderen Anſatz des Rüſſels, den empfindlichſten Körperteil des Elefanten, hineinſchlagend.

Der Rieſe ſchrie auf, daß es wie ferner Donner von den Bergwänden widerhallte. Er verſuchte zu laufen, taumelte und fiel, vor Schmerz raſend, auf die Kniee. Vielleicht hatte er ſchon einen Angriff des geſcheckten Räubers zurückgeſchlagen, vielleicht war ſchon die erſte Wunde tötlich, genug, er brach mit einem gellenden Aufſchrei zuſammen und ſchloß die Augen.

Leutnant Barrow erhob das Gewehr. „Gute Beute," flüſterte er, „wir bekommen beide, den Elefanten und den Leoparden."

Der Schuß krachte, — hochauf ſprang, in den Krallen ganze Stücke vom Fell des Elefanten mit ſich reißend, das Raubtier. Der Kopf war zerſchmettert, eine Blutwelle floß über den Boden, — auch hier hörte man aus dem wilden heißen Schrei den Kampf mit dem hereinbrechenden Tode.

„Geſiegt!" rief der Leutnant. „Doktor, Sie können wieder Ihr ſchönes Talent als Gerber zur Geltung bringen."

Ein leiſes Knurren hinter ihm ließ den Offizier plötzlich verſtummen. Er wandte den Blick und erſchrak nicht wenig. Auf der Höhe des durchbrochenen Walles kauerte ein zweiter Leopard, ohne Zweifel das Weibchen der eben erlegten Beſtie.

Aber nur einen Augenblick blieb das ſchöne geſchmeidige Tier den Männern ſichtbar, dann verſchwand es plötzlich, um jedenfalls aus ſicherem Hinterhalte hervor den Angriff ins Werk zu ſetzen.

„Aufgepaßt!" rief Leutnant Barrow. „Sucht Deckung!"

Aber der ungeheure Körper des ſterbenden Elefanten verſperrte den Weg. Es ging nicht ſchnell genug, — ehe noch die letzten der Weißen in das Haus geflüchtet waren, ſprang der Leopard aus dem Gebüſch hervor und riß einen der Matroſen mit ſich zu Boden.

Ein Schrei gellte von den Lippen des Unglücklichen. Durch die Kleider drangen ſcharfe Krallen in ſein Fleiſch und ließen das Blut hervorquellen, — jeder Augenblick konnte ihm den Tod bringen.

Der Leopard hob gedankenſchnell ſein Opfer aus dem Gras und ſchleppte es auf demſelben Wege, welchen er gekommen war,

in das Dunkel des Waldes. Zu ſchießen wäre ganz unmöglich geweſen, — die Kugel hätte eben ſo leicht den bedauernswerten Mann als das Raubtier treffen können.

Augenblicke voll Todesangſt vergingen, vier Kugelbüchſen lagen im Anſchlag, — ob keine Gelegenheit kommen würde, in welcher ſich der Matroſe aus ſeiner furchtbaren Lage befreien ließ?

Doch — er kam. Der Leopard ſtolperte, er hatte mit der ſchweren Laſt zwiſchen den Zähnen nicht die nötige Freiheit der Bewegungen; ein Sprung auf die aus dem Boden geriſſenen Wurzeln der Gebüſche ſchlug fehl, er ſtürzte rückwärts und ließ den Matroſen fallen.

Das Glück begünſtigte den armen Schelm. Zwiſchen ihm und ſeinem grimmigen Feinde blieb eine ſtachlichte Buſchpartie, — ehe ſich der Leopard erheben konnte, hatten ihn die Kugeln des Leutnants und des Doktors ins Herz getroffen; er ſchlug noch ein paarmal wild um ſich und dann war alles zu Ende.

„Adams," rief der Offizier, „ſind Sie ſchwer verwundet?"

Der Matroſe antwortete nicht gleich, und dann, als die Worte langſam über ſeine Lippen drangen, ſtammelte er wie ein Betrunkener.

„Zu Befehl, Sir! — Nein! — Nein! — Ich denke nicht!"

Seine Kameraden und die beiden Deutſchen hoben ihn aus dem Erdloche hervor. Er war leichenblaß, die Haare ſtanden ihm zu Berge, die Zähne ſchlugen unaufhaltſam gegeneinander.

Leutnant Barrow eilte fort und brachte aus der Ledertaſche ſtärkende Tropfen, ſowie Heftpflaſter; der Doktor ſuchte vor allen Dingen die Nerven des tödlich Erſchreckten einigermaßen zu beruhigen. „Nun iſt alles vorbei, Adams," ſagte er, „dieſe Beſtien ziehen nie in Rudeln umher. Den Kopf auf, Mann, — trinken Sie erſt einmal etwas Waſſer!"

Richard hielt ihm den Becher an die Lippen und wuſch die Stirn des armen Teufels mit Spiritus aus dem Vorrat der ledernen Taſche; allmählich kam Adams zu ſich, ſo daß ſeine Wunden unterſucht werden konnten. Lange Schrammen liefen über die Arme und den Rücken, das Blut ſtrömte heraus, aber von Gefahr war doch keine Rede.

Doktor Lawrence wuſch und verband alles, man half dem hart Betroffenen die Treppe hinauf, bettete ihn ſo weich als nur möglich, und während ein paar von den Matroſen bei ihm blieben,

gingen die übrigen Reiſegenoſſen durch das Dorf, um nach den Elefanten und den in alle vier Winde geflüchteten Batta zu ſehen.

Die Tiere hatten den Ausgang gefunden, ihn mit ihren gewaltigen Stoßzähnen erweitert und waren auf und davon gegangen, nur ihren von dem Leoparden getöteten Kameraden auf der Wahlſtatt zurücklaſſend, — die Menſchen ſchienen in den Boden hinein verſchwunden; man ſah keinen einzigen.

„Feiges Geſindel!“ brummte der Leutnant. Dann legte er beide Hände an den Mund und rief ſo laut er konnte in den Wald hinaus. „Halloh, he, — Radſcha, wo ſteckſt du?“

Eine klägliche Stimme antwortete wie aus der Luft hervor; durch die Blätter der nächſtſtehenden Bäume ging ein Rauſchen, als bewegten ſich ſchwere Körper in den Kronen.

„Hier ſind wir, Sahib! — Hier! Was gab es denn vorhin?“

„Da oben alſo, ihr tapferen Seelen? — Na, kommt herunter, die Elefanten ſind fort und die Leoparden erſchoſſen.“

„Leoparden? — O! —“

Das klang mehrſtimmig, und die Zweige knackten, als ſtiegen flinke Füße immer höher empor. „Sahib,“ rief To-Piang, „waren Leoparden da? Wie viele? Haben ſie denn keinen von euch zerriſſen, auch keine Frauen und Kinder?“

„Die ihr prächtigen Helden ſo nett im Stiche ließet, um ſchleunigſt euer teures Haupt in Sicherheit zu bringen! — Nein, es iſt nichts geſchehen, kommt nur endlich einmal herunter.“

Im hellen Mondſchein ſahen ſpähende unruhige Geſichter aus den Baumwipfeln hervor; erſt nach langer Überredung gelang es den Weißen, die Haſenfüße aus dem Verſteck zu locken, und nun begann ein Auftritt der größten Verzweiflung. Drei Häuſer lagen eingeſtürzt, faſt alle waren beſchädigt, die Wälle zerriſſen und die Kochherde zerſtampft. Mitten im Dorfe lag Rehambos ſonderbarer Sarg, den die Füße der Elefanten ins Rollen gebracht hatten.

To-Piangs Bretterhaus, das feſteſte des Dorfes, war ganz angefüllt von Frauen und Kindern, die alle um die Wette jammerten. Man hatte ſich geſtoßen, geſchunden und geklemmt, man war hingefallen und hatte ein Stück des einſtürzenden Daches oder der Wände auf den Kopf bekommen, kurz, alle klagten und ſchrieen, — am lauteſten, wenn die engliſchen Offiziere es hören konnten, das bemerkten dieſe letzteren ſehr bald. Ihrer Majeſtät ganze und halbe Kronen waren es, welche die Leutchen im Auge hatten.

Dieſer Troſt wurde ihnen denn auch reichlich zu teil. Am

andern Morgen machten ſich Weiße und Eingeborne daran, die zerſtörten Wälle wieder auszubeſſern und die Häuſer aufzurichten; alle Batta zeigten eine Unruhe, als ſtehe der Feind ſchon vor den Thüren.

„Wenn irgend ein Radſcha erfährt, daß unſer Dorf offen daliegt, ſo wird er heranrücken," meinte To-Piang. „Zuerſt muß wieder ſtachlichtes Gebüſch gepflanzt werden."

Leutnant Barrow ließ die Matroſen tüchtig mit zugreifen. „Habt ihr denn unter den Nachbarn beſondere Feinde?" erkundigte er ſich.

„Nein, das nicht, aber — wenn doch die Thüren offen ſtehen, ſo kommen ſie herein und nehmen weg, was ſie finden; das iſt ſo einfach."

Der Leutnant lachte. „Wie ein Hund dem anderen den Knochen entreißt, ſobald er ihn erlangen kann," dachte er. „Da ſind die Dornenhecken allerdings unentbehrlich."

Etwa zehn bis zwölf Eingeborne machten ſich auf, um draußen im Walde junge Bäume zu fällen oder Bambusbüſche auszugraben; der Doktor zog den beiden Leoparden die koſtbaren Felle ab und löſte Streifen aus der Haut des gefallenen Elefanten, während Mr. Hardington auf ſeinem Feldſtuhl ſaß und eine große, das ganze Dorf umfaſſende Zeichnung entwarf. Da ſchlichen ſich ein paar Weiber mit bittendem Lächeln an den gelehrten Herrn heran.

„Sahib Faringi," ſagte die eine, „es iſt viel Fleiſch an den Körpern dieſer drei Tiere, beſonders an dem des Elefanten, — Ihr könnt es nicht allein verzehren."

Doktor Lawrence ſah auf. „Verzehren?" wiederholte er, „was meinſt du damit, gute Frau? Doch nicht, daß man dieſe Beſtien eſſen könnte?"

Ein erſtauntes Geſicht lächelte ihm entgegen. „Natürlich, Faringi! Was ſonſt?"

„Raubtiere eſſen? — Elefantenbraten? — Das wäre denn doch mehr, wie man denken ſollte! Ich glaube, ihr verſpeiſt am Ende gar noch Hunde."

„Wenn einer geſtorben iſt, wird er gegeſſen, Sahib. Es kann nicht jeder arme Kampfer- oder Pfefferſammler Karabauen kaufen."

Der Gelehrte und der Maler ſahen einander an. „Tote Hunde!" rief erſterer, „ich bitte Sie, Hardington! — Vielleicht wutkranke oder an der Seuche geſtorbene Tiere!"

Der Künſtler verzog das Geſicht. „Um des Himmels willen, ſchweigen Sie, Doktor! Das iſt gräßlich.“

Die Frauen hatten ſich unterdeſſen der beiden abgezogenen Leoparden bemächtigt. „Wir dürfen alles Fleiſch nehmen?“ riefen ſie mit freudeſtrahlenden Geſichtern.

Der Doktor winkte. „Guten Appetit!“ ſagte er. „Laßt mich's nur nicht ſehen oder riechen.“

Das wurde denn auch vermieden, aber der helle Jubel klang während des ganzen Tages zu den Weißen herüber und miſchte ſich in das Geheul der Klageweiber an Rehambos Sarg. Was ſonſt während des ganzen Jahres kein Fleiſch zu eſſen bekam, das ſtopfte ſich heute den Magen voll bis zum Platzen; vor allen Hütten wirbelte der Rauch, bellten die hungrigen Hunde, ziſchten und brodelten die Bratpfannen, vor allen Hütten ſtritt das Volk um die fetteſten Biſſen, den größten, unverſchämteſten Anteil.

Dann, gegen Abend, als die Männer mit einer Laſt junger Baumſtämme aus dem Walde nach Hauſe kamen, im Zwielicht des heraufziehenden Mondſcheines legte ſich minutenlang eine tiefe bleierne Stille über die ganze, vorhin noch ſo lebhaft ſchwatzende und ſchreiende Menge. Man hörte den Flug der Vögel, die Stimmen der einzelnen kleinen Tiere; es ſchien, als ſei das volle brauſende Leben der Dorfbewohnerſchaft mit einem gewaltigen Schlage erſtarrt, vernichtet.

Aber dieſe ſeltſame Stille dauerte nur kurz; ſie ging ſchon ſehr bald über in ein donnerndes, weithin ſchallendes Freudengeheul, in ein Jauchzen und Jubeln, das den Weißen die Ohren zerriß. Sie ſahen einander kopfſchüttelnd an.

„Was iſt das wieder?“

„Hai! Hai!“ kreiſchten Hunderte von Stimmen.

„Es iſt nicht der Leopardenbraten, welcher ſolches Entzücken erregt,“ meinte Doktor Lawrence. „Horch, da brüllen ſie wieder!“

„Hai! Hai!“ — —

Der Künſtler erhob ſich eilends vom Sitz. „Das muß ich ſehen,“ rief er.

Des Doktors Lachen ſchallte ihm nach. Ein Geheimnis war für Mr. Hardington etwas Unerträgliches, er ruhte nicht, bis der Vorhang wenigſtens einen verſtohlenen Durchblick geſtattete.

Auch Leutnant Barrow und die beiden Deutſchen kamen in dieſem Augenblick von der entgegengeſetzten Seite des Dorfes her,

nach Hauſe. „Was geht da unten vor?“ rief der Befehlshaber. „Wiſſen Sie es, Lawrence?“

Der Docktor zuckte die Achſeln. „Keine Ahnung.“

Zwiſchen den Hütten erſchien die ſchlanke Geſtalt des Künſtlers. Mr. Hardington war blaß wie ein Schatten, die ſonſt ſo lebensfrohen Züge völlig verändert. In ſeinen Augen, ſeiner ganzen Haltung ſpiegelte ſich das äußerſte Entſetzen.

„Meine Herren,“ rief er, „denken Sie ſich, — Libu iſt wieder da!“

„Mein Gott!“ ſchrie der Doktor. „Das iſt eine Hiobspoſt. Eſſen ihn die Kannibalen ſchon jetzt?“

„Das ſoll morgen mit Sonnenaufgang geſchehen. Einſtweilen wird er an den Zauberpfahl gebunden und von den alten Weibern umtanzt.“

„Lieber Himmel, welches Unglück! Iſt er denn freiwillig zurückgekommen?“

„Durchaus nicht. Die Männer fanden ihn halbverhungert im Walde und ſchleppten ihn wieder mit nach Hauſe.“

„Natürlich, weil jeder einzelne ſich ſeinen Braten ſichern will!“

Der Doktor ſtand auf. „Was beginnen wir dabei, ihr Herren? Unmöglich kann unter unſern Augen ein Menſch gebraten und gegeſſen werden.“

„Dem ſtimme ich bei, aber — was läßt ſich machen?

„Vielleicht iſt die Todesſtrafe abzukaufen?“ meinte Mr. Hardington.

„Dann greifen wir tief in die Taſchen und reiſen ſo ſchnell als möglich ab. Adams kann zur Not ſchon morgen wieder marſchieren.“

„Laßt uns doch erſt einmal unten im Dorfe ſelbſt nachſehen!“

Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall und ſo wanderten die Reiſegenoſſen zwiſchen den Hütten bis zu To-Piangs Bretterpalaſt, wo ſich ein wilder, düſterer Anblick ihren Augen darbot. Fackeln erhellten in weitem Umkreiſe einen Platz, auf deſſen Rund Männer, Weiber und Kinder mit lautem Geheul umhertanzten.

Vor den Hütten rauchten verglimmende Feuer und lagen ganze Haufen halb abgenagter oder angebrannter Knochen, Hunde jagten bellend, einander beißend und verfolgend, zwiſchen den einzelnen Gruppen umher. Wie Ströme von Blut fielen die roten, flackernden Lichter auf alle dieſe Auftritte roher tieriſcher Zügelloſigkeit, auf die Überreſte eines abſtoßenden Mahles und die wilden leidenſchaftlich erregten Geſichter ſeiner Teilnehmer.

Allein in der Mitte dieſer menſchlichen Unholde, feſt an den Pfahl gebunden, ſtand Libu. Aber freilich — doch nicht ganz allein.

Seine alte Mutter hielt mit beiden Armen ihren unglücklichen Sohn umklammert, ſie teilte freiwillig mit ihm den Platz am Schandpfahl, nur froh, daß man ſie nicht gewaltſam fortriß, ſchluchzend und faſt von Sinnen, wenn ſie an das dachte, was morgen in aller Frühe geſchehen ſollte.

Dann kam der Zauberer, ſprach den verurteilenden Spruch aus dem Adat und jeder Einwohner des Dorfes hatte nun das Recht, ſich aus dem Körper ihres Kindes ein Stück herauszuſchneiden, bis der Todeskampf begann, — in dieſem Augenblick durfte der Radſcha den Kopf vom Rumpfe trennen und ihn für ſich als ſeltenes Feſteſſen behalten. In das Geſicht, welches ſie ſo innig, ſo grenzenlos geliebt hatte, ſeit einſt der Säugling an ihrer Bruſt lag, — in dasſelbe Geſicht ſollten fremde Zähne gierig hineinbeißen.

Das arme Weib wußte von keinem Gotte, um in ihrer tiefen Seelenangſt zu Ihm um Hilfe zu ſchreien, nur die Töne dumpfer hoffnungsloſer Verzweiflung drangen aus der gemarterten Bruſt hervor, nur immer wieder murmelten die Lippen ein einziges Wort: „Mein Kind! — Mein Kind!“

Libu ſah ſchrecklich aus. Seine Kleider hingen in Fetzen herab, ſein Haar war verwildert, das Geſicht mit Schmutz überzogen. Er ſchien um Jahre gealtert; die ganze tiefinnere Feigheit ſeines Volkes ſprach aus dem angſtvoll ſcheuen Blick, mit dem er zuweilen die tanzenden Weiber ſtreifte.

Er wußte es nur zu wohl, — bei dieſen gab es kein Erbarmen. Das ſeltene Feſt, ein Stück Menſchenfleiſch braten und eſſen zu dürfen, ließ keine ungenutzt vorübergehen.

Wie oft hatte er ſelbſt das Meſſer an den Körper eines Verurteilten gelegt und mit grauſamer Freude den Wehrloſen gefoltert. Heute kam die Erinnerung ſeiner Sünde zu ihm zurück und trieb das Blut ſchneller durch die Adern. Schon ſtanden alle Sterne hoch am Himmel, — wenn ihr bläulicher Glanz erloſch in den Purpurfluten des Tagesgeſtirnes, dann nahte die Stunde der Vergeltung.

Aus den Naſenlöchern entfloh die Seele, und der Wind, Battara-Gurus Bote, fing ſie auf. Aber wohin führte er die Gefangene?

In Battara-Gurus Schoß? — Da verſammelten ſich nur die Guten, Schuldloſen; er aber hatte einen Mord begangen, ſeiner wartete das Verhängnis.

Naga-Podohas, des böſen Geiſtes, großer kupferner Keſſel voll Palmöl wurde an das Feuer gerückt und ſeine, des Sünders Seele, hineingethan. Da mußte ſie kochen und in jedem Augenblick tauſendfache Todesqual erleiden, bis Battara-Guru rief, daß es genug ſei, und ihn aufnahm in ſeinen Schoß.

Eine lange, lange Zeit konnte vergehen bis dahin.

Libus Blicke irrten über die Menge, er ſchauderte, ſeine trockenen Lippen bewegten ſich, ohne einen Laut hervorzubringen.

Die Weißen ſuchten den Radſcha, der noch zwiſchen den fettglänzenden Fingern ein Leopardenrippchen hielt und während er ſprach, kräftig an demſelben herumnagte. Jetzt ſchwang er die Knochen in erhobener Hand.

„Hai! Hai! Sahib Faringi, morgen ſollt ihr Libus Kopf eſſen. Es kommt ſo ſchnell kein Verurteilter wieder, ihr bekämet ſonſt von dem guten Biſſen vielleicht nie etwas zu ſchmecken. Hai, die Ohren und die Backen mit Pfeffer und einer Zwiebel geſchmort, ſind das Beſte, was ein Menſch jemals erreichen kann.“

Leutnant Barrow winkte den anderen, ihm die Verhandlungen mit dem Oberhaupte der Kannibalengemeinde allein zu überlaſſen. „Du biſt ſehr gütig, Radſcha,“ ſagte er, „wir danken dir herzlich für die Abſicht, uns einen beſonderen Genuß verſchaffen zu wollen, nur können wir leider von derſelben keinen Gebrauch machen, ſondern ſind ganz im Gegenteil hierhergekommen, um dich zu fragen, ob ſich nach dem Adat die Todesſtrafe für den Mörder nicht etwa abkaufen ließe.“

Der Radſcha wiegte den Kopf. „Das nützt euch nichts, Faringi!“

„Weshalb nicht? Iſt die Umwandlung in eine Geldſtrafe ausgeſchloſſen?“

„Nein, nein, — aber die Leute wollen auch einmal ein Feſt haben!“

„Ein ſchreckliches, empörendes Schauſpiel nennſt du doch kein Feſt, Radſcha! Wir bezahlen euch zwei Karabauen, dann eßt ihr bis ihr keinen Biſſen mehr herunterbringen könnt und laßt den armen Teufel laufen.“

To-Piang ſchüttelte den Kopf. „Hai!“ rief er, „das geht nicht.“

„Aber wenn es drei Karabauen wären, — vier!“

„Nein, nein, Libu muß ſterben.“

Der Würdenträger des Dorfes blieb unerbittlich. Er ergriff noch einen Knochen aus der Bratpfanne, zermalmte ihn zwiſchen ſeinen Wolfszähnen und ließ ſich die gute Laune in keiner Weiſe ſtören. „Man will auch einmal ein Vergnügen haben, man will einen Verurteilten zappeln ſehen,“ dabei blieb er.

„Wir müſſen es morgen mit Tagesanbruch nochmals verſuchen,“ ſagte ſeufzend der Leutnant. „Ich glaube, der Burſche war nicht ganz nüchtern.“

„Sagen Sie lieber, er hatte einen derben Rauſch! Dieſe Leute halten die Welt für eine Garküche, in der man ſich nur herumtummelt, um zu eſſen und zu trinken.“

Von dem Treiben des angeſammelten Volkes aufs tiefſte empört, ſuchten die Weißen ihre Lagerſtätten, aber ohne ſchlafen zu können.

„Jedenfalls reiſen wir ſofort ab,“ ſagte der Leutnant. „Ich mag die Gaſtfreundſchaft dieſer Menſchenfreſſer nicht länger in Anſpruch nehmen.“

„Aber wir müſſen zum vorderen Thore hinaus und daher an der Richtſtätte vorüber. Ach, das iſt ein ſchrecklicher Zwiſchenfall.“

„Vier Karabauen zogen noch nicht,“ meinte der Doktor. „Es gelingt vielleicht, wenn wir den hungrigen Burſchen morgen ſechs bieten.“

„Ich will die Königin von England wieder ins Treffen führen,“ ſagte der Leutnant. „Vielleicht iſt To-Piang noch mehr eitler Narr als Wüterich.“

Niemand lachte; die Herzen aller waren ſchwer. Was würde der nächſte Sonnenaufgang bringen, — Verſöhnung oder einen ſcheußlichen, in ihren Augen überaus feigen Mord?

Stunde reihte ſich an Stunde, die erſten Hähne krähten, die erſten helleren Punkte unterbrachen den tiefdunklen Schatten zwiſchen den Häuſern. Drüben war alles totenſtill, — die Menſchen ſchliefen, nachdem ſie ſich heiſer geſchrieen und müde getanzt hatten, ſie ſchliefen zwiſchen dem einen und anderen Rauſche den bleiernen Schlaf gänzlicher Fühlloſigkeit.

Richard erhob ſich vom Lager. „Es iſt unerträglich heiß hier,“ flüſterte er. „Ich will einmal hinſchleichen und nachſehen, wie es ſteht.“

„Ich gehe mit dir,“ rief Oskar.

Die beiden kletterten hinab und gingen leiſen Schrittes zwiſchen den Hütten dahin. Kein Feuer brannte, keine Frau ſtampfte Reis im Block — es ſchlief noch alles.

„Weißt du, was ich möchte," flüſterte Richard, „hingehen und Libus Feſſeln zerſchneiden."

„Das würde ja zu nichts führen, — aus ſeinem Lande kann er nicht verſchwinden und ſo lange er hier iſt, fangen ihn die anderen wieder ein."

„Überhaupt," ſetzte er hinzu, „wäre das unmöglich. Libu wird bewacht."

Vier Männer lagen um den Pfahl des Verurteilten herum am Boden. Sie ſchliefen ſämtlich, aber um in Libus Nähe zu gelangen, hätte man auf ihre Körper treten und ſie dadurch wecken müſſen, — es war undenkbar, auch nur mit dem Unglücklichen zu ſprechen.

Seine Mutter ſtand immer noch neben ihm, leiſe zärtliche Worte flüſternd. Libu ſah mit dem gleichen ſcheuen, ruheloſen Blick in das Dämmergrau der Umgebung hinaus, und nur wenn irgendwo ein Hahn krähte, zuckte er plötzlich zuſammen.

Die beiden jungen Leute berichteten, was ſie geſehen hatten und als ſpäter im Dorfe die erſten Stimmen laut wurden, gingen alle hinab, um nochmals für den zu dem unerhörteſten Geſchick Verurteilten nach Möglichkeit zu wirken. Leutnant Barrow machte ein tief ernſtes Geſicht, er ſeufzte, als er dem Radſcha die Hand bot.

„Die Hinrichtung iſt alſo beſchloſſene Sache?" fragte er.

„Ganz feſt beſchloſſen, ja."

„Das iſt mir außerordentlich unangenehm, Radſcha, es bekümmert mich ſogar ſehr tief! Die Königin von England, meine gnädige Herrſcherin, wird ſagen, daß du ein Mann ohne Lebensart biſt, ſie wird es als eine große Beleidigung anſehen, daß du einen Menſchen ermorden ließeſt, während ihre Abgeſandten im Dorfe waren."

Der Radſcha riß die Augen weit auf. „Das wird ſie ſagen?" ſchrie er.

Leutnant Barrow nickte mehrere Male. „Daß wir umſonſt verſuchten, euch für den Gefangenen ein Löſegeld zu bieten, will ich nur lieber gar nicht erzählen," ſetzte er hinzu.

„Unter keiner Bedingung!" bekräftigte Doktor Lawrence.

„Das iſt eine ſchwere Beleidigung, von der man am liebſten ſchweigt.“

To-Piang ſah aus wie jemand, den man bei der Ausführung eines entehrenden Verbrechens ertappt hat, er ächzte vor innerem Unbehagen. „Was ſoll ich thun?“ ſagte er kläglich. „Ihr könntet auch wohl die Geſchichte ganz verſchweigen, Faringi!“

„Das iſt unmöglich. Wir ſind in einem der Schiffe Ihrer Majeſtät hierhergekommen, um euch kennen zu lernen und genauen Bericht zu erſtatten, dabei läßt ſich nichts verheimlichen, am wenigſten eine ſo bedeutende Angelegenheit.“

To-Piang ſah von einem der Weißen zum andern. „Was ſoll ich thun?“ wiederholte er beinahe weinend.

„Das will ich dir ſagen, Freund. Ein Todesurteil darf niemals über das Knie gebrochen werden, man hat auf keinen Fall das Recht, ohne Unterſuchung gleich darauf los zu fahren, wie ein Schlachttier zur Bank geſchleppt wird. Rufe alſo die älteſten und angeſehenſten Männer des Dorfes herbei, laß uns hören, was der Adat verlangt und ruhig überlegen, ob ſich nicht ein Ausweg findet. Von dem Tode des Verbrechers habt ihr nichts, unſer Geld dagegen kann euch großen Nutzen bringen.“

Der Radſcha ſchüttelte den Kopf. „Wir haben ſeit langer Zeit keinen Menſchen mehr gegeſſen,“ ſagte er. „Die Frauen laſſen ſich das Vergnügen nicht abkaufen.“

„Aber du kannſt das doch verſuchen, Mann. Berufe einmal eine Verſammlung und ſprich zu den Leuten, damit ſie Vernunft annehmen.“

To-Piang kletterte ſeufzend in ſeinen Bau, umgürtete ſich mit dem Säbel und lief dann fort, um die angeſehenſten Leute des Dorfes herbeizuholen. Als ſie erſchienen, trugen alle die Feſtgewänder, welche nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten angelegt wurden, meiſtens ein Gewebe aus Kokosfaſern, das wie eine Art von Schürze hinten und vorn bis auf die Füße hinabreichte. Im Haar ſteckten Knochen, Federn, Kugeln oder irgend ein Schnitzwerk aus Holz; alle dieſe Geſichter zeigten eine ernſte Unbeweglichkeit, niemand rauchte oder ſprach, ſie hatten die Arme verſchränkt und ſetzten ſich ſtumm auf den Boden.

Libus Geſicht war aſchfarben. Jetzt kam auch der Zauberer, — vielleicht geſchah ſchon nach wenigen Minuten der erſte Schnitt in ſein lebendes zuckendes Fleiſch.

Die Weiber brachten ihre Meſſer; ſie vollführten wieder einen

Rundtanz und hielten dabei die scharfgeschliffenen Waffen dem Verurteilten vor die Augen. Ein wahrer Hexenreigen, bei dessen Anblick sich auf des Leutnants Stirn große Schweißtropfen zu sammeln begannen.

Ob sich diese Furien besänftigen lassen würden?

Der Radscha hüpfte vor lauter Verlegenheit hin und her wie eine flügellahme Krähe, endlich ermannte er sich zu einer etwas theatralischen Haltung und zu einigen Worten, die gleich Öl in das Feuer gossen. „Männer von Batta," sagte er, „wir dürfen diesen Gefangenen nicht hinrichten!"

Ein Tumult sondergleichen folgte dem unerwarteten Ausspruch. „Warum nicht?" fragten die Männer, während sich die Weiber begnügten, laut und anhaltend zu kreischen.

„Weil die Faringi sagen, daß es für uns zum Unglück werden könnte. Große Schiffe kommen in unser Land und wir müssen —"

„Bitte," unterbrach der Leutnant, „laß mich sprechen, Radscha."

„Seht," wandte er sich zu den übrigen, „das ist eine seltsame Geschichte. Bei den weißen Leuten in Europa würde jeder, der einen Verurteilten berühren oder gar sein Fleisch essen wollte, eine schwere Strafe erleiden, er hätte ein Verbrechen begangen, würde sogleich in das Gefängnis kommen. Erkennt ihr daher nicht, daß wir es als eine Beleidigung empfinden müssen, wenn unter unsern Augen geschieht, was wir für eine schreckliche Sünde halten? Man ist gegen Gäste immer artig, wie ihr wißt."

Die Männer wechselten zweifelnde Blicke. „Wir sind auch gegen euch artig gewesen, Faringi," sagte einer von ihnen.

„Das ist wahr, — aber jetzt scheint ihr alle Rücksichten vergessen zu wollen. Wir müssen der Königin von England schlimme Dinge berichten!"

Einer der Männer blinzelte. „Bietet ihr Geschenke?" fragte er in lauerndem Tone. „Man könnte ja vielleicht einmal sehen, was sich machen läßt."

„Das meine ich auch!" rief Doktor Lawrence. „Natürlich geben wir Geschenke."

Die Weiber hatten ihren abscheulichen Tanz eingestellt; jetzt kamen sie näher. „Der Gefangene ist unser Eigentum," riefen mehrere Stimmen. „Wir wollen ihn behalten."

Jemand aus der Versammlung der Männer nahm ohne wei-

teres einen noch in der Nähe liegenden Leopardenknochen und ſchleuderte ihn, unbekümmert wohin er etwa treffen möge, zwiſchen die Schar der aufgeregten Frauen.

„Ruhig!“ ſchrie er. „Seit wann ſprechen Weiber, ehe ſie gefragt wurden?“

Das kräftige Erziehungsmittel wirkte ſofort. Der Schwarm ſtob auseinander, Libu und ſeine alte Mutter blieben auf dem Platze allein und die habſüchtigen Eingebornen verſuchten zu erfahren, was ihnen etwa für das Leben des Unglücklichen geboten werden würde.

„Der Mord kann abgekauft werden,“ ſagte einer, „denn er iſt nicht an einem Verwandten und auch nicht an einem Radſcha verübt. Was gebt ihr.“

„Schlachtet ſo viele Ochſen und Hühner, wie ihr verzehren könnt,“ rief der Leutnant. „Wir bezahlen ſie euch!“

Ein Zungenſchnalzen antwortete ihm. „Das iſt gut, Sahib, das iſt gut, aber wir müſſen auch trinken wie du weißt.“

„Ganz gewiß; ſagen wir alſo zwei Eimer Branntwein.“

„Ah! — Ah!“

Der erſte Sprecher war jetzt kühn geworden. „Ich will gemalt ſein,“ rief er, „ich will ein Bild von mir haben.“

„Mr. Hardington thut dir den Gefallen ohne Zweifel ſogleich. Damit aber iſt dann das Leben des Gefangenen wohl auch abgekauft.“

„Hai! Hai! — Ihr könnt ihn nehmen.“

Nur der braune Geſelle, welcher ſchon ſein Bildnis herausgepreßt hatte, der Nimmerſatt des Dorfes, war auch jetzt noch nicht zufrieden. „Sahib Faringi,“ ſagte er ſchmunzelnd, „das blanke Ding, welches Rehambo auf der Bruſt trug, war ſehr hübſch Es konnte ſprechen.“

„Aha,“ dachte der Leutnant, „ich höre dich ſchon gehen, brauner Schlingel.“ Laut ſagte er: „Ja, ja, ich erinnere mich, es war eine Uhr.“

Der Batta nickte. „Du haſt auch ſolches Spielzeug,“ fuhr er fort. „Kann es ſprechen?“

„Jawohl!“ — Und der Offizier hielt ihm ſeine Taſchenuhr ans Ohr. „Gebt mir einen Schein, von dem Radſcha und den Älteſten der Gemeinde unterſchrieben, des Inhaltes, daß Libu frei und ungehindert ferner unter euch leben kann, — und die Uhr gehört euch. Ihr könnt ſie abwechſelnd tragen.“

Der Radſcha fuhr auf wie ein Beſeſſener. „Das blanke Ding iſt mein!“ rief er.

„Hai! Hai! Mir hat es der Faringi ans Ohr gehalten.

Und die Fäuſte dieſer beiden wackern Väter des Dorfes trommelten auf den nackten Schultern einen Sturmmarſch. Erſt nachdem Blut gefloſſen war und nachdem Doktor Lawrence einen Vorſchlag zur Güte machte, hielten die ſchnaufenden, erhitzten Kampfhähne für den Augenblick inne und glätteten mit den Händen ihre zerzauſten Perücken.

„Das ſind mir hübſche Gemeindevorſteher,“ rief der Gelehrte. „Alle Achtung, ſie prügeln ſich auf offener Straße! — Hier, ihr Krakehler, da habt ihr meine Uhr noch in den Kauf; ſo, jetzt kann jeder mit dem blanken Schmuck einherſtolzieren! Nun aber gebt raſch den Schein.“

Eine Bambusrolle wurde eilends herbeigeholt, Stengel und Saft dazu, dann legte ſich der Radſcha nach ſeiner Gewohnheit auf den Bauch und ſchrieb die Urkunde, welche noch ein paar andere mit unterzeichneten.

Libu hatte alles beobachtet, zuerſt teilnahmlos, dann mit einer unbeſtimmten neu auftauchenden Hoffnung und zuletzt voll Jubel. Seine alte Mutter weinte nur, ſie fand in ihrer Erſchütterung, vom Übermaß der Aufregung erdrückt, kein Wort des Dankes, ſelbſt dann nicht, als Mr. Barrow ihres Sohnes Feſſeln löſte und mit gütigem, aber ernſtem Tone ſagte: „Libu, du biſt frei, wir haben die Strafe für dich abgekauft, hoffen aber jetzt auch, daß du in dich gehen und ein anderes beſſeres Leben führen werdeſt.“

Die alte Frau ſank ſchluchzend zu Boden und umfaßte des Offiziers Kniee. Nur dieſe Bewegung dankte ihm, ſie konnte nicht ſprechen.

Libu ſtrich mit der Hand durch das Haar. „Hai,“ ſagte er tief atmend, „weißt du was, Faringi? — Wenn wieder ein Verurteilter gegeſſen werden ſoll, ſo wird Libu warten, bis er tot iſt und dann erſt ſein Stück nehmen. Hai, er wird ihn nicht lebendig anſchneiden.“

Der Leutnant nickte. „Das iſt etwas,“ antwortete er, „aber noch nicht genug, Libu, du mußt auch arbeiten, mußt deiner alten Mutter Reis und Fleiſch verſchaffen. Willſt du zum Beiſpiel morgen früh als Laſtträger mit uns gehen und die Reiſe durch das ganze Land an unſerer Seite machen? Dann bezahlen wir dich gut; in etwa zwei Monaten biſt du wieder hier.“

Ein Zungenſchnalzen antwortete ihm. „Das will ich!“ rief Libu. „Aber,“ ſetzte er etwas kleinlaut hinzu, „in den Wäldern ſind die wilden Tiere, Sahib, — Büffel, Rhinozeros, Elefant, Tiger!“

Der Leutnant lächelte. „Du haſt ja gehört, daß wir geſtern den Kampf mit zwei großen Leoparden aufgenommen und glücklich zu Ende geführt haben,“ ſagte er. „Kommt dergleichen nochmals vor, ſo ſchlagen wir uns wieder — das iſt alles.“

„Gut. Libu geht mit! — Er geht wirklich mit!“

Die Weißen gaben ihm die Hand. „Denkſt du aber auch an deine alte Mutter?“ fragte der Leutnant. „Sie hat dich ſelbſt am Schandpfahl nicht verlaſſen!“

„Hai! Hai! wenn ich einmal Zeit finde, will ich das Loch im Dache, grade da wo ſie ihr Lager hat, ausbeſſern, damit ihr der Regen nicht auf den Kopf fällt.“

„Verlor'ne Liebesmüh!“ brummte Mr. Hardington. „Es ſind Beſtien ohne Herz und Gefühl, dieſe Heiden! — Doktor, fragen Sie doch einmal den Burſchen, weshalb er immer da hinüber nach dem Sarge Rehambos ſchielt? Ob es geheime Reue iſt, die an ihm nagt?“

Der Arzt erfüllte die Bitte, und Libu legte lächelnd den Zeigefinger an die Naſe. „Rehambo hatte einen glänzenden Ball,“ flüſterte er, „dem bohrte er jeden Morgen einen Stift in die Mitte und dann ſagte der Ball: Tik! Tik! Tik! — Wo mag das Ding geblieben ſein?“

Doktor Lawrence zuckte die Achſeln. „Ich weiß es nicht,“ antwortete er, „aber auf alle Fälle, — was kümmert es dich, Libu?“

„Hm, was ſoll der Tote mit dem Schmuck? Man könnte ganz leiſe die Bambusſchnüre abwickeln, den bunten Ball nehmen und alles wieder zuſammenbinden. Rehambo merkt's nicht.“

Die Weißen ſchüttelten unwillig die Köpfe. Da war Hopfen und Malz verloren.

„Wenn du es wagſt,“ rief in ſcharfem Tone der Leutnant, „ſo ſoll dich eine ſchwere Strafe treffen. Du haſt gar kein Gewiſſen, Libu.“

Er ſagte der alten Frau einige gütige Worte und ging dann fort, um womöglich ein paar Stunden zu ſchlafen. Der Gelehrte kaufte unterdeſſen dem Zauberer den geſchnitzten Marterpfahl gegen

bare Zahlung ab, und was die beiden jungen Deutſchen betraf, ſo nahmen ſie den befreiten Sünder gleich in ihre Mitte.

„Komm, Libu, wir wollen das Dach ausbeſſern, damit deine Mutter wenigſtens gegen den Regen geſchützt iſt. Du mußt uns zeigen, wie man es macht.“

Der leichtſinnige Burſche hatte ſich bereits eine Pfeife voll Tabak erbettelt, und ließ vergnügt den blauen Rauch um ſeine Naſe wirbeln. „Hai, hai,“ rief er, „das iſt früh genug, wenn Libu von der Reiſe zurückkommt.“

„Nein, nein, es muß grade jetzt geſchehen.“

Sie zogen ihn mit ſich und ob er wollte oder nicht, mußte der träge Schlingel das Dach und die Wände flicken; erſt nachmittags, als das alte ſchiefe Haus ein ganz anſtändiges Ausſehen erhalten hatte, durfte er ausſchlafen, um für die morgige Reiſe Kräfte zu ſammeln.

Seine alte Mutter erhielt von den Weißen bares Geld, einen Sack mit Reis, ein Volk Hühner für den verödeten Stall und eine Ziege. So reich war ſie noch nie geweſen, ihre Dankbarkeit kannte keine Grenzen.

An dem Schmauſe, für welchen ſeine Strafe abgekauft worden war, beteiligte ſich Libu mit derſelben Gefräßigkeit wie alle übrigen. Nur einer war verdroſſen, der Zauberer! Dem Geſetze nach hätte ihm das Herz des Opfers gehören müſſen und daraus würde er ein Pulver bereitet haben, welches alle Krankheiten heilte. Er aß zwar für drei, aber er ärgerte ſich im ſtillen.

Als es am folgenden Tage zum Abſchied ging, da wollte auch er die Fremden begleiten. „Guſſar verſteht es, die wilden Tiere durch Zauberſprüche fern zu halten,“ ſagte er.

Der Leutnant ſchüttelte den Kopf. „Guſſar iſt ein alter Mann,“ verſetzte er ſehr höflich, „die Anſtrengungen des weiten Marſches könnten ihm ſchaden. Auch muß das Dorf notwendig einen Verteidiger behalten, da To-Piang mit uns zieht.“

Weiter wurde über die ganze Angelegenheit kein Wort mehr geſprochen, aber das Ausſehen des Zauberers weisſagte nichts Gutes. Er verſchwand ohne Gruß zwiſchen den Gebüſchen.

Nach einigen Abſchiedsworten begann die Reiſe in das Innere. Vom Himmel lachte ein heiterer Sonnenſchein, Blumen blühten ringsumher und reife Früchte hingen an allen Zweigen. Es ging hinauf in das Zentralgebirge, an deſſen anderer Seite die nächſten Dörfer der Batta lagen.

To-Piang hatte ſeine wunderliche Ausrüſtung auf des Leutnants Erſuchen zu Hauſe gelaſſen, ſelbſt den Säbel, den er ſo ſehr liebte. Dafür trug er die von den Weißen erhaltene Kugelbüchſe, eine hübſche Taſche aus Kokosfaſern und den Schurz der Eingebornen; auf ſeiner Schulter ſaß Bulbul, der Affe, welcher ſich um keinen Preis von ihm trennen wollte.

Ganze Wälder von Kampfer- und Pfefferbäumen wurden durchwandert; Gruppen von Eingebornen fanden ſich um die alten Stämme verſammelt, auch Betelblätter in großen Körben erntete man fleißig ein, dann aber trat allmählich an die Stelle des weichen Bodens das Felsgeſtein, an die Stelle der üppig blühenden Fruchtbäume der Wald von Kaſuarinen.

Ein ſonderbarer Anblick! — Dieſe Bäume waren über dreißig Fuß hoch und trugen ſtatt der Blätter auf langen Schachtelhalmen eine Art borſtiger herabhängender Büſchel, die zu vielen Tauſenden aus dem harten Holze hervorwuchſen und jedes am Anſatz eine kleine runde Scheibe beſaßen.

Der Doktor hätte am liebſten gleich einen Baum gefällt und mitgenommen; nur auf das Zureden der übrigen unterließ er es, weil dazu auch auf dem Rückwege noch Zeit und Gelegenheit in Fülle kommen würde. Aus dem eiſenharten Holze dieſer Baumart ſchnitzten die Eingebornen ihre Waffen, namentlich die Dajaks auf Borneo ihre furchtbaren Keulen, — ein tüchtiges Stück davon ſollte auf alle Fälle an Bord der Barkaſſe gebracht und zu den Schätzen dieſer Reiſe verſammelt werden.

Unter den ſteifen, wie ein ſteinerner Wald ausſehenden Bäumen nahmen die Reiſenden das Mittagsmahl, Überreſte des geſtrigen Schmauſes in Geſtalt gebratener Hühner und eines ſaftigen Stückes Ochſenfleiſch, dazu den Trunk aus der Felſenquelle, — dann ging es weiter bergan.

Die Kaſuarinen begannen ſich zu lichten; der Boden trug nur noch die wundervollen Blüten des Kaktus und ein kurzes hartes Gras; mehr und mehr ſchoben ſich ganz kahle Felspartieen, nackte Kegel und Blöcke hinein in die grüne Wildnis.

„Biſt du hier bekannt?“ fragte der Leutnant den Führer.

„Ja. Wir hatten ſchon zweimal mit den Dörfern an der anderen Seite Krieg, — ich weiß, welcher Weg zu den Brücken führt.“

„Brücken?“ wiederholte Mr. Hardington. „Gibt es hier überhaupt welche? Wovon ſind ſie denn angefertigt?“

„Aus Kokosfaſern und Bambus. Sie ſchweben frei über dem Abgrund.“

„Und wir müſſen hinüber?“ rief der Künſtler.

„Ja, es gibt keinen anderen Weg.“

„Angenehme Ausſichten! Da hätte man lieber vorher ſein Teſtament machen ſollen.“

Ein donnerähnliches Gebrüll verſchlang die letzten Worte des Künſtlers. Es klang aus einiger Entfernung herüber, es wurde begleitet von mehreren ähnlichen Stimmen, die zuletzt alle im Chor ertönten. Zehnfach warf das Bergesecho die gewaltigen Klänge zurück.

To-Piang und Libu zitterten an allen Gliedern, ſie ſahen ratlos nach allen Seiten und entdeckten endlich einen erhöhten, mit ſchmalem Zugange verſehenen Felsvorſprung, dahin ſtürmten ſie in einer ſo fliegenden Eile, als ſei der böſe Feind mit Horn und Pferdefuß hinter ihnen her.

„Schnell, Faringi,“ rief To-Piang, indem er über die Schulter einen haſtigen Blick zurückſandte, „ſchnell, — die Büffel ſind da!“

Und dann hatten Libu und er die obere, den rieſigen Tieren unzugängliche Platte erreicht. Als ſie ſich in Sicherheit wußten, ſchwoll ihr Mut gewaltig an, Libu warf ſogar einen Stein in das jenſeits der Anhöhe liegende Thal hinab und rief den Stieren dreiſte Herausforderungen zu. „Auch ein Panther iſt da,“ ſchrie er, „eine kleine ſcheckige Katze! Ei du Ungetüm, ich werde dich fangen!“

Die Weißen lachten, während ſie den beiden Prahlern nachkletterten. Leutnant Barrow, der Maler und der Doktor hielten die Kugelbüchſen im Anſchlag; ſie erſtiegen ſo ſchnell als möglich den Felskegel.

Ein prächtiges, anziehendes Bild feſſelte ihre Blicke und ließ unwillkürlich die Herzen aller höher ſchlagen.

In einiger Entfernung ſtanden mehrere Büffelkühe, deren kleine Kälber ſich zitternd und ängſtlich an die Mütter ſchmiegten, während im Vordergrunde der Führer des Trupps, ein ſtarker alter Stier mit ſchwarzer Mähne und wildrollendem Auge den Kampf gegen einen Panther rühmlichſt ausfocht. Er hielt den ungeheuren Kopf geſenkt und ſo oft das Raubtier zum Sprung anſetzte, empfing er es mit der Spitze ſeiner gewaltigen Hörner.

Etwas abſeits, in der Nähe der beiden Kämpfer, ſtand ein junger, viel ſchlankerer und hellerer Stier, der ſich an dem Streite

in keiner Weiſe beteiligte. Er brüllte nur zuweilen und wirbelte mit den Hörnern die Erde vom Boden auf, als wolle er ſagen: „Ich bin auch noch da!“

Jedenfalls hatte er und ſein älterer Kamerad um die Oberherrſchaft über die Kühe und Kälber einen jener ſo häufig vorkommenden Kriege geführt, hatten ſich, einer den anderen, von der Herde zu verdrängen geſucht und waren dabei durch den Angriff des Panthers geſtört worden. Nun mochte der alte Eiſenfreſſer, der trotzige Geſelle, auch den Gegner allein zu Boden werfen, ſein junger Nebenbuhler kümmerte ſich darum durchaus nicht.

Der Panther blutete ſtark. Getroffen von dem gewaltigen Hörnerpaare des Stieres, ſchien er ſich nur mit Mühe aufzurichten, aber in dieſem entſcheidenden Augenblick verliehen ihm Wut und Schmerz eine Kraft, die er in ruhigem Zuſtande vielleicht nicht beſaß.

Er ſprang auf, hoch im Bogen über den Kopf des Stieres und krallte ſich mit allen vier Klauen in die Nackenmähne desſelben. Er ſaß auf ſeinem Gegner und biß jetzt, ſo feſt es ihm möglich war, in die Halsmuskeln des Rieſen hinein.

Ein betäubendes Gebrüll erfüllte die Luft. Der Stier, taumelnd vor Schmerz, begann in raſendem Laufe dahinzuſtürmen; er ſchüttelte ſich, er warf ſich wild zu Boden, — vergebens, die Katze ließ von ihrem Opfer nicht ab.

Der jüngere Stier hielt den Kopf in die Luft. Er ſchien zu überlegen, ob nicht jetzt für ihn der günſtige Augenblick gekommen ſei.

Wie verzweifelt der Alte rang, wie er ſich bemühte, den Panther zu erdrücken! — Vielleicht ging es beſſer, wenn er ihn gegen die Felswand preßte.

Brüllend vor Schmerz, taumelnd und keuchend erreichte er einen der umherliegenden Blöcke und rannte wild mit dem Kopfe gegen das Geſtein, ſo daß er ſich überſchlug und ſchwer zu Boden fiel. Der Panther hatte in durſtigen Zügen fortwährend ſein Blut getrunken, erſt jetzt erkannte man es an dem gänzlichen Erlöſchen aller Kräfte des Büffels.

Noch ein oder zwei Verſuche, ſich wieder zu erheben, dann blieb er machtlos liegen.

Der junge Stier ging mit langſamen Schritten zur Herde. Die Tiere rieben ihre Köpfe aneinander, ſie ſchienen ſich gegenſeitig zu verſtändigen, dann führte der glückliche Gewinner ſeine lebende

Beute über den Kampfplatz, um mit ihr das jenseitige Thal zu erreichen.

Mr. Barrow erhob die Büchse. „Sie kommen hierher," flüsterte er. „Das halbwüchsige Kalb soll uns einen guten Braten geben."

Aber so leise er auch sprach, der Stier mußte doch seine Nähe bemerkt haben. Er stutzte, warf den Kopf auf und ließ ein kurzes Brüllen ertönen, dann eilte die ganze Herde mit donnerndem Gepolter vorüber und thalab durch den offenen Paß davon.

Des Leutnants Kugel schlug mitten hinein. Tödlich getroffen stürzte das Kalb zu Boden, ohne jedoch dadurch die Flucht der anderen Tiere zu unterbrechen; so schnell es ihnen möglich war, rannten sie in wilder Hast davon.

„Fleisch!" jauchzten To-Piang und Libu zugleich, „das ist gut."

„Leutnant," rief Mr. Hardigton, „wollen wir nicht jetzt endlich den tapferen alten Kerl da drüben von seinem Peiniger erlösen?"

„Putzen Sie ihn doch weg, wenn es angeht!"

Der Schuß krachte und drüben zuckte der Panther plötzlich zusammen. Noch eine zweite Kugel, dann rollte er machtlos in das Gras, — er war tot.

Von der Felsplatte aus ließ sich eine ziemlich weite Umschau halten; kein Feind bewegte sich mehr in der Umgebung des Kampfplatzes, daher konnten die Weißen ruhig wagen, hinabzuklettern und nach dem niedergestreckten alten Büffel zu sehen. To-Piang und Libu blieben einstweilen noch oben, die übrigen gingen über das zerstampfte Gras bis zu dem Platze, wo der Panther lag, — zu ihrem Erstaunen sahen sie schon in einiger Entfernung, daß der Stier noch lebte. Er richtete sich mühsam auf, um indessen sogleich wieder in die knieende Stellung zurückzusinken, langsam hob sich der mächtige Kopf mit dem schwarzen, zerzausten Mähnenhaar.

Er sah hinüber, er sog den Wind ein. Leer die Stelle, wohin er zuletzt seine Herde gebracht, um dann mit zwei Feinden den Kampf aufzunehmen — alles leer.

Er brüllte noch einmal aus aller Kraft, dann sank er zurück und war tot. Die Wut mochte ihm eine Ader zerrissen haben.

Keins von den Fellen wurde abgezogen, Stier und Panther blieben liegen, wo der Tod sie ereilt hatte, nur das Kalb verfiel

dem Messer, welches die beiden Eingebornen mit großer Geschicklichkeit zu handhaben wußten. Etwa zwanzig Pfund des besten Fleisches wurden in die abgezogene Haut gepackt und auf Libus Rücken gehoben, — an derjenigen Stelle des höheren Gebirgszuges, welche man als Lagerplatz benutzen würde, mußte der Kälte wegen doch die ganze Nacht hindurch ein offenes Feuer brennen, dort konnte To-Piang einen Braten in dem mitgebrachten Kupfergeschirr zubereiten.

Die Sonne begann zu sinken, — es war Zeit, sich nach einem sicheren Zufluchtsort für die Nacht umzusehen.

„Noch eine halbe Stunde," sagte der Radscha, „dann sind wir oben."

„Bei der berühmten Brücke?"

„Bei der ersten, ja."

„O Himmel, es sind also mehrere vorhanden?"

„Zwei. Die erste führt über die Schlucht und die zweite in das höher liegende Gebirge."

Es wurde nicht viel mehr gesprochen; der Pfad war beschwerlich und die Aussicht auf das Erklettern freischwebender Brücken nicht eben sehr angenehm, außerdem aber gab es Arbeit in Fülle. Wo noch am Wege eine junge Eiche oder eine einsame Kasuarine stand, da mußte sie unter To-Piangs Beilhieben fallen, um oben auf der kahlen steinernen Höhe als Feuerungsmaterial zu dienen. Alle Männer schleppten schwere Lasten bergan.

Je weiter man kam, desto deutlicher trat der Gipfel eines thätigen Vulkans in den Gesichtskreis der Reisenden. Majestätisch hob sich der Berg, in einen schlanken Kegel auslaufend, aus den unteren Hügeln heraus; langsam wallend und ziehend quoll schwarzer Dampf zum Abendhimmel empor. An der dem Wege zugekehrten Seite des gewaltigen Felsens fiel das Gestein stufenförmig, in malerischer Gestaltung, lauter vorgeschobene und übereinander getürmte Festungswälle bildend, allmählich ab, bis sich der unterste Rand schroff und steil zur Schlucht dehnte. Ein Geräusch, wie vom Toben und Fallen großer Wassermassen drang den Reisenden entgegen, kühlerer Hauch wehte um ihre Stirnen, sie atmeten hier auf der Höhe zum erstenmale seit Monaten eine Luft, die der des europäischen Heimatlandes glich.

„Wie köstlich!" rief Richard. „O man merkt erst hier oben, wie heiß es unten ist!"

Mr. Hardington reckte den Hals. „Höre einmal, To-Piang,

mein Guter, was plätſchert da? Sollte vielleicht in den Tiefen der Schlucht, welche wir auf jener ſchwebenden Brücke überklettern müſſen, — zu allem übrigen auch noch ein Wildwaſſer toben?"

Der Radſcha nickte. „Das iſt der Padang, Sahib. Hier im Gebirge entſpringt er."

„Und wir können ihn nicht umgehen?"

„Jetzt nicht mehr. Von unſerem Dorfe aus hätten wir auf näherem Wege durch das Flachland zu den drüben wohnenden Batta gelangen können, aber der Sahib mit den gläſernen Augen wollte ja auf jeden Fall das Gebirge kennen lernen."

„Jawohl, jawohl," beſtätigte der Doktor. „Morgen bei Tagesanbruch prüfen wir die Brücke und müſſen dann ſchlimmſten Falles umkehren, aber wenn wirklich das Flechtwerk ſchon ſo lange gehalten hat, ſo kommen auch wir wohl noch glücklich hinüber."

Jetzt war der Lagerplatz auf der höchſten Höhe des diesſeitigen Gebirgszuges erreicht; die entgegengeſetzte mochte freilich an tauſend Fuß mehr meſſen; ſie lag wie eine rieſenhafte Feſtung vor den Blicken der Reiſenden. Diesſeits der Schlucht war alles kahl, kein Blatt rauſchte im Wind, keine Blume ſchmückte den nackten Stein, — nur hier und da ſah ziſchend aus den verborgenſten Spalten der Felſen eine große Eule mit runden boshaften Augen hervor, ſonſt war die graue Wüſte von keinem Tier belebt.

Um die Kuppen und Zinnen ſtrich leiſe ſingend der Wind, unten brauſte donnernd das Waſſer und warf weiße Schaumperlen hoch hinauf; im ewigen Einerlei mochte die verlaſſene Höhe liegen, ſeit auf Gottes Werderuf am zweiten Schöpfungstage Land und Waſſer ſich trennten.

Am Himmel erſchienen im blauen Glanze der Mond und die Sterne; langſam, wie ſchwimmend, zogen Wolken über das azurne Feld. Nach rechts hin, gleichſam im Schatten des Vulkans, erhob ſich ein ſonderbarer Fels, einem Zuckerhute gleich, aber auf der oberen Spitze ſtehend, während das breite untere Ende hoch in die Luft ragte, flach, ein Rieſenteller von grauem glatten Stein.

„Nur Vögel kommen dahin," ſagte To-Piang. „Was keine Flügel beſitzt, das kann nie den Felſen erſteigen."

Libu hatte das Fleiſch zu Boden geworfen und rieb eifrig zwei mitgebrachte faulige Holzſtücke aneinander, bis die Funken ſprangen. „Wir müſſen Feuer haben," raunte er, „hier herum wohnen in einer Felſenhöhle die Begu."

Mr. Hardington ſpitzte die Ohren. „Wer wohnt hier, Libu?"

„Die Begu. Das ſind die Geiſter, von denen alles Böſe kommt; Krieg, Krankheit und Tod. Sie fangen die Seele, wenn der Wind dieſelbe in Battara-Gurus Schoß trägt.“

„Das ſind ja böſe Geſellen! Und hier herum hauſen ſie in einer Höhle?“

„Ja. Der Eingang iſt verborgen unter Gebüſch, die ſchönſten Blumen wachſen in ſeiner Nähe, ein anmutiger kleiner Fluß mit vielen prachtvollen Schwimmvögeln läuft über weiße Kieſel, nirgends gibt es ſo prächtige Bäume wie dort, aber wenn ſich der Menſch verlocken läßt, hineinzugehen, ſo kommen die Begu und brechen ihm den Hals.“

Der Doktor und der Künſtler ſahen ſich verſtändnisvoll an. „Wir müſſen hin!“ ſagte erſterer.

„Natürlich. Iſt die Höhle weit von hier, Libu?“

„Sie liegt hinter dem dampfenden Berge; man muß nur etwa zweitauſend Fuß tiefer hinabſteigen.“

„Das iſt gut!“ rief der Gelehrte. „Mit den Begu wollen wir es ſchon aufnehmen, wenn nur keine ſchädlichen Gaſe vorhanden ſind. Leben Vögel in der Umgebung der Höhle, Freund Libu?“

„Viele!“ nickte fröſtelnd der Burſche. „Der Paradiesvogel niſtet in den Bäumen, kleine rote und grüne Vögelchen zwitſchern in der Höhle, — die Wände glitzern und ſchimmern auch fortwährend, obgleich keine Fackeln brennen und die Sonne nicht hineinſcheint. Das ſind die Augen der Begu, mit denen ſie den Menſchen das Herz verbrennen.“

Auch To-Piang beſtätigte das Geſagte. „Ihr werdet doch nicht hineingehen wollen, Faringi?“ ſetzte er unruhig hinzu.

„Du darfſt auf alle Fälle draußen bleiben, mein Beſter. Aha, jetzt brennt endlich das Feuer und wir können Umſchau halten.“

Während die Matroſen den mitgebrachten Deckenvorrat unter einem ſchützenden Felsvorſprung ausbreiteten und die Eingebornen das Abendeſſen herrichteten, rief Mr. Hardington ſeinen weißen Begleitern zu, gleich ihm in die Tiefe der Felſenſchlucht hinabzuſehen. Ein großartiger, aber auch gewaltig erſchütternder Anblick that ſich da unten vor ihnen auf.

Die Gebirgsbildungen der Erdoberfläche ſetzten ſich offenbar unterhalb des Waſſers fort; einzelne Spitzen ragten bis über die Schaumflocken hinaus und an anderen Stellen zeigten die mächtigen Strudel, daß ein feſtes, nicht zu beſiegendes Hindernis ihrem Vordringen im Wege ſtand. Von drei und vier Seiten zugleich

ſchoſſen die Fluten in breiten, ſchäumenden Bändern, wie die kreuzweiſe gelegten Streifen einer Flechte, einem einzigen Zielpunkte entgegen, wo ſie aufeinander platzten und eine beſtändig zerſtäubende und ſich erneuende Waſſerſäule bildeten.

Von oben her fiel das ſtille friedliche Mondlicht auf dieſe tobenden wirbelnden Maſſen, vom Ufer herab warf die praſſelnde, durch reichliche Fettſtücke des erlegten Tieres genährte Flamme ihren roten zuckenden Schein in die Berge und Thäler des ruheloſen Elementes, — es glänzte blau und goldig um den Fuß der Waſſerſäule, es lag wie Myriaden von Funken auf dem Giſcht, der immer neu, in tollen verwegenen Sprüngen aus der Felſenbruſt hervorſchoß.

Und über dem allen, über den Schrecken und der großartigen Schönheit des Abgrundes wölbte ſich die ſchwebende, baſtgeflochtene Brücke. Der Wind hob ſpielend das leichte Gewebe und bauſchte es auf, — ein Kaiſeradler ſenkte ſich vom Rande des Felsgipfels rauſchend herab und blieb auf dem ſchwebenden Seitenrande ſitzen: er krächzte, als wolle er fragen: „Was ſucht ihr in meinem Reiche, Menſchen mit den fremden, weißen Geſichtern.“

„Meine Mappe!“ flüſterte Mr. Hardington. „Meine Mappe!“

Aber er verwandte von dem Bilde der Tiefe keinen Blick, er war wie bezaubert und als ihm Richard das Zeichengerät brachte, da ſah er es kaum.

Auch die übrigen ſchwiegen beinahe andächtig. Eine Schönheit gleich dieſer war ihnen vorher noch nie und nirgends begegnet.

Die frierenden Batta hielten ihre erſtarrten Hände über das Feuer, die Weißen tranken voll Entzücken eine Luft, die ihre Lungen erweiterte und neues Leben durch alle ihre Adern goß. Richard und Oskar mußten lachen, als ſie Bulbul, das Äffchen des Radſcha, bemerkten; es hatte ſich, vor Kälte zitternd, unter die Lagerdecken verkrochen und ſah mit dem menſchenähnlichen Geſicht traurig daraus hervor.

Mr. Hardington blieb am Rande der Schlucht ſtehen, bis er ſeine Skizze vollendet hatte, dann erſt wurde der Kalbsbraten mit Reis gemeinſchaftlich verzehrt.

Große Stücke Holz nährten das Feuer, ringsum lagen alle Klüfte und Vorſprünge im roten Licht. „Hierher kommen keine Raubtiere,“ meinte der Leutnant, „wir können ruhig ſchlafen.“

To-Piang ſchüttelte den Kopf. „Die Begu!“ raunte er.

„Das iſt wahr, — alſo müſſen einige von uns während der erſten Hälfte der Nacht wachen und dann die anderen während der zweiten.“

So wurde es auch eingerichtet, aber am folgenden Morgen ſchliefen noch alle, nachdem die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Die erſten Wächter waren eingenickt und die anderen gar nicht erſt aufgewacht. Der Leutnant ſah lachend in das verdutzte Geſicht des Radſcha. „Die Begu haben nichts bemerkt,“ ſagte er neckend.

„Das iſt ein Glück für euch, Faringi,“ war die etwas ſcharfe Antwort. „Eure Seelen wären ſonſt aus den Naſenlöchern geflogen.“

„Nun kommt die Brücke,“ meinte der Doktor. „Werdet ihr Eingebornen zuerſt hinübergehen? Ihr kennt ja dieſe Flechtwerke genauer.“

To-Piang und Libu waren beide bereit, aber keineswegs umſonſt. „Was bezahlt ihr,“ fragten ſie wie aus einem Munde?

Der Gelehrte zuckte die Achſeln. „Auch nicht einen Pfennig,“ antwortete er. „Ihr wißt, daß die Brücke trägt, ſonſt würdet ihr euer koſtbares Leben auf keinen Fall ausſetzen. Ich ſelbſt gehe jetzt zuerſt hinüber.“

Die Batta ſchwiegen. Ihrer Liſt hatte der Faringi eine andere entgegengehalten und ſie vollſtändig geſchlagen, — beide fühlten es einigermaßen beſchämt, aber ſie thaten äußerlich ſehr gelaſſen und blieben ruhig ſitzen, als ſich der Doktor erhob.

Nicht ſo Richard. „Ich gehe zuerſt hinüber, Sir,“ ſagte er ehrerbietig, aber feſt.

Der alte Herr ſah ihn freundlich lächelnd an. „Weshalb, Junge? — Dein ſiebzehnjähriges Daſein iſt mehr wert, als das des Fünfzigers.“

Ein wehmütiger Ausdruck erſchien in den Augen des jungen Deutſchen. „Das glaube ich nicht, Sir,“ antwortete er, „Sie beſitzen zu Hauſe Weib und Kind, Sie nehmen eine ehrenvolle wichtige Stellung ein, — ich bin wie ein Vogel, der aus dem Neſt fiel; barmherzige Hände haben ihn großgezogen, aber ohne eine Heimat iſt er heute noch.“

Und einen Teil des Reiſegepäckes ergreifend, ging er mit feſten ruhigen Schritten über das ſchaukelnde Flechtwerk.

Die anderen ſahen ihm nach. „Ein hübſcher Burſche!“ ſagte der Maler.

„Und ein prächtiger, ehrlicher Mensch dazu! Gottlob, jetzt ist er drüben.“

Richard winkte mit dem Strohhut einen Gruß, dann folgte ihm Oskar und einer nach dem anderen die ganze kleine Gesellschaft, zuletzt die beiden Eingebornen, welche sich ohne weiteres zusammen auf die Brücke wagten; das schwebende Seile mußte also weit größere Lasten tragen, als nur eine einzelne Person.

„Die Gauner!“ sagte der Leutnant. „Sie wollten die Sache hinstellen wie ein ungeheures Wagnis, lediglich um uns nur immer mehr Geld abzuschwindeln.“

„Dafür sollen sie bei der Begu-Höhle Angst schwitzen.“

Als alle am jenseitigen Ufer angelangt waren, nahm Mr. Hardington die Ansicht von dort aus auf und dann galt es, weiter zu klettern.

Die zweite Brücke hing senkrecht herab und führte in beinahe unabsehbare Höhe. An steiler Felswand baumelnd, schien sie die Kräfte des Kletternden bis auf das äußerste in Anspruch nehmen zu wollen, obwohl freilich die ganze Sache nicht so gefährlich aussah, wie der Weg über den schaurigen, von Wildwasser durchtobten Abgrund.

Richard ergriff die fünfte oder sechste Stufe und hing sich mit seiner ganzen Schwere an dieselbe. „Der Strick ist eisenfest,“ rief er. „To-Piang, auf welche Weise ist er oben befestigt?“

„Um einen Felsblock geschlungen!“ antwortete der Radscha.

„Bist du denn schon einmal hinaufgestiegen?“

„Schon mehrere Male. Die Leiter trägt.“

Er stieg voran, während ihm Libu folgte und auch hier wurde die schwindelnde Fahrt glücklich zu Ende geführt. Sie standen nach etwa einer halben Stunde sämtlich unverletzt oben und konnten nun von der Höhe des Mittelgebirges herab die Umgebung überblicken.

Es war hier anders als drüben. Fast bis ganz hinauf ging das Gebiet der Eichen und Kasuarinen, jeder Zollbreit Bodens trug ein grünes, blumendurchwirktes Kleid. An einzelnen Punkten konnte der Blick bis ganz in die Tiefe tauchen, es schimmerte bläulich in weitgedehnter Fäche und dann sagten die Eingebornen: „Das ist ein Bergsee, er liegt einsam zwischen Felsen und nur die wilden Stiere baden darin.“

„Wo finden wir deine Begu-Höhle?“ fragte der Maler. „Ich muß auch von ihr unbedingt ein Bild haben.“

„Das ſollteſt du lieber aufgeben, Sahib. Es iſt dem Menſchen nicht gut, den Göttern bis in ihre Wohnungen nachzuſpüren!“

Hardington lachte. „Das wiſſen alſo auch die Batta ſchon!“ ſagte er. „Aber einerlei, ich ſtürze mich hinein in den Kreis der finſteren Mächte; mögen ſie beabſichtigen, was ſie wollen. Wo iſt die Höhle, To-Piang?“

„Noch weit!“ antwortete einſilbig der Radſcha.

Mit jeder Viertelſtunde des Weges kehrte das Tierleben mehr und mehr zurück. Größere oder kleinere Schlangen glitten durch das Geſtein, eine ſcheue Hirſchart floh bei dem Nahen der Menſchen in ganzen Rudeln eilends davon, der wilde Hund zog ſich in ſeine Felsſpalte zurück und kläffte erſt boshaft hinterdrein, als die Männer verſchwunden waren.

Einmal bot ſich auf einem weitgedehnten, mit Gras und niederem Geſträuch überwachſenen Plan ein hübſcher Anblick. Wilde Elefanten weideten zu Hunderten, oder lagem bequem im Sonnenſchein, während die Kälber herumſprangen wie junge Hunde und ſich mit einander nach Herzensluſt balgten.

Am Rande der Bergwieſe befand ſich ein Teich oder eine Furt, darin badeten die großen Tiere, indem ſie wohlgefällig bis an den Hals ins Waſſer gingen.

Es war ein hübſches friedliches Bild, dem die Affen auf den Bäumen nur noch mehr Leben verliehen. Sie ſprangen zwiſchen den Dickhäutern in den Wellen herum, als wüßten ſie ganz genau, daß von denſelben für ſie nichts zu fürchten ſei.

„Da drüben liegt die Höhle!“ flüſterte Libu. „Geht nicht hin, Faringi!“

„Warum nicht? Die Begu haben über weiße Menſchen keine Macht.“

„Das kannſt du doch nicht wiſſen, Sahib. Sieh, der Eingang iſt ganz unter Gebüſch verſteckt, man muß bis an das Bett des Fluſſes hinabſteigen und ihn ſuchen. Die böſen Geiſter wollen nicht geſtört ſein!“

Doktor Lawrence ſtand ſtill. „Hört einmal, Leute,“ ſagte er, „läßt ſich vermuten, daß Tiger oder Leoparden da unten in den Trümmern hauſen?“

Ein Kopfſchütteln war die Antwort. „Nein, Herr. Wir haben ſie immer nur viel tiefer in der Nähe der Dörfer und der weidenden Herden angetroffen.“

„Nun gut, dann zeigt uns den Weg!“

Ein kleiner Gießbach, in Sprüngen zwiſchen den Felſen hervorbrechend, lief leiſe murmelnd durch das Thalbecken, in deſſen Grund alles wuchs und blühte, was nur der reiche Süden an Fülle und Schönheit beſitzt. Man erkannte an vielen Einzelheiten, daß der Ort von den abergläubiſchen Einwohnern gemieden wurde, beſonders an der Ruhe, mit welcher Paradiesvögel und andere ſcheue Geſchöpfe die Menſchen herankommen ließen, ohne ſogleich zu entfliehen.

Die Eingebornen machten Halt. „Ihr müßt nun hier links hinabſteigen bis an das Waſſer," ſagten ſie, „und dann zwiſchen den Felsblöcken den Zugang ſuchen. Drinnen iſt an einigen Stellen feſter Boden."

Der Maler ſah auf. „Nur an einigen? wie ſo das, Libu?"

„In der Mitte, zwiſchen den Säulen fließt Waſſer. Da ſingen auch Stimmen und man weißt nicht, woher ſie kommen, noch welche Sprache ſie ſprechen, — es ſind die Begu."

„Schön, ſchön, Freund Libu. Ihr wartet doch hier, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, Sahib."

Sie ſetzten ſich in den Schatten eines Felſens und ſtopften ihre Kupferpfeifen. Keine Macht der Erde hätte dieſe beiden Sklaven des Götzenglaubens bewegen können, ſich in das Gebiet der böſen Geiſter zu wagen.

Die Weißen kletterten einige hundert Fuß in das Gewirre von Felsblöcken und Klippen hinab. Überall verſperrten Ranken und Zweige den Weg, von jedem Baume, jeder ſteinernen Wölbung herab hingen die wundervollen Orchideen mit ihren vielfarbigen und vielgeſtaltigen Blüten, wiegten, Orangenbäume im leiſen Südwind die köſtlichen Früchte oder beugte ſich die Banane unter der Laſt ihrer zu achtzig und hundert an einem einzigen Stengel ſitzenden Früchte. Breitblättrige Waſſerpflanzen wuchſen am Rande des Fluſſes, wilde Roſen ſtreuten ganze Wolken von Blütenblättern in das klare blaue Waſſer.

Links verſchwand der Fluß zwiſchen aufgetürmten Blöcken; in jeder anderen Richtung dehnte ſich die grüne, blühende Wildnis; ſelbſt das Felsgeſtein war mit hängenden Faſern und Mooſen wie mit einem bunten Teppich bedeckt, — von einem Eingange oder einer Höhle aber zeigte ſich keine Spur.

„Vorſichtig!" ermahnte der Leutnant. „Es ſind Schlangen in Unzahl hier."

Sie hielten die Büchſen ſchußgerecht und drangen langſam vor.

„Hört doch, ihr Herren," rief endlich der Maler, „es ſollte ja Waſſer durch die Höhle fließen; wir müſſen alſo wohl zunächſt herausbringen, wo der Bach die grade Linie verläßt."

Dieſer Vorſchlag fand ſogleich Beifall und führte auch wirklich zum Ziel. Nach kurzem Suchen entdeckten die Männer einen Seitenarm, der ſich unter Schilf und Blätterwerk verlor; dann einen alten, weitäſtigen Baum, deſſen Krone Hunderte von Vögeln beherbergte und unter ſeinem Schatten ein Felſenthor, hinter deſſen Dunkel ein leiſes Singen und Klingen die Luft erfüllte.

Von fern her ſchimmerte das Tageslicht; es ſpiegelte ſich in Wellen, die blau und plätſchernd den ganzen Raum der Grotte zu durchfließen ſchienen.

„Wie kommt man hinein?" rief Mr. Hardington. „Es iſt alles voll Waſſer."

„Ob nicht am Rande ein Weg dahinführt? — Wir hätten Fackeln mitbringen müſſen."

„Ich ſehe es," rief Richard. „Hier links iſt feſter Boden. Ach — die ſchönen Säulen."

Er ſprang voraus und die übrigen folgten ihm. An beiden Seiten des mittleren Waſſerpfades war ein großer trockener Raum und ſobald ſich das Auge erſt einmal an die herrſchende Dunkelheit gewöhnt hatte, erkannte es auch unſchwer eine Reihe ſchlanker prachtvoller Säulen, die nebeneinander im Waſſer ſtanden und von denen das leiſe muſikaliſche Geräuſch auszugehen ſchien. Granit in allen Farben, Syenit und Baſalt ſchimmerten aus den vielfach gezackten und gebrochenen Wänden hervor, die Decke lag, dem Blick unerreichbar, im Dunkel.

„Wundervoll!" rief der Maler! „O dieſe Kühle!"

„Seht doch die ungeheuren Eidechſen! — Da war eben eine weiße Eule!"

Richard unterſuchte den andern Ausgang. Das Waſſer bog hier um eine Ecke; links ſchienen Roſengebüſche ein undurchdringliches Dickicht zu bilden.

Sie horchten alle. Ein ſüßes Singen und Klingen ging durch die Luft, leiſe, wie ein Traum, wie eine ſelige Erinnerung. Mehr und mehr zeigte ſich die Schönheit der Höhle, das Glitzern an den Wänden, die edle Form der Säulen.

„Es ſind keine Begu hier!" rief der Maler. „Wahrhaftig, dieſe Heiden haben für Poeſie und Schönheit nicht mehr Sinn, als ein Elefant."

Richard und Oskar ſahen einander an. Armer, alter Dſchumbo! wie gut verſtand er es, aus der ganzen zahlreichen Geſellſchaft die ſchönſte Dame herauszufinden! Gewiß trauerte er in der fremden Umgebung immer noch um den geliebten verlornen Herrn.

Mr. Hardington trat an den Eingang der Höhle. „Libu!“ rief er übermütig, „To Piang! die Begu erkundigen ſich nach euch!“

Aber als habe er wirklich im Übermut der frohen Stunde die Schickſalsgewalten herausgefordert, ſo ſehr erſchrak er ſchon im nächſten Augenblick. Vor dem Felſenthor erſchienen halbnackte, mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Geſtalten, die einen raſenden Wirbeltanz aufführten und ein lautes: „Hai! Hai!“ wohl zehnmal wiederholten. In wenigen Augenblicken waren ſie ſämtlich wieder verſchwunden und alles ſo ſtill wie zuvor.

„Was iſt das?“ rief der Leutnant. „Ein Überfall!“

„Es waren Batta, ſo viel erkannte ich am Haar und an den Waffen.“

„Gott ſei gelobt, ſie hatten wenigſtens keine Gewehre.“

„Aber die Pfeile können vergiftet ſein. Wir müſſen unter Deckung bleiben.“

„Ohne Lebensmittel, — wie lange ſollen wir da die Belagerung aushalten?“

Richard atmete tief; er dachte an die Schreckenstage in dem indiſchen Götzentempel, als die Anakonda vor dem Ausgang lag und in der ſengenden Hitze kein Tropfen Waſſer zu erlangen war. Hier hatte die Sonne niemals Zutritt, das koſtbare Naß dagegen floß kriſtallklar durch den Raum, — die Feinde hätten den Bach abdämmen müſſen, um es ihren Gefangenen zu entziehen.

Mr. Hardington ließ ſeine Finger knacken. „Diesmal entgehen wir der Bratpfanne ſchwerlich,“ dachte er. „Das iſt eine böſe Geſchichte.“

„Wer nur die Schurken herbeigeholt haben mag?“ raunte der Leutnant. „Sollte To-Piang der Verräter ſein?“

„Das glaube ich nicht,“ meinte der Doktor. „Er that ja ſein Möglichſtes, um uns von hier fernzuhalten. Weit eher fällt mein Verdacht auf den Zauberer.“

„Guſſar! Der Betrüger grollte, weil wir Libus Abſchlachtung verhindert haben.“

Der Leutnant ſeufzte. „Wüßten wir nur erſt einmal, wie viele von den Teufeln hier ſind!“ ſagte er ungeduldig.

Niemand antwortete. Geſehen waren vielleicht ſechs oder

zehn, aber es mochten ja immerhin noch doppelt ſo viele in den Felſen verſteckt liegen.

Bange Stunden vergingen; draußen regte ſich nichts. Noch war die Aufregung ſo groß, daß keiner an Hunger dachte, aber was würde ſpäter werden?

Sie ſaßen alle an den Wänden der Höhle auf den feuchten Steinen. Draußen zog ein Gewitter über den Himmel, ein tropiſches Gewitter, von deſſen Heftigkeit ſich die Bewohner der gemäßigten Zone keinen Begriff machen können. Der Donner brüllte, der Regen fiel in Strömen und verwandelte den ſtillen kleinen Bach in ein reißendes Gewäſſer; ziſchend und brauſend, mit weißen Schaumköpfen ſchoß die Flut zwiſchen den Säulengängen dahin, daß lauter und lauter die geheimnisvollen Stimmen erklangen und mit Summen und Singen den ganzen Raum erfüllten. Spritzwellen ſchlugen zu beiden Seiten auf die Ufer, — kein Faden an den Kleidern der Reiſenden blieb trocken.

Von draußen flüchteten verſchiedene kleinere Tiere unter das ſchützende Dach der Höhle, Affen, Katzen und eine Menge Vögel. Es war im Augenblick vollkommen dunkel; nur das farbige Licht des Blitzes erhellte in kurzen Pauſen die ſchäumenden Waſſermaſſen und die Geſtalten der bebenden Tiere.

So lange dieſer Aufruhr andauerte, konnten die Batta keinen Angriff unternehmen; beide Zugänge des weiten unterirdiſchen Gewölbes waren vom Wogendrang völlig verſperrt.

„Wohin ſich To-Piang und Libu geflüchtet haben mögen?“ meinte der Künſtler.

„Die ſitzen längſt hinter ihren ſicheren Wällen. Bei dem erſten Erſcheinen der Feinde haben ſie ohne Zweifel Reißaus genommen.“

Der Befehlshaber des kleinen Trupps ſeufzte. „Wir müſſen in aller Form die Sache beraten, meine Herren,“ ſagte er. „Ich halte unſere Lage für ſehr ernſt.“

„Weil weit und breit keine menſchlichen Niederlaſſungen zu finden ſind, — leider! Die feigen Geſellen ſcheuen den offenen Angriff, ſie laſſen uns hier ruhig ſitzen, bis der Hunger zur Übergabe treibt. Dann iſt es ohne Zweifel um unſer Leben geſchehen.“

„Vielleicht ſind auch To-Piang und Libu ſchon ermordet!“

Eine Pauſe folgte dieſen Worten. Die Erkenntnis der Wirklichkeit laſtete ſchwer auf aller Herzen, — was würden die nächſten Stunden bringen?

„Ob wir einen Ausfall verſuchen?“ fragte der Leutnant.

„Aber wohin? Die Kerle zeigen ſich ja nicht.“

„Dann laßt uns, ſobald der Regen aufgehört hat, in die nächſten Gebüſche hineinſchießen. Was darin ſteckt, muß ſich ja verraten.“

Der Docktor nickte. „Ich habe nur ſehr geringe Hoffnung,“ ſagte er. „Dieſer Zwiſchenfall lag außerhalb aller Berechnung.“

Das Gewitter ließ jetzt nach und der Regen hörte auf zu ſtrömen. Allmählich verringerte ſich die Heftigkeit der Flut, obwohl dieſelbe immer noch den Eingang ſperrte. Es war etwa drei Uhr nachmittags, die Sonne ſtand hoch am Himmel, eine köſtliche, erquickende Luft wehte aus den Roſengebüſchen herüber. Der Leutnant ſah nach ſeiner Kugelbüchſe.

„Das Pulver iſt trocken geblieben,“ flüſterte er. „Laſſen Sie uns nun den Verſuch wagen, meine Freunde. Die Sache drängt zur Entſcheidung.“

Auch die übrigen prüften ihre Waffen. „Wer ſoll ſchießen?“ flüſterte Mr. Hardington.

„Ich denke, wir alle. Aber einige nach der einen, andere nach der entgegengeſetzten Seite. Nehmen Sie das dichte Gebüſch aufs Korn und ſuchen Sie hauptſächlich, wenn Stimmen laut werden, die Anzahl derſelben feſtzuſtellen.“

Sie ſchlichen ſämtlich zum vorderen Ausgang der Grotte und kehrten die Büchſenläufe gegen das Felsgewirre am Waſſer. „Eins! zwei! — drei!“ zählte der Leutnant.

Neun Schüſſe fielen im gleichen Augenblick, aber obwohl allerlei Tiere voll Entſetzen flohen, ſo ließ ſich doch auf der Stelle erkennen, daß kein Menſch getroffen oder auch nur ernſtlich erſchreckt worden war. Ein lautes Hohngelächter, ein wie aus der Luft herabklingendes „Hai! Hai!“ beantworteten die Herausforderung der Weißen.

„Zwanzig Stimmen etwa!“ rief Mr. Hardington.

„Wenigſtens!“ beſtätigte der Doktor.

„Und das klang, als lägen die Kerle über unſern Köpfen im Hinterhalt!“

Einer der Matroſen trat breit in den Eingang. „Wenn es nur zwanzig Mann ſind, ſo wollen wir es mit ihnen aufnehmen,“ ſagte er. „Wo ſteckt ihr, Raubgeſindel?“

Die Antwort kam in der Geſtalt eines Geſchoſſes. Mit voller Wucht traf der Pfeil gegen einen Uniformsknopf an der Jacke

des Matroſen, ſchlug zurück und fiel in das Waſſer, aus welchem ihn Doktor Lawrence im Innern des Gewölbes ſogleich wieder herausfiſchte, während Mr. Hardington den Matroſen mit Gewalt zurückriß in die Höhle.

„Was hilft es, wenn Sie fallen, Parker? — Die Unholde haben uns umzingelt.“

Der Leutnant nahm ſeinen früheren Platz wieder ein und lud von neuem die Kugelbüchſe. „Wir können nichts weiter thun,“ ſagte er finſter.

Der Gelehrte hatte unterdeſſen eine große Eidechſe gefangen und trotz alles Sträubens auf den Rücken gelegt. Jetzt ritzte er mit der Pfeilſpitze ihre Haut und beſah durch die Brille voll geſpannter Aufmerkſamkeit das Blut, welches in Tropfen aus der Wunde hervordrang.

Nach weniger als fünf Minuten wurde es ſchwarz; das Tier ſtreckte ſich und war tot.

„Vergiftet!“ ſagte leiſe der alte Herr.

Niemand antwortete ihm. Stunde um Stunde verging, die Nacht ſank herab, am Himmel glänzten Mond und Sterne, — nichts regte ſich.

„Wollen wir gleich ein Ende machen?“ flüſterte Mr. Hardington. „Dieſe Nervenaufregung iſt vollkommen unerträglich.“

„Warten Sie noch, Sir. Es geſchah ja auch für die wandernden Israeliten im Roten Meere ein Wunder der Errettung.“

Mr. Hardington ſchüttelte den Kopf. „Heute iſt dergleichen unmöglich geworden,“ ſagte er leiſe.

Nach beiden Seiten hielten die Gefangenen ſcharfen Ausguck, bereit, den erſten Feind, welcher ſich etwa zeigen ſollte, mit der Kugelbüchſe zu begrüßen, aber es regte ſich nichts. Nur der Nachtwind ſpielte in den Zweigen, ſonſt unterbrach kein Geräuſch die tiefe feierliche Stille der Natur.

„Ganz Indianerweiſe,“ ſeufzte der Doktor. „Von Zeit zu Zeit ein verrückter Herausforderungstanz und dann Verſteckſpielen. Schließlich werden wir gegeſſen.“

Richard ſchüttelte den Kopf. „Ich glaube es noch nicht, Sir. Wir haben den armen Schelm Libu vor dieſem gräßlichen Schickſal bewahrt, — ſollte uns Gott zum Lohne dafür den Wilden preisgeben?“

Der Künſtler lächelte. „Zehn Jahre ſpäter wirſt du über dieſe Dinge anders denken lernen, mein Junge,“ ſagte er.

„Hardington!“ ermahnte der Gelehrte.

„Nun, Sir, was iſt denn weiter? — Man könnte toll werden vor Wut und Ungeduld.“

Er warf ſich auf den Boden und ſchloß die Augen; ſein Geſicht war entſetzlich blaß.

So verging die Nacht. Ein neuer Morgen dämmerte herauf, das Tierleben begann ſich zu entfalten, die Höhle wurde allmählich hell und ernſte erſchöpfte Geſichter ſahen einander an. Geſchlafen hatte natürlich niemand.

Da geſchah plötzlich etwas eben ſo Unerwartetes, als Unbegreifliches. Aus den dichten Gebüſchmaſſen über der Wölbung der Grotte fiel köpflings die Geſtalt eines nackten Eingebornen herab in das Waſſer. Der Mann hielt noch Bogen und Pfeil in den Händen, er trug den Haarſchmuck des Kriegers und den breiten Leibgürtel, — nach einem, quer über die Stirn gehenden roten Streifen zu ſchließen, mußte ihn ein jäher Stoß oder Fauſtſchlag vom Felſen geſtürzt haben.

Er ſchien übrigens unverſehrt. Von den Weißen ſofort gepackt und aus dem Waſſer gezogen, ſah er mit erſchreckten Blicken um ſich und blieb widerſtandslos liegen, als ihn die Matroſen, nachdem ſie ſeine Hände und Füße gefeſſelt hatten, wie ein Bündel in die Ecke packten.

Alles das vollzog ſich im Zeitraum einer Minute. Zugleich entſtand draußen ein Höllenlärm, ein Durcheinander von Geſchrei und Toben, aus dem nichts Einzelnes mehr hervortrat. Hinüber und herüber ſprangen bewaffnete Geſtalten, ſchwirrten Pfeile und flogen abgeriſſene Palmwedel oder Zweige. Daneben ſchrieen zahlloſe Stimmen; das „Hai! Hai!“ erklang wie ein lauter ſchmetternder Siegesruf, dem ſich ſchrille Klagetöne und hie und da ein Poltern und Fallen zugeſellten. Selbſt das Waſſer ziſchte und plätſcherte, als würden ſchwere Körper hineingeworfen.

„Sagte ich's nicht?“ jubelte Richard. „Die Hilfe iſt da!“

„Still, um Gotteswillen ſtill!“ bat der Doktor. „Da oben kämpfen die Angehörigen zweier Battadörfer, — unſere Feinde aber ſind ſicherlich alle beide. Auch die Sieger erklären uns für gute Beute, wenn wir ihnen in die Hände fallen.“

„Das glaube ich nicht. Es war mir ganz und gar, als ſähe ich eben Libus verſchmitztes Geſicht zwiſchen den Zweigen. Er winkte mir, — ja, ja, Libu iſt hier.“

Ein Pfeil ſchwirrte quer über den Fluß, ein gellender Schrei

tönte im gleichen Augenblick durch die Luft, dann folgte ein Geräuſch, als ſtürmten eine Menge Füße zugleich in eiliger Flucht davon.

„Hai! Hai!“ ſchallte es ihnen nach. Immer wilder und übermütiger, immer ſpöttiſcher, je ſchneller jene liefen. „Hai! Hai!“

Am vorderen, zur Höhle führenden Wege erſchien in dieſem Augenblick eine ſeltſame, kriegeriſch herausgeputzte Geſtalt. Im Munde hing die friedliche Spießbürgerpfeife, aber im Haar ſtak ein großer Affenknochen mit allerlei Zieraten aus Kupfer; die Füße waren nackt, der Gürtel zerfetzt, aber im Arm lag ein mächtiger Bogen aus Kaſuarinenholz mit eben ſolchen Pfeilen.

Libu war's. „Faringi!“ ſchrie er mit Stentorſtimme, „Hai, Hai, — Faringi!“

„Hurra!“ tönte es von den Lippen der Weißen. „Hurra!“

To-Piangs Kupfernaſe und Bulbuls ſchlaues Geſicht ſchauten aus dem Grün hervor, — ſehr ängſtlich, ſoweit es den Menſchen, zornig, ſoweit es den Affen betraf.

„Sie ſind fort, Faringi,“ rief der Radſcha. „Kommt ſchnell! ſchnell! oder die Begu bringen noch mehr Unglück.“

Der Künſtler ſchwenkte den Hut. „Richard, du hatteſt recht,“ rief er. „Gott ſei Dank, auch für uns mußte ſich das Meer der Gefahr teilen und uns hindurchlaſſen!“

Der Leutnant trat hart an den Ausgang. „Libu,“ rief er, „können wir ſicher vor einem Überfall zu euch gelangen?“

„Ja, ja, unſre Freunde halten alles beſetzt.“

Da wandte ſich der Befehlshaber zu den übrigen. „Freunde,“ flüſterte er, „von dieſem Gefangenen ſchweigen wir gänzlich, nicht wahr? Die Frage, ob er auf dem Fleck als Kriegsbeute betrachtet und aufgegeſſen werden ſoll, dieſe ſchreckliche Frage würde ſich ſonſt gleich wieder erheben und ohnehin iſt der Unglückliche vor lauter Angſt halb tot, weil er ſich in der gefürchteten Höhle der Begu befindet.“

„Nimm ihm die Feſſeln ab,“ gebot der Leutnant einem Matroſen. „Richard, du ſprichſt ja einigermaßen die Mundart dieſer Leute, mein guter Junge, — ſage ihm, daß er vorläufig ganz ſtillliegen und wenn wir fort ſind, ſeiner Wege gehen ſoll.“

Der Befehl wurde vollzogen und dann ſprang einer nach dem andern über das Waſſer, den zackigen Felspfad hinauf. Libus und To-Piangs braune Fäuſte wurden von allen herzlich ge-

ſchüttelt, — wie erſtaunten ſie aber, als über ſechzig Battakrieger ihren Blicken begegneten. Das Dorf hatte ſeine ganze wehrfähige Mannſchaft hierhergeſchickt; nur Sklaven, Frauen und Kinder waren zurückgeblieben, alle Männer dagegen bewaffnet und mit Lebensmitteln verſehen ins Gebirge gezogen.

„To-Piang," rief der Leutnant, „wie kam denn das eigentlich?"

Der Radſcha lächelte. „Wir erwarteten die Faringi," ſagte er, „Libu und ich wollten, bis ihr zurückkommen würdet, ein wenig ſchlummern, da hörten wir plötzlich das Kriegsgeſchrei und ſchlichen heran, um uns die Dinge näher zu beſehen. Zwanzig Leute, — das war nichts."

„Ich blieb im Gebüſch verſteckt, beobachtete alles, — hai, hai, wie ſind bei dem Gewitter meine armen Knochen naß geworden! Libu lief nach Hauſe und holte die Krieger. Hai! To-Piang iſt ein großer Radſcha, er hat die Kerle geſchlagen, daß ſie wie die Haſen flüchteten."

„Sechzig gegen zwanzig," dachte der Leutnant, „hm, hm, das iſt eine ſonderbare Art von Feldherrenruhm." Laut ſprach er aber ſeine Meinung nicht aus, ſondern dankte im Namen der ganzen Reiſegeſellſchaft dem großen Radſcha für die aufopfernde Hilfe in der Not. „Damit haſt du deine Schuld gegen den armen Rehambo nach menſchlicher Anſchauung wieder ausgeglichen, Libu," ſagte er dann zu dieſem, „wir wollen hoffen, daß Gott dir die Strafe in Gnaden ſchenkt. Nun aber, Kinder," ſetzte er hinzu, „nun noch ein Wort. In den Roſengebüſchen hinter der Höhle muß ein tödlich Getroffener liegen; wir hörten ihn fallen. Seht alſo nach, ob er möglicherweiſe noch lebt."

Der Radſcha, große Wolken dampfend, ſchüttelte gemütlich den Kopf. „Das wäre unnötige Mühe, Sahib," antwortete er, „wir können ihn doch nicht eſſen. Alle Kriegspfeile der Batta ſind vergiftet, mußt du wiſſen."

„Aha!" rief der Doktor, „alſo alle!"

Der Leutnant bemühte ſich, möglichſt ruhig zu bleiben. „Es liegt da alſo in den Gebüſchen ein Sterbender, welcher ſich vielleicht noch ſtundenlang gegen den Tod wehrt, Radſcha. Und du willſt den Unglücklichen nicht wenigſtens aufheben, ihm keinen Tropfen Waſſer reichen?"

To-Piang zuckte die Achſeln. „Er iſt ein Feind, laß ihn ſterben."

„Komm, Richard, dann gehen wir beide."

Elke heeft haren Zeeker hoek fin Eltel.
De Schilder Jan Steen in zyn Atelier. Schilderij in Oliverf Expositie van Kleine Hollandsche Meesters.

Oskar schloß sich ihnen an und so kletterten die drei unter unsäglichen Mühen bis zu dem Rosengehege, das ihnen neben seinen tausend duftigen Blüten auch spitze Dornen entgegenstreckte und Haut und Kleider zerriß. Da drinnen lag eine menschliche Gestalt; noch zitterte in der Brust der lange gefiederte Pfeil, das Auge war gebrochen, der Mund halb geöffnet wie zum Schrei, aber Stirn und Hände schon kalt, — der Tod hatte seine Vernichtungsarbeit zu Ende geführt.

Die drei Weißen sahen tief ergriffen einander an. Auf ihren Lippen lag ein einziger Name: „Gussar!“

Der betrügerische Zauberer hatte sich für den Verlust des Herzens, das in Libus Brust jetzt noch schlug, an den Weißen empfindlich rächen wollen; er war auf dem kürzeren Wege zu den benachbarten Batta geeilt, um dieselben durch Hoffnung auf reiche Beute zum Überfall zu drängen, — und hier lag gerade er, von allen Kämpfern der einzige, tot mit durchschossener Brust am Boden.

Der Leutnant brach ein paar dichte Zweige und legte sie mit leiser Hand auf das starre, schrecklich verzerrte Gesicht der Leiche. „Wir wollen es dem Radscha überlassen, zu thun, was ihm beliebt,“ sagte er. „Kommt, Kinder, der Tote bedarf unserer nicht mehr.“

Sie gingen zurück und brachten den übrigen die Nachricht vom ruhmlosen Ende des Zauberers, aber das schien auf die Leute keinen sonderlichen Eindruck zu machen. „Wir finden schon einen neuen Beschwörer,“ meinte To-Piang. „Kommt jetzt nur fort, Faringi.“

Der Leutnant sah die übrigen forschend an. „Wollen wir nach dem Geschehenen die Battaländer noch weiter durchstreifen?“ fragte er.

„Höre einmal, To-Piang,“ meinte der Gelehrte, „waren die Leute, welche uns hier belagerten, die Bewohner des nächsten Dorfes?“

„Ja, Sahib. Ihr Radscha befand sich aber nicht darunter.“

„So daß wir bei ihm möglicherweise noch den Ablaßzettel kaufen könnten,“ lachte Mr. Hardington. „Wenn das Geld in des Radscha Taschen klingt, der Weiße fröhlich durch die Battaländer springt. — Ich schlage aber trotzdem vor, seitwärts abzubiegen.“

„Ich auch,“ stimmte der Doktor bei. „Namentlich da doch die Dörfer und die Lebensweise der Bewohner ohne Zweifel überall einander gleichen.“

„Gut alſo. Wie wäre es denn mit einem Abſtecher zu den Atſchineſen?“

„To-Piang, kennſt du den Weg? Wie weit iſt es bis dahin, mein Guter?“

Der Radſcha nahm die Pfeife aus dem Munde. „In vier Tagen und Nächten können wir die Hauptſtadt erreichen, Sahib.“

„Wollt ihr beide uns dann als Führer dienen, du und Libu? Oder beſſer noch, zehn bis zwölf von euch? Es gibt ja Wild genug, das wir ſchießen und eſſen können.“

Der Radſcha blinzelte, wobei er den Oberkörper hin und her wiegte, ſo daß die Uhr ins Schaukeln kam und wie gewöhnlich den Zorn des Affen erregte. Seit Bulbul in dem blanken Spielzeug einen Nebenbuhler erhalten hatte, war er ganz gallſüchtig geworden; auch jetzt gab ſeine flinke Pfote der Uhr einen tüchtigen Schlag, er grollte leiſe wie ein ärgerlicher Hund.

„Ihr müßt bezahlen,“ ſagte endlich To-Piang.

„Das verſteht ſich. Schicke alſo deine Leute bis auf zehn Mann nach Hauſe, Radſcha, und dann laß uns aufbrechen.“

Die abziehenden Krieger erhielten jeder ein Geſchenk, die neu angeworbenen traten mit großem Stolze zu den Weißen und ſo wurde denn die Wanderung fortgeſetzt, wenn auch in veränderter Richtung.

Das Gebiet der Atſchineſen lag links von den Dörfern der auf den Hochebenen des Landes wohnenden Batta, nach der Meeresküſte zu. Die erſten Häuſer dieſer Miſchlingsraſſe kamen ſchon am dritten Tage in Sicht und hier zum erſtenmale ſahen die Reiſenden einen geregelten Landbau, eine bedeutend entwickelte Viehzucht und überhaupt etwas mehr Kultur als bisher.

Der Siri oder Betelpfeffer wuchs auf gut erhaltenen Feldern, daneben Reis, Melonen, Kürbiſſe, Beerenfrüchte, Gewürze und nicht ſelten auch Kaffee. Alle Häuſer ſtanden auf zehn bis zwölf Fuß hohen Pfählen und hatten im Inneren Bettſtellen, deren Kiſſen mit Baumwolle gefüllt waren, lauter kleine runde Dinger, mit denen die Europäer ſchlechterdings nichts anzufangen wußten, die aber bei der herrſchenden Wärme auch ganz entbehrlich ſchienen.

Alle Bewohner von Atſchin bekannten ſich gleich den Malaien zur mohammedaniſchen Religion, trugen den Turban und hielten ihre Gebetsſtunden, ſowie die vorgeſchriebenen Waſchungen pünktlich inne, — bis zu Röcken und Beinkleidern aber hatten ſie es nicht

gebracht. Nackte Füße und um die Hüften einen Schurz oder auch nur eine Art Band, das war alles.

Je weiter unsere Freunde gegen den Hauptort des Landes, die Stadt Atschin vordrangen, desto eifriger fanden sie die Dorfbewohner bei ihren ländlichen Arbeiten. Eßbare Vogelnester, Erdbeeren, Himbeeren, frische köstliche Forellen und Lachse, Tauben, Hühner und Fasanen, alles wurde in Körbe gepackt, mit einem Netz von Kokosfasern verdeckt und auf niedrige, zweiräderige Karren geladen. An anderer Stelle schlachtete der Hausvater mehrere Karabauen, seine weiblichen Hilfstruppen säuberten und zerschnitten das Fleisch, dann wurde ein kleines munteres Pferd aus dem Stalle geholt und fort ging es nach Atschin.

„Wer verzehrt das alles?" fragte Mr. Hardington. „Ist in eurer Hauptstadt eine plötzliche Hungersnot ausgebrochen, Leute?"

Die kleinen, verschmitzten schwarzbraunen Kerle lächelten. „Wir feiern Muharram!" gab einer von ihnen zur Antwort, „morgen und übermorgen sind die Haupttage. Dann stehen alle Dörfer leer, wir gehen nach Atschin, um an die Armen den Zehnten zu verteilen und unsere Tazia im Zuge zu tragen."

Der Maler legte sein Gesicht in die liebenswürdigsten Falten. „Tazia, mein Freund?" wiederholte er, „was ist das?"

„Du wirst es ja in der Stadt sehen. Oder wollt ihr nicht dahin?"

„Gewiß!" riefen wie mit einer Stimme die Weißen. „Gibt es für uns im Dorfe während dieser Nacht eine Herberge und morgen eine Fahrgelegenheit nach Atschin?"

Der Malaie machte die Gebärde des Geldzählens. „Vielleicht!" sagte er gedehnt.

„Das heißt, wenn wir Geld haben! Ihr Asiaten seid geborene Geizhälse. Aber zum Glück klimpert es in unseren Taschen noch recht nett und daher tragt nur auf, was das Bedürfnis eurer Hauptstadt etwa übrig gelassen hat."

Sie waren diesmal in einem Familienhause untergebracht und hatten eine Kammer des weiten Gebäudes zu ihrem alleinigen Gebrauche erhalten, aber der Lärm und der Schmutz, die Kinder und die Stechmücken machten doch den Aufenthalt in diesem Raume höchst lästig, besonders als ein platter Holzblock, — der Arbeit nach ein einfacher Hackklotz, — hingewälzt und dadurch der Fußboden wellenartig erschüttert wurde. Die Sparren knackten, Skorpione

und Eidechſen fielen heraus, — um den Block herum bildete ſich eine ſtarke Vertiefung.

„Dieſe Fußböden!“ rief der ungeduldige Künſtler, „dieſe vertrackten Fußböden! Wenn ich erſt Millionär bin, mache ich eine großartige Stiftung für Dampf-Brettſchneidereien auf den Inſeln des Indiſchen Archipels.“

Die anderen lachten. „Wozu mag dieſer Klotz dienen ſollen?“ fragte der Doktor.

„Das wiſſen Sie nicht? Als Speiſetiſch natürlich. Da kommt ſchon eine holde ſchwarzbraune Maid und bringt den Salat. Sie ſieht aus, als ſei mit ihr irgendwo abgewiſcht worden, — entſetzlich ſchmutzig und zerlumpt.“

Richard ſah hinüber. „Verzeihung, Mr. Hardington, es iſt wirklich kein Salat,“ ſagte er mit unterdrücktem Lachen.

„Nun — und was ſonſt?“

„Es ſind die Teller!“

Das kleine negerhafte Mädchen mit der niedrigen Stirn und den verſchmitzt blickenden Augen brachte eine Anzahl von Stücken des Piſangblattes; dann folgten in den rauchgeſchwärzten Kochgeſchirren die Speiſen, aber weiter keinerlei Tiſchgerät. Sehr gut zubereitete Fiſche, ein Braten und mehrere Gemüſe, dazu Früchte im Überfluß, — es war ein prächtiges Eſſen, bei dem nur die Gegenwart zahlreicher Kinder ſehr ſtörend wirkte. Die kleinen Geſchöpfe bewunderten die Gabeln und Löffel der Weißen, ſie liefen zu ihren Müttern, um von dieſen Wunderdingen zu erzählen und ſo bildete ſich um die Schmauſenden ein dichter Kreis von Zuſchauern, dem immer noch weitere Mitglieder beitraten.

Mr. Hardington ächzte. „Ich werde nächſtens verbrennen oder erſticken, rief er, „es iſt unerträglich heiß. Mein Himmel — und auch der Fußboden kracht ſchon an allen Ecken, wir plumpſen geradeswegs auf die Köpfe der Hühner und Enten.“

Einige größere Kinder hatten inzwiſchen ihrer Neugier nicht länger gebieten können, ſie zupften heimlich die Weißen an den Kleidern und wollten einen Biſſen von der Gabel genießen, aber ehe den gutmütigen Matroſen Zeit blieb, dieſem Wunſche zu willfahren, ſtürzten die Mütter kreiſchend herbei und riſſen ihre Lieblinge fort. Um keinen Preis hätten ſie ſelbſt eine Gabel in die Hand genommen, — nein, nein, das waren offenbar Zaubergeräte.

Als der Block hinausgewälzt wurde, atmete Mr. Hardington

erleichtert auf. „Wenn hier jetzt auch noch ein Fenster wäre, dann könnte ich Hurra rufen.“

Seine Blicke durchmusterten das ganze Dach, aber ohne auch nur einen Spalt zu entdecken. Es war alles mit Binsen fest verschlossen.

„Wir müssen einige vierzig Grad Hitze haben,“ sagte er verzweiflungsvoll.

Die Eingebornen, Batta, wie Atschinesen, schienen davon nichts zu empfinden. Erstere lagen rauchend am Boden und letztere wirtschafteten bei ihren Wagen herum. Morgen in aller Frühe sollte ja die Fahrt angetreten werden.

Erst die Nacht ließ diese fieberhafte Thätigkeit verstummen. In jeder Kammer des Familienhauses schnarchten Männer, Frauen und Kinder, während sämtliche Haustiere unter dem Pfahlwerk miteinander stritten oder spielten, so daß von eigentlicher Ruhe keine Rede sein konnte. Die Batta schliefen mit der Pfeife in der Hand, aber alle Weißen wachten.

„Ich glaube, der jüngste Tag bricht an,“ keuchte Mr. Hardington. „Solche Hitze habe ich bisher meines Wissens noch nicht erlebt.“

Auch die übrigen waren dieser Ansicht. „Es wird ein Gewitter in der Luft liegen,“ gähnte Doktor Lawrence.

„Ob es nicht eben schon donnerte?“

„Ja, ja, ich hörte es auch.“

„Gottlob! Möchte es toben, bis alle diese Erstickungsgifte aus der Luft entfernt sind. Je ärger, desto besser!“

Er hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, als ein dumpfes Rollen wie aus weiter Ferne herüberklang; zugleich fegte ein einzelner gewaltiger Windstoß durch die Baumwipfel, und der Erdboden bewegte sich, als werde er von unten her aufgehoben.

Kaum ein paar Augenblicke später folgte ein zweiter Stoß, zehnfach, hundertfach stärker als der erste. Ein Rauschen und Poltern klang durch die Luft, das Haus schwankte, taumelte und stürzte, aus allen Fugen gerissen, zu Boden.

Ein Kreischen aus Hunderten von Kehlen, ein unbeschreibbares Durcheinander menschlicher und tierischer Stimmen folgte dem plötzlich hereingebrochenen Ereignis. In das Krähen der Hähne, das Bellen zahlloser Hunde und das Angstgeschrei kleiner Kinder mischte sich jenes: „Hai! Hai!“ das bei den wilden Asiaten alles zugleich kennzeichnet, Schreck, Freude, Empörung, Trauer, alles

was das Herz bewegt. Es wurde unter den Trümmern lebendig, hier und da warf ein nackter Arm Stücke des zerrissenen Daches beiseite, oder ein brauner Körper schälte sich aus dem Gewirre von Menschen, Tieren und zerschellten Splittern mühsam heraus. Auch die Weißen hatten ihre Besinnung wiedergefunden.

„Hallo, ihr Herren," rief der Leutnant. „Wo stecken Sie?"

Alle antworteten, auch die Batta; nur Mr. Hardington seufzte ein wenig. „Au! Au! meine Ellbogen, mein Rücken! Doktor, ich will mir das mit der Dampfbrettschneiderei doch noch erst einmal überlegen!"

„Alle Mann auf!" befahl der Leutnant. „Wir müssen die Trümmer beseitigen und wo etwa ein Schade geschehen ist, helfen."

Er selbst wand sich mit Mühe aus dem zerrissenen Fußboden hervor, ebenso die beiden Deutschen und die Matrosen. Was die Batta betraf, so entzündeten sie bereits mit aller Gemütsruhe ihre großen Pfeifen. „Ein Erdbeben," sagte To-Piang. „Hai, das macht nichts aus, in zwei Tagen sind die Häuser wieder aufgestellt."

„Dergleichen geschieht euch also sehr häufig, ihr fürchtet es gar nicht?"

„Nein, — weshalb? — Die kleinen Kinder schreien aus Unverstand. Bulbul, du sollst stillsitzen, es geschieht dir ja nichts."

Richard und Oskar halfen den Frauen, die zeternden Kleinen aus den Trümmern zu befreien. Jung-Atschin war im Schlafe gestört und glaubte das, wie anderswo auch, durch möglichst heftiges Kreischen bezeugen zu müssen. Verletzt war, abgesehen von einigen Schrammen und blauen Flecken, niemand, die Atschinesen selbst nicht einmal erschrocken.

„Ein bißchen Bambus und Binsen sind leicht wiedergefunden," meinten sie. „Wir bauen oft fünf- oder sechsmal im Jahre neue Häuser."

„Und es geschieht bei solchen Erdbeben nie ein Unglück, es gehen keine Menschenleben verloren?"

„Selten. Nur wenn der Stoß kommt, während jemand auf einem Felsen oder einer Brücke steht, dann wird die Sache gefährlich."

Die Weißen schwiegen. Sie gedachten wohl alle des schwanken, fasergeflochtenen Seiles, das sie über die grausige Schlucht getragen, und ihre Herzschläge setzten aus bei der Vorstellung von dem Ent-

ſetzlichen, was geſchehen wäre, wenn damals die alte Erde in ihren Grundfeſten gebebt hätte.

„Los wird geworfen in den Schoß, aber es fällt wie Gott will!“ ſagte mit halber Stimme der Gelehrte.

Ein „Amen“ bebte durch die Seelen aller, obwohl ſie es nicht ausſprachen.

Die Luft war bedeutend abgekühlt; Wände und Dächer des zerſchlagenen Hauſes wurden platt auf den Boden gelegt, ein paar Matten darüber und das neue Schlafgemach lud die Reiſenden zur Ruhe. Die Batta ſchnarchten längſt wieder.

Solche Nervenaufregungen ſcheuchen aber den Schlummer. Die Strahlen der Morgenſonne wurden heute wie langentbehrte Freunde begrüßt, obwohl ſich in ihrem roſigen Schimmer die angerichtete Verwüſtung erſt ganz überblicken ließ. Nur ein Wort ging von Mund zu Mund — „Muharram.“ Die Leute ließen ihre Heimſtätten als Schutthaufen liegen, ſie kümmerten ſich um nichts, als um das Feſt, welches ihnen bevorſtand.

„Wo ſind die Tazia?“ fragte der neugierige Mr. Hardington, in der Hoffnung, Genaueres zu erfahren. „Doch nicht zerſchlagen?“

„O nein, — ſie liegen ſicher in Atſchin.“

Der Angeredete eilte fort, um möglichſt viele Leute auf ſeine Karren zu packen. Es wurde niemand im Dorfe zurückgelaſſen, auch die Alten und Kranken, die ganz Armen mußten ihr Muharram haben.

Ochſen und Pferde zogen und trugen Hunderte aus dem Walde in die weite Ebene, auf welcher die verfallene, verſumpfte Pfahlſtadt ſich erhob. Ein buntes Gewimmel füllte die Straßen, viele Tauſende waren verſammelt, aber dennoch zeigte das Geſamtbild eine Verarmung, einen Schmutz ohne gleichen. Auch hier ſah man an geborſtenen Mauern und zerfetzten Dächern die Spuren des Erdbebens, obwohl kein Gebäude ganz zerſtört worden war. Sechsunddreißigtauſend Menſchen lebten in ſtrohgedeckten Bambushäuſern und betrieben größere oder geringere Handelsgeſchäfte; die Parſi, Bengali und namentlich die ſchlauen Chineſen als Kaufleute, die Malaien und Atſchineſen dagegen nur als Kleinhändler, welche gewöhnlich die Erzeugniſſe ihrer Landwirtſchaft irgend einem Aufkäufer zuführten und von dieſem die allerniedrigſten Preiſe erhielten, während er ſelbſt dabei ein reicher Mann wurde.

Heute ruhte jegliches Geſchäft. Das Loſungswort hieß „Muharram“, und von allen Geſichtern ſtrahlte lebhaftes Vergnügen.

Acht Tage hindurch hatten die Gläubigen in den Moscheen gebetet und eine Unzahl von Waschungen vollzogen, — heute kam die Feier.

Pferde und Karabauen wurden in aller Eile untergebracht, jeder Hausvater nahm einen Lederbeutel voll Geld aus seinem Reisegepäck, steckte ihn zu sich und lief auf den freien Platz der Stadt. Hier hatten sich sonderbare, oft rührende Gruppen gebildet. An einer Stelle führte ein Sohn die blinde Mutter zu den Stufen der bescheidenen Moschee aus Stroh und Bambus, die Alte neigte sich dreimal gegen die Richtung, in welcher das heilige Mekka liegt, und dann setzte sie sich, um mit gefalteten Händen die Gnade des Propheten anzurufen. Neben ihr lag wohl ein Lahmer oder Aussätziger, an Stöcken humpelten einsame Greise herbei, während sich verwaiste Kinder scheu und furchtsam zusammendrängten. Alles was arm war, erwerbslos und elend, das sammelte sich hier an den Stufen der Moschee, neigte dreimal nach der heiligen Stadt das Antlitz und betete.

Von den Gaben des Feldes, vom Ertrag der Viehzucht und des Handels, überhaupt von allem, was das Jahr gespendet, erhielten sie hier aus den Händen ihrer besser gestellten Mitbürger den Zehnten, die Liebesgabe, welche auch das Volk der Israeliten zu Moses Zeiten kannte. Die einen waren gekommen, um zu geben, die anderen, um zu nehmen, — ein schöner Gedanke, wenn man erwägt, daß es mindestens Halbwilde sind, welche ihn hegen.

Bis über die Mittagsstunde hinaus dauerte der beständige Zuzug aus den Dörfern, dann waren alle einzelnen Karawanen angelangt, und das Fest konnte beginnen.

Unsere Freunde standen in der vordersten Reihe, Mr. Hardington war sogar auf eine kleine vorspringende Erhöhung geklettert und hatte vor sich seine Mappe. Trotz des mangelnden Schlafes und der glühenden Sonnenhitze zeichnete er mit dem lebhaftesten Interesse das Gesamtbild.

Wie in Indien gab es auch hier Bettler und sogar nicht wenige, aber sie waren keineswegs angesehene Leute, sie bildeten nicht wie dort einen Stand für sich, sondern zählten gleich ihren Genossen unter den gesitteten Völkern zu den Verachteten und mochten das auch wohl selbst fühlen, denn sie blieben in einem Winkel des großen Platzes beisammen, ohne sich den übrigen Armen und Elenden zuzugesellen.

Als alle Festteilnehmer versammelt waren, erschienen zwei

Derwiſche in ihren langen dunkeln Gewändern und begaben ſich, der eine zu den Armen, der andere zu denen, welche den Zehnten austeilen ſollten. Sie zählten mit lauter Stimme die anweſenden Perſonen.

Der Leutnant winkte den beiden Deutſchen und gab ihnen etwas Geld. „Wir müſſen uns jedenfalls beteiligen," flüſterte er.

Als die Derwiſche ihre Arbeit vollendet hatten, wurden die Ergebniſſe verglichen und dann feſtgeſtellt, wie viel jeder Arme zu erhalten habe. Von einem Unglücklichen, einem Krüppel zum anderen gingen die braunen Männer, deren Häuſer über Nacht das Erdbeben umgeworfen hatte, und legten in die zitternden Hände den Zehnten ihres Beſitzes, wobei die Derwiſche laut beteten und ſich bei dem Namen Allahs jedesmal tief verneigten.

Nach dieſer echt gottesdienſtlichen Feier folgte eine andere. Die Tazia kamen zum Vorſchein.

„Aha," dachte Mr. Hardington, „aha, jetzt werde ich es erfahren. So wahr mir Gott helfe, Papierlaternen am hellen Tage!"

Das war aber doch ein Irrtum. An langen Stangen wurden viereckige Häuschen aus geöltem Papier umhergetragen, mit Bändern und Blumen reich geſchmückt, an den Wänden mit buntem Glas und Glimmer bedeckt, innen von mehreren Flammen erleuchtet. Über dem Ganzen wölbten ſich gezackte Dächer mit hohen Spitzen.

Voran ſchritt ein Muſikchor, das auf landesüblichen Inſtrumenten einen furchtbaren Lärm vollführte. Außerdem ſchrie jedes Kind, jauchzten alle Frauen und beteten alle Derwiſche, bis ſich zuletzt der ganze Zug an einem beſtimmten Platze verſammelte und vor einem hohen Bambusgerüſte Aufſtellung nahm.

Auf dieſem letzteren ſaß ein einziger ältlicher Mann in prachtvoller Kleidung. An ſeinem Turban, ſeinem Gürtel und dem Wehrgehenk blitzten Juwelen, ſein langes königliches Gewand war aus purpurrotem Stoffe, die weiten Beinkleider ſchneeweiß. Er lehnte im Seſſel aus Bambusſtäben und ſah mit vornehmer Ruhe herab auf das Volksgewühl.

„Wer iſt der Mann?" fragte Richard einen Eingebornen.

Die Antwort bezeugte das Erſtaunen des Angeredeten. „Das weißt du nicht, Faringi? — Es iſt Bahrut, der Sultan von Atſchin."

„Ach ſo! — Und was machen da die vielen Derwiſche? — Sie erklettern alle die Stufen des Gerüſtes und fallen auf ihre Kniee."

Der Eingeborne nickte. „Es ſind Bedawi," ſagte er, offenbar im Glauben, damit die ganze Geſchichte dieſer Leute vollſtändig erzählt zu haben.

Richard beobachtete alles. Das Volk verharrte, die Tazia in den Händen, völlig ruhig, nachdem aber die Muſiker ihr ohrenzerreißendes Konzert wieder begonnen hatten, entwickelte ſich auf der Bühne ein ſeltſames, im Grunde widerwärtiges Schauſpiel, dem von einer religiöſen Weihe auch nicht das allermindeſte geblieben war.

Bei dem Klange der Inſtrumente erhoben ſich wohl zehn Derwiſche und gingen alle zugleich der Perſon des ruhig daſitzenden Sultans entgegen, aber nur bis zu einer gewiſſen Grenze, dann marſchierten ſie rückwärts im gleichen Tempo, verbeugten ſich und ſtimmten ein Geheul an, das fürchterlicher klang, als wenn ſich alle Hunde einer ganzen Straße gegen die Melodieen der Drehorgel empören. Es war ein Gebet, das auf dieſe barbariſche Weiſe vorgetragen wurde und der Name Allah' kam in demſelben häufig genug vor, dann kreiſchten alle Prieſter zugleich laut auf.

Mr. Hardington auf ſeinem luftigen Sitz fiel faſt köpflings in die Menge hinein, ſo ſehr bemühte er ſich, das Geheimnis dieſer Katzenmuſik zu durchdringen. Aber das ſchien unmöglich; alles Winken, Achſelzucken und Blinzeln, als telegraphiſche Depeſchen für die beiden Deutſchen verwandt, alle Handbewegungen blieben erfolglos, — niemand kannte den Zweck der ſchauderhaften Feier.

Das Heulen, Kreiſchen, Sichverbeugen und Rückwärtsgehen wurde unterdeſſen von Augenblick zu Augenblick ſtärker, bis ſogar hier und da ein Derwiſch ohnmächtig zu Boden ſank. Nach einer Viertelſtunde begannen ſogar die Selbſtpeinigungen, welche in ganz Aſien mehr oder minder ſtark verbreitet ſind.

Feilen und Meſſer kamen zum Vorſchein, die Eingebornen brachten Kohlenbecken mit glühenden Zangen, welche letztere von den Derwiſchen ergriffen und um die Köpfe geſchwungen wurden. Dabei ſchienen dieſe betrügeriſchen Geſellen mit dem heißen Eiſen ihre Wangen und Stirnen zu ſtreifen, ſie krümmten ſich unter erdichteten Schmerzen und trieben die unwürdigen Gaukeleien ſo lange fort, bis alle am Boden lagen, todesmatt von der unerhörten Anſtrengung.

Jetzt war für den eingebornen Fürſten der Augenblick höchſteigner Mitwirkung bei dieſem Poſſenſpiel herangekommen. Er

erhob ſich, ſprach in ruhigem Tone ein Gebet und that dann etwas, das wohl auch bei andern Völkern geſchieht, aber nur als Beruhigungsmittel für ganz kleine Kinder, — er brachte den Zeigefinger in den Mund und beſtrich mit ſeinem Speichel die eingebildeten Brandwunden.

Als das geſchehen war, zogen ſämtliche Feſtteilnehmer, ihre Tazia in hocherhobener Hand, durch die Straßen der Stadt und ſpäter zum gemeinſchaftlichen Schmauſe auf den offenen Platz zurück.

Alles, was ſo viele Karren, ſo viele Pferde und Ochſen aus dem Innern des Landes nach Atſchin geſchleppt hatten, alle beſſeren Lebensmittel und Leckerbiſſen kamen hier in gekochtem und gebratenem Zuſtande zu den Leuten zurück, daneben aber auch der verderbliche, oft noch mit Pfeffer gewürzte Branntwein, dem alle Malaien und mit dieſen verwandte Völkerſchaften ſo ſehr ergeben ſind. Empörende Auftritte der Trunkenheit, blutige Meſſerhändel bildeten tief in der Nacht den Schluß des Feſtes, das am andern Morgen mit dem zehnten Tage ſein Ende finden ſollte.

„Noch weiß ich nicht, was die Tazia ſind!“ rief Mr. Hardington. „Niemand verſteht genügend Engliſch, um es mir erklären zu können.“

Der Doktor war glücklicher geweſen. „Ich habe es herausgebracht,“ ſagte er. „Dieſe Bauten aus Papier ſind Nachbildungen des heiligen Grabes, — wenigſtens deſſen, das den Moslems als heilig gilt. Mohammeds Grabſtätte ſoll ſo ausſehen, deshalb werden die Dinger am Muharramfeſt zu ſeinem Andenken herumgetragen.“

„Auch morgen noch?“ fragte der Künſtler. „Ich möchte mir eine verſchaffen und ſie beſonders abzeichnen.“

Doktor Lawrence ſchüttelte den Kopf. „Das wird unmöglich ſein,“ lächelte er. „Morgen mittag gibt es keine Tazia mehr.“

„Und wo bleiben die Leute ſchließlich damit?“

„Ja, das raten Sie einmal, Kleiner.“

Der Künſtler nickte. „Natürlich ein Fackelzug,“ rief er. „Irgend ein Gaudeamus igitur ins Atſchineſiſch-Malaiiſche übertragen und allgemeines Sengen und Brennen der Papierſchlöſſer.“

Ein Lächeln war die Antwort. „Fehlgeſchoſſen, Kleiner!“

„Die Dinger werden in die Moſchee gebracht!“ rief Richard.

„Auch nicht.“

Mr. Hardington ſtreckte ſich auf die Matten und drehte den Kopf gegen die Wand. „Ich ſchlafe ſchon," ſagte er ärgerlich.

„Angenehme Ruh', Sir! — Ihr andern werdet ohne Zweifel wiſſen wollen, wo die Spielereien bleiben, nicht wahr?"

Sie lachten ſchon alle und das ärgerte heimlich den neugierigen Künſtler. Er that, als höre und ſähe er nichts mehr.

Der Doktor beugte ſich weit vor. Mit geheimnisvollem Tone flüſternd, aber doch laut genug, um verſtanden zu werden, ſagte er: „Die Papierhäuſer kommen ins Meer!"

„Oh! — Oh! — — —"

„Ei, Kleiner, — ich habe Sie doch nicht erſchreckt? — Sie ſchliefen ja ganz feſt!"

Der Künſtler flog vom Lager auf. „Ins Meer, Doktor? — Schade, das werden wir nicht zu ſehen bekommen!"

„O doch," meinte der Gelehrte, „ich wollte grade mit einem diesbezüglichen Vorſchlag herausrücken.

„Laſſen Sie ihn hören, Doktor."

„Wie wäre es," fuhr dieſer fort, „wenn wir die Leute morgen hinausbegleiten würden an das etwa eine halbe Stunde von hier entfernte Meer, und wenn wir dort eine Prau nähmen, um zur See nach Padang zurückzukehren? Ich geſtehe, daß das bequemer und angenehmer wäre, als der Fußweg durch die ſchon einmal geſehenen ſchmutzigen Dörfer der Atſchineſen und Batta."

Der gleichen Anſicht waren alle übrigen auch, nur die Batta ſchüttelten einmütig ihre Köpfe. „Wir gehen durch den Wald nach Hauſe," erklärten ſie.

„Weshalb wollt ihr denn nicht lieber mit uns fahren, Leute?" fragte Mr. Barrow.

„Nein, Sahib, nein. Das Waſſer iſt — — ja, es iſt Waſſer."

„Zugegeben!" nickte der Offizier. „Ihr fürchtet euch alſo davor?"

„Ja, ja. Noch nie hat ein Batta ein Schiff betreten."

„Ihr baut alſo auch nicht einmal Kähne, fahrt nie auf den Flüſſen eures Landes?"

„Gewiß nicht! Das Waſſer iſt für die Fiſche."

Der Leutnant zuckte die Achſeln. „Dann müßt ihr allein nach Hauſe gehen," ſagte er. „Wollt ihr es übernehmen, unſre noch im Dorfe zurückgebliebenen Sachen bis an den Padang zu bringen? — Die Barkaſſe kreuzt dort bis wir zurückkommen."

To-Piang verſprach es und nun ſchienen wirklich alle ſchlafen zu wollen, nur der Doktor fuhr plötzlich auf.

„Eins habe ich noch vergeſſen! Ihr müßt mir eine junge Kaſuarine an Bord bringen.“

„Ja, Sahib, ganz gewiß. Aber — ihr gebt uns doch den Führerlohn ſchon morgen, ehe wir auseinandergehen, nicht wahr?“

„Darauf verlaßt euch. An Bord der Barkaſſe erhaltet ihr ein Extratrinkgeld.“

Die Nacht verging ohne Störung und der Schlaf ſämtlicher Feſtteilnehmer dauerte bis tief in den Morgen hinein. Sie hatten ſich durch das Erdbeben aufſchrecken laſſen müſſen, hatten gejubelt, marſchiert und getrunken; jetzt ſchliefen ſie um ſo feſter.

Etwa gegen neun Uhr morgens trennten ſich die Batta von den Weißen, nachdem ihnen ein reichliches Geſchenk zu teil geworden war, mit dem erneuten Verſprechen, rechtzeitig am Padang zu erſcheinen, — dann ging es fort an die See.

Ein gewaltiger Zug, von Muſik begleitet, verließ die Pfahlſtadt. Männer und tief verſchleierte Frauen, ſelbſt größere Kinder trugen ihre Tazia, nur die Bettler und Krüppel waren zurückgeblieben. Vielleicht zehntauſend Menſchen bewegten ſich in muſterhafter Ordnung durch die Ebene.

Nach allen Seiten umſchloſſen hohe Gebirgszüge das Thal, in welchem die Hauptſtadt lag, nur gegen Oſten öffnete ſich ein weites Flachland und ſchon nach einer Viertelſtunde ſchimmerte von fern das Meer mit ſeinem ſchönen leuchtenden Blau zu den Wanderern herüber. Immer näher kam der Strand, große weiße und ſchwarze Seevögel ſchoſſen durch die Luft, Tauſende von Möwen, wilden Enten und Gänſen, — mehr und mehr erfüllte der friſche Hauch des Salzwaſſers die heiße, drückende Atmoſphäre. Maſten tauchten auf aus dem Blau, die Körper einzelner größerer Prauen, endlich die ganzen ſeltſamen Bauwerke mit ihren ungeheuren, weitbauſchigen, die Breite des Schiffes bedeutend überragenden Segeln und ihren ſtrohgedeckten Kajütten.

Auch hier wurde Muharram gefeiert. Alles Laden und Löſchen ruhte. Die Matroſen der verſchiedenen Fahrzeuge geſellten ſich zu den ankommenden Glaubensgenoſſen und nach kurzer Raſt begann die Verſenkung der Tazia ins Meer.

Mr. Hardington konnte keines der Papierſchlöſſer erlangen, obgleich er anſtändige Summen bot. „Sie müſſen im Waſſer zergehen,“ hieß es.

Und nun ſahen ſie ein Bild, das ſich der Erinnerung aller Anweſenden auf das lebhafteſte einprägte, ein großartiges Geſamtbild, deſſen ganz religiöſes Gepräge durch keine Beimiſchung des Lächerlichen oder Empörenden getrübt wurde.

Während Derwiſche und Frauen auf dem flachen Ufer des Ozeans bis an die Kniee in das Waſſer gingen, ſtürzten ſich dagegen die nur mit dem Lendenſchurz bekleideten Männer ſo tief hinein, daß die blauen Fluten über der Bruſt rauſchend zuſammenſchlugen. So weit er konnte, warf jeder einzelne die Tazia hinaus in das Meer und hob dann beide Arme in ſtummem Gebet zum Himmel empor.

Einige ſangen auch, hier und da ganze Gruppen, die meiſten dagegen ſtanden aufrecht im Wogendrang und riefen die Schickſalsmächte ohne laute Worte an, ihnen bei ihren Plänen und Unternehmungen bis zum nächſten Muharram Glück und Segen zu verleihen. Nicht alle dieſe Tauſende konnten zugleich in das Waſſer gehen; die erſten machten daher den Nachdrängenden, ſobald ſie gebetet hatten, Platz und immer neu ſtrömten die Scharen der Gläubigen von allen Seiten herbei. Auf den Wellen ſchwammen und nickten die Tazia, bald weit hinausgeführt, den Blicken entſchwindend in blauer Ferne, bald im Kreiſe herumgewirbelt oder untergehend von der eignen Schwere. Kinder auf den Armen ihrer Väter brachten das Opfer, ſelbſt ſolche, die von dem Verſtändnis der Sache noch weit entfernt waren, aber keinerlei Krüppel befanden ſich unter den Scharen der Beter, höchſtwahrſcheinlich gab es ein Geſetz, das ſie von der Teilnahme an dem Opfer ausſchloß.

Als ſich nach mehreren Stunden die Gläubigen alle entfernt hatten, nahmen unſre Freunde ein Boot und fuhren zwiſchen den Schiffen hin und her, um eins derſelben zur Fahrt nach Padang zu mieten. Es gelang auch, aber für einen Preis, bei dem man in europäiſchen Ländern eine zehnmal ſo große Strecke hätte zurücklegen können.

Nach zwei Tagen ſollte die Prau, geführt von dem Atſchineſen Kiu-Sah, den in der Bucht belegenen Hafen verlaſſen und in ihrem Raume Kaufmannsgüter nach Padang bringen. Bis dahin mußten die Reiſenden ſehen, wo ſie ein Obdach fanden, und wie ſie ſich unterhielten.

„Gehen wir nach Atſchin zurück, meine Herren?“

„Ich ſage nein!“ rief Mr. Hardington. „Mein Vorſchlag iſt ein anderer.“

„Und Sie, Doktor?“

„Hm, — könnten wir nicht ein wenig am Strande herumſtreifen und nachſehen, wie dort die Leute leben? Was wir bis jetzt kennen lernten, war nur das Binnenland.“

„Gerade dasſelbe wollte ich auch vorſchlagen,“ rief der Künſtler. „Dort rechts hinauf liegen prächtige Trachytfelſen, dann der Wald und der offene Strand, — gewiß wohnen hier Fiſcher.“

„So laſſen Sie uns dieſelben ſuchen. Am Tage wagen ſich größere Raubtiere ſchwerlich bis auf die unbewachſene Uferfläche.“

Das Meer lag glatt und eben wie ein Binnenſee; tauſendfach verſchiedenes Leben ſpielte, jagte und plätſcherte in den Fluten. Als der Ankerplatz der Schiffe hinter den Wanderern zurückblieb und die ungeſtörte Einſamkeit der Wildnis alles beherrſchte, da ſahen die Männer ganze Scharen kleiner Geſchöpfe, welche den feuchten Sand und das Salzwaſſer bewohnten. Fiſche von ſeltſamen Formen, Schlangen, Meduſen und Quallen, hier und da ſogar Sepien. Wo das Bambusgebüſch derartig in das Waſſer hineingedrungen war, daß ſich ein kleiner Wald ohne Boden gebildet hatte, da ſtanden im Sumpfe die Reiher, Flamingos und Kormorane auf einem Beine, lauernd mit geneigten Köpfen, bis ein unglückſeliger Fiſch oder Froſch nahe genug herankam, um geſpießt und ſogleich verzehrt zu werden. In einem Röhricht von Strandhafer und andern dichten Gebüſchen wohnte ein Volk ſchneeweißer kleiner Möwen, die fortwährend mit lautem Geſchrei durch die Luft ſchoſſen, einander umkreiſten, wieder zu den Neſtern zurückkehrten und weit hinausflogen auf das offene Meer.

Jedesmal, wenn ein Reiher oder Flamingo einen Fiſch gefangen hatte, geriet die Möwenfamilie in beſondern Aufruhr, der ſich durch vermehrtes Geſchrei und Flügelſchlagen zu erkennen gab. Einer dieſer gefiederten Jäger mißgönnte immer dem andern die gemachte Beute.

Doktor Lawrence hatte bald keinen Raum mehr, um alle ſeine Schätze zu bergen. Leutnant Barrows Meiſterſchuß holte für die naturwiſſenſchaftliche Sammlung des „Violan“ einen ſchönen weißen Adler aus der Luft herunter, ſpäter kam noch ein ſtahlblauer Geier hinzu und ein Goldwolf, der eben im Dickicht Schutz ſuchen wollte, ohne es früh genug erreichen zu können.

Menſchen waren nirgends zu ſehen.

Am Strande bleichten Gerippe aller Art; zuweilen trafen die Reisenden Adler und Geier, welche den Leichnam irgend eines erlegten Tieres mit ihren scharfen Krallen zerrissen und sich nur ungern zum Verlassen der Mahlzeit bequemten; hervorragend schöne Exemplare wurden natürlich erlegt, um sie späterhin auszustopfen.

Jeden Augenblick wollte der Maler stehen bleiben, um irgend eine Fernsicht, eine Baumgruppe oder einen Felsblock zu zeichnen. „Das Bild muß ich haben," rief er, „es ist zu schön."

Dann sammelte der Gelehrte Blätter und Blumen, der Leutnant schoß irgend ein Tier und die jungen Leute, sowie die Matrosen versuchten sich im Werfen, trieben allerlei Kurzweil oder halfen da wo es grade nötig war.

Auf diese Weise ging der Nachmittag sehr schnell dahin und nun schien es doch geboten, an einen Lagerplatz und ein Feuer zu denken. Auf dem Sande fanden sich Tigerspuren; die Bestien kamen also während der Nacht hierher.

„Wir wollen womöglich eine „Höhle" finden," meinte der Maler. „Robinson fand ja auch eine. Mindestens jedoch einen Wohnungsbaum."

„Der aber nebenbei eine angenehme Frucht trägt!"

„Das ist wahr; der Magen fängt an, sich bemerkbar zu machen."

Sie wandten sich mehr dem dichteren Walde zu und suchten im scheidenden Lichte des Tages eine passende Stelle, aber ohne dieselbe gleich finden zu können. Es gab nur auf- und übereinandergetürmte Blöcke, hohe unzugängliche Klippen und Felskegel, — eine Höhle wollte sich nicht zeigen, obgleich so viele Augen emsig spähten.

„Wir müssen im Freien schlafen," entschied der Leutnant. „Länger zu zögern wäre unvorsichtig, der Tiere wegen. Hier ist eine ziemlich glatte Wand, — tragen wir also im Halbkreis einen Scheiterhaufen zusammen und zünden ihn an. Brot und Fleisch ist noch in unsern Taschen."

Diesem Befehl wurde Folge gegeben; auch Richard und Oskar sammelten dürre Zweige, da schrak ersterer plötzlich auf. „Oskar, sieh, ein Feuer, — es schimmert deutlich zwischen den Gebüschen hervor."

„Wahrhaftig, — da wohnen also Malaien!"

Sie eilten zu den übrigen und erzählten von ihrer Entdeckung. Als Leutnant Barrow ausspähte, sah er drei verschiedene Feuer.

„Ein Kampong," sagte er. „Wir müssen uns überzeugen, wer dort wohnt. Im Dunkeln können wir auf keinen Fall bleiben; das Feuer aber wäre drüben vollständig sichtbar."

„O Himmel," seufzte der Maler, — „wieder diese Barbaren! Könnten wir nicht lieber am offenen Strande ausharren, dahin kommt kein Tiger."

„Aber vielleicht die Springflut, mein werter Herr. Wir wollen von den beiden Übeln das kleinere wählen."

Er ging voraus, wobei er sich dem Strande wieder nähern mußte, um ein völlig undurchdringliches Gestrüpp möglichst zu vermeiden. Das Gewehr in der Hand folgten ihm die anderen.

Plötzlich blieb der Führer stehen. „Was war das?" flüsterte er.

Schwere Schritte bewegten sich über den Sand, der knirschend zurückwich oder mit wahrnehmbarem Geräusch niederfiel. Große dunkle Körper krochen langsam und unbehilflich bergauf, immer ein Tier hinter dem anderen, reihenweise, — zu Hunderten.

Doktor Lawrence und der Leutnant sahen einander an. „Schildkröten!" flüsterten beide wie aus einem Munde.

„Sollen wir eine fangen und — — ja, aber wir besitzen nichts, das einem Kochgerät gliche. Fahre hin, schöner Traum!"

Der Leutnant legte den Finger auf die Lippen. „Trösten Sie sich, Kleiner! wir finden vielleicht ein Nest mit Eiern und diese brät man in heißer Asche."

Die Schildkröten hatten jetzt den höchsten, ganz aus trockenem Sande bestehenden Saum der Küste erreicht, sie drehten mühsam den schwerfälligen Körper um die eigene Achse und begannen große Löcher für ihre Eier zu scharren.

Sobald diese letzteren gelegt waren, sollte die Grube wieder zugeworfen werden. Aber die Schildkröte denkt und der wilde Hund lenkt.

In ganzen Rudeln, massenweise kamen die roten kläffenden Höhlenbewohner aus ihren unterirdischen Verstecken hervor und stürzten sich auf die Schalentiere. Der Augenblick, wo die Schildkröte von ihren Mutterpflichten vollständig in Anspruch genommen war, dieser kurze Augenblick genügte, weislich benutzt, den blutgierigen Kläffern zur Überrumpelung. Ihrer zehn oder zwölf packten die Kröte und bemühten sich, sie auf den Rücken zu werfen. Das Tier widerstrebte mit aller Macht, und nun begann ein erbittertes Ringen, bei welchem indessen meistens die Hunde siegten.

Größere Schildkröten fanden trotz der verzweifelten Anstren-

gungen ihrer Gegner doch den Rückweg in das Meer und hatten, sobald sie dasselbe erreichten, den Feind geschlagen. Die Hunde, oft unfähig, ihre Zähne aus dem zähen Fleisch der Kröten rasch genug loszumachen, mußten elend umkommen, während das befreite Schalentier so schnell als möglich davonschwamm.

Anders gestaltete sich das Kampfspiel, wo die Hunde siegten. Die Kröte lag wehrlos auf dem Rücken, und ein Dutzend ihrer Widersacher riß gierig das Fleisch aus dem zuckenden Körper, bis vielleicht andere, weniger glückliche hinzukamen und den Raub teilen wollten. Dann stürzte sich die ganze Meute im wilden Durcheinander kläffend auf einen Punkt; die roten Haare flogen und der Sand färbte sich mit Blut. Jeder dieser Sieger wollte den anderen vertreiben, ihn womöglich zerreißen und töten, jedenfalls aber ihm die Beute abjagen.

Das war für einen ganzen Schwarm hungriger Raubvögel der Augenblick, wo ihr Anteil eingeheimst werden konnte. Während sich die Hunde mit der größten Wut bekämpften, rissen sie das letzte, noch übrig gebliebene Fleisch der Schildkröten an sich. Adler, Geier, Kormorane und Möwen, alles schluckte so eifrig, als sei diese Mahlzeit auf Wochen hinaus die letzte.

Indes noch alle Glieder der kleinen Gesellschaft hinter Büschen versteckt, in wortlosem Staunen diesem Kampfe zusahen, schienen plötzlich die verschiedenen Tiere in Unruhe zu geraten. Wie auf ein gegebenes Zeichen hin flogen rauschend, mit langen Schlägen die Vögel davon, während sich die Hunde, einander überstürzend, in den Wald flüchteten.

In wenigen Augenblicken war der Schauplatz so ergrimmter Kämpfe vollständig leer.

Der Leutnant hob langsam die Kugelbüchse. „Aufgepaßt!“ raunte er, „es ist entweder ein Tiger in der Nähe, oder es kommen Menschen.“

Eine Pause banger Erwartung folgte diesen Worten. Aller Herzen klopften, alle Blicke durchspähten sorgfältig das Dunkel. Was mochte es sein?

Da nahten vom Strande her zwei Männer mit großen Körben. Sie rauchten ihre Kupferpfeifen und trugen in den Händen kleine Schaufeln; sobald sie bis an den Waldrand vorgedrungen waren, legten sie sich auf die Kniee und warfen geschäftig den Sand zurück. Ein Zungenschnalzen zeigte die Befriedigung, welche sie empfanden.

„Hai! Hai! Es sind mehr als hundert Stück darin!“

Weiße weichſchalige Eier kamen zum Vorſchein, klein wie die der Taube und kugelrund. Die beiden Malaien ſammelten eifrig und rauchten dabei in großen Zügen; ſie ſchienen ſehr friedliche Leute zu ſein.

„Jedenfalls die Bewohner des Kampongs, deſſen Feuer wir drüben ſahen," meinte der Leutnant. „Laßt uns ruhig hervortreten; die beiden unbewaffneten Männer können uns auf keinen Fall gefährlich werden."

Das ſchien unbeſtreitbar und ſo näherten ſich denn die Weißen den erſtaunten Malaien, welche wohl eher alles andere erwartet hatten, als den Anblick einer bewaffneten, mit allen möglichen erlegten Tieren und geſammelten Pflanzen ſchwer beladenen Geſellſchaft. „Hai!" riefen ſie, — „wer ſeid ihr?"

„Gut Freund!" antwortete Richard als beſtellter Sprecher der kleinen Karawane. „Wir ſind hier, um Land und Leute kennen zu lernen, ohne irgend eine feindſelige Abſicht. Da uns der Schiffer Kiu-Sah erſt in zwei Tagen mit ſeiner Frau nach Padang bringen kann, ſo bitten wir euch, gegen Bezahlung während der Nacht an euern Feuern ſchlafen zu dürfen."

Die Malaien wechſelten raſche Blicke. „Gewiß könnt ihr das," antwortete einer von ihnen. „Aber weshalb habt ihr die Raubvögel erſchoſſen? Ihr Fleiſch iſt ungenießbar."

Leutnant Barrow ſetzte nun den Eingebornen, unterſtützt von Richards größerer Sprachkenntnis, einigermaßen auseinander, welcher Zweck die Fregatte „Violau" nach den Sundainſeln geführt habe, dann, nachdem noch mehrere Neſter ausgenommen waren, wurde der Heimweg angetreten.

Der ganze Kampong beſtand aus drei Bambushütten mit insgeſamt vierzehn Perſonen. Die Häuſer ſtanden auch hier auf Pfählen, und große Feuer brannten vor jeder Thür.

„Seid willkommen," ſagte Huſſein, einer der beiden Malaien, indem er auf das größte der Gebäude deutete, „ihr ſollt teilen, was mein Bruder und ich beſitzen, obgleich das nur ſehr wenig iſt. Die Eierſammler ſind arme Leute, ſie leben von Reis und Fiſchen."

Der Leutnant lächelte. „Wir werden alles bezahlen," verſicherte er.

Auf den Ruf Huſſeins erſchien eine verſchleierte Frau und brachte Reis nebſt gekochten Muſcheln und einigen auf heißen Steinen

gerösteten Fischen, dann zog sie sich sogleich wieder in das Innere des Gebäudes zurück.

Hussein schürte das Feuer; auch vor den anderen Hütten geschah das gleiche. „Es ist des Tigers wegen," sagte der Malaie, „er kommt gern an den Strand, um eine Schildkröte oder ein paar Hunde zu erlangen. Hörtest du eben das helle Schreien, Sahib?"

„Das war, meine ich, ein wilder Pfau!"

„Ja, aber wo er ist, befindet sich auch der Tiger."

„Kommt jetzt," fügte er hinzu, „wir wollen in das Haus gehen. Hinter dem Feuer sind wir sicherer als hier draußen."

Er schwang sich eilends die Leiter hinauf und alle übrigen folgten ihm nach, dann wurde das Geflecht aus Rotangfasern eingezogen.

„So!" rief Hussein, — „jetzt mag er es versuchen."

Mr. Hardington schüttelte sich. „Laufen denn die Bestien hier herum, wie bei uns die Hunde?" fragte er. „Da krächzt wieder der Pfau!"

„Und da ist der Herr des Waldes selbst! Wie seine runden Augen glühen, wie er knurrt und pfaucht! — So macht er es an jedem Abend. Hoho, hoho, du kannst nicht herein, Geselle!"

Und der Malaie vollführte auf dem schwankenden Boden seiner Hütte eine Art von Siegestanz. „Hoho!" schrie er fortwährend, „hoho!"

Aus den anderen Hütten klang dasselbe höhnische Geschrei hervor. So fanden sich die Naturkinder ab mit dem grausamsten, gefährlichsten Raubtier, welches ihr Land überhaupt besaß; sie konnten den täglich wiederholten Besuch nicht verhindern, aber als Entschädigung verspotteten sie den unwillkommenen Gast.

Leutnant Barrow legte an, ebenso der Doktor. „Dieser Herr des Waldes soll einstweilen daran glauben," sagte er. „Aufgepaßt, Hussein!"

Der Doppelschuß krachte, und die Bestie sprang so hoch vom Boden auf, daß Hussein laut schrie. „Sahib, Sahib, — beinahe wäre er doch in das Haus gekommen!"

„Da liegt er," lächelte der Offizier. „Der Todeskampf war es, welcher ihn so aufschnellen ließ. Der Räuber hat für immer genug."

Er wollte die Treppe hinunterklettern, aber Hussein hielt ihn mit beiden Armen fest. „So lieb dir dein Leben ist, Sahib, wage es nicht! Der Tiger ist falsch, er liegt stundenlang regungslos,

und wenn du ihn für tot hältſt, ſo beſitzt er noch Kraft genug, um dich in zwei Stücke zu zerreißen."

„Gott ſtehe uns bei!" rief der Maler. „Gehen Sie nicht hin, Sir!"

Der Vorſatz unterblieb alſo, wiewohl der Offizier ſeiner Sache vollkommen ſicher war, aber am andern Morgen wurde er ausgeführt. Leutnant Barrow ſtieg als der erſte herab und kehrte den völlig erkalteten Körper vor Huſſeins Augen auf die Seite. Der Kopf war von zwei Seiten zugleich durchbohrt.

Jetzt bekam der Malaie Mut. Er ſprang hinab und umtanzte zum heimlichen Ergötzen der Weißen den gefallenen Feind mit allen möglichen herausfordernden Sprüngen und Bewegungen. — Bald ſtreifte er ihn mit der Fußſpitze, bald ſchnippte er vor ſeinen Augen mit den Fingern. „Der Pfau kann jetzt ſchreien, ſo viel er mag," rief er, „man wird darüber lachen. Dummer Pfau, — der Herr der Wildnis iſt kein Herr mehr!"

Dann beſah er das Gewehr von allen Seiten. „Hai! Hai! Das iſt ein koſtbarer Schatz. Du könnteſt mir das Ding ſchenken, Herr!"

Der Leutnant lächelte. „Wir wollen ſehen," antwortete er. „Kennſt du den Schiffer Kiu-Sah, Huſſein?"

„Wie meine Augen!"

„Nun, dann nimmt er dich vielleicht mit nach Padang und dort ſollſt du das Gewehr haben, — das heißt, wenn du uns alles zeigſt, was dieſe Gegend Sehenswertes beſitzt."

Der Malaie ſchien ziemlich erſchrocken, „Es gibt nichts," geſtand er aufrichtig.

„Aber die Felſen, in denen die Salangane niſtet! Es ſollen hier herum viele von dieſen Tieren leben!"

Der Malaie pfiff durch die Zähne. „Dahin kommt kein Weißer," ſagte er, „es iſt noch niemals einer hingekommen, auch kein Malaie."

Der Leutnant war ſehr erſtaunt. „Weshalb nicht?" fragte er. „Wenn es bisher nie einem Weißen gelang, die Neſter aus der Nähe zu beſehen, ſo wollen wir gerade darum die erſten ſein, dnke ich."

Der Eingeborne wiegte den Kopf. „Es iſt unmöglich," beharrte er. „Die Orangſikabs erlauben es nicht. Das ſind die Abkömmlinge der wilden Dajaks auf Borneo, der Kopfjäger, — ſie haben weiterhin am Strande ihre Hütten und leben vom Fang

der Schwalbenneſter, aber ſie dulden keinen Eingriff in ihr Gebiet. Wer dahin käme, der würde den Geiſtern des Ortes zum Opfer fallen.“

Der Offizier lächelte. „Das ſoll doch heißen, er bekäme den Kris zwiſchen die Rippen, nicht wahr, mein ehrlicher Huſſein?“

„Ja, Sahib, genau dasſelbe.“

„Lebt ihr denn mit dieſen unbequemen Nachbarn immer auf dem Kriegsfuße?“ fragte der Doktor.

„Niemals, Sahib. Wir vermeiden ihre Jagdplätze und ſie die unſeren, das genügt. Du mußt außerdem nicht vergeſſen, daß die Orangſikabs Heiden ſind,“ ſetzte er mit vieler Würde hinzu, „wir dagegen rechtgläubige Mohammedaner.“

„Freilich! Freilich! — Aber ſage mir doch, Huſſein, würden denn die wilden Kopfjäger auch nicht geſtatten, daß man im Boote an ihren Felſen vorüberfährt?“

Huſſein nickte lebhaft. „Das können ſie nicht verbieten, Sahib, im Gegenteil, ſie ſehen es gern, weil daraus die Weißen erkennen, wie tapfer und mit welcher Todesverachtung ſie ihr Brot verdienen. So oft Männer deines Volkes nach Atſchin kommen, laſſen ſie ſich hinausfahren zu den Schwalbenhöhlen.“

„Das wäre etwas!“ rief der Offizier. „Aber du beſitzeſt kein Boot, nicht wahr?“

„O! — O! — Kein Boot! — Es liegt verſteckt, Sahib. Die Orangſikabs pflegen niemals zu fragen, ehe ſie einen Gegenſtand, der ihnen gefällt, an ſich nehmen; daher geht man ihnen lieber aus dem Wege. Das Boot liegt im Schildkrötenteich.“

„Der auch nicht ſo ganz leicht aufzufinden iſt?“

„Hai, Hai, du kannſt zehnmal daran vorübergehen, ohne ihn zu bemerken.“

Die Weißen lachten. „Ich glaube doch, daß du meine Kugelbüchſe gewinnſt, Huſſein,“ ſagte der Leutnant. „Jetzt aber ſpende uns vorerſt ein Frühſtück.“

Die verſchleierte Dame erſchien wieder, bis über Naſe und Ohren verhüllt, wie geſtern, mit Reis und Früchten, denen die Weißen das noch vorrätige Fleiſch hinzufügten. Branntwein gab es, trotz Mohammed und ſeines Verbotes, im Hauſe des Malaien auch, und ſo konnte denn das Mahl ein ganz leidliches genannt werden, obwohl der Anblick von Reiskörnern den Weißen nachgerade ſchon ein leiſes Grauen einflößte. Zunächſt, nachdem die

Piſangblatiteller abgetragen waren, wurde der Schildkrötenteich aufgeſucht.

Huſſein ging ſtolzen Schrittes am Rande des weitgedehnten Gebüſches dahin. „Wo liegt nun mein Boot?“ rief er. „Hai! Hai! Der Teich iſt groß, Faringi, ihr müßt ihn doch ſehen!“

Er ſchlug ſich vor Vergnügen auf die nackten Kniee, als ſelbſt Richard und Oskar mit allem hoch entwickelten Spürſinn ihres Alters keinen Zugang zu entdecken vermochten. „Gut verſteckt!“ rief er, „gut verſteckt! Auch der Herr des Waldes iſt nicht hineingekommen!“

Und dann zeigte er den Schlupfweg, indem er mit der Behendigkeit eines Affen auf einen Baum ſprang, an dem ſtärkſten Aſte desſelben dahinglitt und ſich plötzlich herabließ. „Mir nach, Faringi!“ rief er. „Hier iſt der Teich!“

Doktor Lawrence zog es vor, ſich ſpäter von dem Boote abholen zu laſſen; die übrigen aber kletterten dem Malaien nach und ſahen nun ſeine Geſchäftsniederlage, fünf bis ſechs große Schildkröten, die ſämtlich, wie Kühe im Stall, feſt angebunden waren. Huſſein hatte ihnen die Schalen durchbohrt und ein ſtarkes Seil aus Rotangfaſern als Halfter benutzt. Die Schildträgerinnen zerrten und zappelten vor Schreck, aber ſie konnten ſich nicht losreißen.

„Für wen verſparſt du die Leckerbiſſen?“ fragte der Leutnant. „Zu eigenem Gebrauche doch wohl kaum?“

Der Malaie ſchüttelte den Kopf. „O nein, Sahib, nein, gewiß nicht. Wenn ein Schiff aus Batavia kommt, dann ſchlachten wir die Tiere und verkaufen das Fleiſch. Auch chineſiſche Händler nehmen es ſehr gern.“

Richard und Oskar beſahen den natürlichen Teich unter einer Umgebung von dichten, völlig undurchdringlichen Bambusgebüſchen. Feſte Wände, die nur durch Beil und Säge zu beſiegen geweſen wären, Mauern von drei und fünf Metern Breite ſchützten den Behälter, deſſen Inneres von den Meereswellen fort und fort durchflutet wurde. Gegen das andere Ende hin ſchaukelten zwei Segelboote und in das größere derſelben ſtiegen jetzt die Reiſenden, um unter Huſſeins Leitung die Schwalbenhöhlen zu beſehen.

Auch der Durchgang zum Waſſer lag unter den verhüllenden Zweigen eines Baumes und war von ziemlich vielen Schwierigkeiten begleitet, aber es gelang doch ſchließlich, das offene Meer zu er-

reichen, der Doktor wurde abgeholt und fort ging es, auf das wogende Blau hinaus.

Die Matrosen waren zum Schutze des Gepäckes in Hussseins Hütte geblieben, das Boot hatte daher nicht allzu schwer zu tragen und glitt wie eine Möwe vor dem Wind dahin. Richard hielt die Schote, um dem lebhaften Malaien für seine unruhigen Bewegungen und Erklärungen die nötige Freiheit zu verschaffen; der Leutnant saß am Steuer und Mr. Hardington entfaltete auf den Knieen die Zeichenmappe.

Es war eine vergnügliche Fahrt ins Blaue hinein, besonders der Eingeborne freute sich, daß er am liebsten getanzt hätte, wenn es eben in dem engen Boote nur irgend ausführbar gewesen wäre. Das ersehnte Feuergewehr lag doch wohl nicht in so weiter Ferne, wie er anfänglich glaubte, — die fremden Herren waren guter Dinge und ein frohes Herz gibt bekanntlich gern.

„Seht da," rief Hussein, auf eine, in geringer Entfernung aus dem Meere aufsteigende Felswand deutend, „das sind die Höhlen der Schwalben!"

Vom Lande her lief ein Gebirgszug vielleicht einige hundert Meter weit in das Wasser hinein. Am Fuße dieses Felsens schlug die Brandung beinahe haushoch empor; blaue und weiße Wellen griffen unermüdlich hinauf an der glatten Wand, ohne einen Eindruck auf dieselbe zu machen. Sie zerschellten machtlos an dem festen Gestein und erreichten auch bei den stärksten Anläufen niemals jene dunkeln schaurigen Wege, die tief ins Herz des Felsens führten, hohe Grotten, zackig und weit, von unregelmäßiger Gestalt, bald eirund, bald viereckig, immer aber von Tausenden kleiner Vögel umflogen und umzwitschert, immer der Ort, aus dem hübsche Köpfchen hervorsahen, blaue schlanke Hälse und Augen wie schwarze Perlen.

„Dahinein wagen sich doch unmöglich die Orangsikabs?" rief der Leutnant.

„Doch, Sahib, doch, an jedem Tage, so lange die Brutzeit dauert."

„Aha," setzte er hinzu, „aha, — der Zug in die Höhlen wird gerade beginnen, ihr könnt alles mit ansehen, Faringi!"

Das Boot hatte sich dem Felsen mehr und mehr genähert; die Weißen erkannten jetzt alle Gegenstände ringsumher so deutlich, als hätten sie sich auf dem Lande befunden. Etwa fünfzig Schritte vom Ufer entfernt stand im Wasser ein großes rundes Gebäude, das von allen Seiten gleich fest verschlossen war und aus dessen

ſpitzem Dache zwölf Stangen nach jeder Himmelsrichtung hervorragten. Auf jeder dieſer letzteren ſaß am äußerſten Ende ein Vogel aus Holz.

„Was iſt das?“ fragte der Maler. „Höre einmal, Huſſein, dieſe Kerle da mit den wilden Geſichtern und den glänzenden Augen ſind doch keine Feinde?“

Der Malaie lächelte. „Nein, Sahib, nein. Du kannſt ohne Furcht ſein, die Orangſikabs haben es gern, wenn man ſie bewundert. Das Haus iſt der Tempel der Göttin Loro Dſchonkeng, der Schwalbenmutter, — du weißt ja, die Dajaks ſind Heiden.“

„Erlauben ſie aber auch, daß wir ihrem Götzendienſt zuſehen? Mir ſcheint, da unter dem großen Baume wird ein Opferfeſt gefeiert.“

„Ja, ja, Sahib. Das iſt der heilige Warnbaum und was die Männer opfern, ſind Schwalbenneſter. Jedes zehnte bekommt die Göttin.“

„Jetzt gehen ſie auseinander,“ rief Richard.

„Und kommen hierher! Was kann das bedeuten?“

„Sie wollen im Tempel beten!“

Der Leutnant winkte den beiden Deutſchen und brachte mit ihrer Hilfe das Boot aus der Nähe des Bambusgebäudes. Es wäre gegen alles Zartgefühl geweſen, die Saraganfiſcher, wie ſich die Sammler nennen, in ihrer Andacht durch offenbare Neugier zu ſtören.

Huſſein mochte davon allerdings gar nichts empfinden, er lächelte etwas ſpöttiſch. „So machen es dieſe Wilden immer,“ ſagte er verächtlich; „erſt opfern ſie unter dem Warnbaume, dann ißt jeder Mann im Tempel einen Biſſen Reis und ein Körnchen Opium, ebenſo betet er zu einer Holzpuppe, die dicht verſchleiert in einem Kaſten ſteht. Wer nur den Vorhang berührt, der iſt ſchon des Todes! — Solche Thorheit, nicht wahr?“

Die Weißen ſchwiegen. Daß ſich dieſe armen unwiſſenden Dajaks, ehe ſie der Gefahr entgegen gingen, zuerſt zu ihren Göttern erhoben und den Beiſtand derſelben anriefen, das war gewiß ein ſchöner, dem innigſten Gebete des Chriſten nicht unebenbürtiger Zug, — keiner der Europäer würde ſich erlaubt haben, darüber zu lächeln.

Nach kurzer Friſt kletterten die Saraganfiſcher wieder über die ſchwankende, aus Faſern geflochtene Brücke an das Ufer zurück und jetzt begann der Aufgang zu den Höhlen. Alle dieſe Männer waren vollkommen nackt bis auf ein großes Netz, das ihre Hüften

umſchloß; ſie erſtiegen auf jedenfalls gebahntem Wege den Felſen und ſtanden bald ſämtlich oben, ohne bei der ganzen Angelegenheit die Weißen im mindeſten beachtet zu haben.

Ein Rotangſeil mit einem hineingebundenen Querholz wurde bis zum Eingang der unterſten Schlucht herabgelaſſen; fünf Männer hielten es, der ſechſte kletterte vorſichtig daran hinunter, bis er auf dem Querholz ſtand und nun nach oben ein Zeichen gab.

Das Seil wurde in immer ſtärkere und ſtärkere Schwingungen verſetzt, ſo zwar, daß der Körper des darauf ſtehenden Mannes meterweit von der Felswand fort und in das offene Meer hinausgeſchleudert ward, — mit einer Hand hielt er ſich an dem Fasergeflecht, in der anderen trug er ein Stück Eiſen, durch welches er, gegen den Felſen ſtoßend, die Schwingung verſtärkte, bis endlich ein letzter mächtiger Schwung ihn tief hineintrug in den dunkeln Schlund der Höhle. Das Seil kam nicht zurück, er mußte abgeſprungen ſein und löſte nun da drinnen die koſtbaren Neſter von den Wänden.

Das Geſchrei der Schwalben bewies es. Sie fuhren zu Tauſenden aus dem Spalt hervor, zwitſcherten, ſchlugen mit den Flügeln und ſchoſſen zurück in den Felſen, um ihre Jungen gegen den Eindringling zu verteidigen; es war ein geradezu betäubender Lärm, den die vielen kleinen Geſchöpfe vollführten und es mußten ſehr geſunde Nerven ſein, die dadurch unbeirrt blieben, namentlich weil in dem engen luftloſen Raume, auf ſpitzen zackigen Klippen, umtobt und umſchwirrt von Tauſenden von erbitterten Vögeln, der Jäger auch noch eine ſorgfältige Auswahl unter den Neſtern zu treffen hatte. Huſſein erzählte, daß nur die leeren eingeſammelt würden, diejenigen dagegen, in denen ſich noch Eier oder Junge befänden, ganz und gar unberührt blieben.

Sobald der erſte Jäger glücklich in den Schacht gelangt war, kletterte der zweite am Seil hinab und ſo fort, bis in allen Höhlen die Ernte begonnen hatte.

Der Leutnant ſah ſich nach den übrigen um. „Das iſt ein furchtbares Gewerbe!“ ſagte er, einen Schauder mühſam bekämpfend. „Ich glaube recht gern, daß nie ein Weißer die Höhlen beſuchte!“

„Oder jemals beſuchen wird!“

Der erſte Jäger hatte nun das Netz, welches er um den Leib trug, mit Beute gefüllt und kam, auf ſeinem Seile ſtehend, wieder zum Vorſchein. Als er das Boot ſah, glitt ein Lächeln befriedigter Eitelkeit über ſein braunes Geſicht.

Man zog ihn hinauf und ließ ihn abermals herab. Dieſe Leute ſchienen weder der Ermattung noch dem Schwindel zugänglich.

Als die Weißen alles geſehen hatten, fuhr Huſſein wieder nach Hauſe. „Was nun?“ fragte er etwas ängſtlich, immer in Gedanken das Feuerrohr gewinnend oder verlierend, je nachdem er die Sache anſah, „was nun? Weiter hat der arme Fiſcher nichts, um es ſeinen Gäſten zu bieten.“

Der Leutnant klopfte ihm lächelnd die Achſel. „Wir werden Tiere und Pflanzen ſammeln,“ tröſtete er. „Die Zeit geht ſchnell genug dahin.“

Mr. Hardington hatte die Schwalbenfelſen, den Waſſertempel und das Dorf der Orangſikabs abgezeichnet, jetzt malte er auch den Kampong der Schildkrötenfiſcher und den verſteckten Teich, — als Huſſein die kleine Geſellſchaft an Kiu-Sahs Schiff brachte, da ſchieden alle Teilnehmer derſelben mit dem Gefühl, ein paar ruhige Tage verlebt zu haben.

Die Prau erwies ſich als tüchtiger Segler und ihre Bemannung als geſchulte Seeleute. Mit günſtigem Winde lief das kleine Schiff über die Reede von Padang und in einem Zuge flußauf, wo es ſchon nach wenigen Tagen die Barkaſſe vor Anker antraf.

Vom Lande her grüßten bekannte Geſichter, To-Piang, Libu und Bulbul, das befreundete Kleeblatt. Ein „Hai! Hai!“ zeigte, daß das gegebene Verſprechen treu erfüllt worden war, — die Weißen antworteten mit lebhaftem Hurra.

„An Bord wollen die Leute unter keiner Bedingung kommen,“ erklärte der Offizier, welcher in der Barkaſſe geblieben war, „ſie ſcheinen ſich vor dem Waſſer entſetzlich zu fürchten, ſelbſt in unſer Boot getrauen ſie ſich nicht.“

Der Leutnant lachte. An derſelben Stelle, wo ſie vor Wochen zuerſt den Fuß auf das unbekannte Ufer ſetzten, ſtiegen unſere Freunde aus, um von den Batta Abſchied zu nehmen. Die ehrlichen Leute hatten alles Eigentum ihrer Gäſte herbeigebracht, auch einen ſtattlichen Kaſuarienſtamm und ein paar unterwegs gefangene Vögel, — als ihnen die Weißen zum letztenmal die Hände ſchüttelten, waren ſie ganz wehmütig.

„Kommt ihr wieder, Faringi?“ fragte To-Piang. „Ich habe euch lieb!“

„Dafür danken wir dir herzlich,“ entgegnete der Maler. „Wer weiß, ob uns nicht das Schickſal nochmals an dieſen Strand wirft!

— Leb wohl, Libu, willſt du auch immer das Dach flicken, wenn es deiner Mutter auf den Kopf regnet, Burſche?“

„Hai! Hai! — Libu thut es.“

„Und willſt du niemals wieder Würfel ſpielen? Geh zum Grabe Rehambos und überlege es, ehe du die Elfenbeinſtäbe in die Hand nimmſt!“

Das ſchien eine ſchwere Zumutung; der Batta ſeufzte. „Ich könnte auch einmal gewinnen,“ murmelte er.

„Oder wieder einen Menſchen töten, Libu! und dann ſpäter am Pfahle ſtehen, um von den übrigen —“

Eine Handbewegung zeigte das Grauen, welches den Burſchen durchrieſelte. „Libu ſpielt nie mehr,“ antwortete er raſch.

„Das freut uns alle herzlich. Und nun lebt wohl, ihr beiden, Gott laſſe es euch gut gehen, ſo lange ihr lebt.“

„Leb wohl, Bulbul, auch dein holdes Abbild geht mit nach Europa!“

„Brrrrr!“ grollte der Affe, in deſſen Bruſt die Uhr mit ihrem Tik! Tak! alle ſanfteren Gefühle erſtickt hatte.

Die Frau und die Barkaſſe ſchwammen miteinander den Fluß hinab und unterwegs wurde über das fernere Schickſal der beiden Deutſchen beraten. „Was fangen wir mit euch beiden an?“ fragte der Leutnant. „Wir ſelbſt bleiben hier, bis in längſtens vierzehn Tagen die Fregatte hier eintrifft, dann geht es fort nach England. Soll ich euch bei dem Kapitän die Erlaubnis auswirken, uns dahin zu begleiten? Er gibt ſie ohne Zweifel ſogleich.“

Die beiden Leute dankten ihrem gütigen Beſchützer auf das wärmſte. Wenn in Padang kein Schiff lag, auf dem ſie Dienſte nehmen konnten, ſo war es unzweifelhaft das beſte, ſich vorerſt nach Europa zurückzubegeben, um dann von dort aus neue Weltteile aufzuſuchen.

Kiu-Sah, der Atſchineſe, ging nach dem Norden von Borneo, — das konnte den beiden jungen Leuten nichts nützen, denn dort herrſchte im Augenblick ein Bürgerkrieg, dem ſich alle fremden Seeleute fern hielten; es ſchien unmöglich, von der Dajaksinſel aus eine Heuer zu erlangen.

„Geht mit uns,“ meinte der Leutnant, „beſſeres könnt ihr nicht thun. In den engliſchen Häfen finden ſich zu jeder Zeit ſegelfertige Schiffe.“

„Und dann bringen wir doch auch von den Weißen, welche der „Violan“ auf ſeiner Entdeckungsfahrt aus den Händen der

Wilden rettete, wenigſtens einige mit nach Hauſe," rief der Künſtler. „Man glaubt ſonſt die Erzählungen unſerer tapferen Thaten gar nicht!"

„Das iſt wahr," nickte der Gelehrte. „Ich hatte wahrhaftig den liebenswürdigen Mr. Gould ganz vergeſſen."

Oskar ſprang bei dieſen Worten des alten Herrn auf, als habe vor ſeinen Füßen der Blitz in den Erdboden geſchlagen; er war blaß bis in die Lippen.

„Um Verzeihung, Sir, welchen Namen nannten Sie ſoeben? — Ach mein Gott, welchen Namen? — Bitte ſagen Sie mir alles!"

Doktor Lawrence ſchüttelte den Kopf. „Mr. Gould!" antwortete er ganz erſtaunt. „Der Mann war von Geburt ein Deutſcher, wie ich glaube."

Oskar konnte nur mit Mühe ſprechen. „Groß?" bebte es über ſeine Lippen. „Ein ſtattlicher Mann gegen fünfzig? — Er hatte freundliche blaue Augen?"

„Ja. Die Beſchreibung paßt auf ihn."

„Weiter! Weiter!" drängte Oskar. „Es war vor länger als Jahresfriſt, in einer Nacht, wo dichter Nebel herrſchte, auf der Reiſe von Point de Galle nach Bombay — —"

„Junge, wie kannſt du das alles wiſſen? Wer hat es dir erzählt?"

„Ach, ich weiß es! Das engliſche Kriegsſchiff und eine chineſiſche Dſchonke ſtreiften hart aneinander vorüber, — im Meer ſchwamm ein Mann, den die Fauſt des Mörders jählings über Bord geſtoßen, Mr. Gould, mein Freund, mein Beſchützer."

„Alſo du warſt an Bord der Dſchonke, Oskar? Es iſt nicht anders möglich, aber wie kamſt du denn zu den Heiden?"

Der junge Hamburger erzählte ſeine uns bekannte Geſchichte, wobei Richard manches warme Wort der Anerkennung, manches freundliche Lob erhielt. „Wohin hat ſich Mr. Gould gewendet?" fragte er zum Schluß. „Iſt er nach Hamburg gegangen?"

„Nein, wenigſtens damals nicht. Er unterbrach ſeine Reiſe, weil ihm der Chineſe ein Käſtchen mit Papieren und Bildern geraubt hatte, — das wollte er wieder erlangen und ging zu dieſem Zweck nach der Inſel Borneo, wo —"

„Nach Borneo!" rief Oskar.

„Ja, er —"

Wieder unterbrach der junge Deutſche die angefangene Rede

des alten Herrn. „Richard," rief er, beinahe weinend vor Freude. „Richard, hörſt du es? Er iſt in Borneo, wir werden ihn wiederſehen, o Gott, Gott, ſo hat mir Dewitſchand doch das Glück nicht ſtehlen können!"

Abermals erfuhren die engliſchen Offiziere einige Bruchſtücke des Zuſammenhanges. Oskar tanzte vor Freude, vor Jubel. „Richard, Richard, er hat mir das Glück nicht ſtehlen können!"

Unſer Freund lächelte. „Wer war es, der dir das ſchon damals ſagte, Oskar?"

„Du! Du! — Dafür ſollſt du auch jetzt mein Los teilen! Wenn wir in Hamburg ſind, ſo haſt du eine Familie, eine Heimat, — Eltern und Geſchwiſter. O wie glücklich bin ich, wie glücklich!"

Dann ſprang er plötzlich auf. „Kiu-Sah, wollteſt du nicht nach Borneo unter Segel gehen? — Gewiß, gewiß, du wollteſt es!"

„Ja!" antwortete der Atſchineſe. „Ich fahre nach Bruni!"

„Und du willſt uns mitnehmen, Kiu-Sah! — Keine Arbeit ſoll uns zu ſchwer ſein, kein Platz an Bord zu ſchecht; wir verlangen auch kein Geld von dir, nur nimm uns mit nach Bruni, denn es iſt doch möglich, daß ſich Mr. Gould noch dort aufhält!"

Der Doktor hob die Hand. „In Bruni iſt er nicht, Oskar, du haſt mich vorhin unterbrochen, ſonſt würde ich es dir gleich geſagt haben. Mr. Gould befindet ſich in Sarawak bei einem perſönlichen Freunde von ihm, dem Engländer James Brooke."

„Hai!" rief der Atſchineſe, „ich weiß ein Schiff, das dieſer Tage nach Sarawak geht! Es iſt die engliſche Brigg „Sultana."

„Und du glaubſt, daß ſie uns mitnimmt, Kiu-Sah?"

„Das werden wir ſchon ordnen können," meinte der Leutnant. „Wenn ihr übrigens durch einen Freund des Herrn Brooke empfohlen und beſchützt ſeid, ſo braucht ihr ſonſt keines Menſchen Gunſt oder Wohlwollen anzurufen. Er iſt in Sarawak mächtiger, als ſelbſt Sultan Haſſim, denn die Bevölkerung liebt ihn."

„Und wird gewiß auch Mr. Gould lieben!" rief Oskar. „Er iſt ein ſo freundlicher guter Mann, — ich glaube, im tiefſten Herzen unglücklich."

„Das ſchien auch uns ſo," nickte der Künſtler. „Mr. Gould war bei aller Liebenswürdigkeit ſehr verſchloſſen; wir haben von ſeiner Lebensgeſchichte im Grunde nichts erfahren."

„Ich auch nicht," fügte Oskar hinzu. „Aber Gott gebe, daß wir ihn finden."

Er und Richard ſprachen Tag und Nacht von nichts anderem,

als nur von Zukunftsplänen, welche ſich alle um die Perſon Mr. Goulds, als um den alleinigen Mittelpunkt drehten. Sobald die Barkaſſe auf der Reede von Padang angelangt war, fuhren ſie hinaus zwiſchen die ankernden Schiffe und ſpähten nach der Brigg „Sultana“. Sie lag noch dort und wollte erſt in zwei Tagen unter Segel gehen.

Mr. Barrow fuhr hinaus und vermittelte durch das Anſehen ſeiner Stellung den beiden jungen Deutſchen die Überfahrt nach Sarawak, ebenſo gab er ihnen aus eigenen Mitteln neue Anzüge und verſah ſie mit etwas Geld. Die Offiziere hatten dazu beigeſteuert und der Künſtler überreichte das Geſchenk, indem er noch für jeden der beiden Knaben eine Anzahl kleiner Skizzen als Andenken der gemeinſchaftlichen Reiſe hinzufügte.

Auch Huſſein erhielt die verſprochene Kugelbüchſe nebſt Schießbedarf, und ſo ſchieden alle Teile innerlich zufrieden, obwohl wehmütig ergriffen. Der Künſtler ließ fortwährend ſeine Finger knacken. „Mir iſt es, als ſähen wir uns noch wieder,“ ſagte er, „ich kann mir nicht denken, daß uns eure Geſichter für immer entſchwunden wären, — nein, nein, wir ſehen uns wieder!“

Auch die übrigen nahmen den herzlichſten Abſchied, beſonders der Doktor. „Gott laſſe es euch wohlergehen,“ ſagte er gerührt, „Gott erhalte euch, Kinder!“

„Vielleicht treffen wir uns früher oder ſpäter in England,“ meinte der Offizier.

Richard und Oskar dankten zum hundertſtenmale für alle erhaltenen Wohlthaten. Sie waren beide viel tiefer bewegt, als ſie es äußerlich verrieten.

„Lebt wohl! Lebt wohl!“

„Nein, nein,“ rief der Künſtler, „auf Wiederſehn! Es wird bald ſein, ich glaube es gewiß!“

Er ließ ſich nicht träumen, in welcher Weiſe dieſe Ahnung erfüllt werden ſollte.

XII.

Die „Sultana“ ging mit Waren nach Sarawak, um dort Antimoniumerz zu laden und dasselbe für die persönliche Rechnung von James Brooke nach Singapur zu bringen. Sowohl Kapitän Garnet als auch die Schiffsmannschaft kannten den tapferen Engländer, dessen Name später eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangte, aber auch Mr. Gould war ihnen keineswegs fremd, sie wußten vielmehr, daß er noch in Sarawak lebte und daß er gewissermaßen Brookes rechte Hand war.

„Wer ist eigentlich dieser Brooke?“ fragte Richard den Kapitän.

„O — ein ganzer Mann, aber auch ein Pfiffikus daneben. Er will ebensowohl Vasallenstaaten für die englische Krone gewinnen, als auch selbst reich werden, daher bringt er den Handel mit Singapur durch seine eigenen Schiffe zum besseren Aufschwung. Der Sultan Hassim fürchtet ihn heimlich, weil er die Bevölkerung auf seiner Seite hat.“

„In Sarawak herrscht Aufruhr, nicht wahr?“

„Ja und nein. Die Seeräuberflotte liegt in der Nähe des Hafens, und außerdem sitzen auch aufständische Malaien in mehreren festen Plätzen um Sarawak herum, aber es wird trotzdem nicht gekämpft. Brooke ist zu klug, er will sich erst feste Versprechungen geben lassen, ich glaube sogar mit aller Bestimmtheit, er will Radscha von ganz Sarawak werden.“

Richard nickte. „Das finde ich sehr begreiflich,“ sagte er. „Was ein Mann zu erreichen vermag, das soll er festhalten und ehrenhaft verwenden. Es kann für die versunkenen, noch auf so tiefer Stufe der gänzlichen Unwissenheit und Roheit stehenden Ureinwohner dieser Gegenden doch nur ein Gewinn sein, wenn ihnen die Gesittung des Abendlandes zugänglich gemacht wird.“

Der Kapitän nickte lebhaft. „Mr. Brooke ist ein kluger und wohlwollender Mann,“ versetzte er, „der Sultan schielt nach ihm mit einem Auge und blinzelt vor Schreck mit dem anderen, wenn Brooke spricht. Hassim möchte sich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen und dann der Katze zum Dank einen Fußtritt geben.“

„Was ihm hoffentlich nicht gelingen wird,“ rief lebhaft der junge Deutsche.

Kapitän Garnet beugte sich näher zu ihm herüber. „Eins will ich Ihnen sagen, mein Lieber,“ flüsterte er, „Sie beide kommen

als junge lebenskräftige Leute, als Europäer und noch obendrein als Mr. Goulds Schützlinge aus Sarawak nicht so bald wieder los, wenn Brooke erst einmal erfährt, wer Sie sind und was Sie ihm nützen können. Er hat eine ganze Anzahl kecker weißer Männer um sich versammelt, lauter Leute, die nur darauf warten, mit ihm loszuschlagen; ich wiederhole Ihnen, der Boden von Sarawak ist unterhöhlt, jeden Augenblick kann die Mine auffliegen, — wollen Sie also derartigen Zufälligkeiten nicht ausgesetzt sein, so gehen Sie lieber mit der ‚Sultana' nach Singapur. Als meine Matrosen kann er Sie nicht festhalten."

„Oskar," rief Richard, „auf ein Wort."

Und als dieser kam, da teilte er ihm alles mit, was Kapitän Garnet eben gesagt hatte. „Wollen wir jetzt zur Abwechselung Soldaten werden, Oskar?"

„Ich will Mr. Gould wiederfinden, alles übrige gilt mir gleich. Aber du, Richard —"

„Still, ich gehe mit dir, es komme was da wolle. Einigermaßen verlockt es mich auch, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen."

Oskar drohte mit dem Finger. „Du bist so ein Stück von einem Abenteurer," sagte er. „So leicht kann dir's nicht zu bunt werden."

„Gewiß nicht. Hurra für Mr. James Brooke!"

Der Kapitän lächelte wohlgefällig. Er hatte seine Schuldigkeit gethan, indem er die beiden jungen Leute aufklärte. Mochten sie jetzt selbst zusehen, wie sie sich ihr Schicksal einrichteten. Und genau genommen, — welcher achtzehnjährige Jüngling, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke saßen, wäre wohl einem so verlockenden Erlebnis aus dem Wege gegangen?

Richard und Oskar hatten sich mit dem Gedanken an dasselbe bald so sehr befreundet, daß sie den Tag der Landung kaum noch erwarten konnten. „Es ist ja auch möglich," meinte ersterer, „daß uns Mr. James Brooke förmlich in Sold nimmt; dann kommt mein Sparkassenbuch bei dieser Reise noch besser fort, als wenn ich eine Matrosenheuer erhielte."

„Vielleicht wirst du Soldat und bleibst in Sarawak. Jedenfalls müssen wir helfen, die aufständischen Eingebornen und die Seeräuber zu züchtigen."

„Du," rief Richard, „wenn Karoldi darunter wäre, wenn

wir ihm das Schiff des armen guten Mr. Vaughan wieder entreißen könnten!"

„Und Dewitschand, der Schurke!"

„Das ist unmöglich. Mr. Gould würde ihn ja sofort erkannt haben!"

„Richtig, — aber Brooke will erst des Lohnes sicher sein, ehe er losschlägt. In den beiden ihm gehörigen Dampfern ‚Swift' und ‚Royalist' steckt sein ganzes Vermögen; die Weißen, welche zu ihm halten, besoldet er, — das alles kann doch nicht umsonst geschehen. Du darfst überzeugt sein, daß er die hinterlistigen Gelben aus dem Grunde kennt."

Richard schüttelte in jugendlicher Begeisterung den Kopf. „Einerlei," rief er, „das gefällt mir doch an dem großen Manne nicht. Für die gute Sache sollte er eintreten und wenn es ihm auch keinen Pfifferling brächte."

Oskar schüttelte den Kopf. „Du wirst mich wahrscheinlich aus Mr. Goulds Gunst ganz verdrängen," sagte er halb lächelnd, halb ärgerlich. „Der denkt ebenso wie du, immer für den eigenen Vorteil zuletzt, immer bemüht, fremde Rechte zu schützen!"

„Dann liebe ich ihn schon, ehe er mir noch zu Gesicht kommt!" rief ungestüm unser Freund.

Oskar schwieg. Vielleicht trug er sich mit allerlei Plänen, um eine Begegnung zwischen dem Manne, der ihm zu seinem Glück verhelfen sollte, und jenem anderen, der ihm das Leben gerettet hatte, möglichst zu hintertreiben.

Das Schiff verfolgte mittlerweile seinen Weg um die Spitze von Sumatra herum und durch die Sundastraße. Zuweilen sahen die jungen Leute das blühende Ufer mit seinen mannigfachen Schönheiten, die lachende javanische Küste, das Meerleuchten an derselben und die himmelhohen Vulkane, welche auf beiden Inseln wie Riesenwächter ihre Häupter erhoben, zuweilen glitt auch die „Sultana" durch Nebel und Sturm dahin, in gewaltiger Fahrt, vom Südwest getrieben, während Schaum und Gischt den Bug umkräuselten und fast alle Segel eingezogen waren.

Dann folgte die Reise durch die Sundasee, vorüber an der Zinninsel Banka und hinaus in das berüchtigte südchinesische Meer.

Doppelte Wachtmannschaft wurde aufgeboten, alle Waffen nachgesehen und Schießbedarf verteilt. Die Seeräuber waren gerade jetzt verwegener und zahlreicher als jemals.

Aber aus derjenigen Richtung, welche wir ängstlich vorsorgend

im Auge haben, kommt nur ſelten der gefürchtete Wetterſtrahl. Er zuckt plötzlich von da herab, wo wir den Himmel heiter glaubten.

Eine unerträgliche Hitze laſtete ſeit Stunden auf der Umgebung, es ſchien als enthalte die Luft flüſſiges Feuer, als ſei alles Lebende gelähmt unter dem Drucke einer überwältigenden furchtbaren Glut, der niemand zu widerſtehen vermochte. Während der Nacht liefen ſchillernde Schlangen am Himmel dahin, Blitze, die von keinem Donner begleitet waren, — endlich am Morgen brach es los mit verheerender Gewalt.

Am Himmel erſchien mitten im klaren Blau eine dicke dunkle Wolke, die ſich zuſehends vergrößerte und mehr und mehr ins Schwarze hinüberſpielte. Kapitän und Steuerleute ſahen einander beſorgt an.

„Der Tornado!“ ging es von Mund zu Mund.

„Alle Segel bergen, — die Boote klar zum Ausſetzen!“

In den Maſten und an Deck entwickelte ſich trotz der furchtbaren Hitze ein reges Leben. Es war die höchſte Zeit, — mit einem donnerähnlichen Knall verkündete der Sturm ſeine ſchauerliche Nähe. Gleich der erſte Stoß fegte alle kleineren, unbefeſtigten Gegenſtände über Bord.

Aus jeder Himmelsrichtung fuhren die empörten Luftmaſſen gegeneinander. Der Sturm legte in dieſem Augenblick das unglückliche Schiff auf Backbord faſt bis zur Waſſerlinie, um dann nach Sekunden ſchon zur Steuerbordſeite umzuſpringen. Kleine Pauſen völliger Stille fielen mitten hinein in das wilde Toben, Minuten, in denen die Mannſchaft aufatmete, um gleich danach neuen Schrecken entgegenzugehen.

Der Himmel war ſchwarz und die Wolken hingen tief herab. Zu Bergen mit weißen Schaumkronen türmte der Sturm die empörten Wellen.

Dann lief ein Leuchten durch die dunkeln Maſſen; grün- und rotſchillerndes Licht. Der Donner miſchte ſeine grollende Stimme hinein.

Kapitän Garnet ſeufzte. „Wenn es nur regnen wollte!“ ſagte er halblaut.

Und dann ſuchten ſeine prüfenden Blicke die beiden Boote. Es war alles bereit, um ſie nötigenfalls herabzulaſſen.

An Deck konnte weder geſprochen, noch irgend eine Arbeit verrichtet werden. Die Mannſchaft flüchtete in das Logis und in den Vorraum der Kajütte, immer des letzten Augenblickes gewärtig,

immer in der Gefahr, von den hochgehenden Wogen fortgespült und im Ozean begraben zu werden.

Blitz auf Blitz, aber kein Tropfen Regen. Nur das Toben in den Wolken und das in den Fluten, — ärger, gewaltiger mit jeder Minute, schaudererregend, wohin das Auge sah.

Die „Sultana" flog steuerlos, einer sturmauf kreuzenden Möwe gleich, durch den Gischt. Menschenhände konnten in dem entfesselten Wüten der Elemente nichts mehr ausrichten.

Dann folgte ein furchtbarer Blitz. Der ganze Horizont schien in Flammen zu stehen; eine Erschütterung, welche alle Gegenstände durcheinander warf, ging von den Mastspitzen bis zum Kiel des Schiffes, — im Augenblick fühlten sich die Männer wie betäubt, geblendet, dann erkannten alle, was geschehen war.

Der Blitz hatte in den Großmast geschlagen und das Deck zersplittert. Brandgeruch erfüllte die Kajütte, Flammen schlugen aus dem Raume hervor, — die Ladung stand in loderndem Feuer.

Und als habe er nur darauf gewartet, dies Unglück mit verschulden zu helfen, so schwieg im gleichen Augenblick der Sturm.

Das ergrimmte Toben der Wellen begann sich zu legen, das Gewitter wurde schwächer, die Luft ruhiger, aber noch fiel kein Tropfen des ersehnten Regens.

Kapitän Garnet riß die Thür auf. „Beide Boote herunter!" befahl er. „Schnell, so lieb euch euer Leben ist!"

Die Flammen schlugen wie eine gewaltige Säule aus dem Innern des Schiffes herauf. Da unten lagerten Pelze, Kampfer und geschälte Bambusstäbe, es waren lauter leicht entzündliche Gegenstände, welche die Glut erfaßt hatte, — man konnte sich den zertrümmerten Masten nicht einmal nähern, geschweige denn an irgend eine Löscharbeit denken.

Die Leute brachten mit fieberhafter Hast die Boote zu Wasser. Der Wind war noch immer stark genug, um oben an Deck das Feuer wie ein Riesenblasebalg zur höchsten Wut anzufachen und unten auf dem Meer die Boote voll Wasser zu schlagen, ehe noch der erste Matrose über das Fallreep klettern konnte; sie mußten mit ihren Händen, mit Mützen und Küchengefäßen schaufeln, um nur selbst Platz zu gewinnen. Erst nach mehreren Minuten gelang es, die beiden kleinen Ruderboote aus der Nähe des brennenden Schiffes zu entfernen.

Die eiserne Notwendigkeit zwang alle, nur immer das hereinströmende Wasser auszuschaufeln, sie konnten dem schrecklichen, aber

erhabenen Schauſpiel des funkenumhüllten Wrackes keine Aufmerkſamkeit ſchenken, ſelbſt dann nicht, als es unter donnerähnlichem Rauſchen und Brauſen in den Abgrund ſank, um dort liegen zu bleiben, bis Tiere und Waſſerwogen allmählich im Laufe der Jahrzehnte den Bau aus allen Fugen löſten und dann die Einzelſplitter wieder an die Oberfläche brachten.

Jetzt fielen auch die erſten Regentropfen und dann fluteten wahre Ströme vom Himmel herab. Die Lage der Schiffbrüchigen wurde ernſter und immer ernſter, ſie hatten weder Waffen noch Lebensmittel, weder einen Kompaß noch trockene Kleider, — wohin auch das Boot verſchlagen werden mochte, da wartete ihrer der Tod durch Durſt und Hunger.

Oskar war völlig in Stumpfſinn verſunken. Zum zweitenmale ſollte er dem Glücke ganz nahe geweſen ſein, nur um es wieder zu verlieren, ſobald er die Hand danach ausſtreckte. Der bedauernswerte junge Menſch hörte es nicht, wenn ihn einer ſeiner Leidensgenoſſen anredete. Er ſchaufelte nur gedankenlos mit, ohne zu überlegen, ohne ſich um den Stand der Dinge zu bekümmern; die Verzweiflung hielt ſein Herz umkrallt.

Anders Richard. Er ſuchte aus der herrſchenden Windrichtung den Schluß zu ziehen, daß die Boote unaufhaltſam der Küſte von Borneo entgegengetrieben wurden und als ihm der Kapitän dieſe Wahrnehmung beſtätigte, da nickte er voll Hoffnung.

„Irgendwo wird ja eine Prau oder ein Boot uns begegnen, nicht wahr, Oskar? — Bis morgen abend ohne Eſſen zu bleiben, iſt ein Kinderſpiel; Waſſer können wir, ſobald der Regen nachläßt, in den Schüſſeln fangen, — weiter hilft dann derſelbe Gott, welcher uns von Tigern und wilden Menſchen, aus der Mordhöhle der Thugs und aus der Gewalt der Seeräuber befreite.“

Oskar blieb ſtumm. Er verſtand es nicht, mit kindlich vertrauendem Herzen zu hoffen.

„Eine Prau begegnet uns vielleicht,“ meinte der Kapitän, „aber ob das ein Glück wäre? die Eingebornen von Borneo ſind gerade jetzt gegen alle Weißen überaus erbittert.“

Dieſen Worten folgte wieder ein längeres Stillſchweigen. Noch immer flutete der Regen aus den ſchwarzen Wolken herab, und der Wind blies ſteif von Südweſten; Richard war der erſte, welcher die Unterhaltung wieder aufnahm.

„Wann hätte bei günſtigen Verhältniſſen die „Sultana“ in Sarawak ſein können, Herr Kapitän?“

„Heute ſchon!“ lautete die von einem Seufzer begleitete Antwort. „Wir ſind ganz in der Nähe der Küſte.“

„Und werden auch hinkommen, ich glaube es zuverſichtlich. Seht, da lugt die Sonne ſchon hinter einem Zipfel des ſchwarzen Vorhanges hervor.“

Beinahe eben ſo ſchnell, wie die dichte Wolkenſchicht entſtanden war, begann dieſelbe jetzt wieder zu verſchwinden; gegen Abend glänzten Himmel und Meer in goldigem Licht und keine Spur verriet mehr, was vor wenigen Stunden geſchehen war.

Nichts als die beiden Boote, in denen vierzehn Menſchen hilflos auf weitem Meere trieben, dem Ungewiſſen, Unberechenbaren entgegen.

Die Kleider trockneten in der warmen Luft auf den Körpern, aber das war auch alles, was den Schiffbrüchigen zu gute kam, — ſie hatten ſchon jetzt kein Waſſer mehr und nicht die geringſte Ausſicht auf Lebensmittel. Stumm ſaßen die Matroſen, ſtumm die übrigen; es ſchien allen, als ſei jetzt das Ende in ſeiner troſtloſeſten Geſtalt nahe.

Die Nacht ſank herab, es wurde kühl und ſogar kalt; das Meer und die Sterne leuchteten in ihrer wunderbaren Schöne, aber ohne die geängſtigten Herzen erfreuen zu können. Pfadlos auf dem offenen Ozean, — was wäre auch ſchrecklicher als das?

Gegen Morgen erſchien in der Ferne das ſeltſame Segelwerk einer malaiiſchen Prau. Wie ein elektriſcher Schlag zuckte es durch alle Herzen, — vielleicht wurden ſie geſehen. Ob es Freunde waren, oder Feinde, die da nahten, jedenfalls mußten ſie doch dieſer fürchterlichen Lage ein Ende bereiten.

Zum Rufen war die Entfernung viel zu groß; es galt einzig und allein, ſich durch ein Zeichen bemerkbar zu machen. Sämtliche Röcke, Hüte und Tücher wurden auf die Ruderſtangen befeſtigt und durch die Luft geſchwenkt, aber ohne allen Erfolg. Das Schiff der Eingebornen blieb etwa eine Viertelſtunde lang ſichtbar, dann wurden die Segel kleiner und immer kleiner, endlich verſchwanden ſie ganz.

Die letzte einzige Hoffnung hatte getrogen.

Kapitän Garnet deutete mit ausgeſtreckter Hand auf einen niedrigen dunkeln Streifen, der ſich am Rande des Horizontes dahinzog. „Das iſt die Küſte von Borneo,“ ſagte er.

Auf die Lippen der Schiffbrüchigen drängte ſich, bei allen

zugleich, eine einzige Frage. „Iſt dieſe Gegend von Wilden bewohnt?“

„Ja. Große Ströme münden in das Meer, dichte Wälder ſtehen an ihren Ufern, aber die Wohnungen weißer Menſchen fehlen ganz. Nur Kopfjäger hauſen hier herum; die erbitterten Feinde der Malaien ſowohl, als auch der Europäer.“

„So müſſen wir uns bis nach Sarawak durchſchlagen. Auf Borneo ſind keine Tiger.“

Es war Richard, der das ausrief. „Wir werden landen,“ ſetzte er hinzu, „und dies oder das finden, womit wir notdürftig unſeren Hunger ſtillen. Mut gefaßt, jetzt iſt die Erlöſung nahe! Der Wind trägt uns ja geradeswegs ans Ziel, — Hurra! Hurra!“

Seine Begeiſterung wirkte anſteckend. „Vielleicht können wir uns in den dichten Wäldern verborgen halten!“ meinte einer.

„Vielleicht kommt ein Schiff in die Nähe und nimmt uns mit!“

Sie ruderten mit erneuten Kräften und ſchon gegen Abend lag das grüne Ufer offen vor den Blicken da. Ein breiter Strom kam durch das waldumgürtete Land aus dem Inneren hervor, aber von menſchlichen Wohnungen war nichts zu ſehen. So ganz in der Nähe konnte kein Dorf ſtehen.

„Wir müſſen ſtromauf rudern und womöglich an einer geſchützten Stelle die Boote verbergen,“ meinte der Kapitän. „Hier am Seeufer würden wir ſofort entdeckt werden.“

Das erkannten alle und ſo begann denn die ſchwere Arbeit, gegen den Strom zu rudern. Mit Hilfe des günſtigen Windes gelang es, noch vor Nacht eine tüchtige Strecke in das Innere des Landes vorzudringen, dann wurde Halt gemacht, wo tiefhängende uralte Weiden den Fahrzeugen ein ſicheres Verſteck boten. Wie die Herzen klopften, wie es vor den Augen flimmerte und in den Schläfen ſchmerzte. Waſſer gab es freilich jetzt, aber keinen Biſſen Nahrung, keine Ruhe. Die Nerven aller waren überreizt bis zum Unerträglichen und dennoch bedurften ſie der kaltblütigen Überlegung gerade jetzt ſo ſehr.

Als die Boote befeſtigt waren, folgte zunächſt eine Unterſuchung der Gegend. Wahre Wälder von Bambus umſtanden die Ufer, beinahe undurchdringliche Dickichte bildend, auch einzelne Fruchtbäume, darunter die Tamarinde, die Banane und verſchiedene Citrusarten, aber mehr als nur ein Zeichen deutete auch darauf hin, daß Menſchen in der Nähe lebten. Dann und wann krähte

ein Hahn oder bellte ein Hund und zwar keineswegs in bedeutender Entfernung.

„Vor allem müssen wir das Tageslicht abwarten," sagte der Kapitän. „Es ist dann vielleicht möglich, den Weg um das nächste Dorf herum aufzufinden. Sind wir erst einmal im Gebiete der Malaien, so ist die Hauptgefahr beseitigt."

Sie brachen Früchte für etwa zwei Tage und trugen in den großen, zum Ausschöpfen des Bootes mitgebrachten Schüsseln die nötigen Wasservorräte herbei, dann wurde ein Blätterlager hergerichtet und ein Ausguck zwischen Baumstämmen gesucht. Auf Tiere irgend einer Art Jagd zu machen, wäre vergeblich gewesen, da um keinen Preis ein Feuer entzündet werden durfte.

Gegen sechs Uhr morgens erschienen die ersten Sonnenstrahlen. Niemand von den Schiffbrüchigen schlief, sie horchten alle und als plötzlich eine Vogelstimme in schrillem Aufkreischen vom Wasser herübertönte, sahen sie einander jäh erschreckend an.

„Ein Argusfasan!" sagte einer der Matrosen. „Ich kenne den Ton genau."

„Das Tier wimmert als würde es gequält."

„Horch, da schreit es wieder! Menschen können es doch wohl kaum sein, die den Vogel eingefangen haben."

„Ich will einmal nachsehen," sagte Richard.

Er stieg in die höchsten Äste eines Baumes und blickte auf das Wasser hinaus, dann schüttelte er den Kopf. „Sonderbar, — das Tier sitzt am Ende eines Seiles, welches von einem Aste herabhängt, — es schaukelt daran, — nein, ich glaube —"

„Kommen Sie herunter, Sir," rief erschrocken der Matrose, welcher vorhin gesprochen hatte. „Schnell, schnell, das Ding ist eine Falle und ohne Zweifel sind die Dajaks in der Nähe!"

Richard beruhigte durch eine Handbewegung seine Genossen. „Es ist niemand da," sagte er. „Ich kann alles überblicken. Der Fasan sitzt offenbar fest!"

„Ja, ja, es ist eine Falle!"

„Aber für welches Tier denn?"

„Für das Krokodil. Es beißt nie in einen unbeweglichen Köder."

„Tu-Wau!" tönte die klägliche Stimme des Vogels. „Tu-Wau!"

Richard sprang herab und bahnte sich einen Weg durch die grünen Massen. „Der Fasan sitzt gar nicht so weit von hier," sagte er, „wir können ihn bequem sehen."

Die übrigen schlichen nach und hatten nun eine Stelle er-

reicht, von wo aus ſich der Strom ganz überblicken ließ. In einer Entfernung von weniger als zwanzig Schritten neigte eine Uferweide ihre Zweige bis auf den Waſſerſpiegel und an einem derſelben hing das zerfaſerte, mit einem Metalldraht zuſammengeflochtene Rotangſeil, an deſſen unterem Ende der unglückliche Faſan ſaß.

Auf braunroten prachtvollen Federn ſchillerten Hunderte von den grünen und goldigen Augen, welche das Pfauengefieder ſo lebhaft ſchmücken; die Schweiffedern maßen mehr als vier Fuß, der ſchlanke Hals und die Bruſt glänzten im ſchönſten Blau.

Zuweilen neigte ſich der Kopf wie in unerträglichem Schmerze. Das „Tu-Wau! — Tu-Wau!“ klang nur noch halblaut.

Über dem Waſſer zeigte ſich eine mißfarbige Schnauze, kleine funkelnde Augen und endlich ein weitgeöffneter, furchtbarer Rachen voll von Zähnen, die ſo ausſahen, als könnten ſie wohl einen Menſchen mit einem einzigen Ruck ganz und gar zerbeißen. Die Wogen rauſchten und warfen weite Kreiſe ans Ufer, — wie ein Pfeil ſchoß das Ungeheuer dem vor Angſt laut aufkreiſchenden Vogel entgegen.

„Das Krokodil!“ rief der Matroſe, „ſagte ich es nicht?“

Die Beſtie ſperrte den furchtbaren Rachen weit auf, — nochmals flatterte und rang der Vogel, um ſich in die Luft zu erheben, dann war er verſchwunden, aber nur, um durch ſeinen Tod einen gewaltigen Kampf zwiſchen dem Räuber und dem Seil, das ihn feſſelte, heraufzubeſchwören. Das Krokodil peitſchte mit dem Schweife das Waſſer, ſeine Augen rollten wild, es zerrte ſo heftig an den Rotangfaſern, daß ſich der Baum wie im Sturme von oben bis unten ſchüttelnd bewegte, dann aber wurde es plötzlich ſtill. Der eiſerne Widerhaken, an welchem vorhin der Faſan geſeſſen hatte, dieſe gefährliche Waffe ſteckte nun in ſeinem Schlund, und ließ ſich nicht wieder herausbringen, ſo ſehr es auch würgte und zerrte.

Dann verſuchte es, das Seil zu durchbeißen. Vergebens, die Metallbeimiſchung, geſchickt durch alle Faſern gewebt, leiſtete erfolgreichen Widerſtand, — das gewaltige Tier ſah ſich ſeiner Freiheit beraubt und lag ſtill wie in Verzweiflung an der Angel.

Nach einer Weile färbte blutiger Schaum die Oberfläche des Waſſers. Der eiſerne Haken mochte in die Schlundwände eingedrungen ſein.

„Jetzt gilt es äußerste Vorsicht," flüsterte der Kapitän. „Ich glaube doch selbst, daß Eingeborne in der Nähe versteckt liegen."

„Darauf können Sie sich unbedingt verlassen, Sir!"

„Gut, dann werden sie nun wohl bald zum Vorschein kommen und sich mit ihrer Jagdbeute von hier entfernen."

„Da sind sie schon!"

Aus einem Gebüsch in ziemlicher Entfernung traten etwa zwölf bis zwanzig Eingeborne hervor. Sie waren alle bis auf einen schmalen Gürtel nackt, trugen aber um den Hals Doppelreihen von Perlen und in den Händen einen schwere, aus dem Holze der Kasuarinen gefertigte Keule.

Von der Gegenwart der Schiffbrüchigen besaßen sie offenbar keine Kenntnis, denn ohne die mindeste Zögerung eilten alle an den Platz, wo das Krokodil gefangen lag. Jetzt entspann sich zwischen den Menschen und der Bestie ein Wettkampf, in welchem die List den Sieg behielt. Als das Krokodil die Eingebornen kommen sah, tauchte es und verhielt sich vollkommen ruhig. Außer dem Rotangseil, an welchem es hing, verriet kein Zeichen seine Gegenwart.

Die Dajaks wußten wohl, daß ihres Gegners Kraft gebrochen war, sie packten ihrer sechs ziemlich unbekümmert das Seil, welches inzwischen ein anderer vom Baume gelöst hatte und zogen nun den Gefangenen an das Land.

Das Krokodil lag wie tot, es regte kein Glied.

Jetzt verteilten sich die Eingebornen um den riesigen, gegen fünfundzwanzig Fuß messenden Körper und banden mit dem Seil, das sie zerschnitten hatten, die Füße des gefangenen Tieres zusammen, dabei aber sprachen sie in höflichem, ja zärtlichem, liebkosendem Tone mit ihm und verneigten sich einmal über das andere.

„Großvater," sagte der eine, „mein lieber Verwandter!"

„Fürst, allgewaltiger Gebieter der Ströme und des Landes!"

„Mächtiger Herrscher, ich bedaure dich!"

„Wir bedauern dich alle," rief der ganze Chor. „Armer Großvater!"

„Aber du weißt, daß wir dich töten müssen, denn die Regierung bezahlt uns zwei Rupien für jeden Fuß deiner Länge!"

„Ja, ja, wir müssen dich töten, aber wer soll es thun?"

„Ich nicht!" riefen alle, indem sie sich schaudernd abwandten.

„Ich nicht!"

Das Krokodilchen.

„Ach Mutti, komm doch schnell! Ein Krokodil ist auf — — nein, einen Elefanten auch noch! Mutti!"

Digitized by Google

Damit ſchienen die erforderlichen Förmlichkeiten beendet, denn nun trat einer der Männer vor, nahm die gewaltige Keule und zerſchmetterte mit einem einzigen wuchtigen Hieb den Hirnſchädel des halberwürgten Tieres, dann ſchlitzte er ihm mit dem Meſſer den Bauch auf.

Der Faſan kam mit ſeinem prachtvollen Federſchmuck noch unverſtümmelt wieder zum Vorſchein, außer ihm aber auch verſchiedene andere Gegenſtände. Einer der Malaien hielt in hocherhobener Hand einen buntſeidenen Turban, in dem noch ein halber Menſchenſchädel ſteckte.

„Großvater hat einen Malaien gefreſſen!“

„Das iſt ſchön von ihm! Braver Großvater!“

„Schade, daß er nicht mehr lebt, um noch einen zu freſſen!“

„Nein, ſchade, daß nicht alle gefreſſen werden!“

„Ja! Ja!“

Die Unterſuchung des Magens ergab noch verſchiedene andere Überreſte, dann kehrten die Dajaks das Krokodil um und ſchnitten aus der ganzen Länge ſeines Körpers, von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze einen zwei Zoll breiten Hautſtreifen, um ihn in der nächſten Stadt den Behörden zu überbringen und die ausgeſetzte Belohnung in Empfang zu nehmen.

Zuletzt warfen alle mit vereinten Kräften das tote Krokodil in das Waſſer; dann wurde eine neue Falle ausgehängt, aber nicht an denſelben Baum, ſondern weiterhin, bei einer Gruppe dichtverzweigter Weiden, deren Äſte zum Teil wie eine Laube auf dem Waſſer lagen, zum Teil abgeſtorben und ſchwarz in die Luft hinausragten.

Der Kapitän atmete ſchneller. „Die Stelle, wo unſere Boote liegen,“ flüſterte er.

Sie hatten es alle geſehen und beobachteten mit klopfendem Herzen die Eingebornen. Wenn zufällig einer von ihnen unter die Büſche kroch, ſo war das Unglück geſchehen.

Die Dajaks hatten bald den paſſenden Aſt gefunden und ſchlangen um denſelben das Fangſeil, dann aber ſchien ihnen offenbar das Waſſer für die Annäherung des Krokodils nicht frei genug, — ſie begannen, mit ihren ſchwertartigen, dem Hackbeil eines Fleiſchers nicht unähnlichen Meſſern das Buſchwerk wegzuſchlagen.

„Da haben wir's!“ flüſterte der Kapitän.

„Noch nicht! Noch nicht! Wir können fliehen!“

„Wohin denn? Ja, wären unsre Kugelbüchsen zur Hand!"

„Still jetzt, um Gotteswillen still, — sie haben ja noch nichts gefunden!"

Fast schien es, als solle alles glücklich ablaufen, dann aber erklang plötzlich vom Wasser herüber das „Hai! Hai!" eines der Eingebornen. Er deutete auf das grüne Versteck, die übrigen eilten herbei und sprachen lebhaft durcheinander. Schon im nächsten Augenblick zogen sie mit einem abgebrochenen Zweige das eine der Boote heran und sprangen hinein; fünf Minuten später schwammen beide Fahrzeuge auf dem Wasser.

Die Weißen fühlten, daß ihre Herzschläge stockten. Die Eingebornen dieses Landes waren Kopfjäger, — sie würden keinen Gefangenen verschonen, das stand nur allzu fest.

„Laßt uns fliehen!" drängte Oskar.

„Das ist ganz unmöglich. In der einzigen Richtung, welche wir von hier aus verfolgen könnten, steht ja das Dorf."

„Still! Um Gotteswillen, still!"

Die Dajaks berieten. Endlich entdeckte einer von ihnen an der Außenseite des Bootes den Namen „Sultana" — und ein allgemeines Freudengeheul bekundete den Wert, welchen die Bande offenbar diesem Funde beilegte. Das Schiff lief für Rechnung von James Brooke, dieser aber war ein Freund der Malaien und somit ihr eigener Todfeind.

„Gott stehe uns bei," sagte kalt durchschauert der Kapitän. „Jetzt sind wir verurteilt. Die Wilden schicken unsre Köpfe nach Sarawak, als Gruß für James Brooke."

„Sie müssen dieselben aber dazu doch erst haben," meinte Richard. „Ihrer sind im Augenblick nicht mehr als wir."

„Aber sie besitzen die furchtbaren Keulen, — wir nur unsre leeren Hände."

Die Dajaks machten sich jetzt ans Suchen. Sie spähten in die Gebüsche am Ufer und in die nächsten Dickichte, langsam drangen sie vor gegen das Bambusgestrüpp; man konnte, wenigstens was Oskar und Richard betraf, jetzt schon ihre einzelnen Ausrufungen verstehen.

„Hier müssen sie sein, — gestern abend waren die Boote noch nicht da!"

„Vielleicht ist die „Sultana" in der Nähe!"

„Und nimmt unsre Frauen weg! Schnell, schnell, daß wir an den Strand kommen!"

„Erſt laßt uns dies Gebüſch noch durchſuchen.“

Sie drangen in die grüne Wildnis hinein und ſchon nach Minuten ſah das erſte der gelben Geſichter den Weißen entgegen. „Hai! Hai! — Die Faringi ſind hier!“

Es wurde kein Arm erhoben, keine Drohung ausgeſtoßen, aber auf den Zügen der Dajaks lag eine wilde leidenſchaftliche Freude, ein Ausdruck des Triumphes, der an den Rauſch grenzte. „Vierzehn Weiße,“ ſagte langſam einer der Männer.

Kapitän Garnet trat ihm entgegen. „Unſer Schiff, die „Sultana“ wurde vorgeſtern vom Blitz getroffen,“ ſagte er, „es verbrannte auf offener See und wir haben zwei Tage ohne Nahrung im Boote verbracht, dann landeten wir hier, — natürlich in der Hoffnung, euer Gebiet friedlich durchwandern zu dürfen.“

Der Dajak nickte. „Nach Sarawak, zu dem Faringi James Brooke, nicht wahr?“

„Das iſt unſre Abſicht, ja.“

Der Wilde lächelte. „Die unſrige auch. Ihr ſollt ſchon nach drei Tagen in Sarawak ſein, darauf verlaßt euch. Ob freilich bei James Brooke oder an einem andern Orte, das wird ſich finden.“

Jetzt lächelten alle. Sie wechſelten triumphierende Blicke; offenbar lebte ein feſt vorgezeichneter Plan in ihnen, ſie hatten ſich verſtanden, auch ohne Worte.

„Kommt mit uns,“ begann wieder der erſte Sprecher. „Wir haben einen weiten Weg zu machen.“

„Wollt ihr uns denn nicht vorher ein wenig Speiſe geben?“

Der Wilde nickte. „Im Dorfe,“ ſagte er. „Hier iſt nichts, wie ihr ſeht.“

Die Weißen begriffen ihn je länger, deſto weniger. Sie waren Gefangene, dennoch aber blieb das Verhalten der Dajaks ein durchaus ruhiges, — vor der Hand ſchien keine Gefahr zu fürchten.

Die Wilden teilten ſich und nahmen die Europäer in ihre Mitte. Ohne Beſchleunigung, ohne irgend einen Ausdruck von Feindſeligkeit führten ſie dieſelben durch den Wald und in ein Pfahldorf, von deſſen Gaſſen man in weiter Ferne den Ozean blau herüberſchimmern ſah.

Über den Thüren baumelten Menſchenköpfe; zahlloſe Hunde bellten auf den Straßen und Frauen und Kinder kamen hervor, um die Weißen zu ſehen.

„Bringt Reis!“ geboten die Dajaks. „Auch Fleisch und Palmenwein!“

Dann wurden ein paar Krieger als Wachen zurückgelassen und die übrigen zerstreuten sich im Dorfe.

Für den Augenblick waren die Weißen allein.

„Begreifen Sie das?“ flüsterte Richard.

Der Kapitän zuckte die Achseln. „Ich glaube ja. Sultan Hassim hält mehrere hundert Dajakischer Frauen und Kinder als Geiseln für die Handlungsweise ihrer Väter und Männer gefangen; wahrscheinlich wollen ihm also diese Wilden unser Leben als Tausch für die Freilassung der Ihrigen anbieten. Wir sind ebenfalls Geiseln.“

„Das ist wenigstens besser als wenn wir heute gleich geschlachtet würden.“

„Seht, da kommen die Vorräte.“

Es wurden Lebensmittel herbeigebracht und die halbverhungerten Flüchtlinge konnten essen. Heute mundete der Reis, den sie sonst nicht mehr sehen mochten, wie ein köstlicher Leckerbissen.

Nach der Mahlzeit ging es weiter, dem Ozean entgegen. Die Dajaks hatten der Flasche, oder besser gesagt, dem Bambusgefäß tapfer zugesprochen, ihre Gesichter glühten, sie redeten überlaut und Blicke voll Schadenfreude trafen die Weißen.

„Ihr kommt nach Sarawak!“ riefen sie einmal über das andere. „Der verfluchte Hassim quält in engen dunkeln Gefängnissen unsre Frauen und Kinder, — hai! hai! das wird vielleicht besser, wenn er erfährt, daß die Dajaks seine Brüder gefangen genommen haben.“

„Sagte ich es nicht!“ flüsterte der Kapitän. „Die Wilden gesellen sich der Seeräuberflotte zu, welche im Hafen von Sarawak liegt und schicken dann einen Abgesandten zum Sultan, den sie durch die Rücksicht auf uns zahm zu machen hoffen!“

„Was er auch werden wird,“ meinte einer der Steuerleute. „Mr. Brooke braucht nur zu hören, daß weiße Männer in Dajakischer Gefangenschaft sind und er setzt Himmel und Erde in Bewegung, um sie zu erlösen.“

Der Kapitän seufzte. „Hoffen wir es wenigstens,“ sagte er.

Der Strand war jetzt erreicht und zwei Prauen, an starken Pfählen liegend, zeigten sich den Wanderern, beides gutgebaute schlanke Schiffe mit Ober- und Unterdeck, aber wie es schien, im Augenblick ohne Bemannung. Sie lagen in einer kleinen felsigen,

vollkommen geſchützten Bucht, zu deren beiden Seiten ſich bewaldete Gebirgszüge erhoben; Waſſervögel ſaßen auf den Maſten, die Salangane baute auch hier ihre Neſter, der malaiiſche Bär und der Kantſchil flüchteten in großen Sätzen davon, als ſich die Weißen näherten.

Im Schatten der Felſen raſteten die halbberauſchten Dajaks; zum Teil ſchliefen ſie ganz feſt. Einige unter ihnen ſchleppten aus einem nahen Quell Waſſer herbei und brachten es auf eins der Schiffe, andere ordneten die Segel oder trugen den Reis, welchen ſie auf ihren Köpfen vom Dorfe hergebracht hatten, in die Kombüſe.

Es ſchien, als wollten ſie ſchon ſehr bald unter Segel gehen.

Richard pflückte Beeren, von denen er den übrigen dann und wann welche brachte. Auch der Kapitän erhielt einige, dabei aber ſtellte ſich unſer Freund gefliſſentlich ſo, daß ihm die Dajaks nicht ins Geſicht ſehen konnten. Sein Blick, feſt auf die geſenkten Lider Mr. Garnet gerichtet, beeinflußte dieſen ſo, daß er ſchon ſehr bald die Augen aufſchlug. „Nun Richard, was haben Sie, mein Junge?“

Der Deutſche ſchüttelte den Kopf. „Nichts, Herr Kapitän,“ antwortete er laut, „ſoll ich Ihnen noch ein paar Beeren pflücken?“

Während dieſer Worte ſah er aber ſo unverwandt auf das Meer hinaus, daß der Kapitän, von einer unbeſtimmten Ahnung ergriffen, ſeinem Blicke folgte und dann nur mit Mühe einen Ausruf der Überraſchung unterdrückte. Hätte ihn nicht der Deutſche zu gleicher Zeit kräftig auf den Fuß getreten, ſo würde er laut herausgejubelt haben, was er jetzt nur dachte: — „Ein Schiff!“

„Soll ich Ihnen noch einige Beeren pflücken, Sir?“ wiederholte Richard ſeine ſchon früher ausgeſprochene Frage.

„Ja, mein Lieber, ich danke Ihnen. Die Dinger ſchmecken ausgezeichnet.“

Richard ging langſam von Strauch zu Strauch, anſcheinend ganz mit ſeiner Jagd auf Früchte beſchäftigt, dann aber, als ihn die Dajaks nicht mehr ſehen konnten, ſprang er, den günſtigen Augenblick benutzend, mit Windeseile bis zum Gipfel der Anhöhe empor. Das Schiff, eine engliſche Fregatte, kam mit vollem Dampf etwa zweihundert Schritte weit an der Inſel vorüber und befand ſich jetzt der Bucht ſo nahe, daß eine auf dem Verdeck ſtehende Perſon die Frauen und ſelbſt die im Gras ſitzenden Leute hätte ſehen können.

Richard nahm den Hut in eine, das Halstuch in die andere Hand und ſchwenkte beide Arme ſo hoch, ſo heftig, als es ihm möglich war. Schreien durfte er nicht, aber wenn nur ein einziger Blick zufällig die Felsſpitze traf, ſo mußten ihn die auf dem Schiffe ſehen.

Und dann, — nein, er täuſchte ſich nicht, — ein Zeichen kam zu ihm über das Waſſer, — an Deck wurde die Hilfsflagge aufgezogen, das rote Kreuz im weißen ſchwarzumſäumten Spitzfelde. Er ſah es, nur für einen Augenblick freilich, aber er ſah es und ſprang auch ebenſo ſchnell wieder vom Berge hinunter zu den übrigen.

„Hier ſind die Beeren, Herr Kapitän!“

Faſt unhörbar fügte er dann hinzu: „Sie haben uns bemerkt.“

„Das wiſſen Sie gewiß?“

„Ganz gewiß!“

In den Blicken des Kapitäns leuchtete es plötzlich auf. „Die Fregatte hält hierher, Richard, — bei Gott, ſie hält hierher.“

„Still, Sir, ſtill! In dieſem Augenblick ſteht alles auf dem Spiel!“

Er ſetzte ſich zu den übrigen ins Gras; die Dajaks ſangen und lärmten, bis plötzlich einer der an Deck beſchäftigt Geweſenen in großen Sprüngen herbeikam und den Genoſſen einige Worte zuflüſterte. Alle Köpfe drehten ſich dem Meere zu, ein gewaltiges Erſchrecken packte die ganze Bande, — ſie ſchienen vor Verwirrung, vor Entſetzen ſämtlich nüchtern geworden zu ſein.

„Kommt hierher,“ herrſchte einer den Weißen entgegen. „Auf! Schnell!“

Die übrigen, außer dem Kapitän und Richard wußten nichts; ſie gehorchten daher ohne Widerrede, aber auch jene beiden gingen ſogleich mit den Dajaks. Es konnte zu nichts führen, wenn ſie ſich den wilden Kopfjägern voreilig widerſetzten.

„Nieder! Nieder!“ erſcholl der Befehl. „Ein Laut und eure Köpfe fallen in das Gras.“

Eine umbuſchte Felſengruppe wurde der Schlupfwinkel, in welchen ſich ſämtliche Männer verbargen, Weiße und Dajaks. Wer jetzt in der Bucht landete und das Ufer betrat, der konnte niemand auffinden.

„Sie kommen,“ raunte Richard in des Kapitäns Ohr, „ſie kommen ſicherlich!“

„Ach — wenn Sie nur richtig gesehen haben.“

Bange Minuten vergingen, eine Pause, die den Eingesperrten kein Ende zu nehmen schien. Dann erdröhnte plötzlich die Erde unter dem Donnern und Rollen eines Kanonenschusses, der über das Wasser herkam. Zugleich rief laut eine Männerstimme: „Wer ist hier?“

Die drohenden Gebärden der Dajaks geboten den Weißen Schweigen. Jetzt hatten sie die Keulen erhoben, — ein einziger Schrei und der Schlag wäre gefallen.

Ein Boot landete in der Bucht, eine größere Anzahl von Männern betrat die Ufer. Englische Befehle ertönten, ein Hornton gab denen auf dem Schiffe ein Zeichen.

„Schickt mehr Leute!“ übertrug Richard halblaut flüsternd die Töne in das gesprochene Wort. „O Sir, Sir, wir werden gerettet!“

Bange, entsetzlich bange Augenblicke folgten. Der Wind spielte mit Blumen und Gräsern, die Stätte schien von allem Lebenden verlassen. Die Dajaks atmeten kaum.

Ein zweites Boot landete; neue Befehle erschallten.

Die handfesten Söhne Altenglands schwärmten aus; das in eiliger Flucht zertretene Gras mochte ihnen als Wegweiser dienen, sie folgten der Spur und umgingen den Felsen, — schon nach Minuten sahen die ersten in das Versteck hinein.

„Weiße — bei Golly!“

„Adams! — Mein Gott, Adams, Sie sind es!“

Die gefangenen Matrosen ließen sich nicht mehr halten, es entstand ein Handgemenge, bei dem ihnen die plötzlich geweckte Hoffnung neue Kräfte verlieh; von draußen und drinnen zu gleicher Zeit wurden die Dajaks angegriffen und nach kurzem Kampfe überwältigt, wobei drei von ihnen schwer verwundet auf dem Platze blieben, während einer mit durchschossener Brust in das Gras fiel.

Zwei Seeleute hatten klaffende Wunden davongetragen, dann aber waren die Gefangenen herausgehauen und der Rest der Dajaks in die Flucht geschlagen. Von der Bucht her rief eine helle Stimme einen Gruß herüber zum Kampfplatz. „Da hätten wir ja schon das Wiedersehen, meine Braven! — Wie geht es euch?“

„So wahr ich lebe, Mr. Hardington! — Es ist also der „Violan“, dessen tapferer Besatzung wir unsere Freiheit verdanken?“

„Gewiß, gewiß, — wie kommt ihr denn hier an dieſe Küſte?“

Oskar drängte ſich vor, ſein Geſicht war ganz weiß, er blutete aus einer Wunde an der linken Schulter. „Geht das Schiff nach Sarawak?“ fragte er kaum verſtändlich.

„Ja — und wir nehmen euch natürlich mit.“

Der junge Menſch fiel ohne ein Wort der Entgegnung ohnmächtig zu Boden. Die furchtbare Aufregung hatte ihm das Bewußtſein geraubt.

Doktor Lawrence verband ſeine Wunde und brachte ihn in das Bewußtſein zurück; auch den beiden Matroſen und den Dajaks wurde ärztliche Hilfe zu teil, dann überließ man die letzteren ihren nach allen Seiten geflüchteten Landsleuten und ſchiffte ſich ein, um ſo raſch als möglich die Fregatte zu erreichen.

Hier begrüßte Leutnant Barrow in den Geretteten ſeine Bekannten von Sumatra; dann kam es zu gegenſeitigen Erklärungen. Der „Violan“ hatte in Bombay von England aus den Befehl erhalten, ſchleunigſt vor Sarawak zu erſcheinen und zunächſt durch die Macht ſeines Anſehens, dann aber auch im Notfall durch die der Waffen gegen die Aufrührer einzuſchreiten und James Brookes Rechte zu verteidigen. Infolge dieſer veränderten Beſtimmung ſteuerte das Schiff den gleichen Kurs wie die „Sultana“ und konnte ſo zur entſcheidenden Stunde die Gefangenen aus den Händen der Wilden befreien.

Laute Verwünſchungen erſchallten vom Lande, als die Maſchine zu arbeiten begann. Haufen von Dajaks ſchrieen und tanzten, ballten die Fäuſte oder ſchleuderten in wahnwitziger Wut ihre Keulen ziellos hinaus auf das Meer.

„Wir wollen den Dank nicht ſchuldig bleiben,“ lächelte Mr. Bennet Haſtings, der Kapitän, „laſſen Sie doch die Kanonen antworten, Leutnant Barrow, — natürlich ohne Kugel!“

Der Donner rollte in der Richtung der Felſenbucht über das Waſſer, blauer Pulverdampf ſtieg auf, und als die Engländer zum Lande zurückſahen, lagen ſämtliche Dajaks der Länge nach auf dem Rücken.

Vielleicht glaubten ſie ſich getroffen, vielleicht waren ſie niedergemäht von der bloßen Furcht, — keiner dieſer erbarmungsloſen Kopfjäger wagte es, ſich aus dem Graſe zu erheben.

Ein lautes Gelächter, ein Mützenſchwenken der Schiffsmannſchaft war das letzte, was dieſem Strande noch zu teil wurde, dann

Digitized by Google

durchſchnitt der Dampfer mit voller Kraft die Wellen, um ſo bald als möglich den Hafen von Sarawak zu erreichen.

Auch ihn hatte der Tornado gezauſt; die Zimmerleute arbeiteten fortwährend und dennoch mußten viele Ausbeſſerungen verſchoben werden, bis ſich im Hafen beſſere Hilfsmittel darboten. Es war ein ſchönes ſtolzes Schiff mit mehr als ſiebenhundert Perſonen an Bord, — ſein Erſcheinen in Sarawak mußte ohne Zweifel die Seeräuber ſehr erſchrecken.

Oskars Wunde erwies ſich als unbedeutend, aber das Fieber verzehrte ihn von innen heraus. War Mr. Gould noch in Sarawak?

Nur das eine dachte er, das eine fragte er immer wieder. „War Mr. Gould noch in Sarawak? Würde er ihn finden?“

Richard ſchüttelte den Kopf. „Ich begreife dich nicht, Oskar. Du hörteſt ſchon im Beginn unſerer jetzigen Reiſe, daß Herr Gould im Hauſe des Herrn Brooke lebt!“

Der andere ſtrich durch ſein Haar; er nickte, immer noch blaß bis in die Lippen. „Aber kann Mr. Gould nicht ſeitdem abgereiſt ſein, Richard?“

„Natürlich! Es gibt im Leben nichts, das ſich nicht oft genug zwiſchen heute und morgen vollſtändig änderte. Daß du ſo ſehr am Gelde hängſt!“ fuhr er dann, als Oskar ſchwieg, nach längerer Pauſe fort, „ich verſtehe es wahrlich nicht. An dieſen einen Gedanken verkaufſt du alle andern, alle Freuden und Hoffnungen deines ganzen Daſeins.“

Oskar ballte die Fäuſte. „Weil es die Willkür eines Schurken war, welche mir alles raubte! Wer hat den Seeräuber zum Herrn über mein Schickſal geſetzt? Ich könnte ihn kaltblütig erdroſſeln, ſtände er vor mir!“

Richard wandte ſich ab. „Es wird ja noch alles gut werden,“ ſagte er, nur um überhaupt etwas zu antworten. Oskar fühlte ſo ganz anders, — ſein eignes ehrliches Herz ſträubte ſich gegen derartige Anſchauungen auf das entſchiedenſte, aber er war zu zartfühlend, um darüber zu ſprechen. „Ich würde nie auf Geſchenke warten,“ dachte er. „Meine beiden geſunden Arme ſind mir die treueſten, ſicherſten Freunde.“

Mittlerweile lief der „Violan“ durch das Meer und kam andern Tages in Sicht von Kuſching, der damaligen Hauptſtadt des Landes. Hier lag die Seeräuberflotte, eine Anzahl von mehreren hundert Prauen, die alle auf das beſte und vollſtändigſte

ausgerüſtet waren und über die Leutnant Barrow den beiden Deutſchen eine eingehende Auskunft gab.

„Die Malaien betrachten den Seeraub als Handwerk,“ ſagte er, „ſie rüſten ganz offen ihre bis nach Neu-Guinea ausgedehnten Beutezüge und haben am Lande keine Wohnſitze, ſondern nur Helfershelfer, bei denen die geſtohlenen Güter aufgehoben werden. Die Holländer laſſen dieſe Seeräuber ruhig gewähren, ebenſo die Dajaksſtämme im Innern des faſt unabhängigen, nur dem Sultan von Bruni zinspflichtigen Staates Sarawak. Dieſe letzteren überfallen von Zeit zu Zeit die friedlichen Ackerbauer, plündern ſie aus und ſchneiden ihnen die Köpfe ab, — Sultan Haſſim hat in ſeinem eigenen Lande nichts mehr zu gebieten, er ſitzt hinter einer Verſchanzung und zittert, wenn die Kunde neuer Gewaltthaten zu ihm bringt. In ganz Sarawak arbeitet niemand mehr; es wird kein Handel getrieben und nichts unternommen, kein Acker beſtellt und keine Prau mit Waren beladen, denn einer von beiden Räubern würde ja doch alles an ſich reißen, entweder der zur See, oder der am Lande. So ſtehen die Dinge und ihnen will James Brooke ein Ende machen.“

„Aber er verlangt dafür eine Belohnung!“ rief Richard.

„Gewiß. Der Sultan von Bruni ſoll ihm ganz Sarawak für ewige Zeiten ſchenken; er will ſelbſt Radſcha werden, will die abendländiſche Geſittung den Räubervölkern des Oſtens zuführen. Das iſt ein echt menſchliches Werk. Kein eingeborner Herrſcher könnte es jemals vollenden.“

Richard erinnerte nun an die Überrumpelung der „Eliſabeth“, und daß das geſtohlene Schiff zum Walfiſchfahrer beſtimmt ſei, aber Leutnant Barrow ſchüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht,“ ſagte er. „Dieſe gelben trunkſüchtigen Halunken ſind alle faul und im tiefſten Herzen feige; ſobald ſie die kalte Zone und ihre Freuden erſt einmal kennen gelernt haben, werden ſie ſchleunigſt Kehrt machen, oder die ganze Geſchichte war von vorn herein eine Fabel, um die Matroſen zu beſchwichtigen. Das Schiff liegt aller Wahrſcheinlichkeit nach hier in den Reihen der Seeräuberflotte.“

„Hier!“ rief Richard. „Unter den Prauen? Seine Bauart müßte es ja ſogleich verraten.“

Der Leutnant lächelte. „Beſehen Sie ſich nur erſt einmal die Sache etwas näher,“ antwortete er. „Es ſind wenigſtens fünfzig europäiſche Kauffahrteiſchiffe in der Gewalt dieſer Räuber.“

Immer breiter und breiter entfaltete ſich die Reihe der Fahrzeuge, welche indeſſen zumeiſt aus großen offenen Prauen beſtand. Außer den Segeln hatte jedes dieſer Schiffe etwa fünfzig oder ſechzig Ruderer an Bord, die Maſten waren mit Fahnen und Federbüſchen geſchmückt, die Krieger mit Mänteln und Gürteln aus Scharlachtuch.

So hielten die Räuber Wache am Eingang zweier großen, in das Herz der Provinz führenden Ströme und wenn ſich jemals eine Handelsprau hinauswagte, dann wurde ſie geentert, ihre Mannſchaft einfach erſchlagen oder ertränkt.

Weiter gegen die Stadt Kuſching hin lagen die beiden Dampfer James Brookes. Ihre Kanonen und ihre Schaufelräder hielten die Seeräuber dermaßen im Zaume, daß ſie unbehelligt blieben; nur einmal hatte man gewagt den „Swift“ anzugreifen, aber er überſegelte fünf Prauen, in denen mehrere hundert Piraten ihren Tod fanden, — ſeitdem konnten beide Schiffe, der „Swift“ und der „Royaliſt“ kommen und gehen wie ſie wollten.

Zahlloſe Blicke verfolgten die Fregatte, als ſie in den Hafen lief; gelbe ſpitze Geſichter ſahen ihr unruhig nach. Ob es Zufall war, daß ſich die beiden Dampfer der Weißen grade jetzt an Ort und Stelle befanden, und daß noch dazu ein Kriegsſchiff erſchien?

Dajaken, Malaien und Chineſen, alles lebte auf der Flotte der Piraten in buntem Durcheinander. Es waren auch ſchon ſehr viele der Ihrigen bei guter Gelegenheit ergriffen worden, Männer, Frauen und Kinder; dieſe hielt Haſſim in Kuſching gefangen, um gegen die Ausſchreitungen der Seeräuber ſichere Geiſeln zu beſitzen. So oft irgend ein Überfall geſchehen war, ließ er eine Anzahl der unglücklichen Weſen unter den größten Martern hinrichten und das half dann für ganz kurze Zeit, bis ſich der Eindruck verwiſchte.

Daß aber ſolche Zuſtände unhaltbar waren, wußten wohl alle.

Die Anker raſſelten herab, ein Boot wurde ausgeſetzt und mit den Offizieren, welche ſich in James Brookes Haus begaben, durften auch Richard und Oskar zuerſt die Stadt betreten. Eine Pfahlſtadt wie alle übrigen auch, ärmlich, verwildert, ohne Betrieb, ohne rechtes Leben. Zerlumpte, verkommene Geſtalten lungerten herum, der Schmutz häufte ſich in den Gaſſen bis zur Unerträglichkeit.

Vor ihren Kaufläden ſaßen mit magern ſorgenvollen Geſichtern die Chineſen. Dieſe Fleißigſten unter allen Fleißigen ſahen

ihr Vermögen langſam ſchwinden und niemand war da, der ihnen Mut einflößte. Man kaufte nichts, weil ja doch die Entſcheidung bevorſtand, weil zu jeder Stunde der Krieg verwüſten und verſchlingen konnte, was mit Not und Sorgen herbeigeſchafft war.

„Das Haus da drüben iſt es," ſagte der als Führer mitgegangene Matroſe von der „Sultana," „dort wohnt Mr. James Brooke."

Wie Oskars Herz klopfte, wie die Wunde plötzlich und heftig zu bluten begann!

„Du," flüſterte er, „du, Richard, wenn mir niemand ſagen kann, wo ſich Mr. Gould befindet, dann ſterbe ich. Grüße die Meinigen in Hamburg, — erzähle ihnen alles!"

„Thorheit!" rief der andere. „Thorheit! Wir wollen tüchtig mithelfen, daß dies ſchöne Land von Räubern und Heidentum erlöſt wird! Wir wollen kämpfen, um James Brooke als Radſcha von Sarawak auf den Thron zu heben!"

„Ich auch!" bekräftigte der Matroſe. „Wenn's gefällig iſt, ihr Herren!"

Er öffnete die Thür und ließ die Herren eintreten. Auf dem Flur des beſcheidenen, aber ganz nach europäiſchem Muſter eingerichteten Hauſes kam ihnen ein Diener entgegen, den Richard im Namen ſeines zitternden Freundes ſogleich fragte, ob Mr. Gould zugegen ſei.

„Ja, Sir, ich werde die Herren zu ihm führen."

Richard ſah, wie Oskars Geſicht plötzlich von flammendem Rot überzogen wurde, zum Glück aber ließ er ſich wenigſtens nicht träumen, welcher Gedanke dieſe Veränderung hervorbrachte, er wäre ſonſt mit ſchnellen Schritten aus dem Hauſe gegangen und nicht wiedergekommen.

Richard hätte im Grunde Mr. Gould gar nicht kennen zu lernen brauchen, — das war es, was ſich Oskar immer wiederholte.

Der Diener hatte mittlerweile die Offiziere in James Brookes Zimmer geführt und jetzt öffnete er eine andere Thür. „Mr. Gould, hier ſind zwei junge Leute, die Sie zu ſprechen wünſchen."

Ein älterer hochgewachſener Mann erhob ſich vom Seſſel und ging den Eintretenden entgegen.

„Ah, ſieh da, Oskar," rief er, beide Hände ausſtreckend, „alſo Sie ſind dem Chineſen damals glücklich entkommen? Das freut mich aufrichtig."

„Wen bringen Sie mir denn da?" ſetzte er hinzu, indem ſein

Blick Richards hübſches Geſicht plötzlich erfaßte und feſthielt. „Auch einen jungen Hamburger?“

Seine männlich dunkle Farbe hatte ſich bei dieſen Worten plötzlich verändert, ſeine Augen ſchienen ſich vergrößert zu haben. „Wie heißen Sie?“ fragte er in beinahe rauhem Tone.

„Richard Wittenburg, Herr Gould. Ich habe allerdings kein Anrecht auf Ihre Güte, aber —“

„Bitte, laſſen Sie das. Nehmen Sie doch beide Platz!“

Er klingelte und ließ Erfriſchungen bringen; es ſchien, als ſuche er gewaltſam die verlorne Herrſchaft über ſich ſelbſt wiederzugewinnen. „Sie wollen jedenfalls hier Dienſte nehmen und die Aufrührer ſchlagen helfen, nicht wahr?“ fuhr er fort.

„Das iſt allerdings unſer Wunſch.“

„Und er ſoll ſofort gewährt werden. Ich bin Mr. James Brookes erſter Beamter, daher iſt es mir erlaubt, in ſeinem Namen Verſprechungen zu geben. Die Feindſeligkeiten beginnen, ſobald erſt einmal der „Violan“ im Hafen liegt.“

„Er iſt bereits eingetroffen, Sir, — wir kommen mit ihm und der Kapitän ſowohl als Leutnant Barrow befinden ſich hier im Hauſe.“

„Meine freundlichen Beſchützer!“ ſagte voll Herzlichkeit der Mann mit dem ernſten angenehmen Geſicht. „Ich war zum Tode ermattet, als mich die brave Beſatzung des „Violan“ in jener Nacht aus dem Meer fiſchte. Mein Leben muß alſo doch noch einen Zweck haben.“

Wieder ſuchten ſeine Blicke diejenigen Richards. „Sind Sie ein geborner Hamburger?“ wiederholte er ſeine frühere Frage.

Unſer Freund errötete ſtark. „Ich bin wenigſtens dort erzogen, Sir.“

„So, ſo, — Sie beide lernten ſich erſt kürzlich kennen?“

„Vor Jahr und Tag,“ ſchaltete Oskar ein. Dann erzählte er, wie ihn Dewitſchand behandelt hatte, und daß Richards kecke That ihn vor dem ſichern Tode bewahrte. „Ihm verdanke ich das Leben,“ ſetzte er hinzu, „daher möchte ich mich auch von ihm nicht eher wieder trennen, bis wir in Hamburg ſind. Meine Eltern müſſen den kennen lernen, der ihnen ihren Sohn erhielt.“

Mr. Gould ergriff Richards beide Hände. „Ich bin auch ein Deutſcher,“ ſagte er, zum erſtenmale von ſeiner Vergangenheit ſprechend, „es freut mich daher immer, einem jungen Landsmann zu begegnen. Es war hübſch von Ihnen, daß das lands-

mannſchaftliche Gefühl Sie trieb, den Deutſchen zu retten, gleichviel wer er ſei.“

Oskar überkam wieder das häßliche Gefühl des Neides. „Gedenken Sie ſelbſt nicht mehr nach Europa zurückzukehren, Mr. Gould?“ fragte er etwas haſtig, um ſeines Beſchützers Aufmerkſamkeit abzulenken.

„Das kommt darauf an, mein Lieber. Jedenfalls müſſen zuerſt die See- und Landräuber vollſtändig geſchlagen ſein.“

„Sie hoffen dem Chineſen wieder zu begegnen und ihn zur Herausgabe Ihres Käſtchens zu zwingen, nicht wahr?“

Mr. Gould ſchüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. „Dewitſchand hat es ſicherlich längſt über Bord geworfen,“ ſagte er. „Es war umſonſt, daß er ſeine Seele mit dem Verbrechen des Mordes belaſtete, — mein ängſtlich behüteter kleiner Kaſten enthielt nur Briefe.“

„Weiter nichts?“ rief Oskar.

Ein ruhiger Blick traf den ſeinen. „Sie waren das teuerſte Gut, welches ich auf Erden mein eigen nannte,“ verſetzte Mr. Gould.

In dieſem Augenblick erſchien ein Diener und meldete, daß Mr. Brooke die beiden jungen Leute zu ſehen wünſche. Mr. Gould führte ſie daher in das Empfangszimmer, wo ihnen ein noch junger, militäriſch und vornehm ausſehender Mann auf das leutſeligſte entgegenkam. „In den nächſten Tagen beginnt der Feldzug gegen die verſchanzten Empörer,“ ſagte er, „ich heiße Sie beide daher als Teilnehmer desſelben herzlich willkommen.“

Dann erkundigte er ſich nach den Verhältniſſen der jungen Deutſchen, verſprach, ſie nach glücklich beendetem Kriege auf dem kürzeſten Wege in die Heimat befördern zu laſſen und übergab dann beide der Fürſorge eines Unteroffiziers, welcher ihnen Wohnung und Kleidung anwies, ſie mit Waffen und Lebensmitteln verſorgte, kurz, die früheren Seeleute in Soldaten verwandelte.

Mr. Gould klopfte Richards Schulter. „Ich begleite Sie,“ ſagte er. „Das Ganze wird mehr ein Siegesmarſch, als ein Kampf. Die Aufrührer können ſich gegen die Feuerwaffen und die Mannszucht der Weißen natürlich nicht halten.“

„Sind die befeſtigten Dörfer weit von hier?“ fragte Richard.

„Einige Tagereiſen. Da ſitzen Malaien und Dajaks, Chineſen und alles mögliche andere Raubgeſindel hinter hohen Wällen, um zu plündern, was in ihre Hände gerät; Sultan Haſſim kann weder

Steuern erlangen, noch die zerfahrenen Banden zur Heeresfolge zwingen, — dem wollen wir abhelfen.“

In dieſem Augenblick ſchien der Fünfziger jung; ſein Auge blitzte und ſeine Haltung verriet die Thatkraft, welche ihn wirklich durchſtrömte. Mr. Gould hatte ohne Zweifel viel gelitten, aber es gab in ſeiner Vergangenheit keinen dunkeln Punkt, keine Stunde, auf die er mit Scham oder Reue zurückblicken mußte. Er war ein Ehrenmann, dieſen Eindruck mußte jeder von ihm empfangen.

Oskar ſah ihm, nachdem Richard und er allein geblieben waren, mit kaum verhehlter Enttäuſchung nach. „Du haſt mich, wie es ſcheint, bereits völlig überflügelt,“ ſagte er in bitterem Tone. „Mr. Gould hatte nur Augen für dich!“

Richard errötete. „Das freut mich,“ antwortete er. „Ich finde deinen Gönner ſehr einnehmend, ſehr liebenswürdig. Was freilich ſein Geld betrifft,“ ſetzte er lachend hinzu, „ſo ſollſt du dasſelbe ganz für dich allein behalten, habe deshalb keine Sorgen.“

„Du biſt wirklich ſehr großmütig. Es ſcheint indeſſen leider, als ſei die früher ſo feſt beſchloſſene Reiſe nach Europa jetzt ganz aufgegeben.“

Richard zuckte die Achſeln. „Das müſſen wir abwarten,“ verſetzte er. „Jetzt möchte ich einſtweilen die Stadt in Augenſchein nehmen. Geh mit, Oskar!“

Ein Seufzer war die Antwort, aber doch ſuchte Oskar eiligſt ſeine Mütze. Wo Richard war, da wollte er in der Nähe ſein, um ihn wenigſtens fortwährend zu überwachen.

Ein malaiiſcher Führer war ſchnell gefunden und ſo wanderten die drei hinaus, um das zerfallende, von Armut und Schmutz erniedrigte Kuſching zu beſehen. Nur ein Gebäude zog die Aufmerkſamkeit der Weißen einigermaßen auf ſich, ein hohes Haus, das aus Holz erbaut war und vor dem eine Art Verſchanzung aus Dornen und Erdwällen dahinlief. Bewaffnete Malaien, dunkle ſpitze bartloſe Geſichter mit dem Turban, ſahen überall aus Fenſtern und Thüren hervor. Sie trugen Schilder und Lanzen, waren auch durch Federn, bunte Lappen und Perlenhalsbänder kriegeriſch herausgeputzt, aber das Ganze machte doch einen höchſt dürftigen, kläglichen Eindruck; der Bettelſtolz ſah jedem dieſer ſogenannten Soldaten über die Schulter.

„Das iſt Haſſims Palaſt,“ erläuterte der Führer.

„Da ſitzt er alſo und fürchtet ſich vor jedem rauſchenden Blatte?“

„Ja. Am meiſten vor Sahib Brooke, den die Leute ſo ſehr lieben.“

„Ein trauriger Fürſt! — Was bedeutet das lange halbzerfallene Gebäude dort? Es wird bewacht, wie ich ſehe.“

„Ja, es iſt das Gefängnis, in welchem die Frauen und Kinder der Seeräuber ſitzen. Haſſim braucht ſie als Geiſeln, — wenn die Piraten ſeine Schiffe angegriffen haben, läßt er einige hinrichten; wenn aber kein Geld mehr in der Kaſſe iſt und die Räuber nichts hergeben wollen, müſſen ſo lange täglich ein paar Frauen oder Kinder den Kopf auf den Block legen, bis ihre Männer und Väter in die Taſchen greifen. Es leben noch Hunderte in dem ſchiefen alten Kaſten.“

„Abſcheulich!“ rief Richard. „Haſſim iſt ein herzloſer Schurke.“

„Gewiß iſt er das, — aber ſchlau. Er iſt niemandes wirklicher Freund, aber er hütet ſich auch, es mit irgend jemand völlig zu verderben.“

„Dafür wird er einmal ſchwer büßen müſſen, wie alle, die aus vermeintlicher Klugheit nach beiden Seiten hinken. — Können wir übrigens das Gefängnis etwas näher beſehen?“

„Freilich! Der Wall umſchließt das Ganze, aber die alte Baracke iſt eben ſo hoch, wie dieſer. Wir brauchen nur dort hinabzugehen.“

Elende Wohnungen aus Gras und Bambus lagen rechts am Wege, dahinter glitzerte der Strom und wehten die bunten Wimpel der Seeräuberſchiffe, — links erhob ſich das düſtere fenſterloſe Gebäude, in dem Frauen und Kinder als Gefangene lebten. Eine einzige Thür, d. h. eine Lücke in der Mauer, bildete den Zugang zu dem weiten Raume, der ſo viel menſchliches Elend beherbergte; kleinere Löcher, hier und dort mit den Fingern in die Strohverkleidung geriſſen, dienten zur Luftzufuhr, oder auch wohl als Ausguck, um zuweilen hinüberzuſehen auf das blaue ſonnenbeſchienene Waſſer, das Schiff, in deſſen Räumen Väter und Männer der armen Eingeſperrten lebten.

Vor dem Hauſe ſtand ein Block und eine ſchwere Keule lag daneben. Braune vertrocknete Streifen liefen über das Holz hinab, — Blut, das man achtlos fließen ließ, wohin es wollte. Tauſende und Abertauſende großer Schmeißfliegen hatten ſich an dieſem entſetzlichen Orte geſammelt; ſie wußten, daß es ihren gierigen Freßwerkzeugen dort niemals mangeln würde.

„Die Richtſtätte!“ flüſterte ſchaudernd unſer Freund. „Man

zerſchlägt alſo kleinen Kindern, wehrloſen Frauen hier mit der Keule ohne weiteres den Kopf?"

„Ja," ſagte leiſe der Malaie. „Haſſim kommt nicht in das Paradies des Propheten!"

„Schwerlich! — Es gibt da kein Gerichtsverfahren, keine Unterſuchung oder Verurteilung, ſondern man packt die erſten, beſten dieſer unglücklichen Weſen und mordet ſie? Die heute noch nichts ahnen, werden vielleicht morgen auf jenen Block geworfen?"

„Ja!"

Eine edle Entrüſtung färbte Richards hübſches Geſicht. „Das iſt niederträchtig," rief er, „das ſchändet die Menſchheit!"

„Als höre ich Mr. Gould ſprechen," lächelte der Malaie. „Der hat auch ſo oft geſagt, allein um dieſer Gefangenen willen könne er es nicht erwarten, gegen die Aufrührer loszuſchlagen und dem verräteriſchen Haſſim Geſetze zu geben."

Richard nickte. „Jetzt iſt Gottlob die Stunde da! — Sieh doch, Oskar, ſieh die armen Geſchöpfe, wie kümmerlich ſie herumſchleichen."

An jedem Guckloch ſtanden vergrämte abgemagerte Frauen, zum Teil mit kleinen Kindern auf den Armen, oder Greiſinnen, deren Blicke, halb erloſchen, den Vorübergehenden folgten. Kinder in jedem Alter, nackt und ſchmutzig, ſpielten vor der offenen Thür mit Strohhalmen oder Steinen, die ihnen vielleicht einmal ein mitleidiger Menſch zugeworfen hatte. Die Treppe fehlte ganz und am Hinabklettern, an dem Gedanken des Entkommens hinderte die Nähe der Lanzenträger, welche angewieſen waren alles niederzumachen, was etwa fliehen würde.

Die Weißen umgingen das ganze Gebäude und entließen dann, wieder vor Haſſims Palaſt angelangt, den Führer, der zu James Brookes Leuten gehörte. Am Nachmittag wurde auf der Barkaſſe des „Violan" eine Stromfahrt unternommen und folgenden Tages die Ladung des Dampfers „Royaliſt" ausgeſchifft.

Alles was Augen hatte, riß dieſelben weit auf, aller Hälſe reckten ſich. Der ganze Bauch des Dampfers war mit Kugelbüchſen und Säbeln dicht gefüllt.

Ein einziges Flüſterwort lief von Mund zu Mund: „Jetzt geht's los!"

Dann wurden an den Breitſeiten des „Swift" und „Royaliſt" eine hübſche Anzahl blitzblanker Kanonenmündungen enthüllt; die beiden Schiffe im Verein mit der Fregatte nahmen Stellung vor

den Zugängen der Ströme, so daß aus den Reihen der Räuberflotte kein Fahrzeug entkommen konnte, ohne von den eisernen Grüßen eines der drei Dampfer erreicht zu werden.

Die Seeräuber schwenkten bei diesem Anblick ihre bunten Fahnen, sie erhoben ein herausforderndes, gellendes Kriegsgeschrei, das indessen vollkommen unbeachtet blieb. Mr. Brooke wollte erst die Schlupfwinkel des Gesindels in den Wäldern durch Feuer und Schwert zerstören, ehe er den entscheidenden Sieg zur See erfocht.

Am vierten Tage nach der Ankunft des „Violan" erfolgte der Auszug des Befreiungsheeres. Etwa vierhundert Männer, mit Schießbedarf und Lebensmitteln reichlich versehen, bildeten Mr. Brookes ganze Armee; Weiße, Malaien und Dajaks, alles bunt durcheinander. Wie in jedem Bürgerkriege, so focht auch hier der Bruder gegen den Bruder, aber man darf hinzufügen, der redliche Arbeiter gegen den verwilderten, entarteten Sohn seines Stammes, der ordnungsliebende Staatsbürger gegen den Aufrührer, welcher Ehre und Gewissen längst mit Füßen getreten hatte.

Die Weißen, auch unsere Freunde, trugen die englisch-indische Infanterieuniform, die Malaien ihre türkischen Überwürfe und Turbane, die Dajaks ihre Gürtel und Federbüsche, aber alle hatten Feuerwaffen und hohe Lederstiefel zum Schutze gegen die Schlangen und giftigen Insekten.

Mr. Hardington war mit bei dem Zuge. „Als Schlachtenmaler!" sagte er, sich in die Brust werfend. „Leben Sie wohl, mein guter Doktor, und langweilen Sie sich ohne mich nicht gar zu sehr."

„Das wird schon zu ertragen sein, Kleiner. Aber hören Sie doch, — bringen Sie mir auf dem Rückwege noch eine Nepenthesblume mit. Sie wissen ja, welche ich meine!"

„Vollständig. Es ist die Blüte, aus deren zartem Kelch eine Kuh ihren Durst mit Bequemlichkeit löschen könnte. Ich werde Ihnen einen ganzen Strauß pflücken."

„Wir haben nämlich," wandte er sich zu den beiden Deutschen, „die Insel an der anderen Seite schon einmal durchwandert, deshalb geht der Doktor nicht wieder mit uns."

„Was ist übrigens das?" setzte er erschreckend hinzu, als die schiefe Baracke mit den gefangenen Frauen und Kindern in Sicht kam. „Da strecken sich bittende Hände uns entgegen."

Die ganze Schar der Eingesperrten hatte sich an den Fensterlöchern und dem Eingang versammelt, ein Chor von kläglichen

Stimmen rief den Männern zu, auch der armen Gefangenen eingedenk zu bleiben. „Rettet uns," ſchrieen die unglücklichen Geſchöpfe, „rettet uns, wir müſſen hier ſterben!"

James Brooke ſchwenkte den Degen. „Auch für euch ziehen wir in den Kampf," rief er laut und ermutigend. „Seid getroſt, ihr bleibt unvergeſſen!"

Von Haſſims Feſte ſahen Hunderte den Abziehenden nach. Ein mageres gelbes Geſicht zeigte ſich einen Augenblick an einem der oberen Fenſter, dann verſchwand es wieder.

„Das war der Sultan ſelbſt," ſagte Mr. Gould. „Aus ſeinen vorderen Zimmern ſieht er die Flagge des „Violan" und von hier die Musketen, welche dem Räuberunweſen ein Ende machen ſollen, — jetzt zittert er doppelt."

„Und binnen wenigen Wochen wird er für immer von hier vertrieben ſein," ſetzte James Brooke hinzu.

Mr. Gould hielt ſich an der Seite der beiden Deutſchen, und beſonders Richard war es, den er häufig anredete. Ihm ſchien die Stimme, der Blick des jungen Deutſchen eine geheime, immer erneute Anregung zu gewähren, er ließ ſich von ihm erzählen, wie die Reiſe auf Dſchumbos breitem Rücken von ſtatten gegangen war und anderſeits erklärte er ihm auch wieder alles Beſondere, was ſich am Wege zeigte.

Die Stadt Kuſching lag bereits hinter den Ausziehenden, auch zwei oder drei halbverfallene, ärmlich ausſehende Malaiendörfer waren durchzogen, da zeigte ſich unweit der Straße ein freier, ſeltſam ausſehender Platz.

Mr. Hardington rümpfte die Naſe. „Was duftet hier, mein werter Mr. Gould? Eine Leimſiederei?"

Der Gefragte ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Soweit haben es die Malaien noch nicht gebracht, Sir. Das hier iſt ein Kirchhof."

„O unmöglich. Überall liegen Ochſenköpfe!"

„Ja, eben darum. Sehen Sie auch die vielen kleinen Fahnen und die Sträuche mit den weißen Blumen? In der Mitte liegt der Tote."

„Und da?" rief der Künſtler? „Iſt das etwa ein Begräbniszug?"

Mr. Gould ſah hinüber. „Ja, man bringt einen Geſtorbenen."

„O ſchade, ſchade, daß wir uns nicht aufhalten können!"

„Sind Sie ſo wißbegierig, Sir? — Nun, dann laſſen Sie uns nur der Feier mit beiwohnen, ſpäter traben wir dafür ein

wenig ſchneller. Die Leute müſſen doch zum Mittagseſſen ein paar Stunden Zeit behalten."

Mr. Hardington lachte beluſtigt. „Das iſt eine gemütliche Art von Kriegführung," rief er. „Wer nicht Schritt halten mag, der kommt hinterher."

„Wenn ich es ihm erlaube, ja!"

Das wurde etwas ſcharf betont und der Künſtler biß ſich auf die Lippen. Er hatte vergeſſen, daß Mr. Gould der zweite Befehlshaber des Zuges war.

Die fünf Männer trennten ſich von den übrigen, um das malaiiſche Begräbnis mit anzuſehen. Die Erde war an der Stelle, welche den Leichnam aufnehmen ſollte, bereits ausgeſchaufelt, aber in ganz anderer Weiſe, wie bei einer chriſtlichen Beſtattung. Etwa ſechs oder ſieben Fuß tief hatte man eine ſeitliche Höhle gegraben, überall platt gepreßt und ihre Wände mit den weißen Blüten des Strauches, der auf allen Gräbern ſtand, vollkommen bekleidet. Von den ſchwarzen Erdwänden war nichts zu ſehen, Blume reihte ſich an Blume, den Toten erwartete ein ganz weißes, ſauberes Gewölbe; auch nicht eine Schaufel voll Erde konnte, wenn die Gruft zugeworfen wurde, ſein Geſicht treffen.

„Das iſt eine hübſche Sitte," ſagte Oskar. „Wie friedlich die Höhlung ausſieht!"

Richard antwortete nicht. Er dachte an das Armengrab ſeiner nie gekannten Mutter, an die Dornen und Diſteln, welche darauf wuchſen, ſo lange er ſelbſt ein Kind war. Freilich, ſeine erſte Heuer hatte er verwendet, um einen beſcheidenen Stein für die Tote zu kaufen, — auf der Marmorplatte ſtanden die Worte: „Meine geliebte Mutter," aber doch lag die Stätte im Armenwinkel und gerade jetzt ſah er mit dem Blick der Erinnerung die wüſten Flächen, welche es umgaben. Als man die Unglückliche einſcharrte, da hatte keine Hand auf ihren Sarg eine Blume gelegt.

An Richards Wimpern hing eine Thräne, Mr. Gould ſah es und ſtreichelte, wie es ſchien, einer plötzlichen Eingebung gehorchend, mit der Rechten ſeine Stirn. „Woran dachten Sie, mein junger Freund?" fragt er in gütigem Tone.

„An Hamburg — an ein teures Grab, Sir!"

„Leben denn Ihre Eltern nicht mehr?"

Ein Kopfſchütteln war die Antwort. Ehe Mr. Gould weiterfragen konnte, nahten ſich die Leichenträger und nun wäre es gegen alles Zartgefühl geweſen, noch eine Unterhaltung zu führen, außer-

dem aber ſtimmten auch mehrere tief verſchleierte Frauen ein Geheul an, das Mark und Bein der Hörer durchdrang. Es war die Totenklage, welche unſere Freunde ſchon von Sumatra her kannten und die hier ebenſo unangenehm wirkte, wie dort an Rehambos Baumſarg.

Auf einem Brett in weißen Tüchern lag der Tote; zwei Männer ſprangen in das Grab und nahmen ihn auf ihren ausgeſtreckten Armen in Empfang, dann wurde er ſorgfältig auf das Lager von Blumen gelegt.

Auch nicht ein Kelch verſchob ſich, nicht ein einziger bunter oder mißfarbiger Fleck ſtörte den Eindruck, welchen das reine Weiß hervorrief. Von oben her wurden ganze Körbe voll Blumen den in dem Grabe ſtehenden Männern gereicht und ſo oft eine Schaufel voll Erde herabfiel, legten dieſe zwiſchen die Leiche und den ſchwarzen Staub eine Schicht weißer duftiger Blüten, bis die ſeitliche Höhlung verſchwunden war, dann ſtiegen die beiden ſonderbaren Totengräber heraus und die Gruft wurde ausgefüllt.

„Wo iſt nun der Ochſe, deſſen Kopf hier als Leichenſtein dienen ſoll?“ flüſterte Mr. Hardington.

„Der hat noch ein volles Jahr zu leben,“ verſetzte Mr. Gould. „Genau am ſelben Tage des nächſten Jahres wird er geſchlachtet und ſein Kopf hierhergetragen. Da nun aber derartige Erinnerungen täglich ſtattfinden, ſo iſt die Reinheit der Luft auf malaiiſchen Kirchhöfen ſtark beeinträchtigt.“

Das Grab war jetzt ausgefüllt, die Frauen heulten nicht mehr, ſondern umſteckten den Ort mit einer Unzahl kleiner Flaggen, die wie Kinderſpielzeuge ausſahen, dann wurde der Strauch gepflanzt und nun ſprachen alle Anweſende, den Blick gegen Mekka gerichtet, ein Gebet, dem die Weißen achtungsvoll zuhörten.

Wie viele Beerdigungen hatten unſere Freunde während ihrer langen Wanderung mit angeſehen! — Bowand, der Parſe, wurde tot den heiligen Geiern überliefert; Tſchander Ajub, der Hindu, verbrannt und Rehambo, der Batta, als Leiche in einem luftdicht verſchloſſenen Baumſtamm aufbewahrt. Die Malaien betteten ihren Angehörigen auf Blumen, — für das wilde, wenig angenehme Volk eine Sitte voll rührender Zartheit.

Stumm gingen die Weißen, nachdem alles beendet war, dem Heere nach; erſt ſpäter ſprachen ſie wieder miteinander. Wer in ein offenes Grab geſehen hat, der fühlt ſich über die kleinen und

kleinlichen Angelegenheiten des Lebens doch einen Augenblick hinausgehoben.

Berge und tiefe Thäler wechselten mit weiten Grasflächen, auf denen Hirsch und Antilope weideten, Gebirgsströme kamen über Klippen daher, um weiter unten stille blaue Seen zu bilden, umsäumt von Palmen und Zitrusbäumen. Zahllose wilde Enten schnatterten auf dem Wasser, der malaiische Bär, wenig scheu und furchtsam, kletterte kaum etwas höher, sobald er die Wanderer bemerkte, — kleine Affen und Papageien huschten in ungezählten Scharen zwischen den fruchtbeladenen Zweigen umher.

„Ist es nicht schade, daß ein so schönes Land unter dem Drucke der Räuberherrschaft zu Grunde geht," rief Mr. Gould, „und ist es nicht ein gutes Werk, diesem Unwesen endlich einmal den Kopf zu zertreten?"

Die übrigen stimmten ihm lebhaft bei und dann erläuterte ihnen der Vertraute James Brookes den eigentlichen Feldzugsplan. Drei Räuberdörfer tief im Walde versteckt, bildeten die Schlupfwinkel der mit den Piraten verbündeten Dajaks; sie waren sämtlich befestigt und lagen so hart nebeneinander, daß immer die Besatzung des einen den etwaigen Angreifern des anderen sogleich in den Rücken fallen konnte.

„Deshalb sind wir in so großer Stärke ausgezogen," setzte er hinzu. „Alle drei Befestigungen müssen zugleich im Sturm genommen werden."

„Wollen wir die Dörfer umzingeln, Sir?" fragte Richard.

„Ich denke so, mein Junge. Es sind kaum zweihundert wehrfähige Männer darin."

„Die aber mit vergifteten Pfeilen schießen."

„Das allerdings. Wir bauen indessen Schanzen, denen diese tückischen Geschosse nichts anhaben können — und sollten alle andern Mittel versagen, so schneiden wir den Empörern die Wasserzufuhr ab; in ihren Dörfern gibt es keinen Fluß."

„Kennen Sie die Umgebung so genau, Sir?"

„Ganz genau, ich habe fast achtzehn Jahre meines Lebens auf diesen Inseln verbracht, bald als Diamantensucher, bald als Landwirt und dann wieder als Kaufmann. — Da wären übrigens unsere Freunde!"

Ein buntes Bild entrollte sich den Blicken der Ankommenden. Zwischen hohen Bäumen loderten Feuer hell zum Himmel empor und überall in der heißen Asche brodelten die Reistöpfe der Sol-

daten. Für Mr. Brooke und die übrigen Weißen bereiteten mehrere Diener ein Mittagsessen aus Fleisch und Gemüsen, zu dem die Weinflaschen im Gepäckkarren den nötigen Trunk lieferten. Auch der Nachtisch war bereits gepflückt, die Früchte der Pisangpflanze, die saftreichen Bananen, Brotfrüchte und besonders die großen wundervollen Orangen.

Man aß und trank, man schwatzte und schlief endlich ein Stunde, um neue Kräfte zu sammeln, dann ging es weiter in den dichten, dämmernden Wald hinein.

Niemand begegnete den Soldaten. Was etwa von weitem den stattlichen Zug kommen sah, Menschen und Tiere, das flüchtete sofort, dennoch aber ließ Mr. Brooke, als der Platz für das erste Nachtlager erreicht worden war, in allen Einrichtungen so verfahren, als stehe der Feind hinter den nächsten Gebüschen.

Jeder Offizier oder Häuptling mußte seine Mannschaft dem Namen nach aufrufen und dann wurden, als kein Soldat fehlte, die Wachen ausgestellt. Zwischen zwei Feuerreihen lagerte das Heer, außerhalb derselben gingen von zwanzig zu zwanzig Schritten die Posten mit dem Gewehr im Arm auf und ab, indes zwei Offiziere, ein Weißer und ein Dajak, immer nach zwei Stunden den einzelnen Mann ablösen ließen. Die Leute rauchten, aber der Branntwein war ihnen strenge untersagt worden.

Während Oskar und Mr. Hardington schliefen, gehörte Richard zur ersten Feldwache. Er lag neben dem alten Dajakhäuptling im Gras und bewunderte den Reichtum an Insekten, welcher sich nach Eintritt der Nacht aller Orten zeigte. Kein Halm und kein Blatt, das nicht von Käfern geschaukelt wurde, keine Blüte, in deren Kelch nicht eine Familie solcher kleiner goldfunkelnder zierlicher Wesen ihre Heimstatt aufgeschlagen hatte, — selbst die Baumstämme und die Erde unter den Füßen waren belebt, die Luft erfüllt von leisem Singen und Klingen, von den Körpern kleiner und kleinster Geschöpfe.

„Ein schöner Fleck Erde, Alter," sagte Richard. „Bist du ein Eingeborner dieser Insel, Häuptling? — Wie ist dein Name?"

„Toldi!" versetzte in tiefen Tönen der Dajak. „Da in einem der Dörfer, die wir nun zerstören wollen, hat mich meine Mutter im Korbe getragen."

Richard sah ihn verwundert an. „Und doch ziehst du gegen deine Freunde ins Feld, Häuptling?"

„Es wohnen da keine Freunde von mir, weißer Knabe! Jetzt nicht mehr. Toldi iſt alt. Er hat alle begraben ſehen, die mit ihm jung waren, — nur einen einzigen Bruder beſitzt er noch, — viel, viel jünger als Toldi!“

„Und dieſer lebt in den befeſtigten Dörfern?“

Der Alte nickte ſtumm.

„Mein Bruder iſt kein guter Mann,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. „Er arbeitet nicht, opfert nicht, er iſt ein Räuber. Toldi hatte ſeine Hütte, ſeine Felder und Bäume, — aber Moharra kam mit noch ein paar andern und nahm ihm alles weg, — zweimal, weißer Knabe, zweimal! — Da kehrte Toldi mit Weib und Kind dem Stamme den Rücken und wanderte nach Kuſching zu Sahib Brooke, dem Vater der Armen und Unglücklichen. Hai! der Mann hat ein Herz von Wachs und eins von Eiſen. Wenn ein Bittender vor ihm ſteht, braucht er das erſte, dem Schuldigen gegenüber das zweite. Er hat dem alten Toldi verſprochen, daß Moharras Leben geſchont werden ſoll — und er hält Wort. Mr. Gould weiß es auch.“

„Dieſen lieben die Leute ſehr, nicht wahr?“ fragte Richard mit einer eigentümlichen Teilnahme an der Perſon des ernſten, gewinnenden Mannes.

„Sehr!“ nickte der Dajak. „Mr. Gould iſt Sahib Brookes Auge, ſeine Hand, ſein Kopf, alles zugleich. Er hat viel Geld und ſtillt die Thränen der Armen, wo er ſie fließen ſieht. Hai! Mr. Gould iſt ein alter Bekannter, er hat ſchon in der Hütte von Toldis Eltern als armer Goldſucher vor vielen, vielen Jahren friedlich geſchlafen. Damals war Moharra noch ein kräftiger Mann.“

Richard ſah voll Rührung in das Geſicht des Alten. Er wollte die Räuberwirtſchaft bekämpfen, wollte ſein ſchönes Vaterland von unerträglichem Drucke befreien, aber doch den eigenen Bruder ſchonen, doch den, welchen die Arme ſeiner Mutter getragen hatten, womöglich einer beſſeren, reineren Zukunft erhalten.

„Mr. Gould wird gewiß dafür ſorgen, daß Moharra entkommt,“ tröſtete Richard den Häuptling. „Du weißt ja, daß er immer Wort hält, nicht wahr?“

„Ja, ja,“ nickte eifrig der Dajak, „immer.“

„Biſt du ein Chriſt, Toldi?“

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Nein, Knabe, o nein. Die Götter meiner Väter ſind auch für mich gut genug, — ich brauche keine neuen.“

Unſer Freund lächelte, aber er verfolgte den Gegenſtand nicht weiter. „Wie heißt der gewaltige Berg, den wir da in der Ferne ſehen, mein guter Toldi?“

Der Dajak ſchmunzelte wie jemand, deſſen überlegenes Wiſſen ihm die Frage des anderen in ſeltſamem Lichte erſcheinen läßt. „Den Berg kennſt du wohl genauer, wie ich ſelbſt, Knabe,“ verſetzte er nach einer längeren Pauſe.

„Ich?“ rief Richard. „Was fällt dir ein, Häuptling?“

„Nun, nun,“ beſchwichtigte der Alte. „Du willſt nicht davon ſprechen. Es iſt auch gut, ich habe nichts geſagt.“

„Aber was denn, Toldi, was denn?“

„Nichts! Nichts!“

„Das begreife ein anderer!“ rief Richard. „Ich frage dich nach dem Namen jenes Berges und du gibſt mir Rätſel auf.“

Sein Geſicht mochte wohl dem eingebornen Häuptling deutlich zeigen, daß ihm deſſen Worte unverſtändlich blieben, denn Toldi rückte näher, nahm die Pfeife aus dem Mund und ſah verſchmitzt, ſchlaublickend zu ſeinem jüngeren Wachtgenoſſen empor.

„Weshalb ſind die Weißen nach Borneo gekommen?“ fragte er. „Toldi weiß es.“

Richard zuckte die Achſeln. „Du meinſt Mr. Brooke? — Nun, er will ſeinem Vaterlande und auch ſich ſelbſt Vorteile verſchaffen, er will dieſe Inſel aus der Knechtſchaft von Räubern befreien.“

„Das glaubſt du wirklich?“

„Du etwa nicht, Toldi?“

„Nein. Er muß ſich das Reich Sarawak unterthänig machen, das iſt gewiß, aber — ſein eigentlicher Zweck iſt es doch, auf jenen Berg zu ſteigen.“

„Und was will er denn da oben?“ fragte in maßloſem Staunen unſer Freund. „Er könnte ja zu jeder Stunde hinaufklettern!“

„Das kann er nicht. Oho, das kann er nicht! Noch nie iſt ein Menſch auf die Spitze des Kina-Balu gekommen.“

Richard ſchüttelte den Kopf. „Höre einmal, Toldi,“ ſagte er, „du mußt von vorn anfangen. Entweder erzähle mir alles oder laß uns von etwas anderem reden. Weshalb iſt noch kein Menſch auf den Kina-Balu gekommen? Kann man ihn nicht erſteigen ſeiner Glätte wegen?“

Der Dajak lächelte. „Wie genau du es weißt,“ ſagte er neckend. „Der Berg geht ſo ſteil aus dem eigentlichen Gebirgszuge

hervor, daß man fliegen müßte, um hinaufzukommen. Mr. Gould hat einmal geſagt, er ſteigt an unter vierzig Grad, — was er damit meint, weiß ich freilich nicht."

Richard nickte. „Schon gut, Toldi, das wäre eins. Weshalb ſollte aber Mr. Brooke ſo lebhaft wünſchen, gerade dies Gebirge erklimmen zu können?"

Der Dajak berührte mit der Fingerſpitze die Schulter des Genoſſen. „Du wünſcheſt es ja auch," ſagte er, „Mr. Gould wünſcht es, alle Weißen!"

„Aber weshalb? Weshalb?"

„Weil, — nun, du ſollſt dich überzeugen, daß ich das Geheimnis kenne. Weil oben auf der Spitze des Kina-Balu der Legundibaum ſteht!"

„Wache heraus!" rief in dieſem Augenblick die Stimme des engliſchen Offiziers. „Ablöſung vor!"

Richard mußte antreten und einen Poſten am anderen Ende des Lagers übernehmen. Er wurde dadurch für die nächſten zwei Stunden von dem alten Häuptling vollſtändig getrennt.

„Der Legundibaum!" wiederholte er ſich unzählige Male, „der Legundibaum! Ich habe nie den Namen gehört. Nun, es iſt wenigſtens ein Glück, daß nicht Mr. Hardington dieſe Ungewißheit zu ertragen hat, er würde jedenfalls daran erſticken."

Und dann ſuchte ſein Auge die ferne, im Mondlicht klar hervortretende Spitze des Berges. Wie rieſenhaft lag das weitgedehnte, von Wald und Waſſer umrauſchte Gebirge, wie großartig war der ganze Anblick rings umher! Tiefe Schluchten zogen ſich durch das Geſtein, hohe einzelne Klippen ragten über die Baumwipfel hinaus, blumige Thäler ſchmiegten ſich an den Felſen.

„Tu-Wau! — Tu-Wau!" rief aus der nächſten Palmengruppe ein Argusfaſan und ſogleich antwortete ihm in geringer Entfernung ſein Genoſſe: „Tu-Wau! — Tu-Wau!"

Ein Grunzen klang herüber, dann ein Raſcheln in den Zweigen. Da oben, ganz in der höchſten Spitze, bildeten Blätter und Äſte eine große Kugel, — ein ſchwarzes boshaftes Geſicht ſah daraus hervor.

Das Neſt des Orang-Utang! — Jetzt warf auch ſein Bewohner einen Hagel von Nüſſen herab, — Richard knackte ſie alle und winkte dem Spender mit dem Taſchentuch einen Dank, wodurch er das Tier immer mehr erbitterte. Es ſprang aus dem Neſt

und wieder hinein, fletſchte die Zähne und ſchleuderte ganze Zweige herab.

„Wenn ich abgelöſt bin, wecke ich Mr. Hardington und gehe mit ihm ein wenig auf die Affenjagd," dachte Richard. „Aber freilich, erſt muß mir Toldi ſagen, was die Geſchichte mit dem Legundibaume zu bedeuten hat."

Eine halbe Stunde ſpäter machte Mr. Gould die Runde bei den einzelnen Poſten. „Wie gefällt Ihnen das Soldatenleben?" fragte er ſcherzend. „Drückt die Muskete?"

„Durchaus nicht, Sir. Ich hoffe von dieſer Reiſe die angenehmſten und reichſten Erinnerungen mit nach Hauſe zu nehmen!"

Mr. Gould ſah immer in ſein, bei dieſem forſchenden und doch ſo milden Blick errötendes Geſicht. „Nach Hamburg?" fragte er halblaut.

„Ja, Sir."

„Vielleicht begleite ich Sie und Oskar dahin!"

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben" ſetzte er dann hinzu. „Ja? — Nun, dann ſagen Sie mir, bitte, gleichen Sie äußerlich, was die Geſichtszüge betrifft, Ihrer verſtorbenen Mutter?"

Richard fühlte wie er erblaßte. „Ich weiß es nicht, Sir. Meine Mutter ſtarb, als ich wenige Wochen zählte, — ein Bild von ihr beſitze ich leider auch nicht."

Der Offizier legte die Hand auf Richards Schulter, er war wieder ſo verändert wie damals, als ihm die beiden Deutſchen zuerſt vorgeſtellt wurden. „Aber man wird Ihnen von der Verſtorbenen doch erzählt haben," ſagte er tief atmend. „Verwandte, nähere oder fernſtehende Familienglieder ſprechen dieſes und jenes, deſſen ſie ſich erinnern."

Richard ſchüttelte den Kopf. „Nein, Sir, ich habe keine Familie, auf die ich mich berufen könnte, — ich bin ein Findling und im Waiſenhauſe erzogen."

Mr. Gould ſchwankte, als habe ein Keulenſchlag ihn getroffen.

„Mein Gott," ſtammelte er, „mein Gott, — erzählen Sie mir mehr von der Sache!"

Richard berichtete nun, was er von den Vorgängen bei der Auffindung ſeiner toten Mutter im Poſtwagen ſelbſt wußte, und Mr. Gould hörte zu, wie jemand, dem man ein Urteil verkündet, das über Tod und Leben entſcheiden ſoll.

Dann, als Richard ſchwieg, blickte er auf und einen Augenblick ſchien es, als wolle er den jungen Mann mit beiden Armen

umfaſſen, aber ebenſo ſchnell und unvermittelt wandte er ſich ab, nur einige Worte murmelnd, die jener kaum verſtand. „Gute Wacht, — ich habe Eile!“

Richards Herz ſchlug ſchneller, er fühlte ſich unwillkürlich verletzt. Alſo weil er keine Familie beſaß, mochte der Mann mit dem liebenswürdigen Weſen ihn auch nicht kennen, nicht mit ihm zuſammen von den übrigen geſehen werden!

Ein bitteres Lächeln glitt über ſeine Lippen. Daß gerade Mr. Gould ſo dachte, hatte ihm doch ſehr weh gethan.

Das Gewehr im Arm ging er geſenkten Blickes auf und ab. Wenn jetzt ein Feind heimlich herangeſchlichen wäre, ſo würde er ihn auf zwei Schritte Entfernung noch nicht bemerkt haben.

Dann kam die Ablöſung und wieder ſaß er an Toldis Seite im Gras. War es nicht thöricht, ſich eines ganz fremden Menſchen wegen ſo zu ärgern? Was kümmerte ihn Mr. Gould und ſein ſonderbares Benehmen?

Nichts, gar nichts. Aber die Wunde brannte doch fort, ob er ſich es gleich immer wieder zu leugnen verſuchte.

„Toldi, was meinteſt du vorhin mit dem Legundibaum, der nach deiner Anſicht auf dem unbekannten Gipfel des Kina-Balu wächſt?“

Der Alte wiegte den Kopf. „Sie haben es dir verſchwiegen, weil du noch ſo gar jung biſt,“ flüſterte er. „Sieh, es gibt nur dieſen einen Legundibaum in der ganzen Welt, aber er beſitzt einen Zauber, der mehr wert iſt, als alles Gut des Lebens.“

„Ach! — Und das wäre?“

„Wenn man ſeine Frucht ißt, ſo gewinnt man die ewige Jugend. Alte Leute werden wieder, was ſie vor dreißig oder vierzig Jahren waren, junge behalten die Kräfte und die Schönheit, welche ſie gerade beſitzen.“

„Toldi, und das glaubſt du?“

Jetzt konnte Richard lachen, daß die nächſten Schläfer auffuhren. „Wer hat denn den Legundibaum geſehen?“ fragte er.

„Das weiß man nicht, aber er ſteht ganz gewiß auf dem Kina-Balu!“

„Warſt du denn ſchon ſelbſt oben im Gebirge, Alter?“

„Bis an den Berg, ja. Ihn kann man nicht erſteigen, wie ich dir ſagte.“

„Dann erzähle mir ein wenig, wie es da oben ausſieht, Toldi!“

„Hm, je weiter hinauf, um desto wilder, ärmlicher. Unten wachsen die schönen Nepenthesblumen, viele Alpenveilchen, blaue, gelbe und rote; oben wird es ganz kalt, man fühlt sich krank und auf den Gebüschen liegt vor Sonnenaufgang eine leichte weiße Decke. ‚Schnee,' sagt Mr. Gould. Es ist schaurig da unter den Lorbeer- und Rhododendrongebüschen."

„Kamst du nicht weiter hinauf, Toldi?"

Der Alte nickte. „Ich habe das Geistermoos gesehen und auch das Gras, welches die toten Büffel fressen."

„Die toten, Alter?"

„Ja. Wer stirbt, dessen Seele zieht zum Kina-Balu und möchte hinaufsteigen, um sich von den Früchten des Legundibaumes Leben und ewige Jugend zu holen, aber sie kann den Gipfel nicht erreichen und findet nun nichts als das kümmerliche Moos der Felsspalten, davon muß sie sich ernähren. Die Büffel, welche geschlachtet wurden, als man ihre Herren begrub, die toten Büffel ziehen den Seelen nach und fressen das wenige Gras, welches aus dem Felsboden noch hervorwächst.

„Prachtvoll!"

Beide, der Dajak und Richard, wandten bei diesem Ausruf den Kopf. Hinter ihnen lag auf dem Bauche der Maler und sah sie mit seinen lachenden Augen an. „Geistergras und Büffelseelen!" sagte er.

Richard winkte ihm, den Alten nicht zu verletzen. „Gehen wir ein Stündchen auf die Jagd, Sir?" fragte er. „Der Häuptling läßt uns durchschlüpfen."

Der Maler verharrte immer noch in seiner Fischstellung, wobei er mit den Fußspitzen auf das Gras trommelte. „Welche Jagd?" fragte er.

„Die auf Affen!"

„Hm, — Papa Dajak, wissen Sie nichts Aufregenderes?"

Der würdevolle Krieger mit seinem überlangen Kopfputz aus Menschenhaaren und Knochen nickte wohlgefällig. „Morgen um diese Zeit will Toldi einen Elefanten erstechen," sagte er.

„Ach, das läßt sich hören! Aber warum nicht lieber schon heute?"

„Weil keiner da ist," sagte trocken der Alte.

Sie lachten nun sämtlich und dann gab der Dajak nähere Erklärungen. „Morgen durchziehen wir eine weite baumlose Ebene, wo nur Gras wächst und in den tiefsten sumpfigsten Niede-

rungen die Nipa-Palme," ſagte er, „da tummeln ſich die Elefanten. Wir lagern am Waldſaum und ſchleichen uns bis an das brackige Waſſer, in dem die Palmen ſtehen, — dahin kommt der Graue, um zu trinken, und Toldi erſticht ihn."

„Aber werden wir uns aus dem Lager fortſtehlen können?" rief Mr. Hardington.

Toldi nickte. „Uns begegnet ja kein Feind," ſagte er lächelnd. „Das ſind keine Krieger, es ſind Räuber, die in ihren Schlupfwinkeln ſitzen und mäuschenſtill bleiben, bis wir Fackeln hineinwerfen. Überdies iſt das verſchanzte Lager der Aufrührer auch noch weit von hier; Mr. Gould erlaubt uns alles, was den Marſch verkürzen hilft."

Richards Herz ſchlug ſchneller. Mr. Gould, der ihn ſo tief verletzt hatte! —

Er drehte den Kopf gegen einen Baumſtamm und ſchloß die Augen. Es war ihm, als ſei eine kalte Hand über ſein warmes Herz dahingefahren.

Am andern Morgen ging es weiter und wie Toldi vorausgeſagt hatte, veränderte ſich allmählich die waldige, bergige Gegend bis in ihr gerades Gegenteil. Ein Sandfeld, wüſt und grau, wurde durchwandert, dann kam eine feuchte Niederung, wo das Waſſer ſchon in den Spuren der Männer zuſammenlief und kleine Lachen bildete. Hier war die Arbeit der Diamantenſucher in vollem Gange.

Zwölf Fuß tiefe Schachte unterhöhlten überall den naſſen, nachgiebigen Boden und Bambusleitern ſtanden in jedem einzelnen. Die Grube war zur Hälfte mit Waſſer angefüllt und große Siebe und Körbe befanden ſich daneben.

Die Arbeiter aßen grade ihr aus Reis beſtehendes Frühſtück, aber als ſich die erſten Soldaten näherten, ergriffen ſie in wilder Eile die Flucht. Es konnten ja auch Räuberbanden ſein, welche da erſchienen, um alles totzuſchlagen und auszuplündern, was ihnen in die Hände fiel.

Mr. Brooke ſchickte den Flüchtlingen einige Offiziere nach und ließ ihnen die Sache erklären. Es waren Dajaks mit ihren Ober- und Unteraufſehern, die nun, in ein Freudengeſchrei ausbrechend, zu den Arbeitsplätzen zurückkehrten und dem Heerführer einmal über das andere dankten, daß er den Räubern das Handwerk legen wolle.

„Sie kommen zu ſechzig oder hundert hierher," ſagte einer der

Aufſeher, „von allen Seiten zugleich und dann nehmen ſie weg, was wir beſitzen, ſelbſt unſre Kleider. Wer ſich widerſetzt, dem wird der Kopf abgeſchnitten.“

„Wie heißt ihr Anführer?“ fragte Toldi.

„Natürlich iſt es Moharra, der Radſcha, den ſie auch den böſen Geiſt nennen! In ſeinem eignen Blute ſoll er erſticken, das Ungeheuer.“

Der Dajak ſchüttelte traurig den Kopf. „Nun, nun,“ murmelte er, „du thuſt es auch billiger, mein Freund!“

Die Diamantenſucher ſtießen einander an. „Das iſt Toldi, Moharras Bruder!“

Trauriger, ſchrecklicher Gedanke, der des Bürgerkrieges! —

Die Leute gingen an ihre Arbeit zurück und während einer kurzen Viertelſtunde ſahen die Weißen derſelben zu. Während an einigen Stellen die Diamanten im trocknen, loſen Sande gefunden wurden, wuſch man ſie hier aus dem Grundwaſſer heraus. Möglichſt vom Boden hob der auf der Leiter im Schacht ſtehende Arbeiter einen Eimer voll Waſſer und Schlamm aus der Tiefe und reichte ihn einem anderen, am Rande der Grube ſtehenden Manne, dieſer ſeinerſeits gab ihn weiter an einen dritten, der alles in ein Sieb ſtürzte und fortwährend mit reinem Waſſer nachſpülte, bis nur die kleineren oder größeren Diamanten auf dem Boden desſelben zurückgeblieben waren.

Aber wie ſelten belohnte der Ertrag die Mühe! Zwanzigmal fand ſich das Sieb leer, ein- oder zweimal lagen edle Steine auf dem Metallboden.

Dazu ſchien die Sonne glühend vom Himmel herab und Moskitos in ganzen Schwärmen, zu Millionen, bedrohten fortwährend die halbnackten Körper der Arbeiter. Es war ein ſaures Brot, das die Leute aßen.

Als die Weißen Abſchied nahmen, wurden ihnen Glückwünſche und Grüße von allen Seiten nachgerufen. „Gute Kopfjagd!“ hieß es aus jedem Grubenſchacht herauf.

Ein grauenhafter Siegeswunſch, aber doch war er berechtigt genug. Die Räuberhorden in den Wäldern und auf dem Waſſer drohten täglich mehr, die Arbeit und den redlichen Erwerb vollkommen zu vernichten; es mußte mit dieſen menſchlichen Blutſaugern einmal ein Ende gemacht werden.

Richard und Toldi marſchierten wieder Seite an Seite, neben

ihnen Oskar und der Künstler. Die Soldaten sangen, diese Gruppe dagegen plauderte.

„Hören Sie, mein werter Häuptling," sagte Mr. Hardington, „wie kommt es, daß in diesem Lande, wo die prachtvollsten Edelsteine gleichsam auf der Straße liegen, doch keine Frau sich mit denselben schmückt? Eure Damen tragen Glas und Kupfer, aber die Diamanten verschmähen sie."

Der Dajak nickte. „Die kleinen hellen Steine sind bezaubert!" sagte er.

„Schon wieder?" rief Richard. „Was ist es denn nun damit, Papa Toldi?"

„Die Diamanten sind die Thränen einer unglücklichen Frau," sagte mit geheimnisvoller Miene der Alte. „Vor vielen Tausenden von Ernten, als noch die Malaien und die Weißen den Weg nach Borneo nicht entdeckt hatten, da lebte hier ein Radscha mit seiner Gemahlin glücklich und zufrieden von den Gaben des Waldes und der Jagd, aber eines Tages kam er nicht wieder nach Hause, eine giftige Schlange hatte ihn getötet. Da grämte sich Batu Intan, seine Gemahlin, so sehr, daß sie aufbrach, um ihn zu suchen. Die hohe Frau ging weinend und wehklagend durch ganz Borneo, ihre Thränen fielen überall in den Sand und versteinerten zu glänzenden Perlen, bis die arme Fürstin ermattet zusammenbrach und vor Kummer starb. Das ist die Geschichte der Diamanten; keine Dajaksfrau trägt sie."

Mr. Hardington nickte. „Wenigstens eine hübsche anmutige Sage," meinte er. „Batu Intan und Puti Orla Bulan sollen beide noch den Stoff zu weltberühmten Gemälden liefern. Welch zarte Dichtungen ihr Wilden doch erfinden könnt!"

Er sah immer auf den Sand, in der Hoffnung, einen Edelstein zu entdecken, aber das blieb verlorene Mühe; nur Schlamm haftete an den Stiefeln der Soldaten.

Jetzt war die grüne Ebene erreicht. Langes dichtes Gras bedeckte den Boden und hier und da stand in Gruppen die Nipa-Palme unter Wasser, kleine Wälder bildend, mit ihren schönen Federkronen eine angenehme Kühle den Wanderern zufächelnd. Tiere fanden sich fast nirgends, sie schienen alle ihre Wohnungen in den Wäldern aufgeschlagen zu haben.

„Aber Elefanten gibt es," versicherte Toldi. „Wartet nur bis zur Nacht, heute bekommen wir keinen Mondschein."

Ein paar wilde Karabauen waren im Laufe des Tages schon

geſchoſſen und gleich an Ort und Stelle ausgeweidet worden, es gab alſo für das ganze Heer friſches Fleiſch, das einige im Kupfergefäß brieten, andere am Spieß und wieder andere in der heißen Aſche auf Steinen. Die Wache wurde eingerichtet wie geſtern, die beiden Feuer entzündet und als tiefe Finſternis alles ringsumher bedeckte, der Feldzug gegen die Elefanten ins Werk geſetzt.

Mr. Gould ſchlief nicht, obwohl er auch in der vorhergehenden Nacht die Poſten überwacht hatte. Er ging langſamen Schrittes durch die Reihen und Toldi redete ihn an.

„Erlaubſt du, daß ich mich ein wenig vom Lager entferne, Sahib? Wir möchten einen Elefanten ſtechen, die beiden Weißen aus Deutſchland, der Bildermacher und ich.“

Mr. Gould wandte den Kopf. „Wer will dich begleiten, Toldi?“

Der Dajak bezeichnete ſeine Jagdgenoſſen. „Dieſe da, Sahib!“

„Aber du wirſt an ihnen keinerlei Beiſtand haben, Häuptling, ſie verſtehen ja doch ſämtlich von der Elefantenjagd nicht das mindeſte.“

Der Dajak lächelte behaglich. „Toldi kann es allein,“ verſetzte er.

„Nun, dann in Gottes Namen!“

„Aber ſeien Sie ſehr vorſichtig,“ fügte er mit einem ſchnellen Blick auf Richards Geſicht hinzu, „nehmen Sie ihre Stellung ſo, daß der verwundete Elefant nicht zu ihnen gelangen kann, ſonſt iſt es um ihr Leben geſchehen.“

„Ich klettere auf einen Baum,“ rief Mr. Hardington.

„Und ich richte mich genau nach dem, was mir Toldi ſagen wird,“ warf Richard ein.

Mr. Gould nickte lebhaft. „Das war vernünftig geſprochen,“ ſagte er. „Wenn ich mich vom Lager entfernen dürfte, ſo würde ich mitgehen; — aber das wäre im Augenblick eine Pflichtverletzung. Viel Vergnügen, ihr Herren!“

„Danke, Sir!“

Sie gingen in die Dunkelheit hinaus, aber ſchon nach kaum zwanzig Schritten erklang hinter ihnen Mr. Goulds Stimme. „Toldi!“

„Ja, Sahib!“

„Du haftеſt mir für die jungen Leute!“

„Gewiß, Sahib! Hai! Hai! Toldi bringt dir die Knaben ſicher zurück.“

„Und Sie, Richard, — laſſen Sie ſich von ihrer Keckheit nicht allzu ſehr verlocken, hören Sie! Es dürfen keine Abenteuer geſucht werden.“

„Nein, Sir, ich gebe Ihnen mein Wort!“

Dann war das Geſpräch zu Ende und draußen auf der offenen Lichtung ſpielte kühler Wind um die Stirnen der Jäger. Toldi machte den Anführer, die drei Weißen folgten ihm wortlos, ſo leiſe und ſchnell ſie konnten. Ihre Augen gewöhnten ſich allmählich an die Dunkelheit, ſie ſahen die Palmengruppen und das ſchillernde Waſſer zwiſchen den Stämmen, endlich die nähere Umgebung, auf deren Fläche ſich kein lebendes Weſen bewegte.

„Dorthin geht der Weg,“ flüſterte Toldi. „An dieſer Bracke trinken die Elefanten, oder lecken doch das Waſſer auf, um Salz zu bekommen.“

„Salz?“ wiederholte Richard. „Wie ſo das, Toldi?“

Der Dajak wiegte den Kopf. „Ja, ſiehſt du, Knabe, wie das Salz dahin kommt, weiß ich nicht,“ geſtand er, „aber es iſt da. Die Nipa-Palme hat es in ihren Wurzeln, die wir trocknen und verbrennen, um unſer Kochſalz zu gewinnen. Frage nur Mr. Gould, der weiß alles!“

„Aufgepaßt!“ ſetzte er dann hinzu. „Dieſe Gruppe iſt es, — ihr dürft nun nicht mehr ſprechen.“

Mr. Hardington zuckte die Achſeln. „Von Elefanten ſehe ich nichts,“ raunte er.

„Sie werden ſchon noch kommen, Sahib!“

Die Palmen ſtanden in einem, von Wurzelwerk und Waſſerpflanzen durchzogenen Tümpel, es waren ſtarke Stämme darunter, Bäume, die ſehr wohl einem menſchlichen Körper Schutz gegen etwaige Verfolgung bieten konnten, aber ſie ließen ſich vom Lande aus nicht gut erreichen. Nur eine einzige ſtand ſo, daß man hinaufſpringen konnte, — dieſe mußte Toldi für ſich behalten.

„Was nun?“ fragte Oskar.

„Das ſollſt du gleich ſehen, Knabe! An der andern Seite liegt ein Stamm, der vom Blitz getroffen ſein muß; wir brauchen ihn als Brücke.“

„Weißt du denn überhaupt, daß die Elefanten grade an dieſe Stelle kommen, Alter?“

„Ja, ja, ich weiß es. Aber du mußt ſtillſchweigen, Knabe.“

Alle vier Männer ſchlichen nun um den Tümpel herum und jenſeits desſelben lag richtig ein ſtarker, offenbar durch den Blitz

zu Boden geworfener Stamm, den ſie mit vereinten Kräften herbeiſchleppten. Die oberen Äſte bildeten auf dem Wurzelwerk der Palmen einen Halt, das untere Ende lag am Lande, und ſo war die Brücke fertig.

Toldi betrat ſie zuerſt, er ging ſicheren Schrittes hinüber. „Das Holz trägt," ſagte er.

Die drei Weißen kletterten in die höchſten, ſtärkſten Palmen, während Toldi drüben an den Stamm der freiſtehenden trat und ſich im Schatten vollſtändig verbarg.

„Ganz ſtill da oben!" gebot er.

Es mochte gegen Mitternacht ſein. Wie ein unbeſtimmter Schein irrte über den Rand des Horizontes ein ſchwaches Rot, der Abglanz des fernen Wachtfeuers. Keine Tierſtimme wurde laut, nur der Wind ließ die Fächer und Wedel der Palmen rauſchend gegen einander ſchlagen.

„Toldi," flüſterte der Künſtler, „kennſt du kein Zauberwort, das die grauen Rieſen herbeiruft, alter Geheimniskrämer?"

„Still! Still!"

„Ich glaube, ſie kommen!" raunte Richard.

„Ich auch!"

Ein Dröhnen erſchütterte den Erdboden, Stimmen wie Trompetenſchall klangen durch die Nacht, plumpe Füße ſtampften.

„Das ſind ſie! das ſind ſie!

„Toldi, nimm dich um des Himmels willen in acht!"

„Pſt! — Pſt!" —

Die Herde donnerte heran. Jetzt konnten unſere Freunde in in der herrſchenden Finſternis ſchon genug ſehen, um die Anzahl der rieſenhaften Tiere richtig zu ſchätzen; es mochten etwa fünfzehn bis zwanzig Elefanten zugegen ſein, darunter mehrere große Männchen, deren ungeheure Stoßzähne eine reiche Beute verſprachen. Sie näherten ſich der Bracke und tauchten die langen Rüſſel in das Salzwaſſer, um behaglich zu lecken.

Offenbar war ihnen die Gegenwart der Menſchen verborgen geblieben.

Richard bemühte ſich vergebens, im Schatten der am Ufer ſtehenden Palme den Häuptling zu entdecken. Von Toldis Perſon war nichts zu ſehen.

Allen drei Weißen ſchlug das Herz. Es ſchien doch ein tollkühnes Unternehmen, ſo als einzelner Mann ohne Feuerwaffe, nur mit dem Eiſenſpieß den grauen Rieſen entgegenzugehen, — ein

einziger Schlag mit dem Rüſſel und um das Leben des Alten war es geſchehen.

Da bewegte ſich's unten am Stamm, als blitze durch das Dunkel einen Augenblick ein hellerer Schein, der größte Elefant riß ſeinen Rüſſel aus dem Waſſer, daß die drei jungen Leute wie von einem plötzlichen Sprühregen übergoſſen wurden, ein gellender, erſchütternder Schrei zerriß weithin die ſtille Nachtluft.

Im Nu ergriff die ganze Herde die Flucht. Der Boden dröhnte unter den gewaltigen Füßen, einander überſtürzend rannten die Tiere blindlings davon.

Nur der Verwundete blieb. Schon während er ſo ungeſtüm das Waſſer aus dem Rüſſel ſchleuderte, war Toldi ſchnell wie der Blitz an ſeiner Palme emporgeklettert und als der Elefant den unerwarteten Angreifer ſuchte, längſt aus dem Bereich desſelben. Sein ſchmetterndes Siegesgeſchrei nahm den Bann von den Herzen der Weißen, ſein lautes jubelndes „Hai! Hai!" ließ ſie mit einſtimmen, als habe auch ihre Wiege in den Wäldern geſtanden.

„Endlich darf man ſprechen!" rief Mr. Hardington.

„Haſt du den Grauen getötet?" rief Richard.

„Oho! Oho! Das geht nicht ſo ſchnell, wie der Geier fliegt und das Reh läuft. Erſt tobt der Dicke noch ein wenig, dann macht er ſich auf die Sohlen, ſeinen Freunden nach und morgen können wir ihm den Genickfang geben."

„Morgen erſt! — Toldi, morgen erſt?"

„Oder übermorgen! Hört ihr, wie er arbeitet?"

Der Elefant hatte zuerſt verſucht, den Stamm, auf welchem Toldi ſaß, mit dem Rüſſel niederzureißen und als ihm das mißlang, kehrte ſich ſeine rachſüchtige Wut gegen alles, was nur irgend im Bereich ſeiner Kräfte lag. Er ſchleuderte Waſſerſtrahlen von Armesdicke in die Luft, zertrat das Gras und knickte jeden Zweig, den er faſſen konnte, zuletzt erprobte er ſeine ungeheuren Kräfte an dem Stamm, welcher als Brücke diente, er hob ihn auf und ließ ihn wieder fallen, als ſei er ein ſchwaches Zündhölzchen.

„Na, na" rief Toldi, „was machſt du da, Grauer? Gleich laß die Brücke liegen!"

Der Elefant brüllte vor Schmerz und Wut, nochmals packte er den Stamm und ſchleuderte ihn weit hinaus in das ſumpfige Waſſer, dann trabte er davon, ſo ſchnell es die tiefe Bauchwunde

geſtattete. Alle vier Männer hörten ihn im Dunkel der Nacht über das Feld eilen.

Toldi glitt wie eine Katze vom Baum. „Hai! Hai!“ rief er, „der Dicke hat die Hälfte ſeines Blutes hergeben müſſen! Sind das aber Maſſen, — der läuft keine Stunde mehr!“

Aber plötzlich tönte von ſeinen Lippen ein Schreckenslaut — „O! O! — Die Brücke!“

„Iſt ſie fort?“ riefen alle drei Weißen wie aus einem Munde.

„Schwimmt zwiſchen den Stämmen!“ war die Antwort. „Was fangen wir nun an?“

„Wir ſchwimmen ſelbſt!“ rief Richard. „Auf ein kaltes Bad darf es nicht ankommen.“

Der Dajak erſchrak ſo heftig, daß er in die Luft ſprang und mit beiden Händen auf ſeine Kniee ſchlug. „Nicht in das Waſſer,“ rief er, „es wäre euer Tod! Eine kleine Spanne tief beginnt das Geflecht von Wurzeln und Schlingpflanzen, ihr würdet feſtgehalten und müßtet ertrinken wie die Katzen.“

„O Alter, das iſt wohl übertrieben, wir werden es doch erſt einmal verſuchen!“

„Nein, Sahib, nein, — ſoll deine Seele Moos eſſen? Die Ranken umflechten deine Glieder, du kannſt dich nicht auf der Oberfläche halten und ertrinkſt, — dann ſucht deine Seele den Legundibaum, aber der Kina-Balu iſt viel zu ſteil, du kommſt nicht hinauf, du mußt die dürren Mooshalme eſſen in alle Ewigkeit und haſt nicht einmal ein paar Karabauen, die dir Geſellſchaft leiſten!“

Der Künſtler lachte. „Das iſt ja eine entſetzliche Ausſicht, Alter! Was rätſt du denn aber, wenn wir durchaus nicht durch die Bracke ſchwimmen können?“

„Hai! — Toldi will Steine hineinwerfen, — vielleicht treibt der Stamm ans Ufer!“

Geſagt, gethan, die Wurfgeſchoſſe flogen, aber das ſtehende Waſſer war viel zu träge, um Wellen zu ſchlagen, der Baum ſchaukelte, ohne dem ſumpfigen Ufer näher zu kommen.

Toldi ſchüttelte den Kopf; ganz wie vorher der Elefant warf er in ungebändigter Leidenſchaft alles was er finden konnte, in die Brake hinein. „Es geht nicht!“ rief er, „es geht nicht!“

„Dann bleiben wir hier oben ſitzen, bis du Hilfe herbeigeholt haſt, Häuptling. Bitte Mr. Gould um ein paar lange Stangen, er wird ſie dir beſorgen laſſen!“

Der Dajak ſuchte etwas, das unter ſeinen Kleidern verborgen war. „Toldi hat ſein Wort gegeben," ſagte er, „das darf nicht gebrochen werden. Toldi bleibt bei euch!"

Er zog die Hand wieder hervor. Die Weißen ſahen eine kleine metallne Pfeife und hörten gleich darauf einen gellenden durchdringenden Ton, den der Alte zweimal wiederholte. „So," ſagte er, „wenn kein anderes Ohr den Ruf verſtanden hat, — Mr. Gould weiß jetzt, daß der alte Toldi Hilfe braucht."

Seine Worte waren noch nicht verklungen, da ſchrillte ſchon von der Seite des Lagers die Antwort herüber, aber ſo nahe, daß die Weißen aufhorchten. Der da pfiff, mußte ſich, anſtatt neben dem Wachtfeuer, vielmehr nur wenige hundert Schritt von der Palmengruppe entfernt auf offener Wieſe befinden.

„Jemand, der uns nachkommen wollte," rief Mr. Hardington, „gewiß einer von den Offizieren!"

„Mr. Gould iſt es, ich kenne den Ton. Hai! Hai! Sahib!"

Eine Antwort erfolgte nicht, aber nach kaum fünf Minuten erſchien im Dunkel die Geſtalt eines Mannes, der ſich laufend näherte. Es war wirklich Mr. Gould, er mußte ſich ſchon auf dem Wege zur Palmengruppe befunden haben und ſtand jetzt mit wenigen Sprüngen an der Seite des Häuptlings.

„Nun, Toldi, es iſt doch nichts geſchehen? — Wo ſind — — wo iſt Richard?"

„Hai! Sahib, ſie ſitzen alle drei unverſehrt in den Bäumen. Der Elefant hat uns die Brücke weggeſchleppt."

„Ach — weiter nichts!"

Er trat an den Rand der Bracke und unterſuchte die Entfernung, dann warf er ſchweigend ſeine Kleider ab.

„Sahib," rief der Alte, „was machſt du da? — Laß mich es thun!"

Mr. Gould ſchüttelte den Kopf. „Nein, Toldi du biſt zu alt, Mann, deine Arme reichen auch nicht ſoweit als die meinigen. So, jetzt gib mir die Hand und halte feſt!"

„Mr. Gould," rief Oskar, „Mr. Gould, Sie werden ſich auf das äußerſte erkälten!"

Der Offizier lachte. „Meinen Sie, junger Freund? Ich denke nicht. Wer einmal achtzehn Jahre lang wie ein Halbwilder lebte, der iſt über dergleichen hinaus. Aufgepaßt, Toldi! Lege deinen anderen Arm um den Baum!"

„Hai! Hai! — Verlaſſe dich auf den Häuptling, Sahib!"

Der Offizier ſetzte vorſichtig den Fuß in die Bracke. Gurgelnd kamen ſchillernde bläuliche Blaſen zum Vorſchein, ganz langſam verſank der Körper bis zur Hälfte, aber indem ſich Mr. Gould, von Toldis Hand gehalten, ſoweit als nur möglich hinausbeugte, gelang es ihm doch, den treibenden Baumſtamm zu erfaſſen und heranzuziehen. Die Anſtrengung war ſo ſtark, daß Toldi ein halblautes: „Sahib, ſei vorſichtig!“ nicht unterdrücken konnte, — ſie erreichte jedoch auch ihren Zweck. Der Stamm lag mit dem Wurzelende am Lande.

„Gewonnen!“ rief Mr. Gould.

Der Dajak ſprang wieder von einer Stelle zur anderen. „O Sahib, Sahib, wir beide können den Baum nicht ſoweit aufheben, daß er mit ſeinem anderen Ende die feſten Palmenwurzeln erreicht und darauf liegen bleibt, vorhin war es ſchon für vier Männer eine ſchwere Aufgabe!“

„Mein Gott,“ rief Richard, „wenn ich doch hinunterkommen könnte!“

„Sie bleiben ſo lange oben, bis ich Ihnen ein Zeichen gebe!“ antwortete in befehlendem Tone der Offizier, dann wandte er ſich an den Häuptling. „Jetzt laß uns verſuchen, Alter!“

Der Baum wurde aufgehoben, aber es fand ſich, daß doch die jenſeits belegenen feſten Stellen nicht erreichbar waren, — das Kopfende lag nur loſe auf den letzten Ausläufern der Wurzeln.

„Das genügt!“ rief Mr. Gould. „Kommen Sie herab, Richard!“

Er hing wieder an Toldis Hand und das Waſſer ging ihm bis an den Gürtel. „Schnell!“ gebot er.

Richard kletterte am Stamm hinab; vorſichtig mit beiden Armen das Gleichgewicht haltend, betrat er den ſchwankenden Steg. Als ſeine ganze Laſt auf dem Baumſtamm ruhte, neigte derſelbe, durch das feſtliegende Ende gehalten, die Spitze tief und tiefer, ſo daß der junge Deutſche in die Gefahr kam, von der ſchlüpfrigen Fläche abzugleiten und köpflings in den Sumpf zu ſtürzen.

Mr. Gould ſah es; er reichte ihm ſchnell die Hand. „Faſſen Sie mich an, Richard!“

Aber im gleichen Augenblick verlor dieſer durch das immerwährende Schaukeln des Baumes den Halt; er ſtürzte — glücklicherweiſe nach der Seite des Offiziers hinüber — jählings von der Brücke und würde ohne die Dazwiſchenkunft eines Retters im Sumpfe erſtickt ſein. Mr. Gould faßte ihn jedoch mit faſt über-

menſchlicher Kraft mitten im Fall und hielt ihn, ſelbſt an Toldis Hand hängend, nur mit einem Fuße auf feſtem Boden, in ſeinem linken Arme. Das Herz, welches ſich in ſo enger Umſchlingung gegen Richards Bruſt preßte, das furchtloſe Männerherz ſchlug zum Zerſpringen, der Atem kam und ging ſchneller.

„Um des ewigen Erbarmens willen, Toldi, halte feſt!“

„Sei ganz ruhig, Sahib, der Dajak liebt dich, er läßt ſich den Arm ausrenken, ehe du fallen ſollſt!“

Langſam, ganz langſam drehte ſich Mr. Gould, im Waſſer ſtehend, um. Dann reichte er den Geretteten dem altem Häuptling. „Haſt du ihn ſicher, Toldi?“

„Ganz ſicher, Sahib, — ſeine Seele ſoll noch kein Moos eſſen!“

„Gott ſei gelobt!“

Der Offizier ſprang auf das feſte Ufer, er taumelte faſt. „Das geht ſo nicht noch einmal, Toldi, die beiden anderen Weißen müſſen kriechend herübergeſchafft werden. Beſſer die Uniform, als der Mann! — Stoße den Baum vom Lande ab, Alter! — So, er muß frei liegen, damit das Gleichgewicht erhalten bleibt. Nun kommen Sie, Oskar! — Mr. Hardington, Sie ſind der letzte!“

„Schon gut, Sir, ich ſitze hier ganz behaglich.“

Richard näherte ſich ſeinem Retter. „Kann ich Ihnen helfen, Mr. Gould? — Sie haben mir nicht ſo viel Zeit gelaſſen um auch nur durch Worte zu danken!“

Der Offizier ſchüttelte den Kopf. „Iſt auch ganz und gar unnötig, junger Herr! Treten Sie bei Seite und laſſen Sie mich allein handeln.“

Das war wieder der kurz befehlende Ton ohne irgend eine Spur von Herzlichkeit. Richard fühlte, wie ihm die rote Glut ins Geſicht ſtieg. „Er will mir ſagen, daß er nicht mich, ſondern nur das lebende, in Not befindliche Weſen gerettet hat,“ dachte er, „wie etwa auch den nächſten beſten Hund oder Eſel. Ich werde mich danach zu richten wiſſen.“

Oskar war indeſſen vom Baume geklettert. Das ſchwimmende Holz trieb neben dem Stamme, Mr. Gould und der Dajak hielten es am anderen Ende knieend feſt, — jetzt galt es, kriechend hinüberzukommen. Der junge Deutſche legte zagend, aber doch glücklich den gefahrvollen Weg zurück, Mr. Hardington dagegen ſchüttelte, als an ihn die Reihe kam, den Kopf. „So als Vierfüßler, mein vortrefflicher Mr. Gould? Hm, ich werde es anders machen!“

Der Offizier hob warnend die Hand. „Keine Thorheiten, Sir! Es ist nicht mehr und nicht weniger, als Ihr eigenes Leben, das Sie aufs Spiel setzen!“

„Sahib,“ rief der Dajak, „du mußt bedenken, daß —“

„Der Kina-Balu mit Seife beschmiert ist, ich weiß schon, will die Reise zum Legundibaum auch noch keineswegs antreten. Jetzt geben Sie acht, meine Herren, ich reite hinüber!“

Er setzte sich auf den Stamm, wie der Reiter auf das Pferd, dann vollführte er mit den Füßen im Wasser lustige hüpfende Bewegungen, daß ihm die Tropfen um den Kopf flogen und erreichte triefend das Ufer, wo ihn vier Arme auf das Trockene brachten.

„Ah!“ rief er, „das war ein Vergnügen ganz besonderer Art! Ich kenne einen, der sich künftig vor mitternächtlichen Elefantenjagden weislich hüten wird.“

„Einziger Dajak,“ setzte er schaudernd und prustend hinzu, „weißt du hier herum keinen Quell oder Fluß, wo man sein sterbliches Teil vom Schlamm befreien könnte?“

„Das wollte ich auch schon sagen,“ lächelte Mr. Gould. „Dort drüben, etwas weiter in den Thalgrund hinein, fließt ein Bach. Ich denke, wir baden alle gern.“

„Und betrachten uns dabei den Elefanten,“ rief Toldi. „Ich weiß es, er lebt nicht mehr.“

„Das können wir thun, und dann am Feuer noch ein paar Stunden schlafen. Die Kleider reinigen uns später andere Hände, — lassen Sie nur, Oskar, das besorgt mein Bursche.“

Er ging voraus, wie es schien mit der Gegend so vertraut wie mit dem Inneren seines Hauses und bald war der kleine murmelnde Bach erreicht. Wie Gespenster huschten in der Dunkelheit die weißen Gestalten durch das Wasser, dann ging es der Spur des Elefanten nach. Als sei ein Lastwagen über das hohe Gras gefahren, so war alles zertreten und zermalmt, wo die Männer es mit den Händen erfaßten, triefend von Blut. Etwa tausend Schritte weit hatte sich das verwundete Tier noch hingeschleppt, dann war es zusammengebrochen.

„Tot!“ sagte der Dajak, nachdem er vorsichtig näher tretend die Augen untersucht hatte, „tot! Hai! Hai! Das ist ein prächtiges Stück Elfenbein!“

Auch die übrigen traten hinzu und nun wurden beide Stoßzähne des riesenhaften Tieres gelöst. Mr. Gould verfuhr dabei so ge-

ſchickt, wie der Häuptling ſelbſt, er mußte dieſe Arbeit ſchon mehr als einmal vollbracht haben. „Eine gute Jagd, Toldi,“ ſagte er, „die Haut werden wir diesmal liegen laſſen; es iſt ſchon ſpät und etwas Schlaf unentbehrlich.“

Der Dajak ſchien den Verluſt des grauen Panzers heimlich zu bedauern, aber trotzdem wagte er keine Gegenrede, ſondern beeilte ſich nur, das koſtbare Elfenbein in Sicherheit zu bringen. Als die Wanderer im Lager anlangten, war es faſt drei Uhr morgens.

Mr. Gould gab die naſſen Kleider einem Malaien. „Du brauchſt es nicht weiter zu erzählen, daß ich fortgegangen bin, Duko, — da haſt du eine Rupie. So, nun laſſe uns möglichſt lange ſchlafen!“

Der Diener nickte. „Morgen iſt ja Raſttag, Herr!“

„Ja, ich weiß, aber die Leute ſollen doch um ſechs Uhr früh antreten. Ich werde ſchon alles ſelbſt bei Mr. Brooke in Ordnung bringen.“

Für den längeren Aufenthalt an dieſer Stelle waren die mitgebrachten Offizierszelte unter den Bäumen aufgeſchlagen, Mr. Gould nahm die beiden Weißen mit in das ſeinige, Mr. Hardington ſchlüpfte zu den anderen Offizieren und bald nachdem ſich alle in trockene Kleider gehüllt hatten, ſchliefen ſie wie Menſchen, die meilenweit gegangen ſind.

Mr. James Brooke drohte ihnen am anderen Morgen ſcherzend mit dem Finger. „Hübſche Soldaten das! — Ausreißer in Kriegszeiten! Wo ſeid ihr denn eigentlich geweſen? Duko behauptet, daß er ſo entſetzlich zugerichtete Uniformen noch niemals geſehen habe!“

„Ach, das wird Oskars Anzug ſein! Du mußt einen neuen herausgeben, Brooke, — wir ſaßen in der Bracke zwiſchen den Nipa-Palmen, unter uns eine Tiefe von dreißig oder vierzig Fuß Waſſer mit unzählbaren Wurzeln und Flechten durchzogen, da ließ ſich auf die Kleider beim beſten Willen keine Rückſicht nehmen.“

Der Anführer lachte. „Du biſt ſeit einiger Zeit ganz verändert, Gould,“ ſagte er, „ſo, als wenn dir durch ein Wunder zehn oder zwanzig Jahre vom Nacken genommen wären!“

„Thorheit, — denke du nur an ein paar neue Uniformen.“

Aber während er das ſagte, wandte Mr. Gould den Kopf. Er war zuerſt rot, dann plötzlich ſehr bleich geworden.

Der Tag verging im Genuß langentbehrter Ruhe, ſelbſt das jagdbare Wild blieb verſchont, da die beiden feiſten Karabauen noch vorhielten. Aber trotzdem ſchlichen ſich Oskar und Richard

Jan Saudek
Adam and Eve, 1968
Gelatin silver print, hand-colored

doch in den tieferen Wald, um lieber das Tierleben zu beobachten, als im Lager die oft ziemlich rohen Scherzworte der buntgemiſchten Geſellſchaft mit anzuhören.

Der alte Häuptling kam ihnen ſpornſtreichs nachgelaufen. „Toldi ſoll mitgehen," ſagte er, „Sahib Gould denkt, die Weißen könnten ſich verirren."

„Kommt er ſelbſt mit uns?" fragte Oskar.

„Das glaubt Toldi nicht. Er iſt bei Sahib Brooke!"

„Dann laß uns nur ein wenig ſpazieren gehen, Alter. Ich war ſchon heute vormittag hier und habe einen breiten, ganz ſeltſamen Erdhügel geſehen. Leben hier Termiten?"

Toldi riß die Augen weit auf. „Was ſind Termiten?" fragte er voll Erſtaunen. „Der Berg iſt ein Vogelneſt!"

„O unmöglich, er befindet ſich ja auf flachem Boden, iſt überall vermauert und ſo hoch, wie ich ſelbſt. Welcher Vogel ſollte ihn bauen?"

„Eine Henne mit blauen und grauen Federn, ein ſcheues wildes Geſchöpf, das ſich niemals zähmen läßt. Wir können das Tier belauſchen."

Sie gingen langſam ſchlendernd in den grünen duftigen Wald hinein. Weiße atlasartige Orchideen hingen in ganzen Büſcheln von den Brotfruchtbäumen herab, Alpenroſen und Veilchen, große gelbe, roſe und weiße Bauhinien, dazu eine Fülle der wundervollſten Roſen und Glockenblumen blühten überall; die prachtvollen Früchte der Bananen, Orangen und Melonen luden zum Genuß nicht minder die würzigen Beerenfrüchte, mit denen der Boden ſtellenweiſe ganz bedeckt war. Papageien und Affen hatten ſich zu dieſer verſchwenderiſchen Mahlzeit nicht erſt lange einladen laſſen, ſie flogen oder hüpften davon, wo die Wanderer erſchienen, trotzdem aber blieb von allem im Überfluß auch für dieſe noch übrig.

Von fern her ſchimmerte durch das Grün der Erdhügel, welchen Richard am Morgen ſchon bemerkt hatte. „Da iſt der Bau," flüſterte er, „was meinſt du, Dajak, kann es wirklich ein Vogelneſt ſein?"

„Ganz gewiß — und Toldi wird gleich den Hahn herbeirufen."

Ein Hügel von fünf Fuß Höhe und ſechzig Fuß im Umfange lag zwiſchen den Bäumen. Er war ganz kahl, nur an ſeinem unteren Rande häufte ſich welkes Gras und Blätterwerk, — jedenfalls lag hier der Eingang verborgen.

Toldi ging musternd um die ganze Erhöhung herum, er befühlte die obere Erdschicht und lächelte triumphierend. „Sieh einmal her, weißer Knabe!“

Die beiden jungen Leute traten neugierig herzu. Der Dajak schob mit den Fingern eine ganz leichte Erdschicht bei Seite, dann enthüllte sich ein Gewebe aus Gras und Pflanzenfasern und unter diesem war das Innere des Berges offen. Luft und Sonnenwärme konnten ungehindert Zutritt erlangen.

„Es sind keine Junge darin,“ meinte Toldi, „sonst würde der Hahn hier sein, um sie gegen Iltisse und Schlangen zu verteidigen.“

„Wie wäre ihm das wohl möglich?“ rief Richard.

„O sehr gut, Sahib! Es ist ein kräftiges großes Tier, das dem Angreifer auf den Kopf springt und ihn übel zurichtet. Du wirst es gleich sehen.“

Alle drei versteckten sich unter den Gebüschen und nun fing Toldi an zu gackern, daß man glauben konnte, eine wirkliche Henne zu hören, nur hatte der Schlußton immer eine eigentümliche Färbung, die von dem Gewohnten etwas abwich. Es klang wie „Gak-Gak-Gak-Rah! Rah!“ —

Richard und Oskar lachten laut während der Dajak bald als Henne gluckste, bald als Mensch zur Ruhe ermahnte. „Still,“ gebot er, „still, der Hahn kommt gleich!“

Wirklich tönte aus einiger Entfernung die Antwort herüber. „Kük-kirr! Kük-kirr! —“

Es klang schmetternd, kampflustig. Schwere Flügelschläge folgten, dann erschien rauschend in der höchsten Spitze eines Baumes ein prächtiger Vogel.

„Gak! Gak! Gak! Rah! Rah!“ gluckste der Dajak.

„Kük-kirr! — Kük-kirr!“

Der Vogel flog herab und lugte aus den niederen Ästen zum Erdhügel hinüber, aber ohne sich ganz preiszugeben. Der Bau verriet den Angehörigen des Hühnergeschlechtes, doch war das Tier größer und von weicher silbergrauer Farbe, mit herrlichen blauen Flügelfedern und einer Krone auf dem Kopfe, den es beständig hin und her drehte.

Es suchte die vermeintliche Henne, aber ohne sie finden zu können.

Der Dajak gluckste, daß die beiden Weißen in ihre Taschentücher beißen mußten, um nicht laut heraus zu lachen, plötzlich

aber hörte er auf. Seine erhobene Hand mahnte zum Schweigen, die Augen deuteten auf eine kleine rote Schlange, die sich in Windungen dem Erdhügel näherte.

Der Hahn wurde unruhig, er hob abwechselnd die Füße, er reckte den Hals und wiegte sich auf dem Ast wie ein Betrunkener, — plötzlich schoß er herab auf die Schlange.

„Es sind Eier im Nest!“ raunte der Dajak.

Der Hahn hielt den Kopf des Reptils gepackt. Sein scharfer Schnabel zerbiß unbarmherzig das weiche Fleisch, aber während er so in einer Weise den Sieg behielt, wurde anderseits seine Kraft auf das äußerste gelähmt. Die Schlange wickelte in Wut und Verzweiflung ihren schmiegsamen Körper um den des Vogels, sie schnürte ihm die Rippen zusammen, während er ihr den Kopf abriß. Sein Kük-kirr! Kük-kirr! klang wie Sterberöcheln.

Da erschien plötzlich auf dem Kampfplatz eine dritte handelnde Macht. Mit lautem Geschrei schoß die Henne herab und kam ihrem tapferen Gemahl zur Hilfe. Die Schlangenglieder fielen ermattet, zerfetzt und zerzaust auf den bluttriefenden Boden, flügelschlagend mit lautem Kük-kirrrrrr! prüfte der Hahn das Maß seiner gebliebenen Kräfte. Ein paar schöne blaue Federn waren ihm ausgerissen, verschiedene andere geknickt, aber doch kein eigentlicher Schade geschehen, — sofort machte sich das Ehepaar daran, den Hügel auf das genaueste zu untersuchen, besonders die Henne gackerte leise vor Sorge um ihre Eier.

Sie lief vom Hügel herab und besah die welken Blätter. Immer mit einem Fuß in der Luft, ging sie langsam weiter.

„Jetzt gebt acht, Weiße,“ flüsterte Toldi, „sie kriecht in das Nest.“

Und so war es wirklich. Das Tier schlüpfte plötzlich unter die aufgehäuften Halme, um schon nach ganz kurzer Zeit wieder hervorzukommen. Den Eiern war nichts geschehen.

Der Hahn hatte unterdessen auf seltsame Weise die obere Halbkugel des Baues wieder glatt gemacht, er wühlte mit der Brust in der trockenen Erde herum und verwischte dadurch jede Spur des stattgehabten Kampfes.

„Wollen wir uns die Eier holen?“ flüsterte Toldi.

„O nein, durchaus nicht! — die armen Vögel!“

„Laß sie ihnen!“ meinte auch Oskar. „Wir leiden ja keinen Mangel!“

Durch das laute Sprechen waren die Tiere plötzlich verscheucht.

Im nächſten Augenblick hatten die dichten Blätterkronen ſie völlig verborgen.

Das ſonderbare Erdneſt blieb unberührt. Unſere Freunde und der Dajak beſuchten ein am Wege liegendes, faſt ganz von ſeinen Bewohnern verlaſſenes Dorf, wo am ſelben Morgen eine große Rieſenſchlange auf ziemlich ungewöhnliche Weiſe ihren Tod gefunden hatte. Die Beſtie lag noch ſo, wie ſie aus dem Leben ſcheiden mußte, von den Dorfbewohnern umringt, verwünſcht, verhöhnt und heiß begehrt, je nach dem Standpunkt deſſen, der ſie ſah.

Unter dem Pfahlbau des Dorfhäuptlings befand ſich ein Gitter aus Bambusſtäben, deſſen Inneres die Schweine beherbergte, dahin war das rieſige Tier während der Nacht gekrochen und hatte ein Ferkel ergriffen, das ſich indeſſen trotz aller Anſtrengung nicht ins Freie hinausſchleppen ließ; die Bambuspfähle ſtanden zu dicht.

Da überzog es die Schlange mit ihrem Geifer und würgte ſo lange, bis das Opfer an Ort und Stelle verſchlungen war, — aber nun konnte ſie ſelbſt nicht wieder loskommen. Das längere Ende ihres Körpers befand ſich draußen, das kürzere im Stall, ſo war die Räuberin endlich an ihrem eigenen Würgen und Ringen elendiglich erſtickt.

Der Häuptling war zufällig nicht im Dorfe, ſondern auf der Büffeljagd abweſend, man mußte daher ſeine Zurückkunft erwarten, ehe das Bambusgitter erbrochen und der Körper der Schlange herausgenommen werden konnte.

Einige Weiber ſchimpften und höhnten den gefallenen Feind, andere ſtanden mit Meſſern oder Bratpfannen bereit, um ſich ein Stück ſeines Fleiſches zu erbetteln. Die Leute ſchienen entſetzlich arm, kein Garten, kein bebautes Feld zeigte, daß ſie überhaupt irgend etwas arbeiteten, irgend einem Betrieb nachgingen. Der Fluch, welcher auf dem ganzen Lande laſtete, trat auch hier deutlich zu Tage.

Nach langer Wanderung kehrten die drei in das Dorf zurück und verbrachten wieder die Nacht in Mr. Goulds Zelt. Von nun an mußte alles Umherſtreifen, jeder Gedanke an Jagd oder Vergnügen für den Augenblick dem eigentlichen Zwecke der Unternehmung untergeordnet werden.

XIII.

In geſchloſſenen Reihen, ohne Sang und Klang marſchierten die Soldaten durch den dichten Wald. Noch eine Nacht und ein Tag, dann brachten die vorausgeſchickten Späher den Beſcheid, daß die drei verſchanzten Dörfer wie ausgeſtorben dalägen. Dennoch aber konnten ſie von ihren Bewohnern keinesfalls verlaſſen ſein, im Gegenteil, die Empörer wußten, daß ein Angriff bevorſtand und hatten danach ſchleunigſt ihre Maßregeln getroffen.

Vor den Dörfern war ein Teil des Waldes gelichtet, ſo daß der äußere Umkreis der Verſchanzungen ganz offen und ſchutzlos dalag. Wer hinaustrat, der konnte geſehen und aus dem Hinterhalt mit leichter Mühe erſchoſſen werden.

„Ich dachte es mir," ſagte Mr. James Brooke. „Wir müſſen Feuer hineinwerfen."

Das Heer rückte in aller Stille vor bis an die Grenze des Waldes. Im letzten Dämmerſchein der ſpäten Stunde ließ ſich die Gegend bequem überblicken, ließen ſich Schlüſſe ziehen und Anordnungen treffen. Die Dörfer lagen den Angreifern gegenüber ſo, daß zwei derſelben, das rechte und mittlere, von dem ſteilen tief und ſchroff hinabgehenden Ufer eines Gebirgsſtromes ſeitlich und rückwärts begrenzt wurden, während ſich die vordere Seite gegen den offenen Platz ausdehnte. Das dritte lag ganz im Walde, war jedoch von Wällen aus Gras, Erde und Bambusſtäben rings beſchützt.

Kein Hund bellte, kein Hahn krähte, nichts Lebendes zeigte ſich.

Ein ſonderbarer Krieg ohne Trompetengeſchmetter und helle Fanfaren, ohne Aufmarſch und Waffengeklirre. Leiſe wie die Indianer Nordamerikas ſchlichen James Brookes Scharen vorwärts.

Sobald die Dunkelheit herabgeſunken war, wurde von nahezu vierhundert Männern in aller Stille ein Graben aufgeworfen, breit genug, um das Lager zu decken und tief genug um hinter dem entſtehenden Erdwall den Leuten Schutz zu gewähren.

Als die Sonne vom Himmel ſchien, befand ſich eine Verſchanzung der anderen gegenüber; dazwiſchen lag die freie Fläche.

Jetzt kam aus dem Gepäckkarren ein ſchwerer Kaſten hervor, ein Behälter, den vier Männer mit der größten Behutſamkeit trugen und der lauter brennbare Stoffe enthielt, Schwefel, Pech,

Teer und Öl. Andere hatten unterdeſſen Pfähle geſchnitten, — es wurden Fackeln gemacht.

Unſere Freunde arbeiteten rüſtig mit, obgleich ihnen das Herz unruhig klopfte. Weshalb nicht lieber offen im Sonnenſchein mit dem Schwert in der Fauſt die ſchwachen hölzernen Verſchanzungen ſtürmen?

Mr. Gould hatte auf Richards Stirn den Gedanken geleſen. „Ich thäte es auch lieber," ſagte er, „aber ſoll man ſich von Wilden mit vergifteten Pfeilen treffen laſſen?"

„Wollen wir denn gar nicht angreifen, Sir?"

„Gewiß, aber nicht eher, bis die Wälle niedergebrannt ſind. Sie und Oskar bleiben vorläufig ganz unbeteiligt. Ohne meine Erlaubnis dürfen Sie den Graben nicht verlaſſen."

Man kannte zuweilen den Sonderling gar nicht wieder. Es glitt zu dieſer Stunde wie Sonnenſchein über ſein Geſicht, zu einer anderen war er ganz unnahbar, nur der Befehlshaber, welcher den ſtrengſten Gehorſam verlangte.

„Er mag mich nicht," dachte Richard.

Oskar hatte längſt dasſelbe zu ſehen geglaubt und es war ihm durchaus nicht unangenehm. Mr. Gould wollte ja nach Hamburg mitgehen, da war es beſſer, wenn Richard bei ihm nicht ſo beſonders in Gunſt ſtand, — viel beſſer.

„Ich bleibe immer dein Freund," ſagte er in faſt gönnerhaftem Tone. „Sobald ich ſelbſt etwas beſitze, ſollſt du nicht leer ausgehen. Mr. Gould verſprach mir geſtern abend, mich die Steuermannskunſt lernen zu laſſen und überhaupt den Meinigen zu helfen, — er begründet vielleicht in Hamburg ein großes überſeeiſches Handelshaus."

Richard ſah zur Seite. „Ich wünſche dir Glück," ſagte er freundlich. „Möchte das alles Wahrheit werden, aber nur für dich ſelbſt. Ich bekomme ſchon, was ich brauche."

Oskar verbarg ein zufriedenes Lächeln. „Biſt du unzufrieden, weil Mr. Gould mich vorzuziehen ſcheint, Richard? das iſt Zufall, — Hondin dagegen mochte dich viel lieber!"

Richard fühlte, wie es ihm heiß zum Herzen drang. „Hondin!" wiederholte er. „O ich hatte den Armen ſehr lieb!"

„Und wenn du klug geweſen wäreſt, ſo würdeſt du doch den Elefanten in Kalkutta verkauft haben. Er war Tauſende wert."

Richard ſchüttelte den Kopf. „Nie! — Nie!"

„Weshalb nicht? Hondin konnte dadurch nicht mehr verletzt werden!“

„Aber mein eigenes Gefühl desto stärker. Laß uns lieber von etwas anderem sprechen, Oskar, — in diesem Punkte gehen unsere Ansichten auseinander.“

„Wie du willst! Es ist ja zur Stunde auch noch völlig ungewiß, ob einer von uns das deutsche Vaterland jemals wiedersieht.“

Der Dajak näherte sich ihnen und zeigte ein sorgenvolles Gesicht. „Mein Bruder!“ seufzte er, „mein einziger Bruder, — werde ich ihn retten können?“

„Wolltest du ihn denn zur Übergabe seiner Festung auffordern, Toldi?“

„Ja, ja. Wenn die Fackeln hineingeworfen sind, gehe ich hin und spreche mit ihm. Armer Moharra, — er ist noch so jung, so thöricht, er hat so viel Unrechtes gethan!“

„Weiß denn Mr. Gould, daß du hingehen willst, Alter?“

Der Häuptling schüttelte den Kopf. „Er würde es ja nicht erlauben! O nein, nein, — er möchte am liebsten alle Empörer gefangen nehmen, ohne einen einzigen zu töten.“

Das war bei der Sinnesart der Dajaks unmöglich, die Weißen wußten es, aber sie schwiegen, um nicht Toldis Hoffnungen noch weiter herabzustimmen. Am Abend, als die Sonne unterging, hielt Mr. Gould Musterung. Der ganze Graben war mit einer ausnahmslos von Weißen gebildeten Postenkette umzogen, so daß kein Verräter, wenn etwa ein solcher zugegen gewesen wäre, dem Feinde irgend eine Mitteilung hätte zugehen lassen können, — jetzt befahl er allen Dajaks, vorzutreten.

Die Fackeln wurden verteilt und die einzelnen Leute auf ihre Posten gestellt. „Du nimmst dort Platz, du dort, — sobald ihr mittels Zündschwamm die Fackeln in Brand gesetzt habt, zieht ihr euch unter Deckung zurück und kommt auf Umwegen wieder hierher. Den, der ein Wort sprechen oder dem Feinde ein Zeichen geben sollte, trifft die Kugel von meiner Hand.“

„Jetzt geht!“ setzte er hinzu.

„Mr. Gould,“ rief Richard, „darf ich nicht die Leute begleiten?“

„Nein!“

„Aber ich möchte es gern, ich —“

„Still! Es wird zu dieser Unternehmung überhaupt kein Weißer verwendet.“

Er hielt das geladene Gewehr in der Hand und spähte hinüber, selbst durch einen Baumstamm vollständig gedeckt. „Sehen Sie hinaus, Richard, Sie werden keinen dieser Wilden bemerken, — die Leute kriechen heran wie Schlangen.“

Der freie Platz lag in einer Breite von etwa zwanzig oder dreißig Schritten vollkommen dunkel und verlassen da. Ein leichter Wind wehte über das Gras, Mond und Sterne waren hinter Wolken verborgen, eintönig rauschte in der Tiefe seines Felsenbettes der Strom. Richards Herz klopfte ungestüm, — dies war keine Jagd auf Wild, keine Verteidigung in der Stunde höchster Gefahr, es war der Krieg des Menschen gegen den Menschen, der schrecklichste aller Schrecken, welche über die Erde gehen.

Mit geladenen Büchsen, durch Bäume und Erdwälle gedeckt, standen die Weißen. Wenn drüben die Verschanzungen zu brennen begannen, so würden sich einzelne der Eingeschlossenen hervorwagen um womöglich die Flammen zu löschen, — dann konnte man sie aufs Korn nehmen und durch das sichere Blei töten.

Noch war alles dunkel, alles totenstill.

„Sehen Sie irgend einen unserer Dajaks?“ fragte Mr. Gould.

„Nein, Sir!“

„Ich auch nicht. Die nackten Kerle kriechen durch das Gras, ohne einen Laut hervorzubringen, ohne einen Zoll von ihrer Person dem feindlichen Geschoß auszusetzen. Glauben Sie sicher, daß auch drüben unaufhörlich scharf beobachtet wird.“

Ein plötzliches Aufblitzen unterbrach die leise gesprochenen Worte. Im nächsten Augenblick standen die Verschanzungen der beiden vorderen Dörfer in hellen Flammen, von den Fackeln rieselte das verderbenbringende Element herab in den gehäuften Brennstoff der Bambusstäbe und gefällten Bäume, überall zugleich mischte sich gellender Schreckensschrei in das Aufjubeln der Sieger.

„Hai! Hai!“ — —

Sie frohlockten rechts und links, aber zu sehen waren sie nirgends. Ein paar ihnen aufs Geratewohl nachgesandte Schüsse wurden mit neuem Hohngelächter beantwortet.

Dann erschienen drüben lange Stäbe, mit denen die Eingeschlossenen das Feuer auszulöschen suchten, in der That aber nur immer höher anfachten. Das brennende Pech träufelte fort und fort herab, die Funken stoben, die festen Stützen der Wälle standen da wie Feuersäulen.

Die entschlossensten unter den Aufrührern sprangen mitten

hinein in den Funkenregen, um die Fackeln aus dem Flechtwerk zu reißen, sie spannten alle ihre Kräfte an, während das verheerende Element schon nach ihren Haaren, ihren Kleidern griff.

„Achtung!“ ertönte James Brookes Stimme. „Feuer!“

Die Schüsse fielen und sich überschlagend stürzten die kecken Räuber tödlich getroffen in das Flammenmeer. Andere suchten sie herauszureißen und wurden selbst erschossen, das Klagegeheul erschallte aus beiden Dörfern immer stärker und stärker.

Jetzt war an kein Löschen mehr zu denken. Bis auf die unteren Erdwälle brannte alles herab und niemand erhob die Hand, um dem Wüten des gefräßigen Elementes Einhalt zu thun; nur das dritte halb rückwärts belegene Dorf beschützten die Empörer, indem sie ihre Verschanzungen unter Wasser setzten. Sobald die Flammen hinüberspielten, erloschen sie prasselnd und zischend.

Alle ausgesandten Dajaks kehrten zurück, — es war kein Verräter unter James Brookes Getreuen.

Die Wachen wurden beschränkt und nur wenige Weiße, unter ihnen Mr. Gould, Richard und Oskar, hielten Ausguck. Morgen, sobald die Sonne hoch am Himmel stand, sollte der Angriff stattfinden, damit den Feinden keinerlei Zeit blieb, sich zur Abwehr neu zu rüsten.

„Wir behalten den Sieg,“ nickte Mr. Gould. „Diese beiden Dörfer sind unhaltbar, das dritte nehmen wir übermorgen.“

Richard schauderte unwillkürlich. „Es mögen schon vierzig oder fünfzig von den unglücklichen Menschen erschossen sein,“ sagte er.

Mr. Gould nickte. „Aber auf jeden dieser Räuber kommen mehrere Mordthaten,“ sagte er, „geraubte Schiffe, geplünderte Kaufmannshäuser, — das heischt Strafe.“

„Sehen Sie,“ setzte er hinzu, während seine Stimme weich und vertraulich klang, während das Auge den Jüngling an seiner Seite voll Milde und Güte anblickte, „sehen Sie, Richard, die Gesetze aller gesitteten Völker bedrohen den Mord mit dem Tode; es ist für jeden Lebenden gesagt, das Bibelwort: ‚Wer aber Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden!‘ — auch für Malaien und Dajaks, nur fehlen in den Ländern der Wilden noch die nötigen Einrichtungen, um diesem Gebote von Amtswegen Geltung zu erzwingen, die Bessergesinnten nehmen also die Sache selbst in die Hand und verschaffen sich Ruhe, indem sie die Mörder und Straßenräuber im offenen Kampfe besiegen. — Ich möchte nicht,

daß Sie den Feldzug, deſſen einer Anführer ich ſelbſt bin, in anderem als nur dieſem Lichte ſähen."

„Gewiß nicht," verſicherte Richard, „gewiß nicht, Mr. Gould! Es iſt nur — —"

„Der erſte Eindruck, ich weiß es wohl. Je ſchneller und durchgreifender wir morgen ſtürmen, um deſto weniger Menſchenleben gehen verloren. Die Dajaks ſind im Grunde doch feige, außerdem haben wir hier aber auch nur mit dem Abſchaum der Bevölkerung zu thun."

Ein ſcharfer Rauch- und Brandgeruch erfüllte die Luft. Allmählich hatte der Schlaf die meiſten Soldaten, Weiße und Farbige in ſeine ſanften Arme genommen, ſie lagen kreuz und quer auf den mitgebrachten Decken, den Arm als Kiſſen unter dem Kopf, die Büchſe auf der Bruſt, um ſogleich in voller Kriegsbereitſchaft dazuſtehen, wenn die ausgeſtellten Wachen einen Ausfall melden ſollten.

Es geſchah aber nichts dergleichen. Die Nacht verging und am Himmel zeigten ſich die erſten Strahlen des Tages, an dem ſo viel Blut fließen ſollte.

„Richard," fragte Mr. Gould, „Sie ſind ſehr blaß. Fehlt Ihnen etwas?"

„Nein, Sir, gewiß nicht!"

„Bleiben Sie an meiner Seite," ſetzte der Offizier hinzu. „Verſprechen Sie mir das, hören Sie! — Die Pfeile der Dajaks ſind vergiftet."

„Das weiß ich, Sir, aber, — dies Schießen aus dem Hinterhalte empört mich. Ich will mit dem blanken Säbel in der Fauſt die Verſchanzungen ſtürmen, will abſichtlich dem Gegner meine Bruſt offen darbieten, um mit ihm die Gefahr redlich zu teilen, — ſonſt erſtickt mich der Gedanke, auf einen Menſchen zu zielen."

„Sie bleiben bei mir," wiederholte Mr. Gould, ohne ihn anzuſehen. „Ich will Seite an Seite mit Ihnen fechten."

„Noch zwei Stunden," ſagte er dann, „legen Sie ſich hin, Richard. Sehen Sie, Oskar iſt ſitzend eingeſchlafen."

Unſer Freund gehorchte, aber er konnte doch kein Auge ſchließen. Es iſt bei aller Tapferkeit, aller Begeiſterung ein gar ernſter Gedanke, der an eine Schlacht. Die Kugel liegt vielleicht ſchon im Rohre, die Waffe iſt von kräftiger Fauſt gepackt, die uns treffen ſoll, — binnen kurzer Friſt fließen Ströme von Blut und das Herz, das von Hoffnung und Lebensfreude ſo warm durch-

strömte, das Herz mit allen seinen Erdenträumen ist kalt und tot für immer.

Es war gegen sechs Uhr morgens. Aus den Klippen am Stromufer kamen die großen Schwimmvögel hervor und putzten ihre Federn, leise girrende Laute tönten zwischen den Blättern am Boden und hoch oben in den Wipfeln. Der beißende Rauch des grünen Holzes hatte überall am letzten Abend die Pargam, die schönen grünen Tauben aus ihren Nestern vertrieben, jetzt flogen sie, getäuscht durch die herrschende Stille, herbei, um die schwebende Heimat mit Eiern oder nackten Jungen wieder aufzusuchen.

Tot die kleinen hilflosen Geschöpfe, erstickt, gestorben, — voll Angst und Jammer umkreisten die Alten den versteckten Bau. Kein Laut antwortete den ihrigen, kein begehrliches weitgeöffnetes Schnäbelchen streckte sich aus nach dem gewohnten Futter. Tot! Die Losung des Tages! — Unten am Boden lagen starre Leichen, hoch oben klagten die beraubten Pargam. Immer strahlender erhob sich die junge Morgensonne, blitzartige Funken über die Welt ausstreuend, über das Wasser und das Grün, die versengten Trümmer und die Gesichter der schlafenden Männer. Noch eine halbe Stunde, dann begann die Blutarbeit, dann galt es, das fremde Leben zu nehmen, um das eigene zu retten.

Wie die Tauben klagten! — — Drüben auf dem schwarzen verkohlten Wall stand ein Hund und schnupperte. Neben ihm zeigte sich der Kopf eines Gefallenen, zu dem sich das Tier tief herabneigte. Wo war die Stimme, welche sonst für ihn ein Schmeichelwort in Bereitschaft hatte, so oft er kam, wo das Auge, dessen Blick er verstanden?

Langsam hob der Hund die Schnauze. Er stieß ein klagendes banges Geheul hervor.

Ein Vers aus Kindertagen stand vor Richards Seele, — er begriff ihn wohl erst heute.

„Es geht ein leises Weinen,
So weit die milden Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur."

Mr. Gould trat langsam vom Beobachtungsposten zu den Reihen der Schläfer, sein Blick voll Ernst und Ruhe traf Richards Stirn, es schien, als sei dieser Mann den Einflüssen der Ermüdung, der endlichen Erschöpfung aller Kräfte nicht unterthan.

„Wir müssen die Leute wecken," sagte er.

Einer rüttelte den anderen, sie fuhren zusammen im Schlafe,

ſie öffneten die Augen wie jemand, der weiß, daß neben ihm ein Abgrund gähnt. Der neue Tag hatte begonnen, — es war Zeit, ſich zu rüſten.

Das Frühſtück blieb beinahe unberührt. Wo alle Nerven aufs äußerſte angeſpannt ſind, da treten die Anforderungen des Hungers und Durſtes für den Augenblick in den Hintergrund.

Mr. Brooke muſterte die Reihen der Seinigen. Jetzt ſtand das Tagesgeſtirn hoch am Himmel, der Angriff mußte beginnen.

„Laßt uns beten," ſagte er.

Langſam ordneten ſich die Glieder. Die Weißen hatten ihre Mützen abgenommen, die Muſelmänner ſahen mit erhobenen Händen gen Mekka, die Dajaks lagen mit flach auf den Boden gedrückten Geſichtern.

Niemand ſprach. Zu vielerlei Religionsformen waren vorhanden, als daß eine Gebetsform allen hätte genügen können, — das höchſte Weſen aber, der Geiſt der Liebe und Gerechtigkeit, den wir Gott, die Mohammedaner Allah und die Dajaks in vielfach verſchiedener Weiſe nennen, der große Geiſt der Welt ſah in den Herzen die Gedanken und hörte, was nicht laut geſagt wurde.

Mr. Brooke hob den Kopf. „Antreten!" befahl er. „Gewährt keine Gnade, Kameraden, und nehmt keine. Die Rotte muß vom Boden vertilgt werden."

Ein Murmeln durchlief die Reihen der Soldaten. Sie wußten alle, daß dieſes grauſame Gebot nur eine Handlung der unerläßlichſten Gerechtigkeit und der Notwehr war.

„Vorwärts denn! — Darauf mit Gott!"

Wie das wilde Heer ſtürzten ſich die Leute, die nie im Leben eingeübt oder ſoldatiſch geſchult worden waren, dieſe von Kaufleuten in Offiziersuniform befehligten Parteigänger aus allen Nationen über den Erdwall, um mit dem Schwert in der Fauſt die Reſte der niedergebrannten Verſchanzungen zu nehmen. Ein erſchütterndes Schreien und Jauchzen durchbebte die Luft, gellende Kampfesrufe miſchten ſich in den Klang der Hörner, Meſſer und Säbel blitzten im Sonnenglanz, Schuß folgte auf Schuß, hinüber wie herüber.

Die Belagerten waren nicht müßig geweſen. Ein Hagel von Pfeilen und Kugeln empfing das Heer der Angreifer. Die Furie des Krieges wütete entfeſſelt, Blut und Ächzen, das letzte Wimmern Sterbender folgte ihren ſchrecklichen Spuren.

Allen voraus war Toldi über die verkohlten Umfaſſungswälle

gesprungen. „Moharra!“ rief er mit lauter Stimme, „Moharra, mein Bruder!“

Ein Dajak mit dem scharlachnen Mantel auf der Schulter, dem Abzeichen der verbündeten Räuber, ein hochgewachsener junger Dajak schwang den Kris, daß Funken im Sonnenlicht zu sprühen schienen. „Verräter,“ rief er, „elender Sklave der Weißen, — hier bin ich!“

„Ergib dich, Moharra, ergib dich und du — —“

„Ha, ha, ha, — glaubst du, ich hätte das Geschrei des Höhlenfuchses gestern abend nicht gehört, Toldi? Glaubst du, ich hätte deine Stimme nicht erkannt? — Du wolltest den Sohn deines Vaters ins Verderben, in die schmähliche Gefangenschaft locken, — Fluch über dich!“

„Moharra, Moharra, — ich wollte dich retten!“

„Ha, ha, ha — — —“

Sie standen einander gegenüber, beide mit erhobenem Arm, der jüngere Bruder voll rasenden Zornes, der ältere bemüht, ihn ruhiger zu stimmen. Die Augen funkelten, die Lippen bebten; die Entscheidung über Tod oder Leben, über das Wohl und Wehe eines ganzen Stammes, die sich hier soeben vollzog, die letzte Entscheidung des Schicksals schwebte auch zwischen diesen beiden Söhnen einer Mutter.

Toldi hielt die Büchse im Anschlag. Er wollte den Bruder retten, aber auch das eigene Leben teuer verkaufen.

„Ergib dich, Moharra, du kannst arbeiten, du — —“

„Sei verflucht, grauer Verräter, der sein eigenes Volk den weißen Unterdrückern in die Hände liefern möchte!“

Der Dajak holte aus und im nächsten Augenblick würde Toldis Kopf von der Wucht des Schlages zerschmettert worden sein, wenn nicht zu gleicher Zeit ein Schuß gefallen wäre. Ein Malaie hatte ihn abgefeuert und mit wildem Frohlocken sah er den Mann im roten Mantel stürzen. „Das kam von mir, Moharra, ich war es dir lange schuldig! — Weißt du noch, wie mein Gehöft brannte und meine Karabauen weggetrieben wurden? Damals schwor ich dir Rache!“

Der Dajak konnte nicht mehr sprechen, aber in seinen Augen loderte ein rasender Groll. Er raufte das Gras aus dem Boden und versuchte in ohnmächtiger Wut zu werfen, — der Malaie lachte. „Hai! Hai! — ich will dich sterben sehen, Verfluchter!

Ich lebe und du biſt tot, ich ſehe die Sonne und erwerbe Geld, viel Geld, — du liegſt im Grabe."

Toldi brachte Waſſer und hielt es an die Lippen ſeines tödlich getroffenen Bruders. „Trinke," ſagte er ſanft, „ſoll ich dir den Kopf aufheben, Moharra?"

Der jüngere Dajak atmete immer ſchwerer, er preßte mit letzter Kraft den Mund zuſammen, — das Waſſer lief auf den Boden, er verſchmähte das Labſal, weil es aus Toldis Hand kam. Der Blick voll Haß, voll Zorn ſuchte den ſeines Bruders.

Da wälzte ſich der Kampf in die Nähe dieſer Stätte, ein Pfeilhagel ſauſte durch die Luft, flüchtende Räuber mit den Scharlachmänteln ſtürmten vorüber.

„Ich lebe," höhnte der Malaie, „ich lebe und du ſtirbſt!" —

Ein Pfeil bohrte ſich tief in ſeine Bruſt. — —

Aufſchreiend riß er das Holz aus der Wunde, taumelnd, blutüberſtrömt. „Gift!" ſchrie er, „Gift, — es kriecht durch alle meine Adern!"

Der Dajak lachte. Es klang ſchauerlich, wie hohles Gurgeln. Dann ſtreckte ſich der Körper und die Augen waren gebrochen. Das letzte Zeichen einer grauſamen, rachſüchtigen Freude hatte den dünnen Lebensfaden zerriſſen.

Toldi nahm mit beiden Armen den Körper und trug ihn hinter die Gefechtslinie. —

„Zu mir, Richard, zu mir! — Nur noch Minuten, dann haben wir geſiegt!"

In den Häuſern der Räuber befanden ſich weder Frauen noch Kinder, auch alle Lebensmittel, namentlich das koſtbare Waſſer waren in dem dritten, noch unberührten Dorfe untergebracht, dadurch wurde jedes dieſer Bambusgebäude zur Feſtung, in welchem ſich die Männer einzeln verſchanzten und von wo aus ſie ihre giftigen, verderbenbringenden Pfeile entſandten.

Es wurde keine Gnade geübt und keine erbeten.

Wo ein ſolches leichtes, völlig in der Sonnenglut ausgedörrtes Gebäude von den angreifenden Soldaten erreicht war, da loderte auch die Brandfackel, und wagten ſich die vom Feuer Bedrohten hinaus, ſo fielen ihre halbnackten Körper den Gegnern ſofort in die Hände. Ein Hieb mit dem Säbel, eine Piſtolenkugel und alles war zu Ende.

Als Oberanführer zeigte ſich ein Malaie, eine jener gewalt-

Thomas Nast
Who stole the People's Money? 'Tweed Says He Got His Share'

thätigen, rücksichtslosen Naturen, die alles wagen, alles an sich reißen und alles sich zu nutze zu machen verstehen. Er schien mit mehr als menschlichen Kräften begabt, überall wachte sein Blick, spornte seine Stimme die Weichenden, überall war er der, welcher das dichteste Gewühl zu sprengen und den Gegnern zu schaden wußte.

„Da ist Soliman!“ rief Mr. Brooke. „Wenn wir diesen Burschen in unsere Gewalt bekommen, dann hat die Räuberflotte ihren Admiral verloren! Fangt ihn, meine Jungen, tot oder lebendig, aber fangt ihn!“

„Hai! Hai!“ — —

Und weiter drangen die Angreifer vor, Haus nach Haus fiel in ihre Hände, sorgfältig vor dem Feuer bewahrt, sobald sich niemand hinter den Mauern desselben befand, — die Schlacht hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Hier und da lagen Tote oder Verwundete, Ächzen und Röcheln erfüllte die Luft, Gebete und wilde wahnwitzige Flüche. Die Gesichter waren schwarz vom Pulverdampf, rot vom spritzenden Blute, die Mienen verzerrt, die Haare zerzaust. Brust an Brust kämpften erbitterte Männer, das Messer gab hüben und drüben den Ausschlag.

Soliman spornte seine Leute zur äußersten Kraftanstrengung. „Vernichtet sie!“ rief er, „vernichtet sie und wir ziehen nach Kusching, um es zu plündern!“

Wie Öl in das Feuer fielen diese lockenden Versprechungen in die Seelen der Räuber. Sie verdoppelten ihre Kräfte, sie erfüllten die Luft mit dem Geschrei eines wahnsinnigen Beute- und Rachegelüstes.

Mr. Gould führte eine kleine Schar von Dajaks, die ihm besonders zugethan waren, auch Richard und Oskar hielten sich hart an seiner Seite. Das ganze Ufer hatten diese Tapferen in Besitz genommen, die Verstecke unter den Klippen, den Weg zum Wasser, — noch war ihnen das Kriegsglück günstig geblieben; zwischen Toten und Sterbenden verfolgten sie alle siegreich und unversehrt ihre Bahn.

Vor ihnen stand Soliman inmitten seiner Getreuen. Dieser Punkt bildete mit drei Pfahlbauten den letzten Rest der Verschanzung, diejenige Stelle, an deren Besitze das Schicksal des Tages hing. Die Empörer mußten, wenn es ihnen nicht gelang, das Versteck zu halten, den Platz verloren geben, sie wußten auch, daß

der Tod in den Flammen ihr unabweisliches Schicksal werden würde und kämpften daher um das Leben selbst, während die Angreifer, soweit sie zu den Weißen zählten, durch Eroberung der letzten Feste dem Blutvergießen ein Ende zu machen wünschten. Die Farbigen wollten eine Belohnung verdienen, welche Mr. Brooke mit lauter Stimme den Siegern verhieß.

„Wer mir Solimans Kopf bringt, dem zahle ich in Kusching tausend Rupien! Auf ihn, meine Jungen, auf ihn!"

„Hai! Hai! Tausend Rupien!"

Ein Hohngeschrei aus den Reihen der Empörer antwortete, ein Pfeilhagel zischte durch die Luft. Von mehreren Seiten zugleich wurde Mr. Goulds kleine Schar bedroht und in die Enge getrieben.

„Hierher, Brooke! Zur Hilfe! Zur Hilfe!"

„Hai! Hai! Ihr wolltet ja Solimans Kopf nehmen, — jetzt nimmt er dafür die eurigen. Auf, auf, meine Dajaks, holt euch Feindesschädel!"

Schon nahte Brooke mit etwa fünfzig Männern, die Entscheidung schwebte auf der Nadelspitze, da flog ein Pfeil aus einem der Gebäude und traf Richards Schulter, daß er taumelte und fiel.

„Ein vergifteter Pfeil!"

Mr. Gould hatte es gerufen und schnell wie der Gedanke den Deutschen ergriffen. Er ließ sein Gewehr zu Boden gleiten und trug den Verwundeten aus dem Gewühl, als habe ihm die Verzweiflung Riesenkräfte verliehen.

Den Pfeil weit hinausschleudernd, riß er hinter den Wänden des nächsten Pfahlbaues das Zeug von Richards Schulter und begann zwischen zwei Fingern die Umgebung der Wunde zu drücken, dann sog er das wenige hervordringende Blut mit den Lippen auf.

Richard ächzte vor Schmerz. „Mr. Gould," flüsterte er, „Sie bluten selbst, — Ihre Stirn ist von einem Hieb getroffen! — Ach, es brennt sehr!"

Der Offizier sog immerfort. „Halten Sie es aus, Richard, — wie fühlen Sie sich?"

„Schlecht! — Ich — ich —"

Die Besinnung schwand, der Kopf des jungen Mannes sank hinüber, seine Augen schlossen sich, er sah aus wie eine Leiche.

Mr. Gould mochte das vorher gewußt haben. Er nahm aus

der Taſche ein ſcharfes Meſſer und ſchnitt kurz entſchloſſen quer über die Wunde hinweg, ſo daß das Blut reichlicher floß. Dann drückte und ſog er unausgeſetzt, bis endlich der Schweiß auf ſeiner Stirne ſtand.

„Toldi," rief er, „Toldi!"

Es ſchien, als ſei die Erinnerung an den noch unentſchiedenen Kampf ganz aus ſeiner Seele verdrängt. Voll innerer Angſt bewachte das Auge des ernſten Mannes Richards blaſſes Geſicht.

Der Häuptling näherte ſich ihm und Mr. Gould deutete auf den Ohnmächtigen. „Toldi, ihn hatte ein vergifteter Pfeil getroffen, ſieh ihn an, — wird er leben?"

Der Dajak beugte ſich tief über den Daliegenden; bange, unſagbar bange Minuten verſtrichen, während Mr. Gould, gegen einen Pfeiler des Hauſes gelehnt, wortlos daſtand.

Toldi unterſuchte die Wunde, den Mund und das Auge des Bewußtloſen, er behorchte den Herzſchlag, dann nickte er. „Ich hoffe es, Sahib! Ja, ja, ich hoffe es!"

„Willſt du ihn verbinden, Toldi?"

„Gewiß, Sahib!"

Der Alte führte eine kleine Büchſe aus Bambus bei ſich und in dieſer war eine Salbe, die er jetzt auf ein Stück von Mr. Goulds Halstuch ſtrich, dann wurde das Ganze auf Richards Wunde gelegt und feſt verbunden.

„Er hat ſehr viel Blut verloren, Sahib, aber ich glaube, das Gift iſt entfernt, — ſonſt müßten ſchon Zuckungen entſtanden ſein."

Mr. Gould wußte das ſelbſt, aber dennoch tröſteten ihn die Worte des Alten. Richard lag ganz ruhig, er hatte auch kein Fieber.

„Du bluteſt ſelbſt, Sahib," ſagte der Häuptling. „Komm, es iſt noch ein Pflaſter für dich da."

Er legte einen Streifen um die verwundete Stirn und jetzt erſt erinnerte ſich Mr. Gould der Vorgänge, aus denen er ſo jählings herausgeriſſen war. „Es iſt alles ſtill, Toldi," ſagte er tief atmend, — „was bedeutet das?"

„Die erſte Hälfte des Sieges, Sahib! Sahib Brooke hat Soliman und den Reſt der Empörer in das dritte Dorf getrieben. Sie ſitzen wieder hinter Schanzen und ſind nun vom Waſſer abgeſchnitten, das iſt der Anfang vom Ende."

„Gott ſei gelobt! — Und Oskar, wie ſteht es mit ihm?"

„Er iſt unverſehrt. Sahib Brooke und er haben immer zuſammen gekämpft.“

Ein Seufzer der Erleichterung hob Mr. Goulds Bruſt. „Dann gibt es alſo vorläufig nichts zu thun,“ ſagte er, „wir können uns eins der Häuſer ausſuchen und den armen Schelm etwas bequemer betten. Ob noch Matten darin ſind?“

„Wenige,“ war die Antwort. „Ich hole unſere eigenen.“

Er eilte fort und kam beladen mit Decken zurück, dann trugen beide Männer den Verwundeten die Treppe hinauf und legten ihn ſo weich als möglich zwiſchen gehäufte Polſter; Mr. Gould ſtreckte ſich daneben.

„Ich bin doch kraftloſer als ich glaubte,“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Toldi, iſt die Schramme an meiner Stirn eine wirkliche Wunde?“

„Eine große ſogar. Ich will dir Waſſer bringen, Sahib!“

„Lieber einen Schluck Wein, Alter. Haben wir viele Leute eingebüßt?“

„O! O! — Es ſind mehr als dreißig tot. Viele, viele verwundet!“

„Dann ſieh du nach dieſen letzteren, Toldi. Schicke einen zuverläſſigen Mann hierher, damit ich Beiſtand habe.“

Der Häuptling beſorgte alles. Wenige Minuten ſpäter erſchien Oskar in dem Bambusgebäude und teilte ſich mit dem Offizier in die Pflege des Verwundeten. Es war ein heißer Tag geweſen, die Walſtatt triefte von Blut, ſchon ſchaufelten draußen emſige Hände das Maſſengrab, welches die Opfer aufnehmen ſollte, Weiße und Farbige, Freund und Feind, alles in einer Reihe, alles ſo, wie die Pfeile und Kugeln das Herz getroffen hatten, um ſeinen Schlägen ein Ziel zu ſetzen für immer.

Eine Leiche nur lag einſam im Walde unter den Bäumen, weitab von den übrigen, — diejenige Moharras! Toldi konnte ſich nicht entſchließen, ſie zu begraben, denn das wäre gegen die Gewohnheiten ſeines Stammes geweſen. Er bereitete die Totenfeier in anderer Art.

Mr. Brooke hatte den Soldaten erlaubt, ſich auszuruhen und ganz zwanglos zu kommen und zu gehen, wie es ihnen beliebte, davon machten ſie jetzt den ausgiebigſten Gebrauch. Zum erſtenmale nach der Ankunft vor den befeſtigten Dörfern wurde an praſſelndem Feuer gekocht und gebraten, dann ſchliefen die ermüdeten Leute, während einzelne Poſten das Lager bewachten und

abwechſelnd zwölf oder zwanzig Männer das große Grab der Gefallenen auswarfen.

Drinnen im Pfahlhauſe beobachtete Mr. Gould die ruhigen Atemzüge ſeines Schützlings. Richard ſchlief feſt, er war nur matt, nicht betäubt, ſobald er im Schlaf ſeufzte oder den Kopf umdrehte, ſtand der Offizier neben ihm und netzte die trockenen Lippen oder lockerte ein wenig den Verband auf der Wunde.

Später kam Mr. Brooke und erkundigte ſich nach dem Befinden der beiden. „Du haſt uns im Stiche gelaſſen, Gould," ſagte er, „hoffentlich biſt du nicht ſchwer verletzt? Und was iſt es denn mit dem jungen Deutſchen? Toldi erzählt, du habeſt ihm das Gift aus der Wunde geſogen?"

Mr. Gould wandte ſich ab. „Er fiel unmittelbar neben mir!" antwortete er faſt unhörbar.

Mr. Brooke trat zu dem Schlafenden, auch er unterſuchte Lippen und Augen, dann nickte er zufrieden. „Den haſt du gerettet, Gould. Ein hübſcher junger Menſch! Weißt du, was mir in dieſem Augenblick einfällt? — Er ſieht dir ähnlich!"

Der Offizier vermied es, den anderen anzuſehen, dann bewegte er die Lippen, um zu ſprechen, brachte aber keinen Ton hervor.

„Wahrhaftig," fuhr Mr. Brooke fort, „er gleicht dir, Gould. Wenn er wacht, ſieht man es nicht ſo, denn die Augen ſind anders. Ein zufälliges Spiel der Natur!"

Dann, als er den Blick erhob und das blaſſe Geſicht des Offiziers bemerkte, erſchrak er. „Was haſt du, Gould? Du biſt krank!"

„Nichts, nichts, bitte ſchicke mir den alten Toldi!"

„Du ſollteſt dich hinlegen," drängte Mr. Brooke. „Du ſiehſt ſehr ſchlecht aus, Gould!"

„Thorheit, das iſt nur von der Aufregung."

Er verſuchte zu lächeln und die Sorge des Freundes hinwegzuſcherzen. „Ich möchte gern ein bißchen freie Luft atmen, zwiſchen den Klippen ſitzen und mir den Wind ins Geſicht wehen laſſen. Toldi muß mich ablöſen!"

Der Alte kam und Mr. Gould ging ſo eilig fort, als brenne unter ſeinen Füßen der Boden. Er ſuchte am Ufer einen Platz, wo ihn niemand ſah, dort ſtützte er den Kopf in die Hände und ſaß regungslos wie ein Steinbild.

Als das Maſſengrab hergeſtellt war, legten die Soldaten ihre gefallenen Kameraden hinein und bedeckten die Geſichter derſelben

mit Blumen. James Brooke ſprach einige Abſchiedsworte, in denen er des großen Zweckes dieſer Unternehmung, des ehrenvollen Soldatentodes gedachte und dem er dann die Bitte an Gott um Frieden und Vergebung hinzufügte. Die Weißen unter dem ſtark zuſammengeſchmolzenen Heere ſangen einen Choral. Die übrigen hörten ſchweigend, voll Andacht zu, und noch ehe der Mond ſein mildes Licht auf die zerſtampfte Erde herabſandte, waren mehr als vierzig, die den Morgen dieſes Tages voll Hoffnung und Lebenskraft begrüßten, hinabgeſenkt in das enge Bette, deſſen Schläfer dereinſt erwachen werden, wenn die alte Erde in Trümmer fällt und aus dem Vergänglichen das Unvergängliche ſiegreich hervorgeht.

Einer nur lag unbeſtattet, — Moharra, der Dajak.

Sein Bruder ſaß neben Richards Lager, bis dieſer die Augen öffnete und matten Blickes um ſich ſah. „Wo iſt Mr. Gould?“ flüſterte er, „eben war er noch hier!“

„Das heißt, vor zehn Stunden, Sahib, denn ſo lange haſt du geſchlafen. Aber jetzt iſt alle Gefahr vorüber, — Mr. Gould ſog ſogleich das Blut aus deiner Wunde, ſonſt lägeſt du jetzt mit ſo vielen anderen im Grabe und wärſt tot!“

Richards Bruſt hob ſich höher. „Mr. Gould hat mich gerettet?“ ſagte er.

„Ja, weißer Knabe. Wäre für die übrigen Getroffenen auch gleich jemand zur Hand geweſen um ihnen dieſen Liebesdienſt zu erweiſen, ſo hätte noch manches Leben erhalten werden können, aber es ging nicht an, jeder mußte ſich ſelbſt ſchützen, es iſt auch eine beſondere, gefährliche Kunſt, das Ausſaugen, hat einer nur die kleinſte unbedeutendſte Wunde an den Lippen oder im Munde, ſo holt er ſich ſelbſt den Tod.“

Richard antwortete nicht, ein ſonderbares Gefühl ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen. Der Offizier hatte ihn in aufopferndſter Weiſe gerettet, aber er verſchmähte es, dafür einen Dank zu erhalten, — ganz ſo wie damals, als er ſchwebend über der Untiefe hing, und jener ihn mit ſtarken Armen an das Ufer brachte.

„Wo iſt Mr. Gould jetzt?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ich weiß es nicht, Sahib!“

Ein ſonderbarer Mann, Richard begriff ihn je länger, deſto weniger. „Erzähle mir etwas, Toldi,“ ſeufzte er. „Wie ſteht es mit deinem Bruder?“

Der Alte wiegte den Oberkörper von einer Seite zur anderen.

„Er iſt tot, Sahib, — Toldi dankt den Göttern dafür. Er iſt tot, — alſo kann er nicht mehr morden und ſtehlen.“

Ein trauriger Troſt wahrhaftig. Richard drückte die Hand des Häuptlings. „Ich glaube, du haſt recht, Toldi,“ ſagte er. „Der Tod macht alles gleich, er wirft über das Geweſene einen Schleier und bringt Frieden. — Iſt dein Bruder mit den anderen begraben?“

„Nein, Sahib. Das muß bei Sonnenaufgang geſchehen, Toldi will ſeinem armen Bruder den Weg zum Reiche Dewata-Dugingangs ſoweit als nur möglich öffnen, er hat Sahib Brooke gebeten, ihm die Leiche Moharras zu laſſen und der Sahib General hat es erlaubt. Mancher Mann von meinem Volke iſt heute in die Erde geſcharrt, aber Moharra ſoll beſtattet werden, wie es ſeiner Väter Weiſe iſt.“

„Verbrennt ihr eure Toten, Toldi?“

„Nein, weißer Knabe, die heiligen Geier müſſen ſie verzehren.“

„Alſo wie bei den Parſi in Bombay! — Aber hier findet ſich kein Turm, Alter!“

„Das ſchadet nicht. Du mußt übrigens ſchlafen, Sahib, das Sprechen könnte dir Fieber bringen, — oder möchteſt du etwas genießen?“

„Eine Orange, wenn du ſie erlangen kannſt, Toldi.“

„Ja gewiß, Sahib.“

Er brachte ein paar reife Früchte und bald danach erſchien auch Mr. Gould, freundlich, aber ſehr ruhig; er bat ſeinen jungen Genoſſen, aus der Rettungsgeſchichte kein ſo beſonderes Ereignis zu machen, das Gleiche habe er früher ſchon für manchen gewöhnlichen Wilden gethan, es ſei nicht wert, davon zu ſprechen. „Laſſen Sie uns jetzt nur ſchlafen,“ fügte er hinzu. „Die Räuber ſollen nicht wieder angegriffen, ſondern durch den Mangel an Waſſer zum Nachgeben gezwungen werden, — wir haben alſo einige Ruhetage vor uns.“

„Du kannſt gehen, alter Toldi. Ich danke dir!“

Der Häuptling brachte noch friſches Waſſer und eine Flaſche Wein, dann ſchlich er davon, um ſeinem toten Bruder die letzten irdiſchen Dienſte zu erweiſen.

Eine Anzahl Dajaks erhoben ſich, als ſie ihn kommen ſahen, von den Lagerſtätten und gingen ihm nach bis zu dem Verſteck, wo Moharra lag. Ein roter Fuchs ſtrich bei ihrer Annäherung durch die Gebüſche, — er hatte mit ſeiner feinen Naſe die Beute ſchon

längſt gewittert und ſuchte eben den Zugang zu derſelben, als ihn die Männer verſcheuchten, — Geier und Raben flogen in großen Zügen davon.

Die Dajaks entkleideten den Leichnam Moharras, wickelten das Zeug in den ſcharlachnen Räubermantel und gruben das Bündel tief in die Erde, dann hoben ſie den Körper auf ihre Schultern, um ihn zum Fluſſe zu tragen.

Vier oder fünf Männer ſammelten nun große Steine, mittels derer ſie die zahlreichen, gefährlichen Krokodile fernhielten, während andere den Toten ſorgfältig wuſchen und ſein langes Haar glätteten. Überall ſtreckten die gefräßigen Tiere ihre ſpitzen Schnauzen aus dem Waſſer hervor, zuweilen wagten ſie ſich ſogar ungeachtet der Steinwürfe nahe heran, aber trotzdem wurde doch die Leichenwäſche glücklich vollbracht und ebenſo geräuſchlos wie ſie gekommen waren, trugen die Dajaks den toten Bruder ihres Häuptlings wieder in den Wald zurück.

Zwiſchen hohen Bäumen wurde eine Fläche wie ein mäßiger Tanzſaal von allem Unterholz, Gebüſch und Gras vollſtändig geſäubert und dann mit friſchgepflückten Blumen überdeckt. Rote und weiße Roſen, Alpenveilchen, Bauhinien und Glockenblumen, alles duftete und glänzte nebeneinander, ſowohl auf dem Boden wie im Haar des Toten, den man in die Mitte gelegt hatte.

Stumm im Kreiſe kauernd, erwarteten die Dajaks den Morgen.

Drüben leuchtete das Wachtfeuer, hier war alles dunkel, ernſte Männer ſaßen wortlos, wie düſtere Steinbilder nebeneinander.

Zuweilen raſchelte es unter dem Laube, das war der Fuchs, der mit glühenden Augen hineinſah in den Kreis, — er dachte immer noch an die Beute, welche man ihm ſtreitig machen wollte.

Dann färbte ſich der öſtliche Himmel und Strahl nach Strahl ſchoß auf in roſiger goldener Pracht. Durch die Baumwipfel fielen Funken auf das Blumenfeld und das ſtille Totenantlitz, Schmetterlinge flogen darüber hin, — in den Zweigen ſang eine Vogelſtimme wie traumverloren, ganz leiſe, als dürfe der Schläfer nicht geweckt werden.

Einer nach dem anderen erhoben ſich die Dajaks. Sie bildeten um den Toten einen Kreis und begannen zu ſingen. Nur ein einziges Wort, immer wiederholt, in ſteigender Tonart, ſchneller und ſchneller, bis zum lauten brauſenden Chor:

Dewata-Dugingang! — Dewata-Dugingang! —

Das heißt: „Gott!“ Die ganze Bitte dieſer armen Wilden beſtand in einer fortwährenden Anrufung des höchſten Weſens.

Mit dem erſten Tone waren ſie in eine Tanzweiſe eingetreten, ſchon ſehr bald wurden die Schwingungen ſchneller und endlich gingen ſie über in Sprünge, die denen des Wahnſinnes glichen. Aller Augen funkelten, von den Stirnen rann der Schweiß, die Kehlen vermochten kaum noch den immer wiederholten Schrei hervorzubringen.

„Dewata-Dugingang!“ — —

Zuerſt ſtürzte Toldi, unfähig länger zu tanzen, erſchöpft auf das Bett von Blumen, ihm folgte ein anderer und ſo nachgerade alle. Um die Leiche herum lagen einige zwanzig Männer keuchend, halb bewußtlos am Boden.

Damit war der erſte Teil der Totenfeier beendet; nach etwa einer Stunde folgte der zweite.

Die Dajaks erhoben ſich aus ihrer liegenden Stellung und erkletterten, mit ſtarken Hanfſeilen verſehen, einer nach dem anderen einen ſehr hohen alten Baum. Zwei von ihnen hoben die Leiche auf und reichten ſie den in den unterſten Zweigen ſtehenden Genoſſen, ſo daß der Tote von Hand zu Hand bis in den Gipfel des Baumes befördert wurde.

Dort befeſtigte man ihn ſo ſorgfältig, daß kein Vogel die eng verknüpften Seile mit dem Schnabel zu löſen vermochte.

Als die erſten Geier mit lautem Krächzen geflogen kamen, atmete der alte Toldi erleichtert auf. Das war ein gutes Vorzeichen, die Seele gelangte vielleicht trotz allem und allem doch in Dewata-Dugingangs Schoß.

Aus dem Baume ward nun ein großer Span gehauen, um ihn zu jeder Zeit wiederfinden zu können und dann hatte die Feier ein Ende. Alle Teilnehmer kehrten in das Lager zurück und Toldi ſuchte das Haus auf, wo Mr. Gould und die beiden Deutſchen wohnten. Mr. Hardington war auch da, er trug den Arm in der Binde und außerdem einen Leinwandſtreifen um den Kopf. Die Keulen der Eingebornen hatten ihm ein paar leichte Verwundungen beigebracht, deren Vorhandenſein übrigens den guten Humor des Künſtlers nicht im mindeſten zu beeinträchtigen vermochte. Er hatte in einem der verlaſſenen Häuſer eine Art von kunſtloſer Geige entdeckt und bemühte ſich jetzt, die Melodie des Rule Britannia den Saiten derſelben zu entlocken.

Wohin man ſah, da krochen und hinkten Verwundete; für alle

dieſe Opfer war aber auch ein feſtes Lager den Soldaten Brookes in die Hände gefallen und außerdem die Ausſicht auf baldige Beendigung des Feldzuges. Das Räuberheer verfügte nur noch über ein einziges Dorf und konnte nicht mehr zum Fluſſe gelangen, — es mußte ſich alſo ſehr bald auf Gnade oder Ungnade ergeben.

„Brooke," meinte Mr. Gould, „du könnteſt einen Abgeſandten hinüberſchicken und den Frauen und Kindern freien Abzug anbieten laſſen. Es iſt genug, wenn wir mit den Männern kämpfen, denke ich."

Brooke ſchüttelte den Kopf. „Gerade Frauen und Kinder können den Waſſermangel am allerwenigſten ertragen," rief er, „ſie ſind uns durch ihre Gegenwart beſonders nützlich."

„Aber ich fürchte, daß ihnen Soliman einfach die Köpfe abſchneiden läßt, ſobald ſie anfangen, ihm unbequem zu werden."

Der andere zuckte die Achſeln. „Das iſt ſeine Sache," antwortete er. „Ich kann es nicht ändern, — wir ſelbſt haben auch ſchwere Verluſte erlitten."

Bei dieſem Beſcheide blieb es und drei Tage und Nächte vergingen, ohne in dem gegenſeitigen Horchen und Wachehalten etwas zu verändern. Die Leute ruhten aus, Richards Wunde begann langſam zu heilen und dann und wann konnte ſchon wieder ein kleiner Jagdausflug unternommen werden. Es fehlte an friſchem Fleiſche, alles Wild hatte die Umgebung des Lagers verlaſſen und Reis und Früchte bildeten nebſt Gemüſen ohne Fettzuſatz die einzigen Nahrungsmittel; ſobald daher Richards Zuſtand es erlaubte, ihn den Händen verläßlicher Leute anzuvertrauen, gingen Mr. Brooke, Mr. Gould und die übrigen Weißen auf die Jagd. Um das verſchanzte Dorf herum ſtanden Wachen, die zerſtörten Wälle waren wieder aufgerichtet und alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, es konnte daher nicht ſchaden, auch einmal in ſtiller Mondnacht den Spuren des weißbärtigen Ebers nachzugehen und ihn womöglich zu töten.

Aber leiſe, ganz leiſe. Die Feinde durften nichts bemerken.

Richard ſchlief, ein malaiiſcher Diener des Generals und Oskar waren bei ihm, außerdem mehrere andere Männer, dennoch aber ſah Mr. Gould nochmals zur Thür herein, ehe er fortging. „Ihr verlaßt ihn nicht, hört ihr! Richard darf nicht aufſtehen, bis ich zurück bin."

„Ja, Sahib; es ſoll alles geſchehen, wie du wünſcheſt."

Der Offizier ſtieg die Treppe hinab, dann ſtand er horchend

still, sein Herz schlug plötzlich schneller. Aus dem verschanzten Dorfe herüber klang ein leises Wimmern, ein Ton wie unterdrückte Klage, wie von vielen bittenden Stimmen. Männer sprachen dazwischen, jene anderen wurden lauter, dringender, dann zerriß ein jäher schriller Schrei die nächtliche Stille und alles war verstummt und tot; nur der Raubvogel krächzte vom Ufer her und der Wind flüsterte in den Blättern, — drüben hatte ein Menschenleben plötzlich enden müssen; die verzweiflungsvolle Bitte um Wasser, um das Recht, hinabzueilen zum Strome, die bange Klage einer Mutter war erstickt in Blut.

Nicht zum erstenmale. Mr. Gould kannte die unheimlichen Töne seit mehreren Nächten, erschüttert im tiefsten Herzen wandte er sich. Jetzt mußte doch die Entscheidung sehr bald kommen.

Die übrigen warteten schon und lautlos ging es durch den Wald dahin, der aufsteigenden Sonne entgegen. Aus den Blätternestern sahen Affenmütter mit ihren Kleinen, auf den höchsten Wipfeln der Bäume saß lauernd der große Fischadler, um zuweilen plötzlich herabzuschießen und nachdem er einen Augenblick getaucht hatte, aus dem Strome einen zappelnden Fisch mit in das auf luftiger Höhe erbaute Nest zu schleppen und dort für seine Jungen in Stücke zu zerreißen.

Ein ganz weißer Kranich ging einsam am Rande der feuchten Wiesen dahin, plötzlich auffliegend, wenn ein scharrender oder kratzender Laut an sein Ohr schlug.

Der gestreifte Panther! — Auch er wollte ja frühstücken.

In den Gebüschen knackte und brach es. Toldi legte den Finger auf den Mund. „Still, wir werden gleich eine Jagd haben!“

Die Weißen hielten sich unter den Ästen eines mit Luftwurzeln versehenen Baumes im Hinterhalt, so daß ihnen der Wind entgegen wehte. Eine Zeitlang blieb alles still, dann ertönte plötzlich ein Prusten und Brüllen, dem sich das angstvolle Quieken eines Schweines zugesellte. Wie der Blitz schossen ein paar Ferkel aus dem Dickicht hervor, ihnen nach vom Baum herab in eben so schnellen Sätzen ein mittelgroßer gestreifter Panther, der sich im nächsten Augenblick auf das eine der beiden Tiere geworfen hatte und seine scharfen Krallen in das Fleisch desselben schlug.

Das zweite Ferkel stürmte davon. Etwa zwanzig Schritte weiter hinaus hatte Toldis Büchse dem Leben des kugelrunden, weißbärtigen kleinen Geschöpfes ein Ende gemacht; sein Bruder

dagegen rang noch mit den übermächtigen Krallen des Panthers und ſchrie ganz erbärmlich, obwohl immer ſchwächer und ſchwächer.

Sobald das Raubtier die Jäger bemerkte, ließ es ſein Opfer los und flüchtete auf einen Baum. Die dichten Blätter hielten den Körper völlig verſteckt, kein Auge konnte ſehen, an welcher Stelle er zuſammengeduckt lag.

„Wir müſſen ihn aber doch haben!“ rief Mr. Hardington.

„Und bekommen ihn auch, Sahib. Siehſt du das braune wollige Tier da oben? Es naſcht die ſüßen Brotfrüchte und ſteigt ſchon hinab, um den Eindringling zu vertreiben.“

„Der Bruan!“ rief Mr. Gould. „Jetzt gibt es zwiſchen ihm und dem Panther einen Kampf auf Leben und Tod.“

Oben im Baume entſtand Bewegung. Eine braune plumpe Geſtalt kletterte abwärts und ein zorniges Brummen klang durch die Luft. Der Panther pfauchte, er ſchien zu wiſſen, daß die Umarmung des Bären ſehr verhängnisvoll werden könne; ſein runder Kopf ſah aus dem Grün hervor und zog ſich dann blitzſchnell zurück.

Keine Rettung, wohin er blicken mochte. Oben und unten wartete ſeiner das Verderben.

Der Bruan kletterte immer tiefer, ein Regen von Früchten und Blättern fiel herab, dann ſaßen die beiden Pelzträger auf demſelben Zweige und krochen langſam aneinander heran.

Aller Augen beobachteten den Zweikampf, welchen Krallen und Tatzen jetzt eröffneten. Der Bär verſetzte dem Panther einen Stoß, daß dieſer das Gleichgewicht verlor, aber mit den Füßen an ſeinem Zweige hängen blieb und gedankenſchnell den früheren Halt wiedergewann. Jetzt fiel er ſeinerſeits aus, ein Krallenhieb riß ein ganzes Stück aus dem Fell des Bären.

Petz öffnete die behaarten Arme. Dem furchtbaren Gebiß des Panthers Trotz bietend, umſchlang er den Körper desſelben und drückte ihn, daß die Rippen krachten. Kopf an Kopf gedrängt, beide durch die allzugroße Nähe am Beißen verhindert, ſo fielen ſie miteinander hinab in das Gras.

Der Panther ächzte, er zog ſich zum Knäuel zuſammen; ſeine Krallen taſteten in der Luft herum, ohne irgendwo faſſen zu können. Der Bruan gebrauchte jetzt auch die Hinterfüße, er hielt die Katze doppelt umfaßt, — ſchon ging der Atem derſelben pfeifend, ſtoßweiſe.

Da gelang es ihr, mit der Kralle das kurze Ohr des Bären zu

packen und ihm den Kopf herabzudrücken. Im nächsten Augenblick bohrten sich die Zähne in Bruans Fell.

Toldi hatte mit dem Gewehr bereit gestanden, jetzt gab er Feuer und der halberdrosselte Panther brüllte im letzten Kampfe, preßte aber auch die Zähne fester zusammen, so daß rote Tropfen an dem Fell des Bären herabliefen.

Dann war alles vorüber. Die Katze streckte sich, Bruan ließ den Körper los und bog seinen bedrohten Kopf aus dem Bereich der Fangzähne, er schüttelte sich vor Schmerz.

Toldi warf ihm geschickt eine Schlinge um den Hals. „Den nehme ich mit nach Hause, rief er, „Bruan ist ein gutes verträgliches Tier."

„Aber wenn er dich nun plötzlich anfiele, Häuptling?"

„Das wird er nicht thun, Sahib. Er ist gutmütig wie ein Hund."

Mr. Hardington trat näher, er reichte dem Bären aus seiner Tasche eine Orange und Petz nahm sie an, ohne irgend welche Wildheit zu zeigen; mitgehen wollte er aber nicht, sondern mußte dazu durch Schläge gezwungen werden.

Toldi redete ihm freundschaftlich zu. „Der Bruan hat mit den Dajaks die Hälfte des großen Reiskornes gegessen," sagte er, „sie sind gute Freunde von alters her. Nehmt ihr 'nur die beiden Ferkel, weiße Männer, den Panther laßt liegen. Später hole ich mir dann sein Fell, ehe es die Geier in Stücke reißen; es gibt einen guten Mantel."

Einige aus der Gesellschaft beluden sich mit den Ferkeln und eben wurde verabredet, daß die mitgebrachten Diener einen Karren zum Transport der Jagdbeute herbeiholen sollten, als plötzlich Mr. Gould den Kopf hob.

„Hörtest du nichts, Brooke?"

„Nein," erwiderte dieser. „Was meinst du, Gould?"

„Da war es wieder! — Geschrei! — Geschrei vom Lager her!"

„Hilf Himmel, es ist so!"

„Ich höre es auch!" rief Mr. Hardington.

Der General eilte voraus, alle übrigen ihm nach. Bruan ersah die Gelegenheit, um sich frei zu machen, die erlegten Ferkel fielen von den Armen der Diener, in kopfloser Hast stürzte alles dem Lager zu.

Das Schreien von dorther klang näher und näher. Es schien,

als ob ſich Menſchen gegen die Richtung der Jäger vorwärts bewegten, — atemlos horchten alle.

Dann ſchrillte durch den Lärm ein Wort, das die Mutigſten erbleichen ließ, ein Wort, deſſen ſchreckliche Bedeutung das Blut in den Adern der Männer ſtocken ließ.

„Amok! — Amok!“

„Das iſt Soliman!“ rief Mr. Brooke. „Auf! Auf! Wir müſſen ihn unſchädlich machen!“

Der Schreck lähmte jede Zunge. Sie wußten alle, was es bedeutet, wenn ein Malaie mit dem Ruf „Amok! Amok!“ den Kris oder den Spieß ſchwingt und auf das Geratewohl vorwärts ſtürzt, um alles zu morden, was ihm in den Weg kommt. Es iſt dies die Art und Weiſe, wie einzelne Angehörige jener oſtaſiatiſchen Völker in verzweifelter Notlage ihrem Leben ein Ziel ſetzen. Sie morden ſo lange, bis ein Streich oder eine Kugel ſie niederſtreckt, oft zehn und zwanzig ganz beliebige, ihnen in den Weg kommende Perſonen tötend oder verwundend, nur um ſelbſt zu ſterben.

Vögel flogen auf, kleineres Getier flüchtete nach allen Seiten, immer näher und näher tönte das wilde Geſchrei.

„Amok! — Amok!“

Und dann kam nach atemloſem Laufe, dicht vor dem Lagerplatz eine wilde Jagd den Weißen entgegen. Voraus ſtürzte im Scharlachmantel der Malaie Soliman, den Kris in der hocherhobenen Hand, das Haar zerzauſt, die Lippen ſchäumend, die Augen rollend wie im Irrſinn. Seiner Kehle entquollen Laute, die nicht mehr menſchlich klangen, er hieb in jeden Baum, er riß jede Ranke, welche er ergreifen konnte, von den Zweigen.

Kaum zehn Schritte hinter ihm, in eben ſo raſendem Laufe wie er ſelbſt, folgten etwa fünfzig von den Soldaten des Generals, alle ohne Schießwaffen, nur mit dem Kris oder der Keule, einige ſogar ganz ohne Verteidigungsmittel. Sie waren aufgeſprungen und hatten den tollen Malaien verfolgt wie ſie gingen und ſtanden, das ſah man.

„Keinen Schuß!“ rief Brooke. „Um des Himmels willen keinen Schuß! Wir treffen ſonſt einen der Unſrigen!“

Soliman horchte auf, jetzt erſt ſah er die Jäger. Mit einem gellenden Schrei Kehrt machend, ſprang der Raſende unter ſeine Verfolger und ſchlug mehrere derſelben zu Boden, ehe ihm jemand in den Arm fallen konnte. Dann brachten ihn die flinken Füße zwiſchen dichtſtehende Bäume und von da ins Dorf zurück.

Plate 1. Frontispiece
Adam and Eve in the Garden of Eden, with the Tree of Knowledge and the Serpent

Allen voraus ſtürmte Mr. Gould. Zwei Schüſſe aus ſeiner Kugelbüchſe ſchienen den Malaien nur noch mehr anzuſpornen, er beantwortete ſie mit einem erneuten: „Amok! Amok!“ und rannte weiter, Tod und Wunden auf ſeinem Wege hinter ſich zurücklaſſend.

Im Dorfe tobte der Kampf zwiſchen den Eingeſchloſſenen, die um jeden Preis den Zugang zum Fluſſe gewinnen wollten und den Soldaten, welche ſie innerhalb der Wälle feſthielten. Dahin, zum dichteſten Gewühl wandte ſich der Malaie — und nun war er verloren.

Sein „Amok! Amok!“ erſtickte in dem allgemeinen Wutſchrei derer, die ihn empfingen, — gerade als ihn Mr. Brookes Kugel in den Nacken traf, bohrten ſich zehn Spieße von vorn in ſeine Bruſt. Die Meſſer und Spieße der Soldaten zerfleiſchten buchſtäblich den Körper. Er wurde in Stücke zerhackt, der verhaßte, berüchtigte Scharlachmantel zerfaſert und in alle Winde geworfen. Als Brooke und ſeine Begleiter hinzutraten, ſahen ſie nur noch des Blutlache, welche die Stelle des vollzogenen Strafgerichtes bezeichnete.

An den Lücken der Wälle erſchienen jammernde Frauen und Kinder. Zehn, zwanzig wurden von den erbitterten Männern weggeriſſen, aber immer neue, immer mehrere ſtreckten flehend die Hände aus „Waſſer, Sahib General, Waſſer, wir verdurſten!“

Der General gebot Ruhe. Von den Überreſten eines zerſchoſſenen Hauſes notdürftig gedeckt, hielt er den verzweifelten und wutknirſchenden Räubern eine Anrede.

„Niemand von euch kommt lebendig aus dem Dorfe, niemand erhält einen Tropfen Waſſer, bis ihr die Waffen geſtreckt und euch auf Gnade und Ungnade ergeben habt. Alsdann können Frauen und Kinder frei ausgehen, die Männer bleiben Gefangene, bis wir in Kuſching ſind.“

Vollkommene Stille folgte dieſen Worten. Die Frauen und Kinder verſchwanden von den Wällen, offenbar zwangsweiſe entfernt; hier und da erklang ein Angſtſchrei, dann tiefes Schweigen. Die Empörer wollten ihre Freiheit nicht verkaufen.

Mr. Brooke ſchüttelte den Kopf. „Da iſt etwas anderes im Spiel,“ ſagte er. „Auf dem Fluſſe liegt irgendwo ein Schiff der Seeräuberflotte und man ſucht den Eingeſchloſſenen zur Hilfe zu kommen, man hat ihnen Nachrichten gebracht.“

„Das wollen wir bald genug erfahren!“ rief Mr. Hardington. „Laßt uns ſogleich auf die Klippen ſteigen und Ausſchau halten.“

Der Anführer lächelte. „Sie nicht, Sir. Ich glaube, das ist eine Sendung, die der alte Toldi am besten ausführen kann.“

Der Häuptling nickte. „Ja, Sahib. Ich bringe dir den Bescheid zurück, aber dafür mußt du mich später hinauslassen, um den Bruan zu fangen.“

„Gewiß, Alter, gewiß. Suche zwischen den Klippen, hörst du! nimm aber auf alle Fälle ein paar von deinen Landsleuten mit.“

Der Häuptling wiegte den Kopf. „Noch nicht,“ versetzte er. „Toldi kennt eine Stelle, wo die Klippen eine kleine Bucht bilden, — er hat einen Plan.“

Und dann ging der Alte fort, mitten in die wild verschobenen, über- und nebeneinander getürmten Blöcke des Ufergebirges hinein. Um die Verschanzungen herum herrschte tiefes Schweigen; die Empörer hielten ihre Stunde nicht für gekommen, sie warteten ruhig.

Mr. Gould sah nach Richards Befinden. Dieser wachte und hätte am liebsten aufstehen mögen, aber der Offizier verbot es ihm. „Wir bringen Sie auf dem Karren nach Kusching,“ sagte er. „Es geht nun bald zum Heimwege.“

Dann erzählte er ihm von den Vorgängen dieses Morgens. „Toldi ist auf Kundschaft ausgegangen,“ schloß er, „jetzt muß ich erst hören, was er entdeckt hat. Später sehen Sie mich wieder!“

„Und ich, Sir,“ rief Oskar, „darf ich nicht endlich mit Ihnen gehen?“

Mr. Gould schüttelte den Kopf. „Es ist mir lieber, wenn Sie hier bleiben,“ antwortete er. „Da draußen geschehen allerlei Teufeleien, — warten Sie lieber, bis ich zurückkomme.“

Er ging fort und verbrachte in Brookes Gesellschaft ein paar unruhige Stunden, bis endlich der Häuptling zurückkam. Das braune Gesicht unter dem kriegerischen Federbusch glänzte vor Vergnügen, Toldi schwang den Kris, als wolle er ungesäumt die Kopfjagd beginnen. „Sie sind da,“ sagte er, „eine große Prau voll Malaien. Hai! — sie bringen für die Eingeschlossenen gar schöne, willkommene Geschenke!“

„Wasser in Schläuchen natürlich!“

„Und noch Besseres, — sehr, sehr Gutes!“

„Aber was denn, Toldi?“

„Kanonen! Es sind zwei im Schiff, sie nehmen sie ganz und gar auseinander, in dieser Nacht wären die Dinger an Land gebracht worden.“

„Und werden es vielleicht wirklich!“ rief der Befehlshaber. „Eine ſolche Frau faßt ſechzig Bewaffnete, — wir haben nicht Leute genug, um uns ihnen mit Erfolg entgegenſtellen zu können.“

Toldi lachte. „Laß mich nur machen, Sahib, ich kann es. Hai! Hai, die Fiſche im Fluß ſollen ſich freuen, es gibt einen Schmaus.“

Er ſprach mit mehreren ſeiner Stammesgenoſſen und ſchien lebhaften Beifall zu finden. Die Geſichter glänzten vor froher Erwartung. Rache an den tödlich gehaßten Malaien, — das Wort iſt Muſik für jedes Dajaks-Herz.

„Nun komm, Sahib, du willſt doch das Schiff ſelbſt ſehen?“

„Natürlich. Aber was haſt du vor, Toldi?“

„Gutes, Sahib, ha, ha, ha, Gutes. Du mußt ganz leiſe heranſchleichen.“

Der General, Mr. Gould, Mr. Hardington und mehrere von den übrigen Weißen ſchloſſen ſich dem Unternehmen der zwölf oder ſechzehn Dajaks an. Toldi führte die ganze Geſellſchaft über halsbrechende Wege tief in die Klippen hinein, dann ſchlich er voraus und winkte mit erhobener Hand, um jedes Geräuſch zu vermeiden.

Ein breiter Felſen, von rechts nach links in einer Art Wölbung gebogen, ſprang vom Ufer aus hinein in den Strom und bildete ſo eine Bucht, wo ſich das Schiff mit vollen Segeln bequem verſtecken konnte. Wer den Lauf des Waſſers nach beiden Seiten hin verfolgte, der ſah nichts, nur wer von oben her ſenkrecht in die Bucht hinabſah, der konnte die Frau bemerken.

Rieſige Felsblöcke lagen oben, nacktes Geſtein, das den Raubvögeln als Schlupfwinkel diente. Ein geſchickter Kletterer konnte gefahrlos bis zum äußerſten Rande des Klippenzuges vordringen; hohe Bäume, aus den Spalten emporwachſend, beſchatteten den ohnehin ziemlich lichtloſen Ort, welchen jetzt die Dajaks, einer nach dem andern, erreichten.

Ihnen nach ſchlichen die Weißen.

Da unten in der blauen Flut lag das Seeräuberſchiff. Federbüſche und ſcharlachne Wimpel flatterten von den Maſten, Scharlachtuch bildete die Kleidung der Männer, welche da auf dem offenen Deck ſo emſig ſchafften, lautlos gleich denen, die ſie beobachteten, gewandt und ſchnell wie Menſchen, die da wiſſen, daß durch ihre Thätigkeit große Ziele gefördert werden, ja, daß Tod und Leben an dem Gelingen grade dieſes Werkes hängen.

„Dreiundſechzig!“ zählte Mr. Brooke. „Das iſt eine ſchlimme Entdeckung.“

Toldi lächelte. „Das iſt ein Spaß, Sahib. Siehſt du die Kanonen und die Waſſerſchläuche? — Alle Wetter, davon hätten die Kerle tagelang trinken können.“

Mr. Gould ſah ihn fragend an. „Und wie wollteſt du das verhindern, Toldi?“

„Gib acht, Sahib, du ſollſt es gleich ſehen!“

Die Malaien da unten füllten geſchäftig lederne Schläuche mit Waſſer und zerlegten zwei blanke Kanonen in ihre einzelnen Beſtandteile. Sie ahnten nicht, welches Schickſal ihnen über dem Kopfe hing.

Toldi hatte die Hand auf einen der loſen Steinblöcke gelegt, ſeine Blicke ſuchten ſiegesfroh die der übrigen Dajaks. Nackte Arme ſtreckten ſich aus, ſtählerne Muskeln vereinten in einem einzigen Augenblick, einem einzigen Ruck alle ihre Kräfte; ehe noch die Weißen mit Beſtimmtheit wußten, um welche Abſicht des Häuptlings es ſich im Grunde handelte, ehe ſie derſelben Beifall oder Tadel entgegenbringen konnten, war das Werk ſchon ausgeführt.

Der Felsblock, Tauſende von Pfunden ſchwer, ſtürzte hinab auf das unglückliche Schiff. Ein Schrei aus der Tiefe miſchte ſich mit dem in der Höhe, ein Donnergepolter übertönte das Brauſen und Ziſchen des Waſſers, hoch hinauf über Fels und Baum ſchlugen die Wogen, in Millionen blitzender Tropfen alles einhüllend, was ſich an der Stätte der Vernichtung befand — dann folgte dem erſchütternden Ereignis eine unheimliche Stille.

„Gräßlich!“ flüſterte mit aſchbleichem Geſicht der Künſtler.

Das Siegesgeheul der Dajaks verſchlang ſeine Worte. Blitzſchnell riſſen die Wilden ihre Gewehre von den Schultern und legten an. Wo da unten, mit den Strudeln kämpfend, ein Malaie an der Oberfläche erſchien, da traf ihn die Kugel und lähmte jeden ferneren Rettungsverſuch. Rotmantel nach Rotmantel trieb mit den Wellen ſtromab, zerſchellt und zerſchlagen lag das Seeräuberſchiff auf dem Grunde des Waſſers.

„Mr. Brooke,“ rief Hardington, „iſt das wirklich noch Krieg zu nennen?“

Der General nickte finſter. „In dieſem Falle, ja, Sir! Wir müſſen mit den Seeräubern ihre eigene Sprache ſprechen, wir müſſen ihnen in ihrer Münze zurückzahlen, was ſie gethan haben.

Schlafende Frauen und Kinder haben die Teufel in Menſchengeſtalt überfallen und lebendig verbrannt, ganze Karawanenzüge meuchlings abgeſchlachtet, — ihnen geſchieht recht, indem man ſie vom Boden vertilgt wie reißende Tiere."

Die Dajaks jubelten immer noch. „Blutrache!" rief Toldi, „Blutrache! Der Haß erliſcht nie. Was die Malaien meinem armen Volke von jeher gethan haben, das will ich vergelten, — Hai! Hai! — es ſind ihrer jetzt ſo viel weniger auf der Erde."

Mr. Hardington ſchwieg. Dieſe Wilden hatten eine Weltanſchauung, gegen welche weder Beweis noch Überredung kämpfen konnten; es war das Glaubensbekenntnis eines ganzen Volkes, dem Toldi ſoeben Ausdruck verliehen hatte.

Unten im Strome verrauſchten die Wogen, in deren Schoß dreiundſechzig Menſchen ihr Daſein geendet, es wurde ſtill und ſtiller, — die Fiſche hielten ein Feſtmahl.

Mr. Gould erhob ſich. „Es gibt nichts Furchtbareres als den Bürgerkrieg," ſagte er ſchaudernd. „Und doch ſtehen wir erſt am Anfang desſelben."

„Vorläufig am Ende," rief ſiegesfroh der General. „Hier fließt kein Tropfen Blut mehr."

Sie kehrten ſämtlich zum Lager zurück, obwohl Mr. Hardington noch mehr als einmal den Kopf wandte und nur zögernd die Stätte des ſchrecklichen Gerichtes verließ. Es war ihm, als könne die Sache nicht beendet ſein, als — — ja, das Gefühl ließ ſich nicht ſo in Worte faſſen, es quälte ihn heimlich und machte den ſonſt ſo lebensfrohen Mann verſtummen.

Die Dreiundſechzig im Malaienſchiff waren gemordet, nicht bekämpft. Gottlob, kein Weißer hatte ſich an der Sache beteiligt, aber dennoch, — das Ganze ſchien ſo unglaublich. Mr. Hardington ſah im Geiſt immer das emſige Treiben da unten an Deck.

Im Lager war es ſehr ſtill. Die Feinde mochten das Getöſe und das darauf folgende Siegesgeheul der Dajaks gehört haben; ſie ahnten den Verlauf der Dinge und blieben ruhig bis auf die Frauen und Kinder, welche fortwährend jammerten. Die Nacht verging ohne Störung, dann, am folgenden Morgen öffnete ſich die Verſchanzung und Mann nach Mann trat hervor; ſie legten ſämtlich die Waffen, ohne zu ſprechen, auf den Fußboden.

„Gott ſei gelobt!" rief aufatmend der General. „Jetzt können wir das Lager abbrechen."

Er ließ den Beſiegten Waſſer reichen und gab Frauen und

Kinder frei. Wie ein entfesselter Strom drangen die unglücklichen Geschöpfe aus der Verschanzung hervor, so verfallen und elend, daß sie teilweise kaum aufrecht zu gehen vermochten. Lumpen hingen an den abgemagerten Gliedern, hohle Augen sandten scheu und flehend die Blicke zu den Weißen hinüber. Mr. Hardington und mehrere andere schöpften selbst Wasser für die Verdurstenden, — aber oberhalb des Massengrabes von gestern.

Den Männern wurden die Hände gebunden, im übrigen teilten sie die Lebensweise der Soldaten, aßen Reis und Früchte und hatten zum Getränk nur Wasser.

Toldi war an der Stelle, wo gestern die beiden getöteten Ferkel liegen blieben, sogleich nach vollbrachtem Tagewerk wieder gewesen, aber natürlich ohne Erfolg, die Raubtiere hatten den willkommenen Braten längst verzehrt, selbst der Panther fehlte, jedenfalls von Geiern und Füchsen in Stücke zerrissen.

„Der Bruan kränkt mich am meisten," schloß Toldi seinen Bericht. „Es sind nur wenige Blutstropfen am Boden zu sehen, seine Wunden können daher nicht tief gewesen sein, er ist entkommen. Schade, — ich hätte ihn gern meinen Kindern mitgebracht; der Bruan und die Dajaks aßen einst mit einander von der Hälfte des großen Reiskornes."

Mr. Hardington sah auf. „Das sagst du nun schon zum zweitenmale, Häuptling," rief er. „Was ist es mit dieser seltsamen Mahlzeit?"

Der Alte wiegte nach seiner Gewohnheit den Oberkörper von einer Seite zur andern. „Das mußt du doch wissen, Sahib," antwortete er. „Besitzt dein Volk keine Überlieferungen aus früheren, längst vergangenen Tagen?"

Der Künstler lachte. „Das allerdings, Toldi, aber von dem großen Reiskorn steht wirklich nichts darin. Es muß hier auf Borneo gegessen worden sein!"

„Sicherlich, Sahib, sicherlich. Ich will dir die Geschichte erzählen. Du kannst doch denken, daß die ersten Menschen in einem großen Schiff gekommen sein müssen, nicht wahr? — Her schwimmen konnten sie unmöglich!"

„Auf keinen Fall!" nickte ernsthaft der Maler.

„Siehst du wohl! Am Lande saßen nun allerlei Tiere und warteten auf Futter, aber es war nichts da. Die Götter wollten erst den Menschen schicken, um ihn zum Herrn einzusetzen, dann, als das Schiff Anker geworfen hatte, ließen sie ein ungeheures

Reiskorn vom Himmel fallen, so groß wie der Kina-Balu und vielleicht noch größer."

„Alle Wetter!" rief Mr. Hardington, „und wo war dieses Ungetüm gewachsen?"

„Im Himmel natürlich. Du stellst dich nur so einfältig, Sahib, denn du weißt ganz genau, daß die Tiere nicht säen und ernten können."

„Das ist allerdings unleugbar, Häuptling. Also das Reiskorn war da, — was geschah nun weiter mit demselben?"

„Die Dajaks schnitten es an," fuhr Toldi fort „und sie gaben den Tieren einen Teil desselben, wobei ihnen der kleine Bruan aus der Hand fraß. Das Reiskorn blieb auf der Erde liegen und eines Tages sahen die Männer, daß es Wurzeln geschlagen hatte; grüne Halme schossen auf und neue Körner kamen zum Vorschein. Die Dajaks hatten gelernt, wie sie es machen sollten, um immer Reis zu besitzen, — sie durften nur die eine Hälfte der Ernte verzehren, die andere mußten sie aufbewahren."

Mr. Hardington lachte nicht mehr. Diese einfachen Vorstellungen hatten etwas Rührendes, Kindliches, obwohl sie freilich zu der grausamen Richtung des Dajakcharakters im ärgsten Widerspruch standen. „Sollten denn die Malaien von dem großen Reiskorn nicht miteſſen, Toldi?"

Der Häuptling nahm eine überlegene Miene an. „Die Malaien kamen erst viel, viel später auf die Welt, Sahib. Sie sind Räuber, sie haben die Väter der jetzigen Dajaks in die Sklaverei verkauft, alle Malaien müßten sterben, wenn es nur anginge. Mr. Brooke denkt dasselbe, du sollst sehen, daß er in Kusching den schlechten Hassim zum Nachgeben zwingt, er wird wenigstens gleich die Gefangenen freilassen müssen."

„Du liebst wohl den General sehr, nicht wahr, Toldi?"

„Ihn und Mr. Gould, ja, Sahib. Da kommen die beiden und Richard geht zwischen ihnen, er ist noch sehr matt, wie es scheint."

Der junge Deutsche freute sich, endlich dem Gefängnis des Krankenzimmers entronnen zu sein, er mußte sich noch auf die Arme seiner Begleiter stützen, aber die freie Luft that ihm doch unendlich wohl. „Morgen kann ich wieder marschieren," meinte er.

Dann wurde das von den Aufrührern verlassene Dorf besichtigt und als man kein lebendes Wesen mehr darin fand, samt den beiden anderen in Brand gesteckt. Weithin loderten die roten

Gluten, ſelbſt das Grün der umgebenden Bäume fiel verſengt und zerſtäubt herab, aber an Schonung konnten die Weißen nicht denken, da ſonſt immer noch den Räubern ein feſter verborgener Schlupfwinkel zur Verfügung geblieben wäre.

Unſere Freunde atmeten, als der Aufbruch erfolgte, freier und fröhlicher als ſeit langem. Mr. Brooke ſchickte die Hälfte ſeiner Soldaten mit den Gefangenen durch den Wald nach Kuſching zurück, er ſelbſt und die andere aus ſeinen erprobteſten Anhängern beſtehende Hälfte nahm den Weg am Strome, um zu beobachten, ob und in welcher Zahl noch Räuberſchiffe auf demſelben umherſchwammen.

Weiter aufwärts konnten dieſelben nicht gehen, die Felsgeſchiebe hinderten ſie daran und bildeten ſicherere Wächter als alle Kanonen der Welt; dagegen war es möglich, daß irgendwo eine Landung verſucht wurde und eben darauf mußte man vorbereitet bleiben.

Das Ufer, zur Linken der Reiſenden, beſtand aus Fels und Klippen, bald höher, bald niedriger, immer aber wildzerklüftet und vom ganzen Zauber der unberührten Natur umfloſſen. Früh morgens lagen die großen Krokodile halb am Lande und blinzelten hinüber zu den Soldaten, Biſamhirſche tauchten auf aus dem dichten Schatten des Waldes, der Flötenvogel ſang ſeine ſüßen Weiſen und bunte Eichhörnchen zu Hunderten liefen an den Stämmen empor.

Dazu zahlloſe Affen, Papageien, Wildſchweine, Hirſche, Nashornvögel und wilde Büffel, handgroße Schmetterlinge und wundervolle Käfer, — es war alles vorhanden, was das Auge entzückte und was der begehrliche Menſch für ſeinen nimmerſatten Magen beanſpruchte, auch die gern geſehenen Schildkröten mit ihren köſtlichen Eiern fehlten zu keiner Zeit.

Schiffe dagegen ſah man nirgends, und das war allen Reiſenden ſehr lieb.

Einmal zeigte der Wald eine kleine freie Fläche, der Boden ſchien weich und nachgiebig, Farnkräuter wuchſen ringsumher und aus einem Quell in der Mitte brodelte heißer Schlamm langſam, ſtoßweiſe hervor. Zwiſchen dem hohen Graſe ſtanden zwei lebensgroße, ſchauderhaft häßliche Götzenfiguren einſam in der weiten Wildnis.

Der Maler ſah ſie zuerſt. „Was iſt das?“ rief er. „Komm einmal her, Toldi!“

Der Häuptling legte ihm die Hand auf den Arm. „Tritt nicht näher," sagte er haſtig. „Es wäre dein Unglück, Sahib!"

„Weshalb das, Alter?"

„Still, still, laß uns nur weitergehen. Du darfſt im Umkreiſe der Zauberſtelle keine Blume und keine Frucht brechen, oder dein Gehirn vertrocknet auf der Stelle."

„Das wäre ja entſetzlich! Aber woher weißt du denn das, Toldi?"

„Weil die böſen Geiſter dort wohnen. Haſt du nicht geſehen, wie ſie unter der Erde wühlen und toben? Heute waren ſie beſonders zornig."

Mr. Gould wandte lächelnd den Kopf. „Hardington," ſagte er, „für heute abend verſpreche ich Ihnen ein prächtiges Schauſpiel. Sehen Sie da den Bergkegel am Ufer?"

„Jawohl! — Es iſt ein thätiger Vulkan, er raucht!"

„Und heute abend wird er Lava auswerfen. Dieſe Schlammwellen bekunden es."

„Dann ſind die Götter ſehr erzürnt," murmelte Toldi. „Wir müſſen ſie beleidigt haben, Sahib."

Mr. Hardington tröſtete ihn und gab eine kleine Abhandlung über das im Innern der Erde ewig fortbrennende Feuer zum beſten, aber der Dajak lächelte ungläubig. „Biſt du hinabgeſtiegen, Sahib?" fragte er.

„Hilf Himmel, — nein!"

„Dann glaube ich die Geſchichte auch nicht, weißer Mann. Pflücke nur keine Frucht, bis wir weit von hier ſind!"

Auch die übrigen Dajaks ſchlichen ängſtlich an der verdächtigen Stelle vorbei und atmeten erſt auf, als ſie hinter ihnen lag. Am Abend des Tages wurde dann Halt gemacht, wobei Mr. Gould Sorge trug, daß auf den Uferklippen für die kleine Geſellſchaft der Weißen eine Stelle frei blieb, um den Vulkan beobachten zu können.

Einige Flaſchen Wein nebſt ſelbſtgedrehten Zigaretten bildeten den greifbaren Teil des Genuſſes, der durch die Umgebung und alle ihe Reize tauſendfältig verſchönert wurde. Die prachtvollſten Inſekten ſchwirrten in der Luft umher, Eidechſen huſchten durch das Klippengewirre und große Raubvögel ſaßen auf den erhöhten Punkten wie ſteinerne Bilder.

Schon länger ſchwebte über dem Berge eine lichtroſa Wolke. Jetzt ging allmählich die Färbung derſelben über in ein tieferes Rot,

bis endlich helle Flammen hervorſchlugen und nun die ganze Umgebung in purpurnem Lichte dalag. Jede Felszacke, jeder Vorſprung trat ſcharf aus dem Dunkel heraus, ein kleiner Springquell, welcher aus den Spalten ſchoß, ſchien Fluten von tiefrotem Blute in den Strom hinabzuſenden. Auch in die tieferen Verſtecke fiel der Purpurſchein, zuſammengeringelte ſtahlblaue Schlangen beleuchtend, den häßlichen Kopf des Krokodils, die plumpe Schildkröte, die Vögel ohne Zahl.

Immer höher loderte die Glut. Steine flogen weit hinaus und mit Donnergepolter zurück in den Krater oder hinab in den Strom, wo ſie ziſchend, ungeheure Waſſerſäulen emporwerfend, auf den Grund fielen. Über den Rand des oberſten Schlundes floß glühende Lava, während der Nachtwind alles mit einem feinen ſtäubenden Aſchenregen bedeckte.

Ein wundervolles Schauſpiel, deſſen Wirkung durch das Aufgehen des Mondes noch erhöht wurde. Wie ein ſilberner Teller ſchwamm er in einer ungeheuren Schale voll Blut.

Die Weißen ſchliefen in dieſer Nacht faſt gar nicht, Richard vergaß ſogar den leichten Schmerz, welchen ihm ſeine Wunde immer noch verurſachte, — einen Anblick wie dieſen hatte er nie gehabt und würde ihn wohl auch ferner nie haben.

Am nächſten Morgen dauerte das Schauſpiel noch fort, ohne jedoch im Tageslicht ſo viele Reize zu entwickeln, als in der Nacht; das Gepäck wurde wieder aufgenommen und weiter marſchiert, diesmal über einen jener Gebirgszüge hinweg, die Borneo in eine Anzahl von Einzelinſeln zu teilen ſcheinen. An den Abhängen wuchs endlich die langerſehnte Nepenthesblume.

Die beiden Deutſchen hatten das Gewächs vorher nie geſehen, ſie wollten zuerſt kaum glauben, daß es wirklich eine Blume ſei, was da am ſchlanken Stengel herabhing.

Ein weiter, einem mäßigen Waſſereimer gleichender Krug von fünfzehn Zoll Länge und zwei Fuß Umfang ſchimmerte entweder violett oder tief purpurn, während er am oberen Rande mit einer feingefalteten roſafarbenen Krauſe umgeben war. Dieſe letztere erhob ſich in der Form einer Papiertüte und trug auf ihrer höchſten Spitze vier herabhängende, nach oben leicht gerollte grüne Blätter, aus deren Mitte jedesmal der Stengel herauswuchs, um nach einer Länge von einem halben Meter in eine andere Blume überzugehen, ſo daß immer zwei derſelben zuſammengehörten.

Einige Blüten waren lang und ſchlank gewachſen, andere mehr

rund, es gab auch gelbe mit weißem und grüne mit rosa Kranz. Der ganze Abhang des Gebirges, von langem wallenden Gras bedeckt erschien wie ein bunter Teppich, in den die Natur das Riesenbouket selbst hineingewebt hatte. Ganz oben wogten die steifen saftgrünen Rhododendron, weiter unten blühten Alpenrosen, und zwischen aller dieser Pracht standen auf ihren schlanken Stengeln die ungeheuren Blumenkrüge der verschiedenen Nepenthesarten.

„Mr. Gould," rief Hardington, „wann werden wir in Kusching sein?"

„Etwa übermorgen, Sir!"

„O, dann lassen sich die Blumen hoffentlich noch zubereiten, — man möchte wohl sagen: ‚schlachten'! — Toldi, holst du mir einige von den schönsten herunter?"

„Gewiß, Sahib, wir wollen das Wasser aus den Krügen trinken."

„Ja, ja," rief der Maler, „ich vergaß. Das Wasser schmeckt wie Limonade!"

Ein lustiger Feldzug gegen die Blumen wurde jetzt eröffnet, ganze Pflanzen mit den schönsten Blüten ausgegraben und samt der umgebenden Erde im Gepäckwagen untergebracht, alle Krüge dagegen ihres Wassers beraubt.

Es schmeckte prächtig, nur mußte man leider vorher jedesmal eine Anzahl größerer oder kleinerer Tiere herausfischen, die in den klaren Fluten, wahrscheinlich schlürfend und nippend, ihren Tod gefunden hatten.

Die Dajaks hielten unterdessen eine ganz andere Jagd im Innern des Berges. Nachdem sie eine Zeitlang gesucht und gespürt, überall den Pflanzenwuchs beiseite geschoben hatten, stellten sich ihrer zehn bis zwölf an einen Punkt, wo der Boden hohl klang und vielfach durchlöchert erschien. Sie hielten die schweren Keulen in den Händen und warteten, bis in ziemlicher Entfernung eine andere Gruppe zu der beginnenden Hetzjagd ihre Vorbereitungen getroffen hatte.

Lange, schlanke Stäbe wurden zu Fackeln gemacht, angezündet und vorsichtig in die hohlen Gänge des Berges hineingeschoben. Zwischen Gras und Blumen drang der blaue Rauch aus unzähligen Spalten hervor, die Flamme hatte also Luft und konnte fortbrennen, — das zeigte sich am entgegengesetzten Ende der Laufröhren.

Einander überstürzend drangen zahllose Ratten aus dem

Schoße des Berges hervor, große braune Tiere mit ſchwarzen Augen und ſamtartig glänzendem Pelz. Sie flüchteten vor dem Feuer, um dafür den Keulen der Eingebornen zum Opfer zu fallen. Eine nach der anderen wurde erſchlagen und ſogleich in die Bratpfanne befördert. Ein luſtiges Feuer praſſelte unter den Kochtöpfen; Ratten und Stücke vom Hirſch, Fiſche, Schildkröteneier und Reis, alles briet und brodelte, ſo daß den verſchiedenſten Wünſchen Rechnung getragen werden konnte.

Die Weißen holten ihre Gabeln und Löffel hervor, die Malaien ſchleuderten mit den Fingern den Reis in den Mund, Chineſen und Dajaks ſpießten mit kleinen Stäben den köſtlichen Leckerbiſſen, den Rattenbraten. Als Trunk gab es für alle das feine gewürzreiche Waſſer aus den Kelchen der Nepenthesblüte.

Richard war jetzt geheilt, er konnte wieder marſchieren und die Beſchwerden des Weges ohne Nachteil ertragen, auch Mr. Hardingtons Wunden gingen der Geneſung entgegen, obwohl er ſeine Binden immer noch trug und auch mit ihnen in Kuſching einzuziehen gedachte. Das gab einen recht mannhaften, ſoldatiſchen Anſtrich.

Mr. Gould ſah immer noch nach Richards faſt vernarbter, überhaupt nie tief oder bedeutend geweſenen Wunde. „Es iſt alles gut gegangen," ſagte er, „aber doch ſollen Sie ſich lieber der Gefahr nicht zum zweitenmale ausſetzen, mein junger Freund. Wenn die Schlacht zu Waſſer geſchlagen wird, ſo bleiben Sie mit Oskar derſelben fern, denke ich."

Unſer Freund ſchüttelte lebhaft den Kopf. „Nein, Sir, das möchte ich auf keinen Fall. Mein Platz iſt der an Ihrer Seite."

Mr. Gould wandte gerade den Kopf; ſein Geſicht war erſt rot, dann ſehr blaß geworden.

„An meiner Seite, Richard?" wiederholte er. „Weshalb das?"

„Weil Sie mir das Leben gerettet haben, Sir, und weil ich neben Ihnen kämpfen möchte, um zur Hand zu ſein, wenn, was Gott verhüten wolle, das Schickſal des Krieges Sie träfe."

Mr. Gould ſchien die Worte nicht gehört zu haben, er ging an Richards Seite und zerpflückte nachdenklich alle Blumen, welche ſich erfaſſen ließen.

„Richard," ſagte er plötzlich, „Richard, Sie wiſſen nichts, gar nichts von Ihren Eltern? Man hat Ihnen auch nicht mitteilen können, wie die arme junge Frau, Ihre Mutter, ausſah?"

Die völlig unerwartete Frage trieb das Blut heiß in Richards

Geſicht. „Letzteres doch,“ antwortete er. „Der alte Herr Keßler, der Hausvater der Waiſenanſtalt, ſagte mir einmal, meine arme Mutter ſei eine ſehr hübſche Frau geweſen, dunkel und zart, — ich ſoll ihr gleichen, behauptet er.“

„Ach! — —“

Mr. Gould ging ſo ſchnell, daß ihm Richard kaum zu folgen vermochte. Er ſchien ſich in ſchwer zu verbergender Aufregung zu befinden.

„Aber der Mann hatte die unglückliche Frau nur als Leiche geſehen,“ murmelte er.

„Ja, nur als Leiche. Ein wenig von ihrem prachtvollen Haar hat er abgeſchnitten und mir in einer kleinen goldenen Kapſel zur Konfirmation geſchenkt. Hier iſt es, die Malaien haben es mir gelaſſen, weil ſie ſich vor dem vermeintlichen Fetiſch fürchteten.“

Er zog die Kapſel hervor, die an einer Schnur auf ſeiner Bruſt hing. Im Inneren derſelben lag eine kleine künſtlich verſchlungene Flechte aus weichem braunen Frauenhaar.

„Meine arme Mutter,“ ſeufzte Richard unwillkürlich, „ihr Schickſal iſt gewiß ein ſehr trauriges geweſen, ſie muß im Poſtwagen Hungers geſtorben ſein.“

Mr. Gould ſchüttelte den Kopf. „Sagen Sie das nicht, Richard,“ bat er mit unſicherer Stimme, „es iſt eine ſchwere Anklage gegen Ihren Vater, — er muß ſeine Frau und ſein kleines Kind ſchutzlos verlaſſen haben.“

„Das fürchte ich und — möchte ihm begegnen, um Rechenſchaft zu fordern.“

Mr. Gould hielt immer noch das Schmuckſtück mit dem Haar zwiſchen ſeinen Fingern, jetzt gab er es zurück. „Lebt dieſer Herr Keßler noch, Richard?“

„Als ich aus Hamburg fortging, ja.“

„Dann werden wir ihn aufſuchen. Vielleicht beſitzt er auch die Kleider, welche Ihre Mutter trug, — man muß ſich der Sache annehmen, nachforſchen, und wäre es nur, um den Groll gegen Ihren unbekannten Vater bei Ihnen zu mildern. Achtzehn Jahre ſind keine ſo ſehr lange Zeit, es leben noch Leute, die das alles mit angeſehen haben!“

„Auch die Kleider ſind verwahrt,“ beſtätigte Richard. „Herr Keßler hat ſie mir einmal gezeigt, er mochte mich immer gern, der alte Mann.“

„Gott gebe nur, daß er lebt, wenn wir kommen!“

„Wollen Sie denn jedenfalls nach Deutſchland zurückkehren, Sir?“

„Und wenn ich hinüberſchwimmen müßte!“

Das war faſt leidenſchaftlich ausgerufen; Mr. Gould nahm den Hut vom Kopf, um ſeine Stirn zu trocknen. „Sollten Sie nicht lieber wieder ein wenig auf den Karren ſteigen, Richard?“ ſagte er nach einer Pauſe, offenbar nur, um den Gegenſtand des Geſpräches zu wechſeln, „ich fürchte, Sie ſind erſchöpft.“

„Nicht im geringſten, Sir!“

Mr. Gould wandte den Kopf. „Morgen um dieſe Zeit ſind wir in Kuſching, Brooke,“ ſagte er. „Ob die Empörer ſchon Nachricht erhielten?“

„Das glaube ich, ſonſt müßten wir Schiffe bemerken. Von den Malaien auf der untergegangenen Prau haben ſich jedenfalls einige gerettet.“

„Dann machen wir ihnen noch nachträglich den Garaus. Ich wollte, ich könnte das alles vor Abend beſorgen, — ich habe den Bürgerkrieg ſatt!“

„Da ſind die Schiffe!“ rief plötzlich Oskar. „Ich ſehe ihre Segel!“

„Sucht Deckung!“ rief mit lauter Stimme der General. „Es darf hier auf keinen Fall zum Gefecht kommen.“

Die Soldaten zogen ſich ſogleich in das Innere der Klippen zurück. Selbſt der Karren mit den Nepenthesblumen wurde in Sicherheit gebracht, und nur Toldi kroch auf allen vieren über das Geſtein, um einen Ausguck zu erſpähen.

„Fünf Schiffe,“ ſagte er leiſe. „Sie arbeiten an den Segeln, die Hunde, — was wollen ſie machen?“

„Laß ſehen!“ flüſterte Richard, dem Alten nachkriechend. „Sie wenden, — ſie beabſichtigen keinen Angriff.“

„Wiſſen Sie das ganz gewiß, Richard?“

„Ganz gewiß. So verſchieden können ihre Segelſtellungen von den unſrigen nicht ſein! — Aha, die Prauen drehen ſich ſchon!“

„Sie haben alſo nur kundſchaften wollen!“

Ein gellendes Kampfgeſchrei klang vom Waſſer herüber, ein Hagel von Büchſenkugeln ſchlug in die Felswände, dann glitt das Geſchwader ſtromab, während ſämtliche Farbige des kleinen Heeres aus Leibeskräften brüllten, um ja denen auf den Schiffen nichts ſchuldig zu bleiben. So ſchrie man hüben und drüben, bis für

jeglichen Austauſch von Beleidigungen die räumlichen Grenzen zu weit wurden. Der bevorſtehende Kampf auf dem Waſſer war jetzt in aller Form angekündigt worden.

Mr. Brooke atmete tiefer. „Wir ſchlagen die Schlacht ſo raſch als möglich," ſagte er. „Dieſer Zuſtand muß ein Ende nehmen."

Die Stimmung aller war durch das Erſcheinen der Räuberſchiffe ſtark beeinträchtigt, gleichſam der Ernſt ihrer äußeren Lage deutlicher zum Bewußtſein gekommen. Man nahm die Verwundeten und Kranken in die Mitte, ließ Bewaffnete dem Zuge vorangehen und marſchierte überhaupt ſo ſchnell als nur möglich, um Kuſching baldigſt zu erreichen. Noch eine Nacht am Lagerfeuer verging ungeſtört, noch ein Morgen im taufriſchen, von Vogelſang und Blütenduft erfüllten Walde entzückte die Herzen der Weißen, dann kamen von fernher die Dächer der Stadt in Sicht.

Zuerſt das Gefängnis mit den Frauen und Kindern. Sie wußten offenbar, daß drinnen in den Tiefen des Waldes die Aufrührer geſchlagen worden waren, ſie jubelten den Siegern entgegen und ſchrieen „Hai! Hai!" ſo lange ſich dieſelben ihren Blicken zeigten.

„Werden wir jetzt frei, Sahib? — O komm, komm, laß uns heraus!"

Mr. Brooke winkte mit dem Degen. „Bald," rief er, „bald!"

Und dann ſchritten die Sieger durch die Stadt, um dort auseinander zu gehen. Eine Kaſerne gab es nicht, auch keinen Verſammlungsort. Der General hinterließ nur den Leuten, daß er erwarte, ſie auf den erſten Trompetenton hin bereit zu finden, dann zahlte Mr. Gould als Rechnungsführer den rückſtändigen Sold und die tapferen Kämpfer eilten zu Frau und Kindern, der Häuptling mit dem lebhafteſten Bedauern, daß ihm der Bruan entſchlüpft ſei.

„Ich habe nun nichts mitzubringen," ſagte er traurig.

„Aber doch das Elfenbein, Alter!"

„Hai, damit können die Kinder nicht ſpielen!"

„So kaufe ihnen etwas, Toldi. Da haſt du ein paar Rupien, — nun lauf!"

Der Häuptling ſprang vor Vergnügen. „Deine Seele ſoll auf den Kina-Balu kommen, Sahib! — Hai! Hai! — Der Alte kauft einen kleinen Affen, das iſt auch gut."

Seine Kinder kamen ihm ſchon entgegen gelaufen. Ganz

Kuſching war auf den Beinen, jubelte, lachte, ſchrie und tobte, daß die Wände bebten. Langzopfige Chineſen flüſterten in Gruppen, Dajaks und Malaien ſchnatterten um die Wette, Frauen und Kinder ſprangen auf den Straßen umher. Zu lange und zu ſchrecklich hatte das Räuberunweſen auf dem Lande gelaſtet, als daß nicht jetzt, wo die Erlöſung winkte, jeder einzelne vor Freude faſt närriſch geworden wäre.

Einen ausgenommen. Hinter ſeinen Mauern ſaß Haſſim und erwog zum tauſendſtenmale, daß die Kanonen des „Violan“ mit Bequemlichkeit den ganzen Palaſt in dem er lebte, vom Boden wegfegen konnten, daß ihm ſchließlich nichts, gar nichts mehr übrig bleiben werde, als dem Verlangen des unbequemen Verbündeten nachzugeben und ſelbſt aus Sarawak zu verſchwinden.

Einmal ſoweit gekommen, konnte der Schwächling den Anblick der Fregatte nicht mehr ertragen, er flüchtete in ein Hinterzimmer und grübelte dort weiter, um endlich herauszufinden, wie er alle Vorteile für ſich allein behalten und den gefürchteten Abendländer aus dem Lande vertreiben möge. Die Jubelrufe des Volkes wollten kein Ende nehmen; jeder Laut drang dem einſamen Manne wie ein Meſſerſtich in das Herz. Er ſelbſt war verachtet, überſehen, James Brooke dagegen, der kecke thatkräftige Befehlshaber, von allen geliebt.

„Hoch! Hoch! Hurra!“

Zu Tauſenden zogen ſie unter die Fenſter des Hauſes und wieder und wieder mußte der General erſcheinen, um ihnen zu danken; beſonders die Chineſen waren ſehr ſtark vertreten. Sie hofften ihren regen Erwerbsſinn jetzt wieder zur Geltung bringen zu können, ſie dachten an Arbeit und Verdienſt, — ein Hochruf nach dem andern ſtrömte über ihre Lippen.

Die Rotmäntel auf den Schiffen ſchrieen mit, aber freilich in ganz anderer Weiſe. Was von dort herüberklang, waren Kampfrufe und Hohngelächter.

Mr. Gould hatte ſich ſchon am Nachmittag mit den Offizieren und den beiden Deutſchen an Bord des „Violan“ begeben; Doktor Lawrence ſollte vor allen Dingen Richards Wunde beſehen und über die Heilung derſelben ſein Urteil abgeben, auch die Nepenthesblumen mußten ihm abgeliefert werden, während Mr. Hardington eine Fülle von Zeichnungen ausbreitete und ſeine Schrammen nach Möglichkeit in den Vordergrund ſtellte.

Der Doktor ſuchte auf das genaueſte, klopfte und horchte,

ließ ſich den ganzen Vorgang erzählen und ſchüttelte endlich lächelnd den Kopf. „Mit Ipu vergiftet,“ ſagte er, „aber außer einiger Schwäche iſt kein Schade zurückgeblieben. Sie haben dem jungen Menſchen das Leben gerettet, Mr. Gould, — fünf Minuten ſpäter, und er wäre verloren geweſen.“

„Dann danke ich dem Himmel, daß er ganz in meiner Nähe fiel!“

Richard bot ihm ſchüchtern die Hand. „Ich danke zugleich Ihnen, Mr. Gould,“ ſagte er.

„Ach — Thorheit, das iſt nicht der Rede wert.“

Wieder ſah es aus, als ſei der Offizier die gleichgültigſte Ruhe ſelbſt. „Wie verhielten ſich die Piraten, während wir ihre Brüder zu Paaren trieben, Herr Leutnant Barrow?“ fragte er dieſen Herrn.

„Sie ſind immer mit jenen in Verbindung geblieben, wie ich glaube. Einzelne Frauen kamen und gingen täglich; dann ſchien plötzlich vor kurzer Zeit eine beſonders große Aufregung zu herrſchen. Die Anführer berieten, unſere Leute wurden, wo ſie ſich zeigten, mit Schimpfworten überhäuft.“

„Das glaube ich ſchon!“

Und nun erzählte Mr. Gould von Toldis folgenreicher That. „Es haben ſich alſo doch einige Malaien gerettet,“ ſetzte er hinzu. „Wir dachten es gleich.“

„Und morgen ſoll die entſcheidende Schlacht geſchlagen werden.“

„Es iſt alles vorbereitet,“ nickte Mr. Barrow. „Das Lazarett, der Schießbedarf und anderes. Wann kommt Mr. Brooke an Bord?“

„Jedenfalls morgen früh, er hat nur vorerſt noch verſchiedene Briefe zu ſchreiben.“

Die beiden jungen Deutſchen laſſe ich Ihnen gleich hier,“ ſetzte Mr. Gould hinzu, „Mr. Brooke hält ſie an Bord der Fregatte für ſicherer als in ſeinem Hauſe.“

Der Leutnant lächelte. „Ich glaube es auch,“ antwortete er. „Die Rotmäntel ſind ohne Zweifel gegen den tapferen Mann ſehr erbittert.“

„Können aber nichts ausrichten. Gute Nacht, meine Herren, — auf Wiederſehen!“

Er empfahl ſich und Richard und Oskar halfen in der Kajütte dem alten Gelehrten die koſtbaren, ganz wohlerhaltenen Re-

penthesblumen zuzubereiten. Einen reichen Vorrat von Erinnerungszeichen aller Art brachte der Violan nach Hause, die seltensten und kostbarsten Stücke aus dem Besitz aller wilden Völker, an deren Küsten das Schiff seit zwei Jahren Anker geworfen hatte, Perlenbänder und Grasgürtel von den Südseeinseln, Waffen mit Menschenknochen von den Papuas und hundert andere unschätzbare Kleinigkeiten.

Doktor Lawrence stellte ein plumpgezimmertes Holzkästchen mitten auf den Tisch. „Was ist das?“ fragte er lächelnd. „Können Sie es erraten, meine jungen Freunde?“

„Ein Nistkasten für Vögel,“ meinte Oskar.

„Fehlgeschossen!“

„Ein Behälter für einen Götzen!“

„Auch nicht.“

„Dann mag es der Himmel wissen.“

Doktor Lawrence lächelte. „Es ist auf Neuguinea gekauft worden,“ erzählte er. „Die Eingebornen hängen, wenn ein Mitglied der Familie stirbt, solches Kästchen in einen Baum als Wohnung für die Seele, und bringen dieser täglich vom besten, was auf den Tisch kommt. Natürlich lassen sich die Vögel einen solchen Futterplatz gern gefallen, was dann von den Naturkindern als ein günstiges Zeichen betrachtet wird.“

„Ganz wie in Indien,“ rief Richard und berichtete dann von dem, was er bei Tschander Ajubs Bestattung gesehen hatte. Die Unterhaltung dauerte bis tief in den Abend hinein; erst spät legten sich unsere Freunde zur Ruhe, nach langer Entbehrung wieder in ein gutes weiches Bette. Es war doch sehr angenehm, zur europäischen Gesittung und ihren Bequemlichkeiten zurückzukehren.

Leise, kaum merklich wiegte sich das schöne Schiff vor den Ankerketten, regelmäßig erklangen an Deck die Schritte der Schildwachen und Offiziere. Durch das kleine Kajüttenfenster sahen die Sterne hell herein, — es war eine milde, wundervolle Sommernacht, und Richards Seele gab sich unwillkürlich dem wachen Träumen immer mehr und mehr hin.

Bald trug die Fregatte ihn und Oskar nach Hamburg. Mr. Gould wollte mit hinüberfahren, wollte Licht in das Dunkel über seine, Richards Herkunft zu bringen versuchen. Weshalb wohl? — Und warum hatte er mit so leidenschaftlicher Heftigkeit gesagt: „Und wenn ich hinschwimmen müßte!?“

Ein sonderbarer Mann. Richard begriff es, daß Oskar von

ihm ſo ganz bezaubert war, er hatte kürzlich faſt etwas wie Neid empfunden, als die beiden lange und lebhaft miteinander ſprachen. Da wurde ſo vieles verabredet, — Oskars Geſicht ſchien vor Freude wie in Blut getaucht, ſpäter plauderte er in des Herzens Überfülle auch manches aus.

Lauter Verſprechungen, lauter Botſchaften des Glückes.

Ja gewiß, Oskar war Mr. Goulds Liebling. Um ihm die fernere Zukunft zu ſichern, wollte er nach Hamburg reiſen; dabei fiel dann für den Zögling des Waiſenhauſes, den Vaterloſen vielleicht auch einiges ab, — wer reich iſt und ein guter Menſch dabei, der gibt ja dem Armen, hilft dem Unterdrückten, Verlaſſenen.

Und doch dachte Richard, daß es mehr wert ſein müſſe, als alle Schätze der Welt, von Mr. Gould ſo recht herzlich geliebt zu werden.

Er ſah unverwandt aus der Luke in die ſternenhelle Nacht hinaus. Wenn unſere Gedanken von irgend einem Gegenſtande ganz erfüllt ſind, wenn ſich die geſamte Seelenthätigkeit auf einen Punkt richtet, ſo kann es leicht geſchehen, daß uns das Bild der nächſten Umgebung entrückt wird, daß wir nicht bemerken, was unmittelbar neben uns vorgeht. Richard ſah immer in den Himmel hinein, aber es entging ihm, daß ſich das Blau desſelben allmählich in Rot verwandelte und daß graue dichte Wolken mit dem Winde dahinſegelten.

Erſt lautes Sprechen an Deck, kurze Befehle und ſchnelle Schritte weckten ihn. „Was war das? — Feuer?“

Geſchrei von den Straßen ſchallte herüber „Feuer! Feuer!“ —

Das Schiff lag ziemlich weit vom Lande entfernt, man konnte nur die Richtung, aber ſonſt nichts unterſcheiden; Richard ſprang aus dem Bette und eilte die Treppen hinauf, eine unangenehme Ahnung, ein unbeſtimmtes Schreckensgefühl hatte ihn erfaßt, — auf dem Verdeck ſuchte er ſogleich den Maler, der angelegentlich nach einem etwa vorüberkommenden Boote ausſpähte.

„Hören Sie, Richard,“ rief er, „wir müſſen hin, — „ich fürchte, es iſt Mr. Brookes Haus, das da brennt. Ja, ja, es kann der Lage nach gar kein anderes ſein.“

„Das Haus des Generals? — Allmächtiger Gott, dann wäre ja auch Mr. Gould in Gefahr!“

Oskar kam ſchnellen Schrittes gelaufen; er mußte die letzten

Worte noch verstanden haben. „Mr. Gould?“ rief er. „Was ist mit ihm?“

„Herr Hardington glaubt, daß es das Haus des Generals sei, welches jetzt brennt.“

„Dann laßt uns doch eilen, wir müssen hinüber.“

So ziemlich alle Bewohner des schwimmenden Baues waren jetzt an Deck versammelt, der Kapitän gab die Erlaubnis, ein Boot auszusetzen und schickte vier Matrosen zur Bewachung desselben mit an Land.

„Wenn wir nur noch früh genug kommen!“ rief der Maler. „Auf den Seeräuberschiffen ist alles dunkel, man sieht kein Boot, dahinter steckt irgend ein neuer Schurkenstreich.“

Das schlanke Fahrzeug schoß über die Wellen und näherte sich nach wenigen Minuten dem Strande. Während die Matrosen zurückblieben, eilten Leutnant Barrow, Mr. Hardington und die beiden Deutschen durch mehrere stille Straßen bis zum Herde des Feuers. Dichter Rauch schlug ihnen entgegen; je näher sie herankamen, desto mehr verdächtige Gestalten tauchten auf, Rotmäntel, verwegene Gesichter, in deren Zügen die lange Laufbahn des Verbrechens deutlich geschrieben stand. Sie waren bewaffnet und schienen den Weg zum brennenden Hause gewaltsam versperren zu wollen.

„Es ist, wie ich dachte!“ rief Mr. Hardington. „Die Schurken beabsichtigen ihn zu verbrennen.“

„Mr. Gould! Mr. Gould!“ schrie Oskar fast außer sich.

„Hilfe! Hilfe!““ tönten aus dem brennenden Hause mehrere Stimmen. „Wir haben kein Wasser hier! Hilfe! Hilfe!“

Die Rotmäntel bildeten einen undurchdringlichen Kreis. An dem Rütteln und Schütteln von drinnen sah man, daß die Hausthür vernagelt war.

Aus zwei Häusern, dem zur Rechten und dem zur Linken, wurden unablässig gegen den ersten Stock des brennenden Gebäudes Wasserfluten ergossen. Hier wohnten Weiße, Leute, die zu Brookes nächster Umgebung gehörten und die sich redlich bemühten, der drohenden Gefahr Herr zu werden, aber trotzdem weiter nichts erreichen konnten, als daß das entfesselte Element langsamer vordrang.

Die Schläuche, aus denen man spritzte, waren zu schwach, um den Flammen Einhalt zu gebieten. Immer höher und höher züngelte das gefährliche Element.

„Wo iſt Toldi!“ rief Richard. „Ach, wenn er hier wäre!“

„Ich weiß, wo er wohnt. — Schnell! Schnell!“

Und Oskar ſprang voraus. Die beiden jungen Leute donnerten mit vereinten Kräften ſo anhaltend gegen die Thür des Häuptlings, daß er ſofort mit dem gellenden dajakiſchen Kriegsgeſchrei antwortete und zwei Minuten ſpäter in ſeltſamer Ausſtattung vor der Pforte ſeines häuslichen Tempels ſtand. Hüllenlos zeigte ſich die braune Haut, aber auf dem Kopfe ſchwankten die Federn des Nashornvogels, das Abzeichen der Häuptlingswürde, und in den Händen lag die ſchwere hochgeſchwungene Keule aus dem eiſenharten Holz der Kaſuarinen.

„Hai! Hai!“ ſchrie der Alte, in der Meinung von den Rotmänteln angegriffen zu werden. „Hai! Hai! Ihr Schurken und Schurkenſöhne, habt ihr eure Frau noch nicht wieder heraufgeholt aus dem Sarawakſtrome? — Alle eure verfluchten Köpfe ſollen an meinem Herd hängen!“

Doch dann erkannte der ſtreitbare Kämpe die vor ihm Stehenden. „O!“ rief er, „O! — Sahib! — — ihr ſeid es, was führt euch denn her?“

„Toldi! rief Richard, „die Schufte wollen den General morden, ſein Haus brennt, auch Mr. Gould iſt in der größten Gefahr! — Haſt du kein Mittel, die Freunde aufzurufen!“

Einer der Knaben, Toldis Älteſter brachte es ſchon. „Hier iſt das Muſchelhorn,“ rief er.

Richard ergriff das Inſtrument und ſetzte es an die Lippen. Der Ton war ohrenzerreißend, aber die Wirkung eine wahrhaft überraſchende. Aus allen Thüren ſtürzten Dajaks und Malaien, ſämtlich bewaffnet, erſchreckt, in der Stimmung, wenn es nötig ſchien, ſelbſt das Reich der Hölle anzugreifen, ſie heulten und brüllten mit dem entſetzlichen Horn um die Wette, ſie ſtürmten unaufhaltſam dem brennenden Hauſe zu, geführt von den beiden Weißen, welche allen die Richtung zeigten.

Nachdem das Muſchelhorn aus dem Schlafe gerüttelt hatte, was nicht geradezu ſtocktaub war, nachdem der Weckruf die ganze Stadt durchſchallte, ließ ſich Richard eine Keule geben und eilte vorwärts, um mit den übrigen Weißen die verrammelte Thür zu ſprengen.

Ein dichter Kreis von Rotmänteln hielt das Haus umlagert. Es mußte jetzt bald in ſich zuſammenſtürzen, dann war der Gegner

beſiegt und die Kette der Beſſeren im Lande geſprengt, — darauf warteten die Räuber.

Leutnant Barrow trat an der Spitze von wenigſtens dreihundert bewaffneten und erbitterten Parteigängern den Feinden offen entgegen. „Gebt Raum," rief er, „was ſucht ihr hier, Leute?"

„Was ſuchſt du ſelbſt hier, Weißer? Hüte deine Zunge!"

Statt aller Antwort wandte der Offizier den Kopf. „Feuer!" rief er.

Im nächſten Augenblick krachten hundert Büchſenſchüſſe zugleich, — reihenweiſe fielen die Rotmäntel, welche an einen derartigen plötzlichen Angriff nicht gedacht haben mochten. Den erſten Augenblick allgemeiner Beſtürzung wahrnehmend, drangen Mr. Hardington, Toldi und die beiden Deutſchen durch den Haufen und bis zum Eingang.

Sie hatten ſich in den Häuſern befreundeter Eingebornen ſchon vorher Beile zu verſchaffen gewußt und ſchlugen jetzt mit dem Aufgebot aller Kraft gegen die verrammelte Thür. Schon nach wenigen Minuten wich das Holzwerk, — ſie ſtanden auf dem Flur.

Totenſtille ſchien das kniſternde, brennende, völlig in dichte Rauchmaſſen gehüllte Haus zu beherrſchen. Man hörte keinen Ton.

„Mr. Gould!" riefen Richard und Oskar zugleich. „Mr. Gould!"

Der Rauch hinderte am Atmen und Sehen; von den beiden, zum erſten Stockwerk führenden Treppen brannte die eine lichterloh, während die andere, am entgegengeſetzten Ende des langgeſtreckten Gebäudes liegende noch gangbar geblieben war, da ſie vom Waſſer aus dem Nebenhauſe immer überrieſelt wurde.

Draußen wütete ein kurzer erbitterter Kampf. Schüſſe krachten, das Kriegsgeſchrei der Wilden miſchte ſich in Geheul und Verwünſchungen, in das Ächzen Sterbender. — Die Rotmäntel ſchlugen mit ihren Keulen wie raſend auf die Köpfe der Gegner los und wurden dann geworfen, nachdem auf Straßen und Plätzen das Blut rauchte und die Leichen der Gefallenen unter die Füße getreten waren. Wenigſtens zwanzig Tote hatte die kurze Viertelſtunde gefordert.

Die drei jungen Leute wollten die Treppe hinaufeilen; Richard, als der vorderſte, ſtolperte dabei über den Körper eines Mannes, welcher quer vor den Stufen lag. „Was iſt das?" rief er.

Mr. Hardington hob, während die beiden Deutſchen in das erſte Stockwerk hinaufſprangen, den Beſinnungsloſen vom Boden empor und löſte mit Hilfe einiger anderer die Baſtſchnüre, welche ſeine Hände und Füße gefeſſelt hielten. Auch im Munde des Gefeſſelten ſteckte ein Knebel; er war halberſtickt und konnte nur mit vieler Mühe wieder ins Leben zurückgerufen werden.

„Matteo!“ ſtammelte er, vor Schmerz ächzend, „Matteo, der Malaie!“

„Er hat dich gebunden, armer Kerl?“

„Ja! Ja! — Wo iſt mein Herr, wo iſt Mr. Gould? — Verbrannt?“

„Das möge Gott verhüten!“ rief der Künſtler. „Du biſt Phillipps, Mr. Brookes Diener, nicht wahr? — Gewiß iſt dein Herr oben eingeſchloſſen.“

Ein lautes Geräuſch aus dem erſten Stockwerk beſtätigte dieſe Worte. „Zur Hilfe!“ rief Richard, indem er Möbel nach Möbel beiſeite warf, „zur Hilfe!“

Zehn, zwanzig Männer ſtürmten die Treppen hinauf, andere goſſen Ströme von Waſſer in die Gluten. Ein gewöhnliches Bambushaus wäre längſt in Aſche gefallen, hier aber leiſteten die ſtarken Steinwände erheblichen Widerſtand, obwohl freilich der Einſturz des Daches und damit die Verſchüttung aller im Gebäude Anweſenden bedrohlich nahe ſchien.

Ein Donnern und Poltern wie von Elefantentritten durchbebte alle Wände. Aus den Fenſtern ſchleuderten die Befreier ganze Barrikaden von Stühlen, Schränken und Tiſchen, die der verräteriſche Malaie vor Brookes Zimmer aufgehäuft hatte, dann zerſchlugen ſie eine Thür und drangen in das Gemach wo der General und Mr. Gould halb leblos auf dem Sofa lagen. Ihre Geſichter waren vom Rauch geſchwärzt, ihre Kleider verſengt, ſie konnten beide weder ſprechen noch gehen und nur ihren geſunden, an Mühſal und Beſchwerden aller Art gewöhnten Körpern dankten ſie es überhaupt, daß noch Leben in ihnen ſteckte.

Jedenfalls war Matteo, der malaiiſche Diener mit den Rotmänteln im Einverſtändnis geweſen, hatte den ſchlafenden Phillipps überwältigt und die Thür des Generals verrammelt, — jetzt ſah ihn natürlich kein Auge mehr.

Die Befreier trugen ſchleunigſt ihre beiden Geretteten hinaus auf die Straße und goſſen ihnen etwas Branntwein zwiſchen die Lippen. Der friſche Nachtwind brachte ſchon im Verlaufe weniger

Minuten das halbentflohene Bewußtsein zurück, — ein Seufzer kündete das wiederkehrende Leben.

„Mr. Gould!“ rief Oskar, „Mr. Gould, Sie sind doch unverletzt?“

Ein Kopfnicken war die Antwort. Trotz der zerschlagenen Fenster hatten Rauch und Funken doch beinahe erstickend gewirkt. Der General erholte sich zuerst wieder.

„Nur Matteo kann die Thür verrammelt haben!“ flüsterte er. „Ein Verräter in meinem eigenen Hause, das ist sehr schmerzlich.“

„Jedenfalls ist der Bursche den Verlockungen seiner Landsleute während Ihrer Abwesenheit erlegen, Sir! — Vergessen Sie ihn.“

Der General schüttelte kräftig den Kopf, er richtete sich auf und trank hastig ein Glas Wasser. „Ich danke Ihnen, ihr Herren, es geht jetzt schon besser! — der Verräter muß seinen Lohn erhalten, damit der Gerechtigkeit kein Abbruch geschehe!“

Und alle seine Kräfte zusammenraffend, rief er mit lauter Stimme: „Hundert Rupien dem, der mir meinen Diener Matteo lebend wiederbringt!“

Ein Murmeln ging durch die Reihen seiner Anhänger. Dichtgeschart umstanden sie den geliebten Führer und in diesem Augenblick hätten ebensoviele Hunderte ihre Glieder nicht durchbrechen können. „Wir folgen dir bis in den Tod,“ riefen sie voll Begeisterung.

Seitwärts von dieser Gruppe stürzte jetzt das brennende Haus in sich zusammen. Noch einmal schlug die rote Lohe hoch hinauf gegen den Abendhimmel, dann drangen dichte schwarze Rauchwolken aus dem Schutthaufen empor und verhüllten alles, was sich in der Nähe befand, das ganze schreckliche Bild des Todes, der Vernichtung in ihren schauerlichsten Gestalten.

Auch Mr. Gould erholte sich von seiner anfänglichen Verstörtheit. „Wir arbeiteten miteinander, Brooke und ich,“ erzählte er, „wir waren vertieft in Rechnungen und Pläne, deshalb ist uns das Treiben des Malaien ganz entgangen. Dann, als der Rauch in das Zimmer drang, war es zu spät, — wir konnten nicht mehr hinaus; ich will für keinen Preis der Welt diese Stunde des thatlosen Wartens, des Eingeschlossenseins nochmals durchleben.“

Er schauderte. „Wenn nur Matteo erst gefunden wäre,“ setzte er hinzu.

„Wenn er doch über alle Berge wäre, wollten Sie ſagen!“

Der Offizier ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein, Sir. Er muß ſtandrechtlich erſchoſſen werden, damit dem Geſetze volles Genüge geſchehe. Es iſt bei dieſen Malaien und Dajaks mit der Nachſicht nichts gethan, nur die Kugel und das Schwert verſchaffen uns Achtung.“

Dann wandte er ſich zu den beiden Deutſchen. „Sie haben uns gerettet, Richard, — wie ſind Sie denn eigentlich an Land gekommen?“

„Der Kapitän bewilligte uns ein Boot, Sir. Wir ſahen das Feuer vom Schiff aus!“

„Wohin Sie jetzt gleich zurückkehren ſollen, Richard. Das Boot liegt hoffentlich noch am Ufer? — Ja, ja, gewiß!“

Richard wußte es nicht. „Laſſen Sie mich bei Ihnen bleiben, Sir,“ bat er. „Vielleicht kommen die Rotmäntel noch zurück.“

„Das iſt nicht wahrſcheinlich. Ich ſähe Sie, offen geſtanden, lieber in Sicherheit.“

„Und ich möchte in Ihrer Nähe bleiben, um acht zu geben, daß kein Verräter Sie heimlich bedroht, Sir.“

Der Offizier legte die Hand auf Richards Kopf. „Würde es dir weh thun, wenn du mich ſterben ſäheſt, Kind?“ fragte er in eigentümlich verändertem Tone.

„Sehr, Sir! — Sehr!“

Mr. Gould bückte ſich und küßte die Stirn des jungen Mannes. „Wir wollen den Tod mit dem Degen in der Hand empfangen,“ ſagte er, „wollen ihm die Sache nicht leicht machen, mein Junge. Er ſoll uns gerüſtet finden!“

Trommelwirbel und Hörnerklang verſchlangen die letzten Worte. Der General ließ alle ſeine Leute antreten, Wachen aufziehen und die Poſten vor dem Gefängnis der aus dem Inneren mitgebrachten Gefangenen verdoppeln; dann wurde die ganze Stadt nach dem verſchwundenen Malaien durchforſcht.

Jedes Haus mußte ſich dem barſchen Gebote der Weißen öffnen, jeder Hof und jedes Warenlager ſeine Geheimniſſe herausgeben. Als die Sonne hoch am Himmel ſtand, den Schauplatz des nächtlichen Schreckens mit ihren Strahlen übergießend, da drang ein Siegesgeheul, wie es nur der Wilde kennt, durch die ſtille Umgebung.

„Hai! Hai! — — Uh! — Hu! — Hu! —“

„Das ist Toldi!“ rief der General. „Er wird den Malaien gegriffen haben.“

„Und Sie wollen ihn wirklich erschießen lassen, Sir? — dann möchte ich am liebsten vorher verschwinden.“

Mr. Brooke zuckte die Achseln. „Das steht Ihnen frei, Mr. Hardington, aber lieber wäre es mir, Sie blieben. Ich will den Verräter nicht morden, sondern ein Kriegsgericht halten, — je öffentlicher, desto besser.“

Das war etwas scharf betont und der Künstler biß sich auf die Lippen. Mr. Brooke hatte recht, er erkannte es nun auch.

Toldis furchtbarer Kriegsruf näherte sich inzwischen dem auf dem Marktplatz der Stadt errichteten Hauptquartier; noch zwei andere Stimmen fielen ein und dann erschien der Zug, welcher den bebenden totenbleichen Gefangenen seinem Richter überantwortete.

„Uh! — Hu! — Hu! — —“

Toldis Häuptlingsschmuck war arg zerzaust, das Gewand durchlöchert und das Blasrohr mit den vergifteten Pfeilen zersplittert, aber das braune Gesicht glänzte in wilder Siegesfreude, die Augen blitzten triumphierend

„Da ist Matteo, Sahib! — Toldi darf sich den Kopf nehmen und ihn seinem Weibe nach Hause bringen, nicht wahr?“

Der General trat hastig vor. „Diesmal nicht,“ versetzte er. „Matteo ist kein Feind, der im ehrlichen Kampfe dem Gegner in die Hände fiel, sondern ein Verräter, auf den das Kriegsgericht wartet.“

„Legt ihm Fesseln an!“ gebot er einigen von seinen Leuten.

Toldi hielt immer noch den bleichen schlotternden Sünder am Kragen. „Sahib,“ bat er ganz fassungslos, „Sahib, er ist ein Malaie, schenke mir seinen Kopf.“

„Es ist unmöglich, Toldi. Schweige jetzt.“

Der Alte gab sogleich den Gefangenen ab, aber offenbar mit großem Kummer. Er hatte ja doch das schreckliche, dem Dajak so wertvolle Ruhmeszeichen redlich erbeutet, indem er den Verräter aus einem Ziegenstall hervorzog und nach langem Ringen mit zerkratztem Gesicht überwältigte. Jetzt sollte er unbelohnt bleiben!

„Ich hole mir von den Seeräubern noch mehr als einen Kopf,“ tröstete er sich.

Der General versammelte unterdessen alle Offiziere, Farbige und Weiße, dann ließ er den Schuldigen vorführen. Matteo wagte nicht, aufzusehen, die Glieder des jungen, kaum fünfundzwanzig-

jährigen Mannes zitterten wie welkes Laub. Er hing in den Händen der beiden Weißen, welche ihn vorführten, ohne selbst eine Bewegung, ein Wort zu wagen.

Rings um die Offiziere und den Angeklagten scharte sich das Heer. Von den Schiffen der Räuber sahen offen und heimlich Hunderte hinüber zum offenen Markt- und Hafenplatz, wo sich das Gericht vollzog.

Es gab unter den Soldaten des Generals nur blutwenig Mannszucht und gar nichts, was einem Fahneneid oder Kriegsartikeln auch nur ähnlich gesehen hätte, aber einen Sold in klingender Münze empfingen alle und jeder einzelne kannte die Seeräuber als den gemeinsamen Feind, — was also fehlte, das war die äußere Form, nicht der Begriff des Rechtes und der verwirkten Strafe.

Es gab auch keinen gesetzlichen Richter, sogar ein Tisch und ein Tintenfaß mangelten dieser Verhandlung unter freiem Himmel; der General leitete alle Einzelheiten persönlich.

„Matteo," fragte er, „gibst du zu, bisher als Diener in meinem Hause gelebt zu haben?"

Ein gurgelnder Ton antwortete ihm, ein leises feiges Ja. Der Gelbe wußte, daß es ihm an den Kragen ging, er war nicht einmal mutig genug, um wenigstens mit Würde, wie ein Mann und Soldat zu sterben.

Mr. Brooke fuhr fort, ihn zu fragen. „Mein Diener Phillipps ist gebunden und geknebelt im Hause aufgefunden worden," sagte er, „mein eigenes Zimmer war verschlossen und verrammelt, ebenso die Hausthür. Gestehst du, diese Verbrechen verübt zu haben, während draußen die Mordgesellen das Gebäude in Brand steckten?"

Der Malaie schwieg. Jetzt ja sagen, hieß den Kopf auf den Block legen, er schwieg und sah aus, als wäre er bereits gestorben.

„Gestehst du, Matteo?" wiederholte der General.

Die matten Augen des Verräters sandten einen scheuen Blick. „Ich wurde gezwungen, Sahib, Gnade! — Gnade!"

„Du räumst also das Verbrechen ein?"

„Ich mußte gehorchen! — Man drohte mir."

„Und du fürchtetest mehr die Mordbanden, gegen deren Anschläge dir mein Schutz gewiß war, als den feigen Verrat mir gegenüber! — Meine Freunde, wie wird der Überläufer und Verräter in Kriegszeiten bestraft?"

„Mit dem Tode!" antworteten einstimmig die Umstehenden.

„Alſo iſt dieſe Strafe hier verwirkt? — Matteo ſoll ſterben?“

„Ja!“

„Gnade! Gnade!“ heulte der Malaie. „Ich bereue alles!“

„Das kann dir jetzt nichts mehr helfen. Bindet den Verurteilten an jenen Baum, Leute! — Es bleiben ihm fünf Minuten, um zu beten.“

Der Befehl wurde vollzogen. Mehr tot als lebend hing der Verbrecher in ſeinen Feſſeln.

Auf des Generals Stirn lag eine düſtere Wolke. Wie viele Opfer hatte dieſer ſchreckliche Bürgerkrieg ſchon gefordert, — wie viele würde er noch fordern!

Aber es galt, feſt zu bleiben. Dieſe zuchtloſen Banden ließen ſich nur durch Gewalt, nicht durch Güte beherrſchen.

Neun der beſten Schützen wurden ausgewählt, alles Dajaks, die Todfeinde des Malaienvolkes, — dadurch erſparte der General dem Verurteilten die Pein eines möglichen Fehlſchuſſes und der etwa notwendig werdenden Wiederholung der Salve.

Matteo betete nicht, er hatte höchſtwahrſcheinlich kein klares Bewußtſein mehr, der Kopf hing ihm tief auf die Bruſt herab. Rings war alles totenſtill.

„Feuer!“ ertönte der Befehl.

Die neun Schüſſe krachten zugleich, — noch einmal ſchnellte der gefeſſelte Körper des Malaien krampfhaft auf, ſeine Arme griffen in die Luft, dann ſank er blutüberſtrömt zuſammen. Von den zur Hinrichtung befehligten Dajaks hatte keiner das Herz des gehaßten Feindes verfehlt.

Von den Schiffen klang wildes Geſchrei und das Getöſe des Gong. Sie beobachteten alles, ſie wollten die Weißen herausfordern und der General nahm auch den Handſchuh auf. „Sei es,“ ſagte er, „möge dieſer Morgen die Entſcheidung bringen.“

Mr. Hardington und die beiden Deutſchen wandten ſich erſchüttert ab. „Gräßlich!“ flüſterte der Künſtler. „Keine Macht der Erde wird mich verlocken, zum zweitenmale einen Krieg mitzumachen.“

Er wandte ſich ab, als ſein Blick die Leiche traf. Unbeerdigt ließ man den Gerichteten in den Feſſeln am Baum, — mochten die Geier kommen und das erkaltete Fleiſch mit ihren Krallen zerreißen.

Das Boot von der Fregatte erſchien auf einen Wink des Generals am Ufer und nun begann die Einſchiffung. Hunderte

blieben zurück, um dafür auf Booten und Prauen oder vom Lande aus zu kämpfen, — sämtliche Weiße gingen an Bord des „Violan“.

Wie auf ein gegebenes Zeichen zog sich die Räuberflotte langsam auf den Sarawakstrom zurück. Im tieferen freieren Fahrwasser konnten sich die Dampfschiffe besser bewegen, das wußten die Piraten und wollten sie daher zwingen, ihnen stromauf zu folgen. Der Gong und das Muschelhorn heulten um die Wette, vom Bord des „Violan“ erklang brausende Militärmusik in den hellen Sonnenschein hinaus.

Die neue Schlacht nahm ihren Anfang, der Engel des Todes entfaltete seine Schwingen und hielt furchtbare Ernte.

Auf der Kommandobrücke der Fregatte stand Kapitän Hastings und führte den Oberbefehl. Das Schiff, ursprünglich ausgesandt, um die Inseln des Stillen Ozeans und die des malaiischen Archipels wissenschaftlich zu erforschen, das schöne stolze Schiff sollte jetzt den Seeräubern gegenüber für die Ehre der britischen Flagge eintreten und dem Vertreter derselben, James Brooke die Früchte seines langjährigen Strebens einheimsen helfen.

Zwischen den drei Schiffen des Geschwaders waren Zeichen vereinbart und die betreffenden Flaggen ausgetauscht worden. Während die Seeräuberflotte langsam gegen Wind und Wellen den Sarawakstrom hinaufging, folgten die Dampfschiffe etwas schneller, bis an einem günstigen Punkte plötzlich der Befehl: „Vollen Dampf auf!“ durch die Räume des Maschinisten scholl und mittels der Flaggen auch dem „Swift“ und dem „Royalist“ zuging.

Im gleichen Augenblick vollführte der „Violan“ eine schnelle Seitenbewegung. Der eiserne Hagel schlug in die unbewehrten Prauen und sofort begann der große Rumpf der Fregatte die kleinen hölzernen Fahrzeuge in den Grund zu bohren.

Wie Mücken umschwärmten diese die drei Dampfer, überall im Nachteil, weil sie von ihren ungefügen Segeln abhingen, aber doch erbitterte Widersacher, deren Kanonen in die Takelage und die Schanzkleidung manches Loch schlugen, manch' hoffnungsvolles junges Leben dahinrafften für immer. Auf beiden Seiten wurde voll Erbitterung im ganzen Erkennen der Sachlage gekämpft. An dem Ausgang dieser Schlacht hing die Herrschaft über das Land.

Wie in den Gefechten am Lande, so erfüllten auch hier die Aufrührer die Luft mit ihrem betäubenden Geschrei. Das „Hai! Hai!“ aus Hunderten, Tausenden von Kehlen mischte sich in den Donner der Kanonen und das Ächzen der Verwundeten. Reihen-

weiſe ſtürzten die Rotmäntel mit zerſchoſſenen Gliedern über Bord und ertranken, ehe ihnen ihre Kameraden Hilfe bringen konnten.

Ein unbezwingliches Grauen war doch über die Anführer der wilden Scharen gekommen. Seit vor der Mündung des Sarawakſtromes der „Violan“ erſchien, ſeit drei mit Kanonen bewaffnete Schiffe den Ausgang ſperrten, hatten ſich dieſe zügelloſen Geſellen auf einen ernſten Kampf gefaßt gemacht, immerhin aber, ohne die furchtbare Gewalt des Dampfes auch nur annähernd beurteilen zu können.

Sie ſelbſt mußten ſich unbeſchützt den feindlichen Kugeln ausſetzen, um nur notdürftig ihre Segelmanöver auszuführen, — die Schiffe der Weißen dagegen ſchienen einem geheimnisvollen Zauberworte zu gehorchen, ſie ſandten wieder und wieder den praſſelnden entſetzlichen Kugelregen und doch zeigte ſich im Takelwerk kein einziger Mann, doch verloren ſie offenbar im Vergleich zu den gefallenen Empörern nur ſehr wenig Leute.

Das urſprüngliche Verfahren wurde aufgegeben, die Prauen lagen ſtill. Es half ja nichts, das Hineinlocken in den Strom, — die Dampfſchiffe überwanden ſpielend jedes Hindernis.

Der Führer einer der größten Prauen, wie es ſchien, der Admiral des ganzen Zuges, entwarf augenſcheinlich einen neuen Plan; er wollte den „Swift“ umzingeln und von den beiden andern Schiffen abſchneiden, — ſpäter, wenn das gelungen war, jedenfalls auch den „Royaliſt“. Drei Boote trennten ſich von der Hauptmaſſe, es kam Licht in das Gewirre rieſiger Segel und aus dem Hintergrunde löſte ſich wie ein dunkler Fleck ein bedeutend größeres Fahrzeug, eine chineſiſche Dſchonke.

Wie ein Pfeil flog ſie unter ihren weitbauſchigen Segeln dem „Swift“ entgegen. Mit Haken und Beilen bewaffnet, ſtanden mehr als zwanzig langzöpfige Söhne des himmliſchen Reiches an Deck und erwarteten den günſtigen Augenblick, um entern zu können.

Der engliſche Oberbefehlshaber beobachtete alles. Vor ihm eine unüberſehbare Maſſe von Prauen und Booten mit einer verwegenen, keine Gewalt des Himmels und der Erde fürchtenden Bemannung, hinter ihm das Seeräuberſchiff Bord an Bord mit dem kleinen „Swift,“ — im Augenblick war die Lage der Weißen keineswegs günſtig.

„Drauf!“ rief Brooke, „drauf, oder der Swift wird geentert!“

„Das weiß ich, Sir, aber — wie viele größere Dſchonken ſind vielleicht hinter den Segeln der Prauen noch verſteckt!“

„Möglich, möglich, — zuerſt müſſen wir aber den verfluchten Chineſen in den Grund bohren!“

„O! O!“ ſetzte er hinzu, — „ſie werfen ſchon die Enterhaken!“

Wie eine Schwalbe drehte ſich die Fregatte auf dem Waſſerſpiegel. Eine glatte Lage ſchlug in die Breitſeite der Dſchonke, köpflings ſtürzten ein Dutzend Chineſen in das Waſſer, während andere die Enterbeile fallen ließen und mit ihrem Blute das Deck färbten.

Eine zweite Lage folgte der erſten; mit dem geſchwungenen Säbel in der Fauſt ſpornte der Seeräuberkapitän ſeine Leute, die unter dem ſauſenden Kugelregen todesverachtend gegen den Dampfer vordrangen und in die Schanzkleidung desſelben ihre Beile hineinzuſchlagen verſuchten. „Um Tod und Leben!“ — der Kampfruf ſtand lesbar in allen Geſichtern.

Mr. Gould hatte ſchon mehrere Minuten lang das Piratenſchiff beobachtet, jetzt ſuchten ſeine Blicke im Getümmel der Kämpfenden ein beſtimmtes Ziel. „Oskar,“ rief er, „ſehen Sie doch einmal hierher! Erkennen Sie das Schiff?“

Rauchgeſchwärzt, mit rotem Geſicht näherte ſich der junge Deutſche. „Was ſagten Sie, Sir? — Ich fürchte, wir verlieren die Schlacht!“

„Sehen Sie dort hinüber, Oskar!“

„Beim Himmel,“ rief dieſer, „das iſt Dewitſchands Dſchonke!“

„Alſo doch!“ nickte Mr. Gould. „Ich dachte es! — Wir müſſen das Schiff nehmen und ſollte ſich die ganze Hölle dagegen verſchworen haben!“

Das Gewehr in ſeiner Hand richtete ſich gegen den Anführer der Chineſen, aber ebenſo ſchnell ließ er es auch wieder ſinken. „Nein, nein, ich muß ihn lebendig fangen!“

„Ja, Sir, ja,“ rief Oskar, „nur lebendig! Er ſoll das Käſtchen herausgeben!“

In ſeinen Augen funkelte eine grimmige Freude. „Jetzt kommt die Vergeltung,“ dachte er, „hüte dich, Dewitſchand!“

Die Kugeln flogen ununterbrochen aus nächſter Nähe in das Schiff des Chineſen hinein, ſo viele Leute aber auch der Tod hinwegraffte, ebenſoviele und noch mehr kletterten von der anderen Seite wieder hinein.

Der Kapitän und Brooke ſahen kopfſchüttelnd einander an

„Es gibt nur ein Mittel," ſagte fortwährend beobachtend der erſtere.

„Die Bombenkanone! Ich weiß es, ich weiß es, — im Schiff müſſen die Granaten berſten und nicht allein der Zuzug aus den Prauen hört auf, ſondern der Schreck wird auch ſo gewaltig, daß die Leute nicht mehr ans Entern denken."

„Aber wir übertragen die Gefahr zum Teil auch auf den „Swift!"

„Das ſchadet nichts. Die Leute ſind Soldaten wie alle übrigen auch, ſie können kein Vorrecht beanſpruchen."

Das alles wurde in fliegender Haſt geſprochen, dann erfolgte der Befehl an den erſten Offizier und wenige Minuten ſpäter kam die Vernichtung. Der Schuß, glücklich gezielt, krachte in das Getöſe der übrigen hinein, die Bombe fiel auf das Mitteldeck des Chineſen und platzte dort, ehe noch einer von der Mannſchaft Zeit behielt, ſich zu retten.

Die Zerſtörung war furchtbar. Wie niedergemähte Halme lagen auf den Planken die Chineſen, bedeckt von Trümmern und Splittern, von losgeriſſenen Holzſtücken und gehacktem Blei, — luſtig züngelnd, erſt klein, dann immer größer und größer, erhob ſich in den Segeln eine Flamme. Die Dſchonke brannte lichterloh.

Auch an Deck des „Swift" waren dadurch Menſchenleben verloren gegangen und Schiffsteile beſchädigt, aber dennoch gab das mörderiſche Geſchoß dem Kampfe eine glückliche Wendung. Die Prauen hielten ſofort von dem Chineſen ab und niemand ſchien geneigt, ſein Deck freiwillig zu erklettern; der kleine Dampfer dagegen blieb ruhig liegen, alle zur Piratenflotte gehörenden Fahrzeuge hatten ſchleunigſt von ihm abgelaſſen.

„Die Spritzen hervor!" tönte vom Deck des „Swift" der Befehl. „Löſcht, meine Jungen, wir entern die Dſchonke!"

„Hurra! Hurra für Altengland!"

Ein Waſſerſtrahl fuhr in das brennende Leinen, — mit erhobenen Beilen kletterten Brookes Parteigänger hinüber auf das Deck des Chineſen, wo die Bombe eine ſo furchtbare Zerſtörung angerichtet hatte. Ihre Füße glitten aus im Blute, ihre Augen wurden geblendet von den herabſtürzenden Gluten, Bruſt an Bruſt rangen ſie mit den Langzöpfen in ſtummem, erbitterten Kampfe.

Dewitſchand war unverletzt geblieben. Er focht wie ein Löwe, er ſchien ſich verdoppeln, verdreifachen zu können, aber dennoch mußte er der Übermacht weichen. Ein Schlag mit dem Büchſen-

kolben ſtreckte ihn nieder; über ſeinen bewußtloſen Körper hinweg ſtiegen die Weißen in die Kajütte, verſchloſſen alle Räume, warfen über Bord was noch atmete, und hißten am Maſt die engliſche Flagge empor. Als der Pirat zu ſich kam, lag er gebunden an Deck ſeines eigenen Schiffes, deſſen Anker im Hafen den ſicheren Grund gefunden hatten. Nur zwei Weiße bewachten ihn, die übrigen kämpften unter dem Gebrüll der Kanonen weiter.

Mit einem ſchrecklichen Fluch ſchloß der Chineſe die Augen und drehte den Kopf gegen die Wand. Sein Spiel war verloren.

Schüſſe krachten, Dampf wallte auf, der Sieg über die Dſchonke ſchien doch noch nicht die Entſcheidung zu bringen. Ein zweites größeres Schiff, eins von europäiſcher Bauart, hatte den Kampf mit dem „Violan“ aufgenommen und ihm durch ſeine Kanonen, während der „Violan“ die Dſchonke beſchoß, mehrere bedeutende Verletzungen beigebracht. Das ſonſt ſo ſtille Waſſer gewährte einen grauenhaften Anblick, es war ſtreifenweiſe gerötet und mit treibenden Leichen und Trümmern vollkommen bedeckt.

Die Prauen, ſoweit ſie nicht mit dem „Swift“ und dem „Royaliſt“ handgemein waren oder ſchon auf dem Grunde des Stromes lagen, die ſämtlichen Prauen der Seeräuber hielten den „Violan“ umzingelt, während das größere Schiff dicht vor ſeinem Vorderteil lag. Auf den Planken dieſes letzteren ſtand kein Name, es war nur das Bild eines Krokodils daran angebracht.

Aus den Stückpforten hallten die eiſernen Grüße herüber und hinüber. Das hohe Deck des „Violan“, auf das Deck des „Krokodil“ tief herabſehend, konnte durch Enterhaken nicht genommen werden, — der Kapitän des Piratenſchiffes verfolgte daher eine andere und kluge Angriffsweiſe, er wollte es in den Grund bohren.

Seine Kanonen zielten auf eine beſtimmte Stelle eben über dem Waſſerſpiegel; die malaiiſche Bemannung ſchien gut geſchult, das Loch vergrößerte ſich von Minute zu Minute, während doch die Fregatte ihrer übrigen Bedränger wegen keine Schwenkung unternehmen konnte, um bei Zeiten dieſem mörderiſchen Feuer zu entgehen.

Gerade jetzt war bei allen drei Schiffen der Kampf auf ſeine höchſte Höhe gelangt. Pulverdampf umhüllte alles, ſelbſt die Strahlen der Sonne ſchienen verdunkelt; hüben und drüben hielt der Tod eine furchtbare Ernte.

Man ſah nur noch undeutlich, ſchattenhaft; wer neben dem anderen ſtand, konnte deſſen Züge nicht mehr erkennen. Dadurch

ermutigt, ſtiegen die Malaien, welche zur Mannſchaft des „Krokodils“ gehörten, in die Maſten und ſchoſſen auf das Deck des „Violan“, ohne zu zielen. Beide Parteien, Weiße wie Farbige waren von der Aufregung der Schlacht dermaßen erfaßt, daß die Empfindungen des Grauens und ſelbſt der Menſchlichkeit ſchwanden; man wollte ſich gegenſeitig nur ſchaden, töten und wehrlos machen.

Mr. Gould legte die Hand auf Richards Schulter. „Unter Deck,“ befahl er, während die Kugeln aus den Maſten des „Krokodils“ ihn wie fallender Hagel umwirbelten, „Unter Deck! Schnell!“

„Nein, Sir, nein! Ich bleibe hier!“

„Ich verbiete es!“ rief der Offizier. „Das iſt ein wahnſinniges Morden, — ſchnell unter Deck mit Ihnen!“

„Drauf meine Jungen!“ überſchrie in dieſem Augenblick an Bord des „Krokodils“ eine Stentorſtimme in engliſcher Sprache das Getöſe ringsumher. „Drauf auf die Halunken!“

Ein wilder Lärm, Schießen und Schreien tönte herüber. Der Angriff gegen die Fregatte hörte plötzlich auf, einzelne Malaien fielen ſchwer herab aus den Maſten, — offenbar hatte ſich unten auf dem Verdeck ein Handgemenge entſponnen, aber mit wem? Freund gegen Freund?

„Gebt es ihnen,“ ſchrie die Stimme von vorhin. „Auf ſie! Auf ſie! Das ſind wir unſerem armen Kapitän ſchuldig! Keine Gnade den Schuften!“

„Dick Poggins!“ rief Richard, „ſo wahr ich lebe, er iſt es!“

Und beide Hände an den Mund haltend, ſchrie er ſo laut es ihm möglich war: „Dick Poggins — ahoi!“

„Ahoi!“ klang es zurück. „Das biſt du, Richard! Und dies iſt unſer altes braves Schiff — die „Eliſabeth“!“ — —

„Das Krokodil!“ ſchrie Radſcha Karoldi, „das Krokodil! Wer etwas anderes behauptet, dem ſchlage ich den Schädel ein!“

„Bluthund, du haſt lange genug gelebt! Mach dein Teſtament, die Stunde iſt da!“

Das Schießen ſchwieg gänzlich; die engliſchen Fäuſte wirbelten auf den Köpfen der Malaien ſo furchtbar, daß dieſe ſich nicht halten konnten und im erſten Anprall weichen mußten. Die Geſchütze, der Schießbedarf und die Handwaffen, alles war in wenigen Minuten erobert.

„Jetzt biſt du der Radſcha von Großnikobar geweſen, Erzdieb, Gauner ſondergleichen, — ſollſt in dieſer Stunde dahinter kommen, wie ſich's am Großmaſt baumelt.“

Schreien, Ächzen, Stampfen, — ein dumpfes Röcheln. Der Pulverdampf hob ſich langſam in die blaue Luft; vom Deck des „Violan“ ſah man, was auf dem des „Krokodil“ vorging und wie ein langgehegter Plan endlich zur That wurde.

Alle Schuld rächt ſich auf Erden. Radſcha Karoldi erfuhr es in dem Augenblick, wo er ſich auf dem Gipfel des Sieges wähnte.

„Du haſt ehrliche Chriſten bis zur Verzweiflung getrieben, ſchändlicher Heide, du haſt Männer wie Hunde und noch ſchlimmer behandelt, — nimm deinen Lohn!“

Die engliſchen Matroſen der „Eliſabeth“ machten mit dem Piratenkapitän kurzen Prozeß, ſie legten ihm die Schlinge um den Hals und hißten den Körper am Maſt empor. Dick Poggins, ſonſt die gutmütigſte Seele von der Welt, Dick Poggins brüllte trotz dem wildeſten Wilden ſeine Herausforderungen über Deck. „Wo iſt Palo, der Verräter, deſſen Niedertracht uns ins Verderben brachte?“

Er fuchtelte mit dem Büchſenkolben durch die Luft. „Bringt mir Palo!“

Die Malaien waren jetzt ſämtlich beſiegt, die Engländer Herren des Schiffes, das nun infolge ſchwerer Beſchädigung unbeteiligt dem Kampfe der drei Dampfer und der Prauen zuſah. Die Fregatte gewann Raum; ein paar Bomben unter die Boote geworfen, ſteckten maſſenhaft die großen Segel in Brand, — entſetzte Menſchen ſprangen über Bord, um, indem ſie dem Flammentode entgingen, dafür den des Ertrinkens zu finden.

An Bord des „Krokodil“ nahm das Strafgericht der erbitterten Matroſen ſeinen Fortgang. Palo wurde geſucht und endlich aus ſchwer zugänglichem Verſteck hervorgezogen, leichenblaß, bebend an allen Gliedern, ſchon jetzt halb bewußtlos vor Furcht.

„Komm, Burſche, komm, du mußt deinem Kapitän Geſellſchaft leiſten, — ihr könnt euch mit den Geiern unterhalten, wenn ſie eure Schädel zerhacken. Friſch vorwärts, — hoi, hoi, du wiegſt nicht ſchwer, Geſelle!“

Werfen wir einen Schleier über das ſchreckliche Gericht.

Keiner der Malaien entging dem Tode durch den Strick, ſie wurden ſämtlich nach altem Seemannsbrauch an die Raaen des geſtohlenen Schiffes gehängt und fanden ſo den gerechten Lohn ihrer Thaten.

Hier und da in einer Bucht lag noch eine Praue oder ein

Boot, — die ganze große Flotte der Seeräuber war zerstört, vom Boden vertilgt und ihre Mannschaft getötet. Die Blutarbeit des Tages hatte ein Ende, zerfetzt und zerschossen kehrten die drei Dampfer als Sieger in den Hafen von Kuching zurück, nachdem vorher noch die letzten Räuberfahrzeuge verbrannt und ihre Bemannung gefangen genommen worden war.

Erst jetzt begaben sich die englischen Offiziere an Bord des Krokodils. Richard und Oskar begrüßten die Matrosen, und fragten zunächst nach den beiden Steuerleuten, aber nur ein trauriges Kopfschütteln antwortete ihnen. „Mr. Nesbitt und Mr. Mitchell sind beide eines Tages verschwunden gewesen und wurden nicht mehr gesehen," sagte Dick Poggins. „Sie wußten, wohin das Schiff seinen Kurs nahm, sie waren diesen Halunken hinderlich, daher räumte man einen nach dem andern aus dem Wege."

„Die Fahrt ging also nicht auf den Walfischfang?"

„Ach, keineswegs. Der elende Karoldi war ein gemeiner Räuber, er nahm jedes kleinere Fahrzeug, welches ihm begegnete, weg und ließ die Mannschaft über die Klinge springen. Wir standen fest geschlossen zu einander, es gelang ihm nicht, unsere Wachsamkeit einzuschläfern, sonst hätte auch keiner von uns das Leben behalten."

Der Befehlshaber des „Violan" glaubte aufs Wort, was ihm die Leute sagten, sie sahen blaß und verfallen aus, die lange Leidenszeit war deutlich in ihre Gesichter geschrieben. Ein amtlicher Bericht, den alle, auch Richard und Oskar unterzeichnen mußten, wurde über den Fall aufgesetzt und zunächst das Schiff bei einigen dajakischen Zimmerleuten in Ausbesserung gegeben. Als man das „Krokodil" mit Sand und Seife abwusch, trat der Name „Elisabeth" erkennbar wieder zu Tage.

„Ich will es mit Antimonium befrachten und nach England schicken," sagte Brooke. „Dort mögen die Behörden Mr. Vaughans oder seines Reeders Erben ausfindig machen."

Die tapfere Mannschaft siedelte einstweilen über auf den „Violan", wo sämtliche Weiße ihren Aufenthalt nahmen. Die Aufregung in Kuching war groß; einzelne der entkommenen Rotmäntel hätten immerhin einen neuen Mordanfall planen und dabei mehr Glück haben können, als bei jenem ersten, dem Mr. Brooke und sein Vertrauter nur mit genauer Not entgingen.

Als sich der Abend herabsenkte, nahm Mr. Gould ein Boot und fuhr ganz in hinüber zu der Dschonke, wo alle Dewitschand,

Fig. 1.
Fig. 2.

abgesondert von den Genossen seiner Verbrechen noch immer regungslos mit dem Gesicht nach unten in der Kajütte lag. Der Mond schien hell vom Himmel herab und auf das Deck voll Blut und Trümmer; ein paar Schweine grunzten im Stall, ein zerzauster Hahn mit geknickten Schwungfedern saß scheu auf dem zerschossenen Kasten, in welchem die Hennen getötet umherlagen, — Menschen gab es außer den beiden Wächtern in dem ganzen verräucherten, mit Schmutz überzogenen Raume nicht mehr; die Kugeln der Fregatte hatten alle hinweggerafft.

Mr. Gould ging in die Kajütte und winkte den Leuten, sich zu entfernen, dann rüttelte er den Chinesen an der Schulter. „Sieh mich an, Dewitschand!“ sagte er.

Der Räuber zuckte zusammen, er hob den Kopf und öffnete die Augen, so erschreckt, als sei ihm ein Geist erschienen.

„Die Toten kommen wieder!“ bebte es über seine aschbleichen Lippen.

„Kennst du mich, Dewitschand?“

„Nein!“ schrie der Räuber, als wehre er sich gegen das hereinbrechende Verhängnis, „nein, ich weiß nichts von dir, nichts!“

„Weshalb hieltest du mich denn vorhin für einen Geist, Mann.“

Dewitschand lachte. „Du gleichst jemand, den ich früher kannte, Fremder.“

„Und den du in einer Nebelnacht vom Bord deiner Dschonke stürztest, ehe er sich dessen versah, ich weiß es. Wo ist das Kästchen, um deswillen du damals den Mord begingst, Dewitschand?“

Der Räuber zuckte die Achseln. „Du träumst,“ versetzte er.

„Besinne dich, Mann!“ ermahnte der Offizier. „Gib das Kästchen heraus und ich will dich nicht kennen, will dem General keine Silbe verraten. Es ist zu deinem eigenen Besten, wenn du jetzt die Wahrheit sprichst, namentlich da der Besitz meines kleinen Kästchens für dich gar nichts bedeutet, — du hast schon längst gesehen, daß es nur Briefe enthält.“

„Ich weiß nichts, habe nichts gesehen.“

„Gut, dann werde ich dir einen Zeugen bringen, Oskar, den Leichtmatrosen! — Du hast ihn, als er in jener Nacht so unerwartet vor dir stand, auf das abscheulichste mißhandelt, hast ihn töten wollen, den wehrlosen deutschen Knaben, aber Gottes Hand

rettete ihn aus deiner Gewalt, er ist hier an Bord des ‚Violan', — soll ich ihn holen?"

Die Sicherheit, mit welcher Mr. Gould sprach, schüchterte den Chinesen doch ein. „Du bist über Bord gefallen," sagte er mürrisch, „wirklich, ich entsinne mich der Sache. Weshalb versuchst du jetzt, mich des Mordes zu beschuldigen?"

„Wo ist mein kleines Kästchen, Dewitschand?"

„Das weiß ich nicht so genau, Fremder. Als du am Morgen nach jener Nacht fehltest, da habe ich in deiner Kajütte ein eisernes Kästchen gesehen und es aufgehoben, — mein Eigentum war es ja nicht! — vielleicht findest du es noch in jenem Schranke dort."

„Und wo ist der Schlüssel?"

„Mache meine Hände frei, ich will ihn dir geben."

Ohne ein Wort der Erwiderung ging Mr. Gould zur Kombüse, holte das Holzbeil des Koches und sprengte mit einem einzigen wuchtigen Schlage die Thür des Schrankes. Unter Geld und Kostbarkeiten, Seide und Juwelen lag sein Kästchen mit zerbrochenem Schlosse, aber übrigens unversehrt. Es ergreifen und hineinsehen, war das Werk eines Augenblicks.

Eins — zwei — drei — acht Briefe und ein kleines auf Elfenbein gemaltes Frauenbildnis, — Gott sei gepriesen, es fehlte nichts.

Mr. Gould preßte die zerknitterten Blätter und das Bild in seine beiden Hände, als halte er einen Schatz, kostbarer als alles, was sonst das Leben zu bieten vermöge. Er atmete schneller, er wechselte die Farbe, nur ein einziges Wort bebte über seine Lippen — „Gottlob!"

Dewitschand beobachtete ihn, er sah, daß der Augenblick günstig sei. „Laß mich fliehen, Fremder," murmelte er. „Gefallen gegen Gefallen!"

Mr. Gould verbarg seine Schätze, dann näherte er sich dem gefesselten Chinesen. „Du hast nichts zu befürchten," sagte er. „Der General vertauscht seine Gefangenen gegen diejenigen Hassims, — vielleicht, oder vielmehr sicherlich schon morgen."

Der Chinese knirschte. „Dann bin ich ein Bettler," rief er.

„Das ist immer noch viel besser, als ein Räuber."

Und Mr. Gould ging schleunigst fort, um später in seiner Kajütte vor dem kleinen Bilde zu sitzen und es mit gestütztem Kopfe immer wieder und wieder anzusehen. Bald verhüllte er den Oberteil des Gesichtes, bald den Unterteil, dann holte er ein Ver-

größerungsglas herbei und beſah durch dasſelbe die Züge des Bildes. Jetzt erſchien auf ſeinem Antlitz ein Ausdruck hoher Freude. „Ja," murmelte er, „ja, — ich glaube es gewiß!" —

Noch ein zweites Boot hatte in der milden Beleuchtung des Mondes das Schiff verlaſſen und war den Sarawakſtrom hinaufgefahren bis zu der Stelle, wo am Morgen die heiße Schlacht ausgeſtritten wurde.

Mr. Hardington wollte die Umgebung zeichnen, zugleich aber auch das Bild der drei zerſchoſſenen, zerſplitterten Schiffe aus richtiger Entfernung ſehen und obwohl er allerdings im Boote keine Skizzen entwerfen konnte, doch den Geſamteindruck in ſich aufnehmen, bevor die letzten Spuren des ſchrecklichen Ereigniſſes verwiſcht waren.

Vier Matroſen ruderten das Boot, in welchem der Künſtler, Toldi, Richard und Oskar Platz genommen hatten, alle bewaffnet und fröhlich in der Hoffnung, jetzt nach den nötigſten Ausbeſſerungen an Bord des „Violan" ſich einſchiffen zu können, um endlich die geliebte Heimat wiederzuſehen. Der eine nannte ſie England, die beiden andern Deutſchland, das teure, einzige, aber alle dieſe jungen Herzen ſchlugen ſchneller und die Lippen floſſen über von jubelvollen Worten. War doch die Entſcheidungsſchlacht geſchlagen und der troſtloſe Bürgerkrieg beendet.

„Morgen werden wir Haſſim vor die Thür rücken," rief Mr. Hardington.

„Alle? Wir auch mit?"

„Als Gefolge natürlich. Mr. Brooke und der Kapitän begeben ſich in den Empfangsſaal, während wir in der Halle warten, — dann geht es nach Bruni zum Sultan."

„O!" rief Richard, — „erſt nach Bruni? Ich dachte, Haſſim ſelbſt ſei der Sultan!"

„Von Sarawak, ja, aber das iſt nur ſo eine Art Lehnsherrſchaft, man ſieht da nie ganz klar. Die beiden Malaien, Onkel und Neffe, ſtecken mit einander unter einer Decke, jedenfalls jedoch muß der Sultan von Bruni beſtätigen, was der von Sarawak einleitet. Es iſt ja eben Haſſim, den Mr. Brooke in Zukunft erſetzen ſoll."

Oskar ließ die Hand in das Waſſer hinabhängen. „Wieder ein Zeitverluſt," dachte er ſeufzend.

„Iſt Bruni noch weit von hier?" fragte Richard.

„Keineswegs — und es ist eine äußerst sehenswerte Stadt, das Venedig des Ostens. Bruni steht ganz auf Pfählen, hat nur Wasserstraßen und kennt keinen anderen Verkehr, als den durch Schiffe und Boote."

„Aber seht dorthin," fügte er hinzu. „Was ist das?"

„Krokodil," sagte Toldi. „Es frißt!"

Zu beiden Seiten des Stromes erhoben sich Klippen und Geschiebe, vermischt mit tiefen Einschnitten, wo die Flut an das Land spülte und dadurch ein weicher, vielfach von Gras und Schilf bestandener Schlammboden sich weit in das Gebirge hinein erstreckte. Hierhin kamen die großen Krokodile, um nach Beute auszuspähen.

Und in dieser Nacht war für sie der Tisch verschwenderisch reich gedeckt!

Hier und da trieb flach auf den Wellen ein Scharlachmantel, ein Segel und ein Brett, Splitter aller Art, dann wieder ein Boot, kieloberst und verlassen, nur von einigen Raubvögeln als Ruheplatz benutzt, von großen Geiern, die sich träge und übersättigt erhoben, sobald das Boot mit den Weißen nahte. Es war ihnen heute unmöglich, alles zu verzehren, was der Tag gespendet hatte.

Anders die Krokodile. Sie schossen wild durch das tiefere Wasser, sie stritten auf dem Grunde des Stromes um den Besitz aller dieser toten starren Körper, die da so regungslos zwischen den Ranken der weitästigen Schlinggewächse lagen. Malaien und Dajaks, unversöhnliche Feinde im Leben, Chinesen mit den Schlitzaugen und den klugen unternehmenden Köpfen, blonde Söhne Altenglands und kühne Abenteurer vom Norden und Süden der Erde, alle lagen bunt durcheinander, wie die gewaltige Hand des Todes sie jählings hinabgestürzt hatte aus dem Rausche der Siegeshoffnung wie aus der ganzen vergiftenden Bitterkeit der Niederlage. Zuweilen waren ihrer zwei Brust an Brust hinabgefallen in das nasse Grab und hielten einander selbst hier noch umfaßt, als sei der starre Arm bemüht, den Sieg zu gewinnen, der ihm im Leben versagt blieb.

Fische schwammen über und neben den Opfern, kleineres Getier setzte sich in ihre Gewänder, — einander mit den furchtbaren Zähnen zerreißend, kämpften die Krokodile um den Besitz der Leichen.

Eines dieser scheußlichen Geschöpfe war halb auf das Land

gekrochen. Bunte Fetzen lagen neben ihm, Stiefel, eine Mütze aus Gold und Seide. — —

Das Krokodil fraß, zwischen seinen Zähnen krachten zermalmte Knochen, — es war ein Anblick, um auch den Mutigsten zu erschrecken.

Mr. Hardington zielte und der Schuß krachte donnernd durch die stille Nacht. Das Krokodil stürzte sich unversehrt, köpflings in den Strom.

„Schändlich!" rief Mr. Hardington. „Die Bestie hat einen Panzer wie ein Elefant!"

Toldi hob die Hand. „Hörtest du nichts, Sahib?"

Sie sahen sämtlich zu ihm hinüber. „Was meinst du, Alter?"

Der Dajak wiegte den Kopf. „Eine Stimme," flüsterte er, „eine Stimme!"

„Es schrie oder sprach hier jemand?"

„Ja, als der Schuß krachte."

Keiner von allen hatte etwas gehört, aber sie vertrauten den feineren Sinnen des Wilden und daher hielten die Ruderer einen Augenblick inne; Mr. Hardington legte beide Hände an den Mund. „Ist jemand hier?" fragte er mit hallender Stimme.

Keine Antwort.

„Hallo!" rief er wieder, „ist jemand hier?"

Alles blieb totenstill.

„Du hast dich getäuscht, Häuptling!"

„Nein, nein," beharrte der Dajak, „die Stimme war da."

Das Boot lag etwa zwanzig Schritte von den der Stadt Kuching entgegengesetzten Klippen entfernt völlig ruhig auf dem mondbeschienenen Wasser; die Männer hielten ihre Kugelbüchsen schußgerecht und spähten unverwandt über die Klippen dahin. Was hatte Toldi gehört?

„Es war ein Mensch," flüsterte er, „ein lebender Mensch. Die Seelen der Gefallenen sind alle am Kina-Balu und bemühen sich, ihn zu ersteigen."

Der Mond sandte sein weißes Licht durch die Zweige hoher, alter Bäume, — nur streifenartig, gleichsam spielend gelangte es bis zu den Felsgruppen, hier alles in Dunkel hüllend, dort wie Silberglanz einzelne Strecken überziehend, huschend, kommend und gehend in mannigfacher Gestalt, wie die Wolken vorüberglitten und die Bäume sich rauschend bogen. Toldi beobachtete unausgesetzt

die Klippen zur Rechten jener Stelle, an der vorhin das Krokodil lag.

Plötzlich winkte er. „Seht dorthin weiße Männer, — ein Geſicht!“

Und nun bemerkten es alle. Ein menſchliches Antlitz ſah da von den Klippen herab, ein Kopf kam zum Vorſchein, dann, als ſich der Unbekannte entdeckt wußte, verſchwand er ſchattengleich zwiſchen den Felſen.

„Doch ein Geiſt!“ raunte Toldi.

„Nein, nein, Alter, ein Menſch von Fleiſch und Blut, ein Mann!“

„Ein Greis!“ rief Richard, „ich ſah weißes Haar.“

„Das that der Mondſchein!“

„Sollen wir an Land gehen?“ fragte Mr. Hardington. „Es iſt vielleicht ein Verwundeter, der ſich dahin flüchtete.“

„Ja, ja, wir müſſen ihm helfen. Es iſt ein alter Mann, ich ſah das weiße Haar!“

Auf einen Wink des Künſtlers trieben die Matroſen das Boot ans Ufer, einer von ihnen blieb zurück und die ganze übrige Geſellſchaft kletterte unter Toldis Führung in die Felſen hinein. Der Dajak kannte jeden Zugang, jede Schlucht, er ſtellte an einigen Stellen Wachen aus, Leute mit geladenen Gewehren und ſcharfen Säbeln, — dann machten er und die beiden Deutſchen ſich daran, das abgeſperrte Gebiet zu durchſuchen.

Es raſchelte in den wenigen, hier und da das nackte Geſtein bedeckenden Gebüſchen, ein lebendes Weſen ſchlüpfte hindurch, dann war alles ſtill.

„Ein Tier, meinte Oskar. „Einen Menſchen hätten wir ſehen müſſen!“

Der Häuptling ſchüttelte den Kopf. „Die Seele,“ ſagte er in kummervollem Tone, „ſie kann den Weg zum Kina-Balu nicht finden.“

„Da! Da! Es glitt zwiſchen den Spalten hindurch!“

Nun drangen von mehreren Seiten die Verfolger gegen das Geſchiebe vor. Was darin ſteckte, ob Menſch oder Tier, mußte zum Vorſchein kommen.

Richard war der erſte. Er ſprang auf einen Block und ſah hinein — — — — —

„Du biſt es! — du! —“

Zuſammengekauert, zitternd lag zwiſchen den Steinen eine kleine

Geſtalt. Eisgraues Haar, ſpärlich und zerzauſt, umgab ein totenblaſſes runzelvolles Geſicht mit vergrämten Augen, Hände wie die eines zehnjährigen Kindes hoben ſich bittend empor, leiſe flüſterte in fremder Mundart eine Stimme ein einziges Wort: „Gnade!“

„Tippoo!“ rief in maßloſem Staunen der junge Deutſche, „Tippoo, du biſt es!“

„Gnade!“ winſelte der Zwerg, „Gnade!“

„Wie kommſt du hierher, Mann? Warſt du auf den Schiffen der Seeräuber?“

Der Zwerg wand ſich vor Furcht. „Was kann ein Krüppel wie ich, wohl ausrichten?“ ächzte er. „Nichts! Nichts!“

„Wie biſt du denn an das Land gekommen?“ forſchte Richard. „Schon während der Schlacht?“

„Ja, ja, ich habe euch nichts zu Leide gethan.“

Allmählich waren alle Weißen näher getreten und Fragen und Antworten jagten einander; Richard mußte erklären, wie er vordem die Bekanntſchaft des Zwerges geſchloſſen hatte, er mußte zugeben, daß dieſer Mann der Schlangenbändiger ſei, von welchem er früher ſchon berichtet, aber dennoch wußte er den ganz Verlaſſenen zu ſchonen. Das weiße Haar und der Blick voll Verzweiflung rührten ſein gutes Herz.

„Du willſt ihn nicht zur Strafe ziehen?“ flüſterte Oskar.

„Nein. Er hat recht, — ſeine Kräfte konnten der guten Sache keinen ſonderlichen Schaden zufügen.“

Oskar lächelte ſpöttiſch. „Laß es nur wieder Tag werden,“ ſagte er, „dann ſollſt du meine Meinung kennen lernen. Dewitſchand harrt der Stunde, wo ich ihn anklage!“

„Das iſt deine Sache, — was mich betrifft, ſo denke ich anders!“ —

„Tippoo,“ ſetzte er hinzu, „was willſt du denn jetzt beginnen? Zurück nach Indien?“

Der Zwerg ſchüttelte den Kopf, er ſchlug im Ausbruch des maßloſeſten Jammers die Hände zuſammen. „Wie könnte ich?“ ächzte er. „Mich hat die Natur gezeichnet, — wo man den Krüppel ſähe, da würde es ſogleich heißen: ‚Das iſt der Zauberer, der Bundesbruder der Thugs! — ſchlagt ihn tot! ſchlagt ihn tot!‘“

„Ach,“ ſetzte er hinzu, „ach, es iſt alles verloren! Keſchub Agarri hält ſich in Birma verſteckt, ſein Schloß iſt eingezogen worden, mich ſelbſt ſuchen die Behörden wie eine Stecknadel, — ich

mußte flüchten, ärmer wie ein Bettler, — ich habe nichts, nichts gerettet!"

Mr. Hardington griff verſtohlen in die Taſche. „Da haſt du etwas Geld," ſagte er. „Es wird ſich ja Arbeit für dich finden, du ſeltſamer Kauz!"

Tippoo hörte ihn kaum, er taſtete immer wieder an ſeinen halbkahlen Kopf. „Mein Turban," ſchluchzte er, „all mein Geld, — Tauſende! Sie haben es mir genommen."

„Die Räuber?"

„Ja! — Ja!"

Eine ernſte Lehre, furchtbar ernſt und doch voll einer heiligen Gerechtigkeit! — Zuſammengerafft durch Liſt und Betrug, durch Verbrechen aller Art war das ganze Vermögen — und wie ein Nichts eines Tages von dem ſtärkeren Diebe wieder geſtohlen. Es war umſonſt, völlig umſonſt geweſen, das Ringen und Mühen eines ganzen Menſchenlebens.

Auch Richard legte in den Schoß des grauen Sünders das wenige, was er beſaß. „Bitte Gott, daß er dir helfe, Tippoo, — ich vergebe dir von Herzen."

Der Zwerg umkrallte das Geld, er ſah wie wahnwitzig hinaus ins Leere.

Und ſo verließen ſie ihn, auf der mondbeſchienenen Klippe ſitzend, einſam, freundlos, der bitterſten Verzweiflung zur Beute. Er hatte alles an alles geſetzt und — verſpielt.

XIV.

Trommelwirbel und Trompetenſchall, klingendes Spiel auf den Straßen von Kuſching. Die drei engliſchen Schiffe hatten ihre Lage ſo verändert, daß die Mündungen ſämtlicher Geſchütze gegen den Palaſt des Sultans gekehrt waren; die Parteigänger des Generals, ſo viele ihrer aus den beiden mörderiſchen Schlachten unverſehrt hervorgingen, die engliſchen Matroſen, alles begleitete in prunkendem Aufzuge den General und die Offiziere bis vor Haſſims Haus.

An den Fenſtern desſelben zeigten ſich verſtohlen bärtige Geſichter; ein Durcheinander von Würdenträgern und Dienern be-

kundete die Verwirrung, welche unter der Umgebung des Sultans eingeriſſen war. Von Poſten zu Poſten gingen Meldungen und als das ganze ſtattliche Heer vor den Umfaſſungswällen ſtand, da herrſchte Todesſtille in den weiten Räumen.

Der General und der Kapitän der Fregatte, Leutnant Barrow und mehrere andere Offiziere waren die erſten im Zuge; als ſie Einlaß begehrten, wurde ihnen derſelbe nicht verweigert, die Wachen an der vorderſten Pforte traten beiſeite und ließen das Heer eintreten.

Mit klingendem Spiele rückten die Leute auf den Hof und umſtellten den Palaſt von allen vier Ecken. Sie waren die Sieger, Haſſim der Beſiegte, — man ſah es deutlich. Ein einziges Wort des Generals würde hingereicht haben, um die Bewohner von ganz Kuſching in offenem Aufruhr an die Pforten des Palaſtes zu führen.

Unſere Freunde ſahen einander verſtohlen an. Das war für den Fürſten von Sarawak eine bittere, demütigende Stunde, — auch er erntete die Folgen ſeiner zweideutigen Handlungsweiſe.

Waffengeklirr tönte aus der Halle. Die Großen des Reiches mochten es ja unerhört finden, daß weiße Männer eindrangen, um dem Sultan in ſeinem eigenen Hauſe Geſetze zu geben; das heiße malaiiſche Blut wallte auf und die Hand griff zum Kris, aber Haſſims Blicke warnten die Voreiligen. Seine Stellung war unhaltbar geworden, er ſelbſt wußte es.

Ein Schriftſtück, doppelt ausgefertigt in der Mundart der Malaien und in engliſcher Sprache, eine förmliche Entſagung lag vor ihm auf dem Tiſche und er unterzeichnete es freiwillig, obwohl heimlich knirſchend. Jetzt war James Brooke als Radſcha von Sarawak anerkannt und ihm und ſeinen Erben das Reich für alle Zukunft überlaſſen.

Nachdem dieſer Akt vollzogen war, trat der Befehlshaber des „Violan“ vor und forderte im Namen der Königin von England als Erſatz für den erlittenen Schaden die kleine Inſel Labuan, welche für ewige Zeiten an die britiſche Krone übergehen ſollte. Auch das wurde bewilligt.

Und nun kam das letzte. Haſſims Fort mußte fallen, die Wälle geſchleift werden und er ſelbſt außer Landes gehen.

Das Murmeln unter ſeinen Anhängern ſchwoll zum Drohen, aber der Sultan winkte ihnen nochmals ſich zu mäßigen. Er wußte,

wie ſchlimm es ihm bei dem Ausbruch offener Feindſeligkeiten jedenfalls ergehen würde.

„Ich reiſe ſofort ab," ſtammelte er. „Macht mit meinem Hauſe was ihr wollt."

Der Kapitän bot ihm einen Platz an Bord des „Violan", aber der Malaie dankte mit ſcheuem Blick. Die Schiffe da draußen flößten ihm ein Grauen ein; ſobald es nur möglich war, flüchtete er wieder in ſein halbdunkles Hinterzimmer.

James Brooke war der erſte, welcher den draußen Harrenden verkündete, was inzwiſchen geſchehen ſei. Das geiſtvolle Geſicht des bedeutenden Mannes ſtrahlte vor Stolz.

„Mein Ziel iſt erreicht," ſagte er. „Ich bin Radſcha von Sarawak!"

Stürmiſche Hochrufe begrüßten ihn von allen Seiten. Mr. Gould und er drückten einander die Hände, — der Kampf war ſchwer und aufreibend geweſen, der Sieg aber auch ein glänzender Von Mund zu Mund pflanzte ſich die Kunde von den Soldaten zu den Einwohnern, überall hin, wo Menſchen auf den Straßen ſtanden, in die Häuſer und fernſten Ecken, ſelbſt zu den gefangenen Rotmänteln, die heimlich mit den Zähnen knirſchten und unbewußt nach jener Stelle griffen, wo ſonſt der Kris an ihrer Seite hing.

Auch die Unglücklichſten aller Unglücklichen, die eingeſperrten Frauen und Kinder hörten das Jubeln. Ob ihnen jetzt endlich die Erlöſung zu teil wurde?

Mr. Gould hatte ihrer ſchon gedacht. „Brooke," ſagte er, „wir wollten die beiderſeitigen Gefangenen austauſchen, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß!"

Sie wandten ſich zu dem Hofe des Palaſtes und unterwegs berührte Oskar Mr. Goulds Arm. „Sir," flüſterte er, „wie ſteht es mit dem Chineſen?"

„Mit Dewitſchand?"

„Ja!"

„Nun, er wird jetzt, nachdem wir alle unſere Zwecke erreicht haben, gleich den übrigen Gefangenen in Freiheit geſetzt!"

„Und nicht ſeiner Frevelthaten wegen beſonders beſtraft?"

Mr. Gould ſchüttelte den Kopf. „Mr. Brooke weiß davon nichts. Sonſt würde allerdings dieſer Fall eine Ausnahme bilden."

„Aber wollen Sie es ihm denn nicht ſagen, Sir?"

„Nur um mich zu rächen? — Nein!"

Oskar ſchwieg, einige Minuten ſpäter aber legte er die Hand

wieder auf Mr. Goulds Arm. „Ich verabſcheue den Chineſen,“ ſagte er, „ich kann den Gedanken, ihn frei ausgehen zu ſehen, nicht ertragen. Er ſoll beſtraft werden für das, was er mir that.“

Der Offizier runzelte die Stirn. „So verklagen Sie ihn bei dem General,“ antwortete er. „Ich hindere Sie daran nicht.“

Der Zug war jetzt bei dem Gefängnis der Frauen und Kinder angelangt. Die Armen ſahen aus allen Spalten des Gebäudes hervor, ſie ſchrieen und lärmten, die einen aus Furcht, die anderen vor Freude. Während eine Mutter ihr kleines Kind den Weißen entgegenhielt, um gleichſam durch den Mund des unſchuldigen Weſens zu bitten, ſuchte die andere das Ihrige zu verſtecken, mit dem eigenen Körper zu beſchützen. Der braune entſetzliche Block auf dem Hofe hatte ſoviel Blut getrunken, — jedes neue Ereignis bedeutete den armen Frauen nur wieder eine neue Hinrichtung.

Mr. Gould klatſchte in die Hände. „Ihr ſeid frei!“ rief er. „Ganz frei!“

Das nun folgende ſpottet aller Beſchreibung. Die Gefangenen weinten, ſchrieen, ſprangen, ſie küßten einander, ſie rannten wie außer ſich an der Thür des Gebäudes hin und her, mehrere von ihnen verfielen in krampfhafte Zuckungen, wieder andere ſprachen Worte ohne Sinn. Es war ein Anblick, der auch das feſteſte Herz erſchüttern konnte.

Mr. Brooke ließ eine Treppe herbeibringen und Mr. Gould befeſtigte ſie mit eigenen Händen. „So, nun kommt hervor, ihr Armen, der neue Radſcha von Sarawak, Sahib Brooke, verſpricht euch Brot und Kleider, er wird ſorgen, daß ihr ſämtlich lohnende Arbeit bekommt! — Kommt nur, kommt nur, begrüßt euren Gebieter!“

Der General lächelte gütig. Er nahm eines der Kinder und ſetzte es auf den Boden, das ſchien den Frauen Mut zu verleihen; die ganze Schaar drängte zur Treppe.

Welch ein erbarmungswürdiger Anblick, welch eine Summe menſchlichen Elendes! Fieberkranke zitternde Greiſinnen und kleine, bis zum Gerippe abgemagerte Kinder, Frauen mit tiefen, klaffenden Wunden, denen der Verband, ja ſelbſt das Waſſer gefehlt hatte, — Blinde und Lahme, Krüppel aller Art kamen zum Vorſchein.

Eine von ihnen war wahnſinnig geworden, das Weib Solimans, des Malaien, der unter den Streichen ſeiner erboſten Landsleute als Amokläufer ſo ſchrecklich endete. Die arme Frau hielt ſich für die Beherrſcherin der ganzen Provinz, ſie hatte ſich mit

Lumpen und Strohhalmen herausgeputzt und lächelte äußerst wohlwollend. „Wo ist Soliman?“ fragte sie unaufhörlich. „Man hat ihm die Herrscherwürde verliehen, ich weiß es, ich werde nun in Hassims Palast wohnen.“

Dabei verschenkte sie Blätter und kleine Steine nach allen Seiten. „Ich bin nun reich, das Gold der Erde ist mein, — nehmt hin, nehmt hin!“

Mr. Brooke befahl mehreren seiner Untergebenen, den bedauernswerten Frauen zunächst das Nötige zu verabreichen, dann zog man davon zu den Gefängnissen der Männer.

Hier war das Bild ein ganz anderes. An Stelle des lauten Schreiens stumme trotzige Verbissenheit, ein Groll, der um so tiefer war, weil er sich nur durch Blicke äußerte. Den Männern, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen waren, hielt der General eine Anrede, in der er ihnen sagte, daß ihm die Herrschaft Sarawak jetzt für ewige Zeiten als Eigentum übertragen sei und daß es ihnen freistehe, entweder dem abziehenden Hassim zu folgen oder bei ihm selbst Dienste zu nehmen. „Für den Augenblick seid ihr aller Fesseln ledig,“ schloß er. „Wählt ihr den Eintritt in meine Dienste, so meldet euch späterhin bei Mr. Gould, der beauftragt ist, diese Angelegenheit zu ordnen.“

Keiner der Leute antwortete ihm. Der Anblick der brennenden Walddörfer und der versinkenden Schiffe war allen zu sehr im Gedächtnis, sie konnten unmöglich dem Sieger ihre Huldigung darbringen, und dieser fühlte das auch, er entließ die Gedemütigten so schnell als nur möglich und wollte schon das Zeichen zum Aufbruch geben, als ihn Mr. Gould zurückhielt. „Wir haben da noch den Chinesen und sein Schiff, Brooke,“ sagte er. „Du mußt darüber Verfügungen treffen.“

Der General sah zum Hafen, wo die schwarze, zersplitterte Dschonke, von Soldaten bewacht, vor Anker lag. „Das Schiff wird auf alle Fälle gesprengt oder besser noch, auf Grund gesetzt,“ antwortete er, „den Kapitän laß einmal hierherkommen, wenn du so gut sein willst.“

Oskars Herz schlug schneller. Jetzt nahte die Vergeltung für den Schuldigen.

Mehrere Soldaten gingen hinaus zum Schiffe und brachten dann zwischen sich den gefesselten, an Händen und Füßen mit Eisenketten belasteten Gefangenen. Dewitschands Kopf war ver-

bunden, sein Gang schwankend, sein Gesicht ohne Farbe; er hielt die Blicke beharrlich gesenkt.

Sowohl Richard als Mr. Gould suchten Oskars Auge, — er sah ihnen trotzig entgegen, er wollte nicht vergeben und sie sollten es wissen.

Der General betrachtete mitleidig die Jammergestalt des Chinesen. Er selbst war ein verwegener, kühner Abenteurer, ein Mann, der seinen Vorteil thatkräftig verfolgte, aber auch ein Mensch mit warmem, tief empfindendem Herzen; der Überwundene, Besiegte konnte ihm keinen Groll mehr einflößen.

„Wie heißt du?“ fragte er in fast freundlichem Tone den Chinesen.

Ein bitteres Lächeln kräuselte die Lippen des Piraten. „Ich habe keinen Namen mehr,“ antwortete er, — „laß deine Henkersknechte nicht zögern, mir den Kopf abzuschlagen, dann ist ja doch alles aus!“

Der General legte ihm die Hand auf die Schulter. „Hast du zu Hause in China Frau und Kinder, Alter? ein Haus, ein Geschäft?“

Dewitschand lachte bitter. „Es liegt alles auf dem Grunde deines Stromes, Sahib, — alles, mein Weib, meine Söhne, meine ganze Habe, — schlag zu, sage ich dir, schlag zu, der Kopf hängt nur noch an schwachen Fäden!“

Und die Binde herabreißend, zeigte er eine schwere Wunde, die von der Stirn bis zum Nacken ging. „Das haben deine Leute gethan, Sahib, — laß es vollenden!“

Der General wandte sich ab. „Du gehst ins Hospital, Alter,“ versetzte er, „und kannst nach erfolgter Heilung entweder in meinen Diensten bleiben oder mit dem nächsten Schiff nach deiner Heimat zurückkehren, — von dieser Stunde an bist du frei.“

Dewitschands Gesicht wurde bald blaß, bald rot, er suchte tastend mit der Rechten eine Stütze. „Frei?“ wiederholten die bebenden Lippen.

„Ja. Nur will ich dich erst heilen lassen.“

Mr. Gould bewegte die Hand. „Oskar,“ sagte er, „Sie hatten in betreff dieses Mannes noch eine Anklage vorzubringen, nicht wahr?“

Der junge Deutsche zuckte zusammen, während Dewitschand zum erstenmale den Blick erhob, um bei der unerwarteten Ren-

nung dieſes Namens die Umſtehenden zu muſtern. Seine und Oskars Augen begegneten ſich, der Chineſe zuckte zuſammen.

Langſam in der peinlichen Stille drangen große rote Tropfen aus ſeiner Wunde und rieſelten einzeln herab auf das zerfetzte Gewand. Dewitſchand ſprach keine Silbe, der Schreck mußte ihn überwältigt haben.

Auch Oskar ſchwieg; ihm war es, als halte eine Eiſenfauſt ſeine Kehle umkrallt.

„Nun?“ fragte voll Erſtaunen der General.

Da raffte ſich Oskar auf; alles Blut ſchoß plötzlich in ſein Geſicht. „Ich irrte vorhin,“ ſtammelte er, „dies iſt nicht der Mann, welchen ich zu ſehen glaubte.“

Dewitſchand ſchwankte, dann fiel er plötzlich lang auf den Boden. Die gewaltige Nervenaufregung hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen.

„Bravo!“ ſagte mit lauter Stimme Mr. Gould.

Der General erkannte deutlich, daß ihm hier eine unliebſame Angelegenheit verſchwiegen wurde, aber er hütete ſich, weiter nachzufragen. Je eher dieſer Zuſtand des Kämpfens und Beſtrafens, des immerwährenden Haders ein Ende nahm, deſto lieber war es ihm.

Man trug den Schwerverwundeten in die Krankenabteilung und beauftragte den alten Toldi, das Schiff an paſſender Stelle auf Grund zu ſetzen, dann kehrten alle in die Stadt zurück, um hier ein Volks- und Friedensfeſt mit den Einwohnern zu feiern.

Richard drückte Oskars Hand. „Du konnteſt es doch nicht über das Herz bringen,“ ſagte er lächelnd. „Der arme Kerl, er ſah ſchrecklich aus.“

Oskar blieb die Antwort ſchuldig. Sonderbar, wie wohl es that, dem Sünder vergeben zu haben, — es brachte ein Gefühl, als ſcheine die Sonne plötzlich heller, als gehöre einem die ganze Welt und der lachende blaue Himmel dazu.

In der Stadt hatten ſämtliche Häuſer ein Feſtgewand angelegt, allerdings ein ſonderbares, aber doch immer ein Feſtgewand. Was jede Familie Buntes, in die Augen Fallendes beſaß, das prangte über der Thür, auf dem Balkon, auf dem Dache, das hing zum Fenſter hinaus oder baumelte von langen Stangen herab, — Pelze, Frauenkleider, Blumen, Fahnen, Federbüſche und ſelbſt ganze ausgeſtopfte Vögel.

In Reihen ſtanden Fackeln, die alle nur der Dunkelheit harrten, um angezündet zu werden, Gongs und Muſchelhörner

ertönten; ein Zug der angesehensten Kaufleute und Bürger kam dem General mit einem ungeheuren Palankin aus gelber und roter Seide entgegen, den mußte er besteigen und sich auf den Schultern der Leute durch die ganze Stadt tragen lassen. Überall empfingen Hochrufe den neuen Herrscher, überall leuchteten Glück und Freude in den Zügen derer, die nach so langer Zeit des Elendes, der öffentlichen Unsicherheit jetzt endlich den Erretter gefunden hatten. Die Leute tanzten und jubelten, hier und da blitzten schon Lichter auf, die Chinesen schmückten ihre Magazine und verteilten Geschenke; kaum eine Stunde später lag die ganze Stadt im blendenden Schimmer von vielen Hunderten lodernder, überall auftauchender Fackeln.

Der neue Radscha ließ ein paar Ochsen schlachten und seinerseits die Schiffe im Hafen beleuchten; es gab heute abend, als alle diese leicht entzündlichen Kinder des Südens ihrem neuen Herrscher huldigten, eine Menge schwankende Gestalten und auch mehr als nur einen Raufhandel, aber die Rotmäntel blieben doch ganz ruhig; sie wußten, daß keine noch so verzweifelte Anstrengung ihnen zum Sieg verhelfen konnte.

Am ausgelassensten war Toldi. An Stelle des hingerichteten Malaien sollte er künftig der oberste Hausdiener des Radscha werden und mit seiner ganzen Familie auf dem kleinen Besitztum desselben wohnen, einem Gute unfern Kusching, an einem Arme des Sarawakstromes. Dahin begaben sich auch die Weißen nach einem durch Reden, Trinksprüche und allem möglichen Trubel verschönerten Festabend, denn jetzt wollten die Eingebornen ihren Herrscher bei sich wissen, an Bord des „Violau“ konnte er nicht mehr zurückkehren. Ganze Züge von Menschen, Tausende aus allen Ständen und von jedem Alter begleiteten ihn hinaus in seine Wohnung, — nochmals mußte er auf dem Balkon erscheinen und eine Anrede halten, nochmals das donnernde Hoch! Hoch! der Leute anhören, dann erst verlief sich allmählich die Menge.

Mr. Gould ließ heimlich doppelte Wachtposten aufziehen, aber die Ruhe blieb ungestört und auch am anderen Morgen herrschte der vollkommenste Friede; nur eins war zur Überraschung des Regenten während der Nacht geschehen, — das Volk hatte Hassims Verschanzungen zerstört. Leer und öde lag der Palast; sein Gebieter war entflohen, indes der laute Jubel dem neuen Radscha entgegenschallte.

Auf allen Kampf und alle Unruhe der letzten Zeit folgten

jetzt mehrere Tage gänzlicher Muße. Die Fregatte wurde ausgebessert und erst als das Notwendigste geschehen war, ging sie nach Bruni unter Segel, um beide Verträge, den über Brookes Ernennung und den über die Insel Labuan, von dem dortigen Sultan bestätigen zu lassen.

Mr. Gould blieb diesmal zu Hause. In Kusching mußte an der Stelle des Regenten jemand die Zügel führen, und das mußte natürlich er sein.

„Du bist also jetzt Vizekönig, Gould," sagte beim Abschied der Radscha. „Ich lege meine junge Fürstenwürde in deine Hände!"

„Und ich meinerseits mache dich verantwortlich für das Wohlergehen der beiden Deutschen, die gar zu gern das seltsame Bruni sehen möchten. Du mußt sie mir unbeschadet wieder hierher zurückbringen, James."

„Das werde ich! Hoffentlich fallen ja die jungen Herren nicht mehr über Bord oder dergleichen, — solltest du es indessen wünschen, so will ich besonders Richard in Obacht nehmen. Man könnte ihm etwa einen großen Vogelkäfig bauen und —"

„Laß du sie nur nicht vom Schiff, das genügt."

Mr. Brooke lachte wie ein glücklicher sorgenloser Mensch. „Du hast an Richard einen Narren gefressen, Gould, du denkst an nichts mehr, als nur an diesen Jungen. Wie kommt das?"

„Ach — du träumst!"

Und Mr. Gould ging eiligen Schrittes davon, aber er konnte nicht verhindern, daß der Freund den Farbenwechsel seines Gesichtes doch sah. Seltsam, der sonst so wortkarge, ja tiefsinnige Mr. Gould war ein ganz anderer geworden, seit Richard nach Kusching kam. Er lachte wieder, er nahm teil am Leben —

Der General nickte vor sich hin. „Vielleicht will er ihn an Kindesstatt annehmen," dachte er. „Das wäre sehr vernünftig, — irgend jemand muß doch das riesige Vermögen meines schweigsamen Freundes späterhin erben."

Dieser selbst, der Offizier war während dessen zum Hafen gegangen und hatte nochmals von den beiden jungen Leuten Abschied genommen. „Auf Wiedersehn, Richard," sagte er, immer die Hand des Deutschen festhaltend, „Sie versprechen mir also, nicht vom Bord zu gehen?"

„Vom Bord der Barkasse," schaltete Mr. Hardington ein. „Wir müssen doch die Pfahlstadt besehen!"

„Ja, das freilich, aber — keine Ausflüge in das Innere!"

„Im Gegenteil, mein werter Sir, womöglich auf die Spitze des Kina-Balu!“

„Immerzu, wenn Sie von Bruni aus die paar Meilen überſpringen können, mein Lieber!“

Der Künſtler lachte. „Wir haben unſeren Plan, Doktor Lawrence und ich, aber das iſt noch Geheimnis. Da kommt Mr. Brooke, — leben Sie wohl, Mr. Gould, auf Wiederſehn!“

Der General hatte das Schiff erklettert, Mr. Gould ſtand am Lande und die Maſchine begann zu arbeiten. Richard trat in unwillkürlichem Antrieb an die Schanzkleidung, er ſchwenkte den Hut durch die Luft. „Auf Wiederſehn, Mr. Gould, auf Wiederſehn!“

„Behüt' dich Gott, mein Junge! Leb wohl! Leb wohl!“

So lange der einſame Mann auf dem Schiff die Geſtalten der Freunde zu erkennen vermochte, ſo lange er ſie ſehen konnte, behielt er ſeinen Platz auf der Brücke und ging dann erſt langſam nach Hauſe.

Toldi wollte allerlei fragen, aber er erhielt einen ſehr kurzen Beſcheid. Mr. Gould verſenkte ſich wieder in den Anblick des kleinen Bildes, prüfte und beſah es von allen Seiten. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gewaltige Bergketten hoben ihre Rieſenhäupter, weithin ſichtbar, über das Meer hinaus. Eine Bai, ſtill und breit, bezeichnete den Eingang zum Limbangſtrom, die Donner- und Blitzbai, wie die Seeleute ſie nennen, weil kaum jemals ein Tag vergeht, wo nicht von den Bergen herab heftige Gewitter mit Blitz und Schlag über das Waſſer dahinziehen.

Zur Rechten lag die Inſel Muara, auf der ein ſo verderbliches Klima herrſcht, daß kein Weißer ſie bewohnen kann, dann folgte die Fahrt über das ſchöne tiefblaue, von Tauſenden kleiner und kleinſter Geſchöpfe bevölkerte Waſſer bis zum Eingange des Limbangſtromes.

Die Fregatte hatte ihre Reiſe von Sarawak nach dem Venedig des Oſtens ſchnell und glücklich zurückgelegt, jetzt aber konnte ſie, da der Strom zur Ebbezeit nur acht Fuß Waſſer hält, nicht weiter vordringen, ſondern mußte beidrehen und die Barkaſſe ausſetzen, um zur Stadt zu gelangen. Der „Swift“ und der „Royaliſt“, beide während der Fahrt in ſtand geſetzt, lagen in einer Reihe mit dem ſtolzen Kriegsſchiff, deſſen Metallteile, zum Ärger des Bootsmannes, von dem ſtarken Salzgehalt der Luft ſogleich ſchwarz anliefen.

Eine ſtattliche Flottille! Der Sultan von Bruni mußte von ihrem Kommen ſchon Nachricht erhalten haben, denn auf dem Limbang lag eine Prau mit Soldaten, die bei dem Erſcheinen der europäiſchen Schiffe ſchleunigſt Kehrt machte und zur Stadt fuhr. Man ſah den Sieger von Kuſching höchſt ungern, das zeigte ſich auf den erſten Blick.

Schwarze Wolken flogen über den Horizont, eilende Blitze zuckten von den Bergen herab, aber es fiel kein Regen. Ganz von fern zeigte ſich die Pfahlſtadt, der das kleine Dampfboot beim erſten Grauen des jungen Tages entgegenflog.

James Brooke und einige Offiziere waren allein hinausgefahren, um fürs erſte bei dem Sultan eine Audienz nachzuſuchen, während der allgemeinen Unſicherheit wegen Kapitän Haſtings als Befehlshaber auf der Fregatte zurückblieb und auch unſere jungen Freunde auf den Anblick der Stadt vorerſt noch verzichten mußten. Die politiſche Entſcheidung mußte erſt erfolgen, dann konnten andere Unternehmungen an die Reihe kommen.

Der Maler lächelte. „Dergleichen bricht man nirgends in der Welt übers Knie," ſagte er. „Wir behalten hinlänglich Zeit zu einem Ausflug nach dem Kina-Balu."

„Mit einem der kleinen Dampfer, Sir?"

„Natürlich! Kapitän Haſtings hat es Doktor Lawrence und mir längſt verſprochen, — Sie gehen ſelbſtverſtändlich mit uns."

„Dann wäre ja die ganze fröhliche Sumatra-Geſellſchaft wieder beiſammen?"

„Bis auf Leutnant Barrow, ja. Man könnte ebenſogut in Rom geweſen ſein, ohne den Papſt zu ſehen, als auf Borneo, ohne den Kina-Balu zu erſteigen."

Er packte ſchon eifrig etwas Wäſche und alle ſeine Malergeräte zuſammen, er wählte ſich ein paar Matroſen zur Begleitung und konnte es kaum erwarten, die Barkaſſe zurückkehren zu ſehen. „Womöglich fahren wir heute noch durch die Stadt," rief er, „und wenn Mr. Brooke alles ruhig gefunden hat, ſchon morgen nach der Nordſpitze der Inſel."

Es dauerte mehrere lange Stunden, bevor die Barkaſſe zurückkehrte. Mr. Hardington verſuchte ſchon von weitem in den Zügen des Generals zu leſen, er winkte heimlich ſeinen Genoſſen: „Gute Nachrichten, ihr Herren," flüſterte er, „gute Nachrichten. Hätten Sie, wie ich, Anatomie ſtudiert, ſo würden Sie es wiſſen! Sir James ſtellt die beiden Zahnreihen aufeinander und ſpitzt darüber

ein klein wenig den Mund, — er will alſo ein triumphierendes Lächeln verbergen."

„Hallo, Sir — gute Botſchaft, was?"

„Sehr gute. Sie ſollen Hofporträtmaler von Bruni werden, Sir!"

Ah — ich danke beſtens! Wirklich, Sie ſind ſehr gütig."

Radſcha Brooke betrat das Deck und konnte gleich den um ſeine Perſon verſammelten Getreuen einen eingehenden Bericht abſtatten. „Der Sultan hat alle Feindſeligkeiten verboten," ſagte er. „Die Spitzen des Heeres und der Landesbehörden verlangten gebieteriſch den Krieg gegen die Weißen, aber der Herrſcher ſchlug gleich den erſten Sturm ſiegreich zurück, — meine Ernennung zum Radſcha wird ohne Zweifel beſtätigt werden."

„Hatten Sie denn bereits eine Audienz, Sir?"

„Nein, das nicht. In der Vorhalle voll zähneknirſchender Krieger hieß es, der Sultan ſei krank und empfange keinen Beſuch."

„Ein Nadelſtich," lächelte der Kapitän. „Man will für alle Niederlagen wenigſtens das Vergnügen haben, den Sieger vor der Thür warten zu laſſen."

Sie lachten alle, nur Mr. Hardington rief ſofort: „Wie lange, Sir?"

„Bis der Sultan wiederhergeſtellt iſt, werter Herr, — genügt Ihnen das?"

„Und es liegen auf dem Limbang keine Prauen, Herr General?"

„Nichts, was einer ſolchen ähnlich ſieht. Es wird an keine Feindſeligkeit gedacht, ich weiß es gewiß."

„Dann hatten Sie hier in Bruni Ihre Kundſchafter, Sir!"

Der General lachte, während Kapitän Haſtings dem Künſtler väterlich auf die Schulter klopfte. „Hätten Sie, wie ich, die Kriegswiſſenſchaft ſtudiert," ſagte er, „ſo würde Ihnen dieſe Entdeckung nicht überraſchend ſein!"

Die Fröhlichkeit war allgemein. Friede! Friede! — Wie köſtlich iſt doch der Gedanke für den, welcher ſo lange Zeit hindurch den Schreckniſſen des Krieges ausgeſetzt war.

Die Barkaſſe blieb ſeitlängs von der Fregatte liegen und dampfte nach kaum einer halben Stunde zum zweitenmale ſtromauf, jetzt gefüllt mit einer lachenden Schar junger Leute, denen ſich als einziger Führer nur der würdige Doktor Lawrence angeſchloſſen

hatte. Nach Bruni, nach der seltsamen Pfahlstadt, — sie wiederholten es fortwährend.

Je weiter die Barkasse stromauf ging, desto herrlicher wurde die Gegend. Zu beiden Seiten des Wassers erhoben sich Bergketten mit dem prachtvollsten Grün. Palmen und Djattibäume, Orangen und Bananen, Blumen aller Art entzückten den Blick, bis endlich der Strom sich zum See erweiterte und nun die Stadt Bruni offen dalag. Dar u salam, Aufenthalt des Friedens, wie die Malaien den Ort nennen, — als solcher erscheint er wirklich.

Die Barkasse drehte bei, um den Fremden die erste Rundschau in aller Ruhe zu ermöglichen. Welch ein seltsames und dabei hübsches Bild entfaltete sich vor ihren Augen!

Mitten im Strome erstand aus dem Wasser, scheinbar ohne jeglichen Untergrund, Straße an Straße, Gebäude an Gebäude. Wie durch einen Zauber in das blaue bewegliche Wellenbett versetzt, dampfte und rauchte es aus zahllosen Schornsteinen, hingen an schwankenden Säulen aus Bambus luftige Balkone und blühten auf den durchweg platten Dächern Hibiskus und Orchideen, daß jedes Fenster umrankt schien, daß es wie ein grüner, blumendurchwebter Schleier im Sonnengold von den schwebenden Gärten herabhing und seine Duftwogen über die ganze Umgebung dahinsandte.

„Dar u salam!“ wiederholten unwillkürlich die Lippen aller.

„Das ist schön, unsagbar schön, gerade weil es von dem Gewohnten in jeder Beziehung abweicht!“ meinte Doktor Lawrence. „Habt ihr Ähnliches schon irgendwo in der Welt gesehen, Kinder?“

„Nie!“ beteuerten die jungen Leute, „Nie!“ — und Richard setzte hinzu: „Selbst das schöne Indien hat dergleichen nicht aufzuweisen.“

Die Barkasse setzte langsam ihre Fahrt wieder fort und glitt über das stille Wasser bis an den Eingang der Stadt, wo sogleich eine Anzahl von Booten sie umschwärmte.

„Melonen, Ananas, Orangen, alle Früchte, alle Früchte! — Sahib, du bist weither über den salzigen Ozean gekommen, kaufe Früchte, oder deine Zähne fallen aus!“

„Wasser! Wasser! — Wer braucht Wasser!“

„Möchtest du nicht einen Fasan essen, Sahib, einen schönen Fasan, oder ein Stück vom Hirsch, eine Bärenklaue, eine Bergratte?“

„Fiſche! Fiſche! — Eben gefangen, noch lebend! Kauft Fiſche!“

„Blumen, Blumen, — Sahib, willſt du nicht deinem Weibe einen Kranz mitbringen? — Schöne Blumen, weiße, rote, blaue!“

Eine Flotte von Booten lag vor der Barkaſſe, ungeheure Sonnenhüte aus Faſern und Blättern wie kleine Wagenräder geflochten, hoben ſich zuweilen empor und ließen das darunter befindliche Geſicht erkennen, regelmäßig das einer überaus häßlichen alten Malaiin, die mit irgend einem eßbaren Artikel handelte. Dieſe Frauen beherrſchten das ganze Straßengetriebe, es fand ſich nirgends ein Mann in den Booten.

Unſere Freunde kauften, um die ſchnatternden Weiber loszuwerden, einige Kleinigkeiten, obwohl ſie die prachtvollen Früchte der Inſel ſchon zur Genüge kannten; dann mieteten ſie eins dieſer ſchlanken Boote und fuhren durch die Waſſerſtraßen der Stadt.

In den Thüren handelte die malaiiſche Dienerſchaft mit den Verkäuferinnen, während ſich die Einwohner, meiſtens reiche Kaufleute, ehemalige Helfershelfer und Hehler der Piraten, auf den Balkonen verſammelten, um die Weißen zu ſehen.

Manches Zähneknirſchen wurde mühſam bekämpft, manches böſe Wort halblaut gemurmelt, aber von offener Feindſeligkeit zeigte ſich nichts. Die Leute rauchten ihre langen Pfeifen, oder kauten Betel; das Boot mit den Fremden beobachteten ſie nur verſtohlen.

Auch an dem Palaſte des Sultans glitt es vorüber. Alle Fenſter waren verhängt und ein breiter offener Säulengang, welcher das Haus umlief, mit geputzten Häuptlingen angefüllt, — hier klirrten die Waffen, Flüche erklangen ohne Zahl. Die Leute ſchienen ſehr erbittert.

Mit raſchen Ruderſchlägen entfernte ſich das kleine Fahrzeug, um dann dem Zuge mehrerer Boote zu folgen, welche ſämtlich einer und derſelben Uferſtelle zuſteuerten. Ein ſchroff abfallendes Vorgebirge ſenkte ſich bis herab zum Strome und ſchon von weitem erkannten die Europäer, weshalb dort die Boote der Straßenhändlerinnen anlegten.

Aus dem Felſen hervor ſchoß mit gewaltiger Kraft ein breiter ſilberklarer Waſſerſtrahl, an deſſen Mündung die Frauen ihre Bambusgefäße füllten. Da die Stadt Bruni, in Salz- und Schlammfluten ſtehend, ſelbſt natürlich keine Quelle beſitzt, ſo iſt auf dem höchſten Punkte des Gebirgszuges eine ſolche, friſch wie ſie aus

der Erde hervortritt, eingefaßt und in Bambusröhren bis zur Stadt hinabgeleitet worden. Jeder einzelne Tropfen des täglichen Bedarfes iſt alſo in Bruni ein Handelsartikel, den die Hausfrau kaufen muß.

Gegen Mittag ſchien in die Führerinnen der Marktboote eine Art von ängſtlicher Haſt zu kommen, ſie ruderten mit verdoppelter Eile, während zu gleicher Zeit auch in den Straßen der Stadt die ſonſtigen Händler ihre Fahrzeuge an den Häuſern befeſtigten und ſich ruhend und eſſend in die Thüren legten. Binnen einer Viertelſtunde war kein Boot mehr zu ſehen.

Doktor Lawrence ſchob die Brille empor. „Kinder," ſagte er, „es wird doch nicht jetzt die Ebbe eintreten? Die haben wir ja bei all den Merkwürdigkeiten ganz vergeſſen."

„Das wäre ja eine ſchöne Geſchichte!"

„O Himmel ja, das Waſſer fällt; unter den Häuſern erſcheinen Pfähle!"

„Dann iſt die Barkaſſe in Gefahr, ſtecken zu bleiben."

„Laßt uns eilen! Laßt uns eilen!"

Die Matroſen ruderten aus Leibeskräften, aber ſchon hoben die Riemen bei jedem Schlage ganze Maſſen von Schlamm heraus und dicht hinter den letzten Häuſern blieb das Boot ſtecken. Hilfeſuchende Blicke wandten ſich nach der Barkaſſe, — aber wo war ſie denn eigentlich?

„Fort! — nirgends zu entdecken!"

„Da hinten!" rief Richard, — da, da, man ſieht nur einen dunkeln Punkt."

„Was bedeutet das?" fragte Oskar unruhig.

„Nichts, als daß der Steuermann die Ebbe- und Flutverhältniſſe ganz genau kannte," rief Mr. Hardington. „Er iſt in das tiefere Waſſer zurückgegangen, ſo lange es noch Zeit war."

„Du lieber Himmel, dann müſſen wir hier vier Stunden hindurch ausharren!"

„Wobei man uns höchſtwahrſcheinlich obendrein aus allen Fenſtern mit Spott und Hohn überſchütten wird!"

„Ich zeichne!" ſagte ſeufzend der Künſtler. „Mein Skizzenbuch habe ich bei mir."

„Und wir ſchlafen," meinte der Doktor. „Ach, du großer Gott, was gäbe ich wohl um den Sonnenhut einer dieſer alten Fiſchfrauen!"

Und ſeufzend nahm er die Uniformsmütze, um ſie verſuchs-

weiſe über ſein Geſicht zu legen, aber im nächſten Augenblick warf er ſie von ſich. „Das iſt zu heiß, es geht nicht!“

„Ach, Herr Jemine, welch eine unangenehme Lage!“

Das Waſſer war mittlerweile vollſtändig abgelaufen, und das Boot ſteckte bis auf Handbreite im Schlamm. Mr. Hardington klappte ſein Buch zuſammen. „Hört einmal, Kinder,“ ſagte er, „findet ihr nicht, daß ſich die Luft erheblich verſchlechtert? — Sicher, ich täuſche mich nicht!“

„Mir wird ſchon ganz ſchlimm,“ ächzte Oskar. „O, das iſt ſchrecklich!“

„Brr! — Man hält es nicht aus!“

Der unterſte Grund des Schlammes begann ſich zu beleben. Allerlei Getier kroch durch Haufen von Küchenabfällen, bekämpfte einander und ſchleppte ſeine Beute davon, — der Anblick war eben ſo entſetzlich, als die Düfte, welche ſich fortwährend entwickelten.

Auf den platten Dächern der Häuſer erſchienen Sonnenſegel und Räucherpfannen. Malaiiſche Diener trugen Erfriſchungen herbei und Frauen und Kinder muſizierten, während die Männer rauchten. Man lachte da oben nach Herzensluſt auf Koſten derer, welche im Sumpf ſteckten und ſich ſchon ſehr bald ſo elend fühlten, daß ſie es kaum noch ertrugen.

„Jedes Haus ſteht auf einer Schlammbank,“ ſagte mit blaſſen Lippen der Gelehrte. „Vier Palmenſtämme tragen es.“

Niemand antwortete ihm.

Immer neue Duftwogen ſchlugen über den feſtſitzenden Kahn herein. Die Weißen litten Folterqualen.

Eine Stunde, zwei, drei, — endlich vier.

Feuchtigkeit erſchien in dem Schlamm, der unterſte Grund verſchwand und langſam kehrte die Flut zurück. Noch kein Lebenszeichen von der Barkaſſe?

Sie ſetzte Dampf auf. Jetzt kam die Erlöſung.

Das Boot fing an zu ſchaukeln, — als es flott war, riefen die Weißen wie aus einem Munde „Hurra!“ — Nochmals vier ſolche Stunden und keiner von ihnen hätte mehr gelebt.

Die Barkaſſe kam heran; auch hier empfing ein ſchadenfrohes Lächeln die Dulder, welche nun von dem ſchönen Bruni nichts mehr ſehen oder hören mochten. Da lag es in der ganzen Pracht des Sonnenunterganges, von Millionen Funken überſäet, goldig und purpurn angehaucht inmitten der blauen, ſamtenen Wogen, — aber was gähnte unter der täuſchenden Oberfläche?

Eine Fäulnis, die Schauder erregte.

„Gott segne den Norden!“ rief Richard, „das alte ehrbare Hamburg mit seinen grauen Mauern! O nein, nein, ich will doch den Süden mit allen seinen Schätzen dafür nicht eintauschen, am wenigsten aber das verlockende Bruni.“

Oskar sagte nichts. Als leicht zum Ärger geneigter Mensch war er krank geworden und konnte keinen Bissen über die Lippen bringen; auch der Künstler schüttelte sich einmal nach dem anderen. „Diese Düfte,“ rief er, — „das war ein Vorschmack der Hölle!“

An Bord des Schiffes mußten sich die Verunglückten noch eine Strafpredigt gefallen lassen, weil sie die Ebbe so vollständig vergessen konnten, dann mischte der Doktor aus seiner Apotheke einen Trank, welcher den Magen auffrischte und schon vor zehn Uhr schliefen alle, um von diesem erreignisreichen Tage auszuruhen.

Am anderen Morgen gab Mr. Brooke die Erlaubnis, auf den „Swift“ überzusiedeln. Er mußte doch noch längere Zeit im Limbang bleiben, um mit dem Sultan von Bruni zu verhandeln, — diese Zwischenpause konnten die jungen Leute zur Ersteigung des Kina-Balu benutzen und dann zur Fregatte zurückkehren.

„Den ‚Royalist‘ schicke ich noch heute nach Kusching,“ setzte er hinzu. „Wer also etwa an Mr. Gould einen Brief schreiben will, der möge sich beeilen.“

„Ich! Ich!“ rief Oskar, — „soll ich von dir grüßen, Richard?“

„Danke, lieber möchte ich selbst ein paar Zeilen hinzufügen.“

„Wie du willst, ich dachte nur, daß es für dich überflüssig sei.“

„Weshalb das?“ fragte Richard erstaunt.

„Nun, weil doch eure Bekanntschaft durch mich entstanden ist. Aber schreibe immerhin, ich habe gewiß nichts dagegen einzuwenden.“

Richard lächelte. Oskars Gedanken umkreisten immer Mr. Goulds Schätze, er wußte es wohl, und um seinen argwöhnischen Freund nicht zu verletzen, legte er ihm die paar herzlichen Worte an den Offizier offen hin, mit der Bitte, sie beizuschließen. Mochte Oskar vorher lesen, was auf dem Blatte stand.

Der Brief wurde gesiegelt und dem Kapitän des „Royalist“ mit den Schreiben Mr. Brookes zur Besorgung an Mr. Gould überliefert, dann lichteten beide Dampfer ihre Anker und stachen, der „Royalist“ nach Süden, der „Swift“ nach Norden, wieder in See.

Die Flagge von der Fregatte gab den Scheidegruß, der

„Swift“ und der „Royaliſt“ antworteten ebenſo und fort ging es, hinaus auf den Ozean, wo die Stundenzeiger der Uhr als einzige Meilenſteine ſtehen und die ſilbernen Sterne als Wegweiſer.

Der „Swift“ war ein tüchtiges kleines Schiff, das dem Ruder gehorchte wie ein gut geſchulter Soldat dem Befehl; es glitt wie eine Möwe durch den Wogenſchaum und brachte in kürzeſter Friſt die Naturforſcher nach dem Nordende der Inſel, wo ſie den majeſtätiſchen Kina-Balu mit ſeiner, die Wolken durchdringenden Spitze ſchon vom Meere aus ſahen.

Ob es möglich ſein würde, den dreizehntauſend Fuß hohen Berg zu erklettern?

Doktor Lawrence ſchüttelte den Kopf. „Ich glaube es nicht,“ ſagte er. „Aber man begnügt ſich mit dem Erreichbaren.“

Ein Boot brachte die kleine Geſellſchaft an das Land, und nun ging es wieder wie damals auf Sumatra, vorwärts ohne Weg, nur im allgemeinen dem rieſenhohen Berge entgegen.

Große Strohhüte bedeckten die Köpfe, derbe Kanonenſtiefel die Füße und ein möglichſt leichter leinener Anzug den Körper. Auf der Schulter hing das Gewehr, an der Seite das große dolchartige Meſſer, und auf dem Rücken die Flaſche und die Schlafdecke. Mundvorrat war nicht mitgenommen worden; man konnte überall das Erforderliche ſchießen und pflücken.

„Zunächſt müſſen wir Führer erlangen,“ ſagte der Doktor. „Ich habe reichlich Geld zu mir geſteckt, vielleicht ſtimmt das die Leute zur Gefälligkeit.“

„Wenn nämlich überhaupt Menſchen hier wohnen! Man ſieht kein Dorf.“

„Aber wenn mich nicht alles täuſcht, ſo ſtehen da unten die Gerüſte einer Goldwäſcherei; es müſſen alſo auch Arbeiter in der Nähe leben.“

Über ſteinigen, mit Kies, Geröll und Felsblöcken bedeckten Boden gingen die Reiſenden langſam weiter. Nur Geier und Adler kreiſten in den Lüften, ſonſt bewohnte kein Tier die öde verlaſſene Gegend, in welcher der Wind den Staub aufwühlte und ganze Wolken desſelben vor ſich her trieb.

Nach langer Wanderung waren die Holzgerüſte am Flußufer erreicht. Nackte Dajaks arbeiteten in den Gruben und ſahen einander verwundert an, als die Weißen erklärten, ſie ſuchten einige Führer zum Kina-Balu.

„Da liegt ja der Berg," ſagte einer von ihnen. „Wenn du Augen haſt, Sahib, ſo mußt du ihn doch ſehen können."

„Das freilich," nickte lächelnd der Doktor, „aber ich kann den Weg, welcher zum Gipfel führt, ohne die Hilfe eines Eingebornen nicht finden."

Der Dajak zuckte die Achſeln. „Es gibt keinen ſolchen Weg, erklärte er.

„Das wollen wir doch erſt noch einmal verſuchen, mein Freund. Wenn einige von euch mitgehen, ſo werde ich gut bezahlen."

Das half. Der Dajak ſprang ſofort aus ſeiner Grube und ſtellte ſich den Fremden zur Verfügung; binnen fünf Minuten hätte Doktor Lawrence mehr als zwanzig Führer haben können, er begnügte ſich jedoch mit zweien und bat dieſe zunächſt um ein Nachtquartier in ihrem Dorfe, da es zur Wanderung nach dem Berge heute doch zu ſpät geworden war.

Eine Rupie ließ den Dajak vor Vergnügen ſpringen, er lachte laut, dann aber ſchien ihm plötzlich ein ſchlimmer Gedanke zu kommen. „Sahib," rief er, „wenn du den Legundibaum nicht findeſt, — muß ich dir dann das Geld zurückgeben?"

Ein vergnügtes Lachen antwortete ihm. „Du brauchſt nichts wiederherzugeben, Mann, gar nichts, wohl aber bekommſt du noch viel mehr, ſobald wir mit dir und deinem Genoſſen zufrieden ſein können. Der Legundibaum kümmert uns gar nicht."

„Ach — dann iſt es aber der Antſchar?"

Doktor Lawrence horchte hoch auf. „Was ſagſt du da, der Antſchar? Wächſt er hier herum, kann ich einen Zweig pflücken?"

„Hier nicht, aber am Kina-Balu. Er iſt ungefährlich, Sahib; wenn die Leute ſagen, daß ſein Hauch von weitem töte, ſo lügen ſie."

„Welch ein Baum iſt das?" fragte der Künſtler.

„Der, von dem das Ipugift gewonnen wird. Sie wiſſen, er hatte, als wir zum erſtenmale auf Borneo waren, keine Blätter."

Während dieſer Unterredung kamen die Weißen und ihre neuen Führer an ein Dorf, das ſehr wohlhabend zu ſein ſchien. Die Goldwäſcherei gehörte dem Radſcha des Stammes und brachte ihm und ſeinen Unterthanen ein reichliches Einkommen; aus mehreren großen Familienhäuſern wirbelte der Rauch empor, Ziegen und Karabauen, Schweine und Hühner bewohnten die Ställe, wohlgepflegte Felder und Gärten dehnten ſich unüberſehbar, wiewohl trotz dieſer friedlichen Zuſtände doch über den Thüren die

abgeſchnittenen Menſchenköpfe baumelten, oder an langen Stangen zwiſchen den Häuſern ſteckten.

„Seht nach, Kinder,“ flüſterte der Gelehrte, auf den ſchrecklichen Schmuck deutend, „ſind es die Köpfe von Weißen, welche da hängen?“

Die jungen Leute hatten ſchon heimlich Muſterung gehalten. „Nein, Sir,“ antwortete Mr. Hardington, „es ſind ſämtlich Malaien.“

„Das iſt etwas! — Laßt uns nur gleich den Radſcha begrüßen.“

Der große Mann näherte ſich bereits, wichtig und voller Würde, wie alle Morgenländer, die irgend einen geſellſchaftlichen Rang beſitzen; er bot den Weißen ſein Haus und ſein Volk zur beliebigen Verfügung, nahm es aber daneben ſehr gern an, als ihn Doktor Lawrence für Speiſe und Nachtquartier reichlich bezahlte. „Du und deine Freunde,“ ſagte er, „ihr könnt in meinem Gebiete wohnen, ſo lange es euch beliebt, Radſcha Hanaki erlaubt es euch.“

Die Dankrede wurde in aller Form gehalten und dann das Zimmer im Familienhauſe bezogen. Auf dem ſteinernen Herd brodelten Hühner mit Reis, in einem andern Topfe ſchmorten Früchte, während ein angenehm ſchmeckender Wein aus mehreren Sorten verſchiedener Waldbeeren in einem rieſigen Kruge aufgetragen wurde.

Mr. Hardington konnte einen Ausruf des Erſtaunens nicht unterdrücken. „Welch ein koſtbares Gerät haſt du da, Hanaki!“ rief er. „Wo iſt es gekauft?“

Der Dajak lächelte. „Das iſt ein Tampajan!“ antwortete er.

„Was iſt das aber, Radſcha?“

„Das will ſagen, daß es nirgends gekauft, ſondern von den Göttern geſchenkt worden iſt, Sahib.“

„O! — Ja ſo! — Aber darf man der Sache ein wenig weiter nachfragen, Alter? — Ich möchte wiſſen, was du unter einem Geſchenk der Götter verſtehſt! Die ewigen Mächte ſchenken uns das Leben und alle ſeine Güter, nicht wahr?“

„Gewiß. Die Tampajan ſtammen indes von den erſten Menſchen her. Sie waren als Waſſerkrüge auf dem großen Schiff, das an dieſe Küſte kam.“

„Ach — jenes Fahrzeug, deſſen Inſaſſen ſpäter das große Reiskorn fanden?“

„Ja, ja, das die erſten Menſchen brachte. Natürlich konnten

sie während der langen Reise über den Ozean kein Salzwasser trinken, und so schenkten ihnen die Götter diese Tampajans."

„Aber ich habe doch dieselben noch in keinem Dajakhause gesehen," rief der Künstler.

„Das glaube ich wohl, denn die meisten sind zerschlagen worden. Nur sehr wenige Familien besitzen noch einen Tampajan."

Die Weißen bewunderten das seltsame Gerät von allen Seiten. Es war eine hohe irdene Urne oder Kanne mit zwei Griffen ohne Ausguß, weniger merkwürdig in der Form, als in der Zeichnung, die ringsumher eine vollendet künstlerische, halberhabene Arbeit zeigte. Eine Hirschjagd zog sich um den oberen Rand, unten lagen Blumen und Früchte, während am fernen Horizonte, weithin über wogender See eine einsame Frau mit Wind und Wellen kämpfte. Auch Schriftzeichen waren in den Thon hineingemeißelt, unverständliche Charaktere, vielleicht Sanskrit, — selbst der Doktor konnte es nicht mit Sicherheit sagen.

Mr. Hardington besah immer wieder alle Einzelheiten. „Hanaki," sagte er endlich, „ist dir diese Urne für Geld feil?"

Der Radscha schüttelte den Kopf. „Mein Tampajan? — Nicht, wenn du ihn mir mit Diamanten bis zum Rande füllen wolltest."

„Aber," setzte er rasch hinzu, „etwas ganz Ähnliches kannst du bekommen. Bringe einmal ein paar Krüge aus der Küche her, Frau."

Die Dame des Hauses, nur angethan mit einem einzigen Kattungewande, kam freundlich lächelnd herein und stellte zwei mächtige Krüge vor ihre Gäste auf den Boden. Waren das wirklich Tampajans? — Der Künstler sprang auf und ergriff beide zugleich. Wirklich Tampajans?

„O Hanaki," rief er dann, „das war schlecht von dir! Wer hat die Dinger hierhergebracht?"

Der Hausherr lächelte. „Chinesen," sagte er. „Schlitzaugen. Sie sahen die Tampajans und dachten mein Volk zu betrügen, aber das gelang nicht."

„Nein, wahrlich nicht," bestätigte Mr. Hardington. „Die chinesische Fratze, die ungeheuerlichen Drachenköpfe und Schnörkel sehen überall hervor."

Die Krüge wurden hinausgetragen und dann aus dem echten Tampajan der angenehm schmeckende Naturwein in kleine Bambustassen gefüllt. Auch das Mahl war ausgezeichnet; weniger

freilich das Nachtlager, an welchem allzuviele Insekten teilnahmen, aber dennoch schliefen unsere Freunde und machten sich am andern Morgen mit den beiden Führern auf zum Kina-Balu, dessen unterste Ausläufer noch einige Meilen entfernt lagen.

So lange der Weg durch den Wald ging, war er angenehm und abwechselnd, dann aber folgten öde Strecken, an deren Rändern sich Wasserfälle, von den Spitzen des Gebirges kommend, donnernd und brausend zu Thal wälzten, nicht breit und glatt, silbernen Bändern gleich, sondern in fortwährenden Strudeln, zischend und schaumbedeckt, von großen, mitten im Wege liegenden Blöcken plötzlich abgelenkt oder über dieselben hinwegsetzend wie ein wildgewordener Renner, der das Hindernis nimmt, und sollte er auch jenseits der Schranke mit zerschmetterten Gliedern zusammenbrechen.

Ganze Säulen stäubender Tropfen schienen, sich in jedem Augenblick ergänzend, frei in der Luft zu stehen; ein wohliger frischer Hauch erfüllte die Atmosphäre und erleichterte das Klettern über den beschwerlichen, von Wasseradern und tiefen Rinnen zerrissenen Weg. Erst gegen Mittag begann wieder das Grün, welches jetzt bis zu dem Fuße des Gebirges andauerte.

Ganze Wälder von Citrus und Bananen machten den Anfang; Pisang wuchs in üppiger Fülle, Orchideen und blaue Trauben, — es war kaum möglich, sich durch den üppigen Pflanzenwuchs einen Pfad zu bahnen. Wilde Bienen hatten in dürren Baumstämmen ihre Nester erbaut und schwirrten zu Tausenden um die Köpfe der Wanderer; zuweilen klang der Boden hohl, als gehe man auf einer Brücke, dann sagten die Führer, daß Vergratten und wilde Hunde unter der dünnen Decke ihre Wohnungen besäßen.

In den Baumzweigen lebte das Heer der alten Bekannten, der Paradiesvögel, Papageien, Fasanen und Tauben, der Eichhörnchen und Affen, denen sich nicht selten auch der Bruan hinzugesellte. Durch das Gras am Boden huschten die Schlangen, durch Blumen und Blätter schöne buntfarbige Insekten, unter denen handgroße Schmetterlinge besonders hervorragten.

Es war ein Vergnügen, durch so viel Duft und Schönheit dahinzugehen. Doktor Lawrence wandte sich lächelnd zu den Führern. „Es gibt also doch einen Weg auf den Kina-Balu," sagte er.

Der Dajak schüttelte den Kopf. „Bis zu seinem Fuße, Sahib, weiter nicht."

„Aber wir ſteigen ja mit jedem Schritt bergan!“ rief Richard.

„Und wenn der Kina-Balu kommt, ſo hörſt du auf, Sahib!“

Die Weißen ſchwiegen, da ſich ja die Sache ſehr bald zeigen mußte. Wundervolle Nepenthesarten blühten am Wege, größer und ſchöner, als an irgend einer andern Stelle, Alpenveilchen und überhaupt alles, was das heiße Klima an bunter prangender Farbenſchöne hervorbringt. Die Schmetterlinge, welche ſich hier auf Roſen und Kamelien wiegten, hatten eine Flügelweite von mehr als neun Zoll.

Je höher die Wanderer ſtiegen, deſto herrlicher wurde die Ausſicht. Tief unter ihnen lagen die höchſten Wipfel der umgebenden Wälder, weiter hinaus das unermeßliche Blau des Meeres in ſeiner ganzen hehren Einförmigkeit.

„Ich ſehe unſer Schiff!“ rief Richard.

Die anderen folgten der Richtung ſeiner ausgeſtreckten Hand und erkannten dann auf dem Waſſer einen dunkeln Punkt, von hier aus nicht größer wie eine Männerfauſt. Das war der „Swift“, auf deſſen Deck vielleicht in dieſem Augenblick die Matroſen zum fernen Kina-Balu hinüberſahen, — unſere Freunde ſchwenkten grüßend und lachend die Hüte.

Unter dem Schatten dichter Roſengebüſche, ungeſtört von dem Gedanken an irgend welche feindliche Gewalten verbrachten ſie die zweite Nacht und kletterten dann am frühen Morgen weiter. „Das iſt der Kina-Balu!“ ſagte trocken einer der Führer.

Ein nackter Felskegel, grau und verwittert, ſah aus dem blühenden Paradieſe hervor. Wie ein Wächter ſtand er zwiſchen dem Grün und den fruchtbeladenen Bäumen.

„Das iſt die Spitze, welche man vom Meer aus bemerkt,“ meinte der Doktor.

„Ja, — wo der Legundibaum ſteht. Sahib, biſt du ein Zauberer, oder iſt einer deiner Freunde ein ſolcher?“

„Nein, leider nicht. Aber weshalb, mein Lieber?“

„Ich möchte auch ein Stückchen von der Frucht des Baumes haben, ſie bringt ewige Jugend, Sahib, — du brauchſt nicht zu ſterben, wenn du ſie iſſeſt. Kannſt du fliegen, weißer Mann?“

„Im Traume,“ lächelte der Arzt. „Es gibt nichts Ewiges auf Erden, Häuptling, das laß dir geſagt ſein, — ſuche es nicht ferner. Wir müſſen ſämtlich ſterben, du und ich, alle die überhaupt jemals lebten.“

Der Dajak blieb die Antwort ſchuldig. Wieder ging es wei-

ter, bis die ſchönen tropiſchen Blumen anfingen zu ſchwinden und die Orangenbäume den derberen Platanen und Buchen Platz machten; ſpäter kamen Eichen, unter denen die ſchlanke Waldlilie Deutſchlands ihre Blütenkelche in die Luft erhob, Rhododendron und Lorbeer, das gelbe Schlüſſelblümchen, die Kamille.

Wie klein und gedrängt die Kronen der Eichen hier ſtanden. Zwiſchendurch erſchien eine Tanne und dann Föhren, endlich Geſtrüpp.

Die Dajaks ſchauerten vor Froſt, am Boden lugte aus der letzten mageren Erdſchicht das deutſche Gänſeblümchen hervor, die Dotterblume, — hier und da ſpann der Epheu ſeine grünen wetterharten Blätter.

In dieſer Nacht brannte neben dem Lager ein mächtiges Feuer, mühſam erhalten durch Tannenzapfen und dürre Ranken; die Reiſenden wickelten ſich feſt in ihre Decken und behielten ſie auch ſpäter auf den Schultern. Jetzt wuchs kein Kraut, kein Blümchen mehr, nur graues Flechtwerk kroch über das Geſtein. Dichte Wolken umzogen den Himmel, ein Unwetter, — eins der vielen auf Borneo, — drohte am Horizont.

Eiskalt pfiff der Wind da oben auf der weiten Fläche; faſt ſchwarz hingen die Wolken. Und dann brach es los, luſtig, luſtig, in weißen ſechseckigen Flocken.

Schnee! — Schnee!

Die Dajaks liefen hin und her vor Schreck. Was war das?

Wenn der Himmel ſo ausſah, dann praſſelte unten ein Platzregen herab auf ihre Häuſer, dann ſchwollen alle kleinen Flüſſe zu reißenden Strömen und die Holzgerüſte der Goldwäſcher wurden weggeſchwemmt, ſie wußten es, — aber dieſe weißen Sterne kannten ſie nicht.

Richard machte den erſten Ball, dem hundert andere folgten; es ſtöberte wie nur jemals im lieben nordiſchen Heimatlande.

Weiter als bis zu dieſem Punkte wollten die Dajaks nicht mitgehen. Da oben war die Sache ſchon wenig geheuer und nun geſchahen ſogar hier ſeltſam unerklärliche Dinge, — nein, ſie hatten ihr Leben doch zu lieb, um es ſo ganz nutzlos auf's Spiel zu ſetzen. Mochten die Weißen den Weg allein finden.

„Wir bleiben hier!“ erklärten ſie.

Die Reiſenden nahmen nur das Waſſer mit, ließen alles Gepäck bei den Führern und kletterten weiter. Der helle Sonnenſtrahl drang bald wieder durch die Wolken und ſchmolz den Schnee, aber eine Eiſeskälte war eingetreten und beklemmte fühlbar die

Bruſt. Ein Klingen und Klirren ſchien vor den Ohren zu ertönen, die Lippen ſprangen auf und bluteten.

In dieſer Höhe, mehr als neuntauſend Fuß über dem Meeresſpiegel, ſah man von der Erde nichts weiter, als nur die nächſte Umgebung und tief unten das azurne Blau des Ozeans. Es ſchien gegen den Horizont anzuſteigen, es hatte in ſeiner Ruhe etwas ſonderbar Erſchütterndes.

Aus den geröteten Augen der Wanderer drangen Tropfen, es wehte ſo ſtark, daß keine Unterhaltung möglich war, aber dennoch wurde der Verſuch, den eigentlichen Felskegel zu erklettern, jetzt gemacht. Beinahe ſenkrecht hinauf an ſteiler nackter Wand, — wie wäre es denkbar geweſen?

An dieſer Stelle verſuchte der Doktor den Weg, an jener die Deutſchen; ihre Hände bluteten, ihre Kleider zerriſſen, — weiter als höchſtens zehn Schritte kam keiner hinauf, dann verſagte das lockere Geſtein den Halt und er ſtürzte zurück auf den Ausgangspunkt.

Umſonſt, umſonſt, — die Bergſpitze da oben gehörte zu jener großen Zahl von Schöpfungsgeheimniſſen, welche der Menſch niemals durchdringen wird. Die Natur ſelbſt hat den Zutritt verweigert; keine irdiſche Macht kann das Hemmnis entfernen.

Eben darum mochten wohl die Eingebornen glauben, da oben ſei der Sitz erzürnter Götter. Wem es gelang, den Kina-Balu zu erſteigen, der ſah ja den Legundibaum mit ſeinen goldigen Früchten, die Speiſe, in der Jugend und ewige Dauer verborgen lagen, der konnte es den Unſterblichen gleichthun, — deshalb durfte keiner aus dem bunten Gewühl der Erdenſöhne jemals den heiligen Berg erklimmen, die Götter hüteten eiferſüchtig ihr urewiges Recht.

Noch ein letzter Rundblick, ſoweit es Sturm und Schmerz zuließen, dann wurden die Führer wieder aufgeſucht. Nein, es ging nicht, Hände und Füße hatten umſonſt geblutet.

Die Dajaks lächelten. „Jetzt wollen wir den Berg von der andern Seite betrachten," meinten ſie, „drüben wächſt auch der Antſchar."

„Ja, ja, der Antſchar, — das iſt wenigſtens etwas."

Nun führte der Pfad bergab und ein anderes Bild entrollte ſich den Blicken. Große Ströme, die unten meilenbreit ins Meer fielen, nahmen hier oben als Springquell ihren Anfang und ſtürzten brauſend in tiefem Bette zu Thal. Unzählige Waſſeradern rannen nach ihnen hin durch das ganze Geſtein, kleine Seen

lagen zwiſchen ragenden Felsklippen, Geier und Raben flogen kreiſchend auf, ſobald die Wanderer nahten.

Es gelang den Dajaks immer, irgend ein genießbares Wild zu erlegen, ſie ſchafften auch Feuer und trugen auf ihren Schultern die Weißen durch mehr als einen kleinen Gebirgsbach, deſſen Waſſer bis unter ihre nackten Arme ſtieg, aber ſie wurden erſt wieder froh, als die Kälte aufhörte. Nun begann die Jagd nach dem Antſchar.

„Er iſt ſehr ſelten und wächſt nie im dichten Gebüſch," erklärten die Leute.

Stunden vergingen, ehe ein ſolcher Baum entdeckt wurde und ſelbſt dann war es nur ein kleines, wenig ſchönes Exemplar mit Blättern wie die des Apfelbaumes und Früchten, die etwa einem Pilze glichen. Das Gewächs ſah ſo harmlos aus, wie nur je eines, dennoch aber genügte eine Berührung des Saftes mit irgend einer vielleicht kaum ſichtbaren Hautwunde, um den qualvollſten Tod herbeizuführen.

„Vorſichtig, ihr Herren, um des Himmels willen, vorſichtig!" rief der Doktor.

„Wollen wir nicht lieber die Eingebornen bitten, uns einen Zweig zu pflücken, Sir? — Unſere Meſſerklingen wären ja für immer vergiftet, wenn wir es wagen würden."

„Man muß einen ſcharfen Stein nehmen," riet Oskar.

Die Sache wurde den Dajaks vorgeſtellt und dieſe wußten Rat. Sie ſchnitzten ein plattes Stück Holz, ſtießen damit einen kleinen Zweig vom Stamm und ſchloſſen die Wunde durch einen Ballen Harz, den ſie am nächſten Baume reichlich vorfanden. Das Ganze wurde mit einem rieſigen Piſangblatt umwickelt und über die Schultern gehängt.

Von der entgegengeſetzten Seite zu den Hütten der Goldwäſcher zurückkehrend, gelangte die kleine Geſellſchaft ohne Unfall wieder zu Thal, wo der Doktor die Führer reichlich bezahlte und auf Mr. Hardingtons Drängen nochmals verſuchte, den koſtbaren indiſchen Krug zu erlangen. Aber der Radſcha blieb bei ſeiner Weigerung, er ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„In den Tampajans wohnen die Götter, Sahib; meine Kinder würden ſterben und mein Fluß kein Gold mehr geben, wenn ich das Erbteil der Väter von mir ließe."

Da war nichts zu machen und ſo blieb alſo der Zweig des Antſchar die einzige Ausbeute dieſer Reiſe. Mr. Hardington hatte

Skizzen gesammelt und die jungen Leute ihre Neugier befriedigt, — in fröhlicher Stimmung bestiegen alle, nachdem die Führer verabschiedet waren, das Schiff und fuhren zurück nach Bruni, wo der General immer noch mit dem Sultan unterhandelte.

Hassim war hier; der schlaue Malaie suchte noch allerlei Winkelzüge zu machen, aber an Brookes eiserner Unerschütterlichkeit scheiterte jeder Schelmenstreich und das Ende der langen Beratungen war zuletzt für ihn der vollkommene Sieg. Der Sultan mußte bestätigen, was sein Verwandter unterschrieben hatte, aber nicht nur das, Brooke zwang ihn auch zu dem Versprechen, das am Eingange des Limbangstromes liegende Fort Pulo Tscheremon zu schleifen und somit die gegen die benachbarte Insel Labuan gekehrte Drohung ganz aus der Welt zu schaffen.

Im Vollgefühl des errungenen Triumphes kehrte der General nach Kusching zurück, wo Mr. Gould die Freunde schon längst sehnsüchtig erwartete.

Hier hatte die Stadt ein völlig verändertes, besseres Aussehen bekommen. Im Hafen wurden die Prauen der Eingebornen mit Handelsgütern beladen, geschäftige Menschen eilten hin und her und fremde Schiffe von Bombay und Madras lagen vor Anker. Die Chinesen kauften und verkauften wieder ihre kleinen Spielereien, kurz, die Zufriedenheit, der Wohlstand schienen neu erstanden, seit es weder in den Wäldern, noch auf den Strömen plündernde Räuberbanden mehr gab, die zu jeder Stunde den friedlichen Arbeiter überfielen und ihm die Früchte seiner Thätigkeit entrissen.

Mr. Gould hatte während der Abwesenheit seines Freundes keine Veranlassung gehabt, Strafen zu verhängen; die ganze Stadt war ruhig und das Haus des Generals mit Toldis Hilfe innen und außen bestens herausgeputzt. Die heimische Fahne wehte vom Giebel, vier Kanonen begrüßten mit ihrem Donner den gefeierten Mann, als er sein Besitztum zuerst betrat.

Jetzt mußte der „Violan“ nach Europa zurückkehren und die Trennung stand unmittelbar bevor. Mr. Gould wollte das Land verlassen, in welchem er so viele Jahre seines Lebens verbracht hatte, aber der Gedanke, nun von dem Freunde zu scheiden, that doch wehe.

Als er vor Jahr und Tag von Point de Galle nach Bombay ging, um dort ein europäisches Schiff zu besteigen, da geschah es mit der Absicht baldiger Rückkehr, jetzt dagegen wußte er, daß ihn Hamburg für immer in seinen Mauern festhalten würde und als

der Tag der Trennung herbeikam, da hatte er mit dem General eine ſtundenlange Beſprechung unter vier Augen, vielleicht die erſte in der er jemals ſein innerſtes Herz dem Freunde offen zeigte. Der General war ſehr ernſt, er drückte ihm brüderlich die Hand. „Gott ſei mit dir, Gould; was mich betrifft, ſo bin und bleibe ich dein dankbarer Schuldner! Ohne dich wäre vieles mißlungen, vieles im Keime erſtickt. Möchteſt du glücklich werden, mein lieber, lieber Freund!“

Sie umarmten einander, beide mit Thränen in den Augen. Weſſen Haar zu ergrauen beginnt, der weiß, was er verliert, wenn ein erprobter Freund ihn verläßt, — die Lücke wird nie mehr ausgefüllt.

Der „Violan“ lag ſegelfertig und die Scheideſtunde war da. Radſcha Brooke und Toldi brachten die Abreiſenden an Bord, auch der alte Häuptling ſchüttelte traurig den Kopf. „Es war doch ein luſtiger Zug durch den Wald,“ ſagte er, „wißt ihr noch, wie das Felsſtück auf die Frau fiel?“

„Und wie Soliman als Amokläufer ſeinen Tod fand?“

Eine Erinnerung weckte die andere. „Nur den Legundibaum habt ihr nicht geſehen,“ meinte ſeufzend der Alte. „Mr. Gould erſchrak ſehr, als er damals die Briefe erhielt. ‚Hätten wir nur ein Schiff, Toldi,‘ ſagte er, ‚ſo müßteſt du hin!‘ Natürlich dachte er an all die feindlichen Seelen, welche euch da oben begegnen würden und an die toten Büffel.“

„Eher ſchon an deine lebendigen Landsleute, mein braver Toldi,“ lächelte der Offizier, welcher die letzten Worte gehört hatte, „aber es iſt ja, dem Himmel ſei Dank, alles gut abgelaufen. Jetzt leb wohl, Alter, leb wohl! — Der Bootsmann gibt das Zeichen zur Abfahrt.“

„Behüten euch alle guten Geiſter, weiße Knaben; denkt auch zuweilen an den armen Dajak, er hat euch lieb!“

„Da, Toldi, — das habe ich für dich gemalt!“

Und Mr. Hardington ſchenkte ihm ein großes Bild mit den Porträts der vier Europäer, in deren Begleitung er den Kriegszug durch Borneos grüne Wälder unternommen hatte. Der Alte freute ſich wie ein Kind. „Das iſt Mr. Gould,“ rief er, „das biſt du ſelbſt, und hier Richard, hier Oskar, — Toldi will das Bild in die Kirche hängen.“

„Weshalb das?“ riefen trotz ihrer Rührung laut lachend die Weißen. „Weshalb ſollte es in der Kirche hängen?“

„Weil alle hübſchen Bilder da ſind!“ antwortete ehrlich der Wilde.“

Sein Herr klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. „Ich ſchenke dir einen ſchönen Rahmen und du ſollſt es in dein Zimmer hängen, Alter, — damit ich ſelbſt es auch zuweilen ſehen kann. Komm jetzt, komm, es iſt höchſte Zeit.“

Noch ein Druck von Hand zu Hand, ein letztes Lebewohl und die erſte Welle rauſchte auf zwiſchen dem Schiff und dem Lande; das Freundſchaftsband, feſt geknüpft in Not und Tod, war äußerlich zerſchnitten.

„Schreibe mir oft!“ rief als Abſchiedsgruß der Radſcha. „Lebt wohl! Lebt wohl!“

Mr. Gould ſchwenkte den Hut. „Oft! — Oft!“ klang es zurück.

Wieder ſandten die Kanonen den Abſchiedsgruß über die Wellen dahin; Dampf wallte auf, wie ein Vogel ſchwebte die Fregatte in den blauen Fluten.

Noch ein flatterndes Tuch hüben und drüben, dann ließ ſich nichts mehr unterſcheiden. —

Schluß.

Noch einmal ging die Fregatte durch das Chineſiſche Meer und den Indiſchen Ozean, um dann zunächſt in der Kapſtadt Anker zu werfen und dort Kohlen einzunehmen.

Während dieſer notgedrungenen Friſt wanderten natürlich die vier Freunde durch alle Straßen und erſtiegen den Tafelberg, um im Fluge auch von dem afrikaniſchen Leben, von ſeinen Pflanzen und Tieren einiges kennen zu lernen, dann ſetzte das Schiff ſeine Fahrt fort, bis auf Madeira wieder Halt gemacht wurde. Hier zeigten die Dinge bereits vielfach ein europäiſches Ausſehen und ſelbſt der Eſelsritt in das Innere gewährte keinen ſonderlichen Genuß. Unſere Freunde hatten ſo viel Schöneres, Großartigeres kennen gelernt.

In England blieben die beiden Deutſchen und Mr. Gould mehrere Tage lang als Ehrengäſte des Kapitäns an Bord des

„Violan“ und gingen dann nach herzlichem Abſchied von den Freunden in der Not, nach vielen mit Mr. Hardington gewechſelten Händedrücken und Umarmungen auf einem Paſſagierdampfer nach Hamburg wieder in See.

Der Kanal und die Nordſee lagen hinter ihnen, das Schiff glitt aus dem Salzwaſſer vor Kuxhaven hinüber in die Elbe und hatte deutſchen Grund und Boden unter dem Kiel. Die Wirkung dieſes Bewußtſeins, des Heimatsgefühles, trat bei den dreien ſehr verſchieden zu Tage.

Mr. Gould und Richard waren beide blaſſer und ernſter als ſonſt, ſie ſprachen kein unnötiges Wort, Oskar dagegen ſprang beinahe vor Vergnügen.

„Endlich, endlich zu Hauſe!“ rief er. „Weißt du, wie lange es iſt, ſeit ich von Hamburg fortging, Richard? — Zwei volle Jahre, — o wie freue ich mich, wie freue ich mich!“

Richard nickte nur, ſpäter aber, als ihn Mr. Gould anredete, ſagte er mit unwillkürlich zuckenden Lippen: „Es iſt doch ein ganz eigenes Gefühl, ſo nach jahrelanger Abweſenheit nach Hauſe zu kommen und zu wiſſen, daß man von keinem Herzen, keiner Stimme bewillkommnet werden wird! — Ebenſo gut hätte man draußen in der Fremde ſterben können.“

Der Offizier ſchüttelte den Kopf. „Das wiſſen Sie ja noch nicht,“ ſagte er lächelnd.

„Doch, doch, Sir, — der ſtrenge alte Herr Keßler im Waiſenhauſe iſt der einzige, welcher ſich meiner freundlich erinnert; die Genoſſen der Kindertage ſind zerſtreut in alle vier Winde, ſie hatten ja gleich mir ſelbſt weder Eltern noch Heimat.“

„Aber das wandelt mich nur plötzlich ſo an,“ ſetzte er mühſam lächelnd hinzu. „Ich gehe mit dem nächſten Schiff wieder fort, — hinaus in die Welt.“

Mr. Gould ſchien dieſe Worte nicht gehört zu haben, er ſah ſtarr auf das Waſſer hinaus. „Ob wohl der alte Herr Keßler noch lebt, Richard?

„Wer kann es wiſſen, Sir? Ich gehe zunächſt zum Waſſerſchout und dann heute noch nach der Admiralitätsſtraße.“

„Hurra!“ unterbrach Oskars Stimme das ernſte Geſpräch. „Hurra, da iſt Blankeneſe! — Ich ſehe die Türme von Hamburg!“

Und er tanzte über das Deck hin. „Hamburg! Hamburg!“

Dann war er plötzlich neben Richard. „O du, — wenn nun

Vater und Mutter inzwiſchen geſtorben wären! — Denke doch, zwei lange Jahre!“

Sie drückten ſich die Hände, — das Unerträgliche des Wartens, des Ungewiſſen ſchnürte die jungen Herzen zuſammen. Richard war zu feinfühlend, um einzugeſtehen, daß ihn auch noch eine andere Sorge heimlich drückte. Sein Kapitän hatte ihn unzweifelhaft beim Waſſerſchout als Flüchtling angezeigt und möglicherweiſe konnte ihm noch eine empfindliche Strafe bevorſtehen.

Das Schiff glitt an den Stranddörfern vorüber und durch den Altonaer Hafen in den Hamburgiſchen hinein. Plötzlich legte Richard die Hand über die Augen, er ſah ſchärfer hinüber in das Gewirre von Maſten und dann brach von ſeinen Lippen unwillkürlich ein Freudenſchrei.

„Da iſt die Hanſa!“

„Ihr Schiff, das, von welchem Sie heimlich fortgingen, um Oskar aus den Händen des ſchurkiſchen Chineſen zu erretten, Richard?“

„Ja, Sir.“

Er ſchwenkte den Hut, ſo daß ihn von hüben und drüben die Leute lächelnd, voll Verwunderung anſahen.

„Steuermann Peters, — ahoi!“

An Bord der Brigg hielt ein Seemann in dem langſamen Gang über Deck plötzlich inne, ſchob die Mütze in den Nacken und wälzte den „Priem“ Kautabak auf die andere Seite. „Kinners,“ ſagte er ganz beſtürzt, „Kinners, dat wör, as wenn mi eener ropen däh!“ —

„Daar is he, Stüermann! — Up denn Engelländer!“

„Peters, Peters, kennen Sie mich denn nicht mehr?“

Jetzt ſah der ehrliche Hamburger den erhobenen Arm und das hübſche braune Jünglingsantlitz. „O Jemine!“ rief er, „das iſt Richard!“

Dann war die Begegnung vorüber und einige Minuten ſpäter warf das Dampfſchiff Anker aus. Oskar näherte ſich dem ſchweigſamen ernſtblickenden Offizier. „Gehen Sie mit mir, Sir? — O bitte, bitte, die Steinſtraße iſt gar nicht ſo weit.“

Mr. Gould fuhr plötzlich auf. „Noch nicht,“ antwortete er, „nein, noch nicht. Aber ich werde wahrſcheinlich heute abend Ihre Eltern beſuchen, Oskar!“

Der junge Menſch ſchien ſehr enttäuſcht. „Und du, Richard?“ ſagte er etwas kühl.

„Ich muß mich zunächſt beim Waſſerſchout melden und dann den Steuermann von der „Hanſa“ aufſuchen, Oskar. Wer weiß, wann das Schiff unter Segel geht.“

„Aber was kümmert das dich?“ rief der andere. „Du wirſt doch nach der Geſellſchaft deines früheren Vorgeſetzten keine ſo unbezwingliche Sehnſucht empfinden?“

Richard lächelte. „Das allerdings nicht, Oskar, aber der Steuermann muß mir als Zeuge dienen. Du weißt, daß das plötzliche Erſcheinen Dewitſchands auf der Hafentreppe von Bombay meine Rückkehr zum Schiff verhinderte.“

Oskar nickte nur, ohne auf die Sache ſelbſt einzugehen. „Dann ſehe ich dich alſo heute abend?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ich hoffe es. Deine Eltern werden ja auch ſonder Zweifel ihren rückkehrenden Sohn zunächſt ohne die Gegenwart dritter Perſonen begrüßen wollen.“

„Ja — wahrſcheinlich.“

Und mit kurzem Kopfnicken ging er fort, das Herz voll Groll und Ärger. „Richard will den reichen Mann nicht verlaſſen,“ dachte er, „will ſich an ihn klammern, um mich zu verdrängen.“

Er biß die Zähne zuſammen, daß ſie knirſchten. Der Gedanke des Wiederſehens war vergeſſen, untergegangen in dem an das Geld. „Ob Mr. Gould heute abend kommen wird?“ — hundertmal, tauſendmal wiederholte er ſich die Frage.

Richard und Mr. Gould ſtanden unterdeſſen auf der Dampferbrücke bei einander. Sie hatten beide in der großen Stadt keine Seele, die ihrer wartete, — ſie konnten ſich Zeit nehmen.

„Leben Sie wohl, Sir,“ ſagte halb ſeufzend unſer Freund. „Alſo im Hotel zum Kronprinzen werden Sie wohnen? Ich darf mir erlauben, zuweilen bei Ihnen vorzuſprechen?“

Mr. Gould drückte ſeine Hand. „Nicht nur das, Richard, Sie müſſen mir geloben, täglich mein Gaſt zu ſein, nichts ohne mich zu unternehmen und vor allen Dingen keine Heuer abzuſchließen, ehe ich die Sache erfahren habe. Wollen Sie das?“

„Gewiß, Sir. Ich bin Ihnen für Ihre Güte unendlich dankbar.“

„Auf heute nachmittag alſo, — Sie erzählen mir dann, wie es Ihnen bei dem Waſſerſchout erging. Auf Wiederſehn!“

Sie gingen nach verſchiedenen Seiten auseinander, dann aber ſtand Mr. Gould bei dem nächſten beſten Laden wie zufällig ſtill, bis Richard ſeinen Blicken entſchwunden war. Sobald er ſich un-

beobachtet wußte, veränderte der Offizier die Richtung, welche er vordem eingeſchlagen und ging ſchnellen Schrittes rechtsab zur Admiralitätsſtraße. Man ſah jetzt auf den erſten Blick, daß er in der inneren Stadt vollkommen zu Hauſe war.

Da lag es, das graue alte Giebelhaus mit dem Stadtwappen über der Thür und dem hochgewölbten Eingang, — das damalige, ſpäter als Gerichtsgebäude benutzte Waiſenhaus von Hamburg. Mr. Gould ging an der Thür vorüber, einmal, zehnmal, — er konnte das Herzklopfen nicht beherrſchen, er wußte, daß es ihm ſchwer werden würde, drinnen mit verſtändlicher Stimme zu ſprechen.

Mit einem plötzlichen Entſchluß legte er endlich die Hand auf den Drücker und trat ein.

Die weite gepflaſterte Halle lag offen vor ihm, — zwei Stufen führten hinauf in den großen Betſaal der Kinder, — drinnen ſangen die friſchen jungen Stimmen einen Choral, ſonſt war in dem altertümlichen Hauſe alles ſtill wie in einer Kirche.

Mr. Gould zog eine Klingel; gleich darnach erſchien ein Dienſtmädchen und fragte, wen der Herr zu ſprechen wünſche.

„Iſt der Beamte, Herr Keßler, zu Hauſe?“

Seine Pulſe ſtockten, während er fragte. Wenn dieſer Mann inzwiſchen geſtorben war!

Aber nein! — Das Mädchen bat, ſich in den erſten Stock hinaufzubemühen und wollte dann wiſſen, wer gemeldet zu werden wünſche.

Mr. Gould ſchüttelte den Kopf. „Herr Keßler kennt mich nicht,“ antwortete er. „Sagen Sie, bitte, es ſei die Angelegenheit eines Zöglings, welche mich hierherführt.“

Das half ſogleich. Eine Minute ſpäter ſtand Mr. Gould in einem kleinen, auf den Garten hinausgehenden Zimmer einem alten Herrn mit Schlafrock und Brille von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber. Der muſternde Blick des Beamten ſchien ihm den Zweck des Beſuches aus der Seele herausleſen zu wollen, die Handbewegung, welche den Stuhl anbot, war ſehr kühl.

„Darf ich bitten?“ ſagte Herr Keßler.

„Gewiß, mein Herr. Entſinnen Sie ſich möglicherweiſe noch eines früheren Zöglings dieſer Anſtalt, eines jungen Mannes, der ſpäter zur See ging, — ſein Name iſt Richard Wittenburg.“

Herr Keßler rückte die Brille bis zum Haar hinauf und ebenſo ſchnell wieder herab. „Richard Wittenburg?“ wiederholte er, „ja, o ja, ich weiß es, er war mein Liebling, ich hatte ihn gern

von seiner ersten Jugend her, aber das Leben muß den sonst so guten Jungen früh verdorben haben, er ist in Bombay schmählich vom Schiff geflüchtet und wird sich, gefällt's Gott, hier in Hamburg nicht wieder blicken lassen. Es wäre mir schrecklich, ihn wie einen gemeinen Verbrecher unter allerlei Gesindel im Gefangenhaus zu wissen!"

„Was aber," fügte er dann tief atmend hinzu, „was ist es, das Sie in bezug auf den Entlaufenen von mir zu erfahren wünschen? Kennen Sie ihn?"

Mr. Gould nickte. „Ich bin heute mit ihm von Borneo hier angekommen, Herr Keßler, — Richard wird seiner Flucht wegen von den Hamburgischen Behörden nicht bestraft werden, dafür bürge ich Ihnen. Wie das alles sich zutrug, mag er Ihnen selbst erzählen; vorläufig ist es eine andere Angelegenheit, in welcher ich Ihren freundlichen Beistand erbitte!"

Herr Keßler verbeugte sich. „Ich stehe zu Diensten," sagte er.

Mr. Gould schien aus seiner Tasche einen Gegenstand hervorziehen zu wollen, dann ließ er die erhobene Hand wieder sinken. „Herr Keßler," sagte er endlich, mühsam sprechend, „Sie haben vor achtzehn Jahren Richards Mutter persönlich gesehen, nicht wahr?"

„Ja, Herr — —"

„Ich heiße Gould, — Ernst Gould! —"

„Herr Gould also. Ja, ich habe Richards Mutter gesehen, aber nur als Leiche."

„Das ist mir bekannt. War die arme Frau jung und sehr hübsch, Herr Keßler, hatte sie reiches dunkles Haar und kleine Hände?"

„Auffallend klein! ja, ich erinnere mich, Herr Gould."

Jetzt griff der Offizier doch in die Tasche. Er zog das in der Piratendschonke wiedergefundene kleine Bild hervor und zeigte es dem Beamten. „Besinnen Sie sich, mein Herr, besinnen Sie sich, bitte, auf jede Kleinigkeit, — ist dies das Bildnis der armen Frau?"

Herr Keßler rückte die Brille wieder an ihren Ort, er prüfte bedächtig das Bild und nickte dann still vor sich hin. „Ja, ja, sie ist es, sie ist es, ich bin völlig überzeugt. Finden Sie nicht auch, daß sich Mutter und Sohn ganz besonders gleichen, Herr Gould? — Sie kennen ja den Jungen, wie Sie soeben sagten! — Er ist der armen Frau wie aus den Augen geschnitten."

„Aber," fügte er dann hinzu, „es gibt noch ein untrügliches Beweismittel. Warten Sie, Herr, warten Sie, ich hole es."

Er eilte fort und ließ den Offizier in unbeschreiblicher Aufregung zurück. Unten sangen noch die Kinderstimmen, draußen im Garten grünte und blühte der deutsche vollentfaltete Sommer, aber Mr. Gould hörte und sah nichts, er dachte nur immer an die Worte des Alten, — „ein untrügliches Beweismittel" — was war das?

Und endlich kam der Beamte zurück. Die Brille saß wieder oben im Haar, das Gesicht war sehr rot und die Hände hielten ein in Leinen genähtes Paket, das er auf den Tisch legte. „Achtzehn Jahrgänge rückwärts, Herr Gould, das gab ein langes Suchen und Kramen, aber jetzt habe ich das Richtige gefunden. Sehen Sie selbst: ‚Richard Wittenburg' — das ist's!"

Mr. Gould nickte nur, er brachte keinen Ton heraus.

Der Alte löste die versiegelten Schnüre, nahm einen in Papier gewickelten Gegenstand, den er beiseite legte und entfaltete ein braun- und schwarzgestreiftes Frauenkleid. „Sehen Sie her, lieber Herr, das ist der Anzug, in welchem ich die Tote zum ersten und einzigen Male sah, — offenbar das Kleid, worin sie dem Maler gesessen hatte!"

Mr. Gould nahm mit bebenden Händen den Stoff an sich, er biß die Zähne hörbar zusammen. „Ich erkenne es!" sagte er nach einer Pause.

Herr Keßler sah ihn forschend an. „Und Sie haben einen ernsten, einen wirklich ehrenwerten Grund, dieser Sache nachzuforschen, Herr Gould?" fragte er bedächtig. „Es sind die Angelegenheiten eines dritten, welche ich Ihnen hier enthülle, das bedenken Sie wohl, es ist das Archiv des Hamburgischen Waisenhauses, dessen Geheimnisse Sie erfahren."

Mr. Gould war blaß wie der Tod. „Weshalb fragen Sie jetzt, nachdem Sie mir alles gezeigt haben, Herr Keßler?"

Der Alte blieb unentwegt. „Sind Ihre Gründe wirklich ehrenwerter Natur, Herr?"

„Bei Gottes Gegenwart, — ja!"

„Gut, dann sollen Sie das letzte sehen!"

Er schlug die Papierhülle auseinander, zwei beschriebene Blätter lagen darin, das eine gab er dem erschütterten, bebenden Manne. „Ich fand den Brief in der Tasche dieses Kleides, Herr Gould," sagte er.

Der Offizier warf auf die enggedrängten Zeilen nur einen einzigen Blick, dann trat plötzlich alles Blut in sein Gesicht. „Ach!“ rief er, wie aus erlöstem, jubelvollen Herzen, „ach, das ist der Beweis! Kennt Richard diesen Brief, Herr?“

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Nein,“ antwortete er, „der Junge schien mir dafür noch nicht alt genug. Ich habe von dem schönen dunkeln Haar seiner Mutter damals etwas abgeschnitten und ihm dann aus eignen Mitteln daraus eine kleine Flechte machen lassen, die er, wie ich glaube, in einer Kapsel bei sich trägt, er kennt auch das Kleid, aber von den Briefen weiß er zur Zeit noch nichts; ich wollte ihm diese Mitteilung für spätere Zeiten aufsparen.“

Mr. Gould streckte die Hand aus. „Ist noch ein zweites Schreiben da?“ fragte er erstaunt.

„Ja, mein Herr. Es scheint eine Antwort zu sein, der Anfang einer solchen wenigstens, jedenfalls von der eigenen Hand der Toten.“

„Eine Antwort auf diesen Brief?“

„Ja!“

Mr. Gould ergriff das Blatt, er schwankte, das ganze Zimmer schien sich mit ihm im Kreise zu drehen. Er wollte lesen, aber nur ein unterdrücktes Schluchzen brach aus seiner Brust hervor, dann sank er, von jäher Ohnmacht gepackt, plötzlich in das Sofa zurück.

Der alte Beamte, der Waisenvater im edelsten Sinne des Wortes, zeigte bei diesem Anblick durchaus kein Erschrecken, er nickte vielmehr ganz zufrieden vor sich hin, brachte den Kopf des Bewußtlosen in eine bequemere Lage und rieb ihm die Stirn mit Essig.

„Ich dachte mir's,“ murmelte er, „ich dachte mirs!“

Er rief keine Hilfe herbei, sondern fuhr in seinen menschenfreundlichen Bemühungen ganz allein fort, aber im Augenblick noch ohne Erfolg; die Glieder des Ohnmächtigen blieben regungslos, der Herzschlag schien zu stocken.

Herr Keßler nahm aus einem Schrank eine kleine Flasche und wollte dieselbe, nachdem er den Kork abgezogen hatte, dem Gesichte seines Besuchers nähern, als plötzlich draußen schnelle Schritte die Treppen hinaufsprangen und eine Hand fast zugleich klopfte und die Thür öffnete. Auf der Schwelle stand Richard.

„Grüß Gott, Herr Keßler!“ rief er strahlend vor Freude,

dann aber, nachdem er den im Sofa Liegenden erkannt hatte, brach er erſchreckend ab. „Mein Gott, Mr. Gould, — was iſt es mit ihm?“

Der alte Beamte legte beide Hände auf die Schultern des hochgewachſenen jungen Mannes. „Nichts, nichts, Richard,“ ſagte er. „Wie groß du geworden biſt, Junge! — Weshalb kam denn in der ganzen Zeit von dir kein Brief?“

„O bitte, laſſen Sie mich zu Mr. Gould, Herr Keßler!“

Aber der Alte hielt ihn feſt. „Sei vorſichtig, Kind, ich weiß nicht, ob er dich gleich ſehen darf! — Sage mir, kennſt du ihn genauer? Wer iſt der Herr!“

„Ein Mann, der mir das Leben gerettet hat, Herr Keßler, mehrfach ſogar. Was fehlt ihm, weshalb ſollte er mich nicht ſehen dürfen?“

Der Alte wiegte den Kopf. „Du vermuteſt nichts, Junge, Herr Gould hat dir keinerlei Andeutungen gemacht?“

„Nein! Nein! — Was iſt denn geſchehen?“

Die Augen ſeines treuen alten Erziehers ſuchten Richards Blick. „Ich will dir erzählen, was ich glaube, mein Junge; hörſt du wohl, was ich glaube, denn bewieſen iſt noch nichts!“

„Aber was denn? — Was denn?“

„Herr Gould iſt, wie ich feſt glaube, dein Vater!“

Richard ſtand wie verſteinert. „Mein Vater?“ wiederholte er halb unbewußt.

„Ich glaube es, Kind, — komm, wir wollen ihn zu erwecken ſuchen.“

Und indem er jetzt kräftiger einſchritt, erzählte der würdige Mann ſeinem Zögling alles, was in dieſem Zimmer geſchehen war. „Du wirſt ſpäter von dem Inhalt der beiden Briefe erfahren,“ fügte er hinzu, „ich möchte da nicht vorgreifen. — So, ſo, das Leben kehrt zurück!“ —

Mr. Gould drehte den Kopf. „Der Brief,“ ſtammelte er noch mit geſchloſſenen Augen. „O, er iſt an mich gerichtet, Herr Keßler, mein armes Weib hat ihn geſchrieben und erſt achtzehn Jahre nach ihrem Tode erhalte ich das Blatt!“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. „Richard iſt mein Sohn, Herr, — Gott weiß, ich wußte es, ſeit er vor länger als einem halben Jahre zuerſt ſo unvermutet vor mir ſtand, — ich wußte es und wenn auch zehnmal, hundertmal der Verſtand die Stimme des Herzens unterdrücken wollte. Hierher komme ich mit

Ihrer gütigen Erlaubnis noch zurück, werter Herr, — jetzt sagen Sie mir, bitte, wo ich das Büreau des Wasserschouts finde!"

„Um Ihren Sohn aufzusuchen, Herr Gould?"

„Ja. Ich muß ihn verteidigen, seiner scheinbaren Flucht wegen und — ich kann es auch nicht erwarten, ihn, nun ich alles weiß, wiederzusehn."

Der alte Beamte deutete lächelnd auf die halbdunkle Ecke des /tertümlichen Gemaches, das von dem großen Kachelofen fast in zwei Hälften geteilt wurde. „Sehen Sie dorthin, Herr Gould!" sagte er.

Der Offizier wandte sich um. „Richard!" rief er nur, aber in dem Tone lag eine solche Fülle von Glückseligkeit, daß es den warmherzigen alten Mann auf das tiefste erschütterte. Leise davonschleichend, überließ er die beiden ihrer ersten, alles beherrschenden Freude. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später fuhren Mr. Gould und sein Sohn in einer Droschke hinaus vor das Dammthor, um dort ein teures Grab zu besuchen. Der Offizier hatte jetzt den halbvollendeten Brief seiner verstorbenen Frau zu Ende gelesen, er hatte auch Richard von dem Inhalt beider Schriftstücke unterrichtet und ihm erzählt, wie es damals zuging, daß er anscheinend so lieblos Frau und Kind verließ.

Es waren schlimme Familienverhältnisse zwischen ihm und seinem starrsinnigen alten Vater, der sich ganz von ihm trennte und erst demütig um Verzeihung gebeten werden wollte, ehe er die Hand zur Versöhnung reichte, — kaum verheiratet ging der Sohn mit seiner jungen Frau nach Berlin und als er dort nicht gleich vorwärts kommen konnte, fort nach Indien, um in der Ferne Glück und Gelingen zu suchen.

Seine Frau hatte in die Trennung gewilligt, um nicht ihres Mannes Pläne zu durchkreuzen, aber sie hatte in Berlin keine Stellung gefunden, in der sie sich den notdürftigsten Unterhalt zu erwerben vermochte und beschloß daher, die Schwiegereltern in Hamburg aufzusuchen und bei ihnen wenigstens für ihr neugeborenes Kind um Hilfe zu bitten. Sie würden sich ja doch dem Anblick des unschuldigen kleinen Wesens nicht verschließen und ungerührt bleiben können, wenn ihnen das Kind ihres Sohnes in die Arme gelegt wurde; nein, nein, dieser Weg war der richtige, die junge Mutter hoffte auf Glück und Versöhnung, als sie ihn einschlug.

Ihr Mann ſchrieb aus England einen Brief voll treuer Liebe und bat ſie, die Antwort poſtlagernd Bombay abzuſenden, — mit dieſem Troſte machte ſie ſich auf nach Hamburg; von dort aus, nachdem ſie ihm im elterlichen Hauſe die volle Verſöhnung erwirkt hatte, wollte das arme junge Weſen nach Indien ſchreiben und den teuren Flüchtling zurückrufen in die Heimat.

So ſtand es in dem Briefe, der wahrſcheinlich ſchon gleich bei ihrer Ankunft in Hamburg auf die Poſt gegeben werden ſollte, dem ſie vielleicht dort noch eine, aber eine glückverheißende Zeile hinzufügen wollte: „Komm wieder hierher, es iſt alles gut!“ —

Dann trat der Tod dazwiſchen; Mangel und Aufregung rafften die arme junge Mutter dahin, als Hamburgs Türme ſchon vor ihren Augen lagen. — — —

„Ich habe,“ ſchloß Mr. Gould, „als ſich in Bombay kein Brief für mich vorfand, voll Sorge gleich wieder nach Berlin geſchrieben, aber natürlich keine Antwort erhalten. Selbſt die Polizei wußte nichts, auch die Wirtsleute konnten mir nur ſagen, daß meine Frau abgereiſt ſei, — ich fragte bei ihren Eltern, bei den meinigen, alles umſonſt.“

„Wahrlich, mein Junge, was ich als Sohn möglicherweiſe verſchuldete, das habe ich als Vater zehnfach gebüßt. Wo war mein ſchutzloſes Kind? — Durch faſt achtzehn volle Jahre raubte mir dieſe bange Frage den Schlaf der Nächte und die Ruhe der Tage. Gott hat mir dich wie durch ein Wunder zurückgegeben.“

Er umarmte immer aufs neue den endlich Gefundenen. „Sprachſt du mit dem Waſſerſchout?“ fragte er dann plötzlich, „wie ſteht es, mein Junge?“

Richard ſchüttelte den Kopf. „Ich traf ihn nicht zu Hauſe,“ antwortete er, „deshalb kam ich ja eben ſo ſchnell nach der Admiralitätsſtraße. Die „Hanſa“ bleibt noch mehrere Wochen hier liegen, das konnte man mir im Büreau ſagen.“

Ein prächtiger Kranz war auf das Grab gelegt, dann fuhren Vater und Sohn zum Waſſerſchout, wo ſich die Sache leicht ins richtige Geleiſe bringen ließ, da ſchon der brave Steuermann zu Richards Gunſten ausgeſagt hatte. Auch einen Rechtsanwalt ſuchten ſie auf. Mr. Gould wollte ſogleich ſeinen Sohn öffentlich anerkennen und an den Senat ein Geſuch einreichen, um ihm gegen Erſtattung aller von ſeiten der Stadt für denſelben aufgewendeten Erziehungskoſten nun auch den rechtmäßigen Vatersnamen anſtatt des nur geborgten zu verſchaffen; — erſt ſpät am Abend, weit

über die festgesetzte Stunde hinaus, kamen beide nach der Steinstraße zu Oskars Eltern.

Fröhlicher Kinderlärm schallte ihnen entgegen. Der Sohn und Bruder war nach langer Trennung zurückgekehrt, das ließ alle Armut, alle Not des Lebens vergessen; sie jubelten durcheinander, die vielen Kleinen des armen Abschreibers, selbst das verhärmte Gesicht der Mutter glänzte heute wie neuverjüngt, — der Langentbehrte, schon verloren Geglaubte saß ja an ihrer Seite, sie sah in seine Augen, sie hielt seine Hand, das war des Glückes genug.

Oskar wurde blutrot, als er Mr. Gould in Richards Begleitung erblickte. Also doch! — er hatte sich's ja immer gedacht! Richard wollte den reichen Gönner allein behalten.

„Vater! Mutter!" rief er, „das ist Mr. Gould, von dem ich euch erzählte! — O, Sir, wie gütig von Ihnen, daß Sie hierher kommen!"

Der Offizier wandte sich zu den Eltern des jungen Menschen und begrüßte sie auf das freundlichste, dann zog er seinen Sohn an der Hand zu sich. „Und dieser hier?" fragte er lächelnd, „haben Sie für Ihren tapferen Erretter keinen Gruß, Oskar?"

„Gewiß, gewiß," stammelte der andere. „Bitte, nimm doch Platz, Richard."

Unser Freund beschäftigte sich schon mit den kleineren Kindern, er näherte sich erst dem Genossen der letzten Jahre, als Mr. Gould in kurzen Worten das Geschehene erzählt hatte, dann nahm er Oskars Hand und zog ihn beiseite.

„Ich werde nun meinen Vater bestimmen können, doppelt für dich und die Deinigen zu sorgen," sagte er freundlich. „Du sollst sehen, er hilft euch allen aus der Not."

Oskar antwortete nicht und Richard ließ ihm gern Zeit, sich in die so ganz unerwartete Wendung des Geschicks allmählich zu finden.

Der Abend ging hin, ehe man sich's gedacht; frohe Menschen pflegen nicht nach der Uhr zu sehen. Mr. Gould hatte den armen Schreiber auf die gütigste Weise zum Sprechen gebracht, er ließ ihn nach Herzenslust Luftschlösser bauen und stimmte nur zuweilen mit einem: „So wollen wir's machen!" ein in seine Worte, während die jungen Leute durcheinander lachten und scherzten, erzählten und fragten und das Mütterchen still mit gefalteten Händen, Gott dankend, dabei saß. Erst ganz spät fiel es den guten Leuten ein, daß ja in ihrem Hause seit länger als sechs Monaten ein Brief

mit Richards Adreſſe aufgehoben wurde; jetzt brachte ihn der Vater mit vielen Entſchuldigungen herbei.

„Von Bruder Körner!“ ſetzte Oskar hinzu.

Richard erbrach das Schreiben und überflog voll Freude vier Seiten einer enggedrängten Mitteilung, von der ihn jede Zeile wie ein liebes bekanntes Geſicht freundlich grüßte. Der würdige Miſſionar berichtete von allem, was ſeit ſeiner und Oskars Abreiſe auf der Station geſchehen war, von der Unterſuchung gegen die Thugs, dem Stande der Arbeiten und dem Bau der neuen Kirche, ja, ſogar den perſönlichen Schickſalen ſeiner Gemeindeglieder. „Mit der Schubkarre fahren können ſie immer noch nicht,“ hieß es am Schluſſe des Briefes, „auf halbem Wege kippt das Gefährt und die Beſcherung iſt da. Aber dennoch brennen wir unſere Bauſteine und langſam wachſen die Mauern des Gotteshauſes — nur viel, viel Geduld muß man haben. Von den Thugs hört niemand etwas; hoffentlich ſind dieſe Mörderrotten jetzt für immer aus Indien verdrängt, ihr letzter Schlupfwinkel ihnen entzogen, ſeit Keſchub Agarris Felſenſchloß der Regierung als Kaſerne dient. — Dſchumbo, unſer aller lieber Freund und Genoſſe, befindet ſich ſehr wohl und trägt bedeutend dazu bei, mir das äußerlich Schwere meines teuren geſegneten Berufes zu erleichtern. Sobald ich über Land reiſen, oder auch nur in einem anderen Dorfe predigen, einen entfernt wohnenden Koloniſten beſuchen muß, trägt mich der graue Rieſe auf ſeinem Rücken ſicher dahin und bietet nebenbei durch die ihm innewohnende Wachſamkeit einen Schutz gegen wilde Tiere, wie er nicht wirkſamer ſein könnte. Thumal iſt nach wie vor ſein Mahaut und Dſchumbo gehorcht ihm beſtens, nur in einem Punkte bleibt er eigenſinnig, oder richtiger geſagt: von einer rührenden Treue. Fragt man ihn: ‚Wer iſt es, den du lieb haſt, Dſchumbo?‘ dann ſieht er im Kreiſe umher und ſchüttelt den großen Kopf. Ich habe übrigens verboten, ihm dieſe Frage vorzulegen, und zwar weil das arme Tier, in der Erwartung, ſeinen geliebten Herrn wiederzuſehen, hellauf trompetet und dann um ſo trauriger die Anweſenden muſtert. Hondin iſt nicht vergeſſen, weder von dem Elefanten, noch von uns Menſchen, die wir ihn lieb hatten; ſein Grab liegt unter Blumen verborgen, — ich habe eine Palme darauf gepflanzt und kleine Niſtkäſtchen hineingehängt, da ſingt es nun und klingt fröhlich wie ein Auferſtehungslied um die ſtille Stätte herum, vom Morgen bis zum Abend. Vergeßt auch ihr, meine jungen Freunde, nie den Mann, der ſein Leben dahingab, um das eure zu retten!

„Meine Frau und Kinder, Thumal und die übrigen Hausgenoſſen grüßen euch von Herzen, ebenſo ich ſelbſt. Möge euch der himmliſche Vater jederzeit in Seinen Schutz nehmen!

Euer treuer väterlicher Freund Karl Körner.“

Voll Intereſſe hatten alle dem Vorleſer zugehört, die Erwachſenen, weil ſie wußten, welch ein vorſorglicher, ſelbſtloſer Beſchützer ihren Kindern in der Stunde höchſter Not der brave deutſche Miſſionar geweſen war; die Kleinen, weil ſie von Dſchumbo erfuhren, dem Elefanten, auf deſſen Rücken ihr Bruder reiten durfte. Man ſprach hin und her, bis endlich die Trennungsſtunde ſchlug, aber nur für kurze Friſt, denn die Freunde blieben im engſten gegenſeitigen Verkehr, der auch dann nicht abgebrochen wurde, als Richard wieder in See ging. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſeinen Lebensberuf zu ändern und ſein Vater ließ ihn darin völlig freie Hand.

Oskar wurde Kaufmann; er hatte das Seeleben nie beſonders geliebt, jetzt gab er es auf und trat bei einem bedeutenden Handlungshauſe in die Lehre, um ſpäter Herrn Goulds Buchhalter zu werden. Auch den Vater des jungen Menſchen brachte der reiche Mann ſo unter, daß nunmehr alle Nahrungsſorgen für immer beſeitigt waren.

Oskars etwas habſüchtiger und mißtrauiſcher Charakter erfuhr eine gründliche Änderung; er ſchämte ſich ſeines Verdachtes gegen den hochherzigen Richard und beide blieben auch als erwachſene Männer die beſten, treueſten Freunde.

Richard führte gar bald als Kapitän eines der Schiffe ſeines Vaters und kam nicht allein wieder nach Kalkutta, von wo aus er die Miſſionsſtation und Hondins Grab beſuchte, ſondern auch nach Sarawak, wo er Radſcha Brooke als geliebten Herrſcher und die Stadt als blühende geſchäftsfrohe Handelsniederlaſſung vorfand. Der Radſcha hatte nach erlangtem Frieden ſeine Familie aus dem indiſchen Feſtlande zu ſich kommen laſſen und lebte als glücklicher Mann in reich geſegneter Thätigkeit als der Schöpfer eines geordneten Staatsweſens.

Der brave Toldi war nach langem ehrenhaftem Leben auf dem Landſitz des Radſcha im hohen Alter geſtorben, — möchte es ſeiner Seele vergönnt geweſen ſein, den Kina-Balu zu erklimmen und ſich die Goldfrucht des Leguſidibaumes zu eigen zu machen.

Druck von C. Schönert, Leipzig-Reudnitz.

Digitized by Google

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Schriften für reifere Knaben

von

H. Wörishöffer.

Die Wörishöfferschen Jugendschriften, ebenso reich an Unterhaltung wie Belehrung, haben sich in der Knabenwelt einen solchen Ruf erworben, daß alljährlich viele tausend Wünsche nach ihnen gerichtet sind. Mit jedem dieser Bücher kann man gewiß sein, große Freude zu machen.

Robert des Schiffsjungen

Fahrten und Abenteuer auf der deutschen Handels- und Kriegsflotte.

5. Auflage. Mit über 100 Abbildungen. Eleg. geb. 9 M.

Das Naturforscherschiff

oder

Fahrt der jungen Hamburger mit der „Hammonia" nach den Besitzungen ihres Vaters in der Südsee.

4. Auflage. Mit 25 Tonbildern. Eleg. gebunden 7 M.

Auf dem Kriegspfade.

Eine Indianergeschichte aus dem fernen Westen.

3. Auflage. Mit 16 Tonbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Kreuz und quer durch Indien.

Irrfahrten zweier junger deutscher Leichtmatrosen in der Indischen Wunderwelt.

3. Auflage. Mit 17 Tonbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Starke, stattliche Bände in feinem Geschenkeinbande.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferner:

Schriften für reifere Knaben

von

H. Wörishöffer.

Ferner:

Onnen Visser,

der Schmugglersohn von Norderney.

2. Auflage. Mit 16 Tonbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Durch Urwald und Wüstensand.

2. Auflage. Mit 16 Tonbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Lionel Forster der Quarteron.

Eine Geschichte aus dem amerikanischen Bürgerkriege.

Mit 16 Vollbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Ein Wiedersehen in Australien.

Mit 16 Vollbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Die Diamanten des Peruaners.

Fahrten durch Brasilien und Peru.

Mit 16 Vollbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Starke, stattliche Bände in feinem Geschenkeinbande.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Schriften für reifere Knaben

von

August Niemann.

In August Niemann ist der Jugend ein besonders begabter Erzähler erstanden. Seines jungen Helden Pieter Maritz' Thaten und Abenteuer im Befreiungskampfe seines Volkes gegen die Engländer haben dem Verfasser im Fluge die Herzen der Jugend erobert, die jedem Niemannschen Buche mit Spannung entgegensieht.

Pieter Maritz,

der Buernsohn von Transvaal.

3. Auflage. Mit 16 Tonbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Das Geheimnis der Mumie.

Mit 17 Tonbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Ein Buch von eignem Zauber, das Jahrtausende zurückversetzt in das sagenhafte Reich der Ägypter, und das auch Erwachsene mit Spannung und Genuß lesen werden. Die leuchtende Gestalt des jungen Amasis, des Lieblings der Götter und des Pharao, bildet den Mittelpunkt eines Kreises großer, interessanter Ereignisse

Das Flibustierbuch.

Mit 16 Tonbildern. Eleg. gebunden 9 M.

Mit atemloser Spannung wird der jugendliche Leser in diesem Buche die Erlebnisse eines deutschen Edelmannes unter den abenteuerlichen Scharen der Flibustier, jener gefürchteten Seeräuber des 17. Jahrhunderts, verfolgen und dabei vieles in sich aufnehmen, was zur Bereicherung seiner Kenntnisse und Anschauungen dient.

Starke, stattliche Bände in feinem Geschenkeinbande.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

A. Schmelzers

Erzählungen aus der Sage und Geſchichte des Altertums.

Ein ſtattlicher Band, reich illuſtriert mit über 100 Abbildungen im Text und 20 Einſchaltbildern von H. Knackfuß.

In elegantem Geſchenkband Preis 8 M.

Erzählungen aus der Sage und Geſchichte des Mittelalters.

Zwei ſtattliche Bände, reich illuſtriert mit 88 Abbildungen im Text und 17 Einſchaltbildern von H. Knackfuß.

In zwei eleganten Geſchenkbänden, jeder Band M. 5,50.

Der ewig junge Stoff der Geſchichte in einer der Jugend wirklich angemeſſenen Darſtellung und endlich einmal würdig illuſtriert. Da der Autor eine ſeltene Gabe beſitzt, für die Jugend zu ſchreiben, und den Künſtler Neigung und Studium für dieſe Arbeit beſonders befähigten, ſo iſt hier ein Werk entſtanden, das man gern in den Händen unſrer Jugend ſehen, dem man auch ſeinen Platz in den Schülerbibliotheken nicht verſagen wird.

Kaiſer Wilhelm der Siegreiche.

Von

B. Rogge,

Hof- und Garniſonprediger in Potsdam.

Ein ſtarker, ſtattlicher Geſchenkband mit zahlreichen Abbildungen.

Elegant gebunden Preis 6 M.

Ein Buch, das der Erinnerung an unſern entſchlafenen Heldenkaiſer Wilhelm I., den Begründer des neuen deutſchen Reiches, gewidmet und geeignet iſt, durch das Lebensbild dieſes unvergeßlichen Herrſchers in der deutſchen Jugend die Liebe zum Vaterlande, Tapferkeit und treue Pflichterfüllung im Dienſte des Vaterlandes zu wecken und zu ſtärken, Tugenden, welche in dem dahingeſchiedenen Kaiſer verkörpert waren und von ihm der deutſchen Nation als unzerſtörbares Erbteil hinterlaſſen ſind. Der Verfaſſer hat es verſtanden, unter nachdrücklicher Hervorhebung dieſer vorbildlichen Eigenſchaften im Charakter des Kaiſers Wilhelm eine überaus anziehende und feſſelnde Darſtellung des reichen Lebensganges zu geben, durchwoben von intereſſanten perſönlichen Erlebniſſen, Anekdoten und charakteriſtiſchen Einzelzügen, ſo daß das Buch mit ſeinen treffl.ichen Abbildungen eine intereſſante und genußreiche Lektüre für unſre heranwachſende Jugend bietet.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Digitized by Google